This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

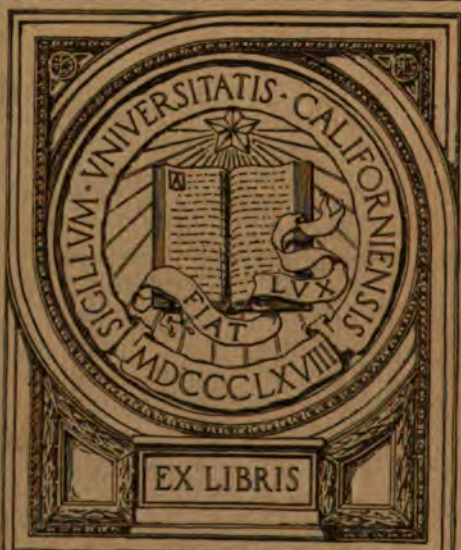
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 54 468

GIFT OF
JANE K. SATHER



EX LIBRIS

Friedrich der Große

als Feldherr.

Von

Theodor v. Bernhardi.

Zweiter Band.

Berlin 1881.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

JJ411
.5
B3
v.2

Mit Vorbehalt des Ueberſetzungsrechts.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalt.

1760.

Seite

Neue Verträge; allgemeine Lage; Operationspläne . 1

Frankreichs Verlangen nach Frieden; neuer Vertrag Oesterreichs mit Rußland 1

Ordnung des österreichischen Heerbefehls; Daun und Laudon . . 8

Der Operationsplan der Oesterreicher 11

Die Herstellung der preußischen Armee; die Machtverhältnisse; Friedrichs II. Operationsplan 19

Landeshut 28

Eröffnung des Feldzugs in Schlesien; erste Operationen Laudons; General Fouqués übereilter und mißbilligter Rückzug aus dem Gebirge; Rückkehr dorthin und Niederlage bei Landeshut . . 28

Dresden und Glatz 47

Eröffnung des Feldzugs an der Elbe; vergebliche Bemühungen des Königs, eine Schlacht herbeizuführen 47

Aufbruch des Königs nach Schlesien; Wendung an die Elbe zurück; Belagerung von Dresden; Eroberung von Glatz durch Laudon 53

Prinz Heinrich in der Stellung an der Warthe, seine Zweifel, Ansichten und Pläne 67

Breslau und Liegnitz 87

Laudons vergeblicher Anschlag auf Breslau; Marsch des Prinzen Heinrich dorthin 87

Marsch des Königs an die Katzbach; die Schlacht bei Liegnitz . . 94

Marsch des Königs nach Breslau 116

Hohen-Giersdorf und Berlin 122

Manöver des Prinzen Heinrich gegen die Russen 122

Berathungen im österreichischen Hauptquartier; Verhaltungsbefehle aus Wien; Einschließung von Schweidnitz 126

Rücktritt des Prinzen Heinrich vom Heerbefehl; Entsatz von Schweidnitz; Manöverkrieg im schlesischen Gebirge 131

Verfehlte Belagerung von Kolberg; Operationen der Reichsarmee in Sachsen; Lacys und Czernyschews Zug nach Berlin . . . 147

255627

Seite

Torgau 158
Marsch des Königs in die Mark 158
Operationen des Königs und Dauns an der Elbe 165
Die Schlacht bei Torgau 178
Rückzug der Oesterreicher nach Dresden 206
Schluß des Feldzugs; hoffnungslose Stimmung im österreichischen Hauptquartier 211

1761.

Winterfeldzug in Hessen 221
Aufforderung zu diesem Feldzug von Seiten Friedrichs II.; das Treffen bei Langensalza 221
Vordringen der Hannoversch-verbündeten Armee bis an die Ohm 227
Offensive der Franzosen; Rückzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig an die Diemel: Friedrichs II. Rathschläge für den Sommerfeldzug an der Weser 241

Vorbereitungen und Operationspläne 258
Frankreichs Friedenspläne; Oesterreichs veränderte Politik . . . 258
Oesterreichisch-russischer Operationsplan 266
Rückkehr des Prinzen Heinrich zur Armee; Ergänzung des preußischen Heers; Operationsplan Friedrichs II. 277

Der Feldzug in Schlesien 292
Marsch des Königs nach Schlesien; Vorkehrungen gegen die Russen 292
Verfehlte Expedition gegen die Russen 301
Dauns Vorschläge im russischen Hauptquartier 305
Laudons Pläne und Vorschläge 308
Briefwechsel Friedrichs II. mit dem Prinzen Heinrich; Pläne des Königs, Kritik des Prinzen 313
Heranmarsch der Russen; Plan, den Prinzen Heinrich nach Schlesien zu ziehen, Einwendungen des Prinzen 321
Verfehlter Versuch der Oesterreicher und Russen, sich in Oberschlesien zu vereinigen 326
Laudons veränderte Pläne; Manöver an der Neiße 335
Laudons Vereinigung mit den Russen 345

Bunzelwitz und Schweidnitz 367
Das Lager bei Bunzelwitz 367
Laudons beabsichtigter Angriff auf das verschanzte Lager; seine Disposition 374
Rückzug der Russen nach Polen; Laudons in das Gebirge . . . 393
Erstürmung von Schweidnitz 403
Schluß des Feldzugs in Schlesien 409

Der Feldzug in Pommern und in Sachsen 419
Der Feldzug in Pommern 419
Der Feldzug in Sachsen 432

Seite

1762.

Veränderungen der politischen Lage und der Operationspläne 439

Preußens bedrängte Lage; der Bourbonische Familienvertrag; Lord Bute an der Spitze der Regierung in England; dessen feindliche Haltung und Intriguen gegen Preußen 439

Operationsplan Friedrichs II.; Einwendungen des Prinzen Heinrich 450

Ableben der Kaiserin von Rußland; veränderte Lage; Lord Butes Bemühungen, sie zum Nachtheil Preußens zu wenden . . . 455

Rußlands und Schwedens Friede mit Preußen 464

Oesterreichs Vorbereitungen und Pläne 465

Die Ergänzung des preußischen Heeres; Verstimmung des Prinzen Heinrich 472

Clausewitz' Kritik dieses Feldzugs; Friedrichs II. neuer Operationsplan; Einwendungen des Prinzen Heinrich 479

Pretschendorf und Wilhelmsthal 492

Eröffnung des Feldzugs in Sachsen; Gefechte an der Mulde; Stellung des Prinzen Heinrich bei Pretschendorf 492

Eröffnung des Feldzugs in Hessen; Schlacht bei Wilhelmsthal; Operationen an der Eder und Schwalm 503

Lord Butes Einfluß auf die französische Kriegführung; Treffen am Johannisberge; Eroberung von Cassel 513

Burkersdorf, Reichenbach, Schweidnitz 533

Machtverhältnisse in Schlesien; Operationen in Oberschlesien . . 533

Operationsplan der Oesterreicher in Schlesien 536

Operationen des Königs im Verein mit einem russischen Hülfskorps; Gefecht bei Adelsbach; Regierungswechsel in Rußland; Treffen bei Leutmannsdorf und Burkersdorf 540

Katharina II. Kaiserin von Rußland; ihre Beziehungen zu Preußen und zu Oesterreich 560

Einschließung von Schweidnitz; Treffen bei Reichenbach 563

Belagerung von Schweidnitz; weitere Pläne des Königs 577

Freiberg 585

Operationen gegen die Reichsarmee; Expedition nach Böhmen; Pläne des Königs und des Prinzen Heinrich in Beziehung auf den Kriegsschauplatz in Sachsen 585

Offensive der Oesterreicher unter Hadik; Treffen bei Brand . . 596

Die Schlacht bei Freiberg 604

Expedition nach Franken; Englands Friede mit Frankreich; Neutralität des deutschen Reichs 616

Schluß 625

Die militärischen Schriften Friedrichs II. 627

UNIV. OF CALIFORNIA

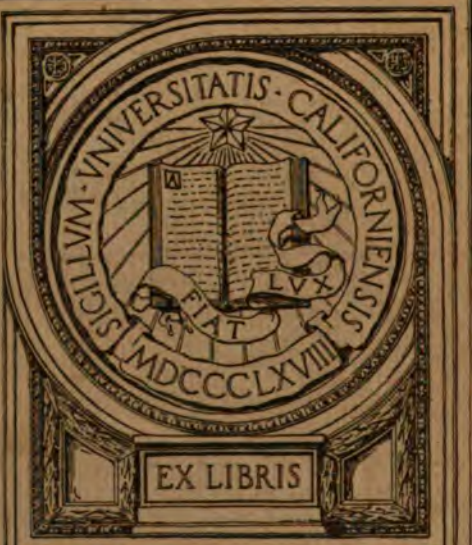
1760.

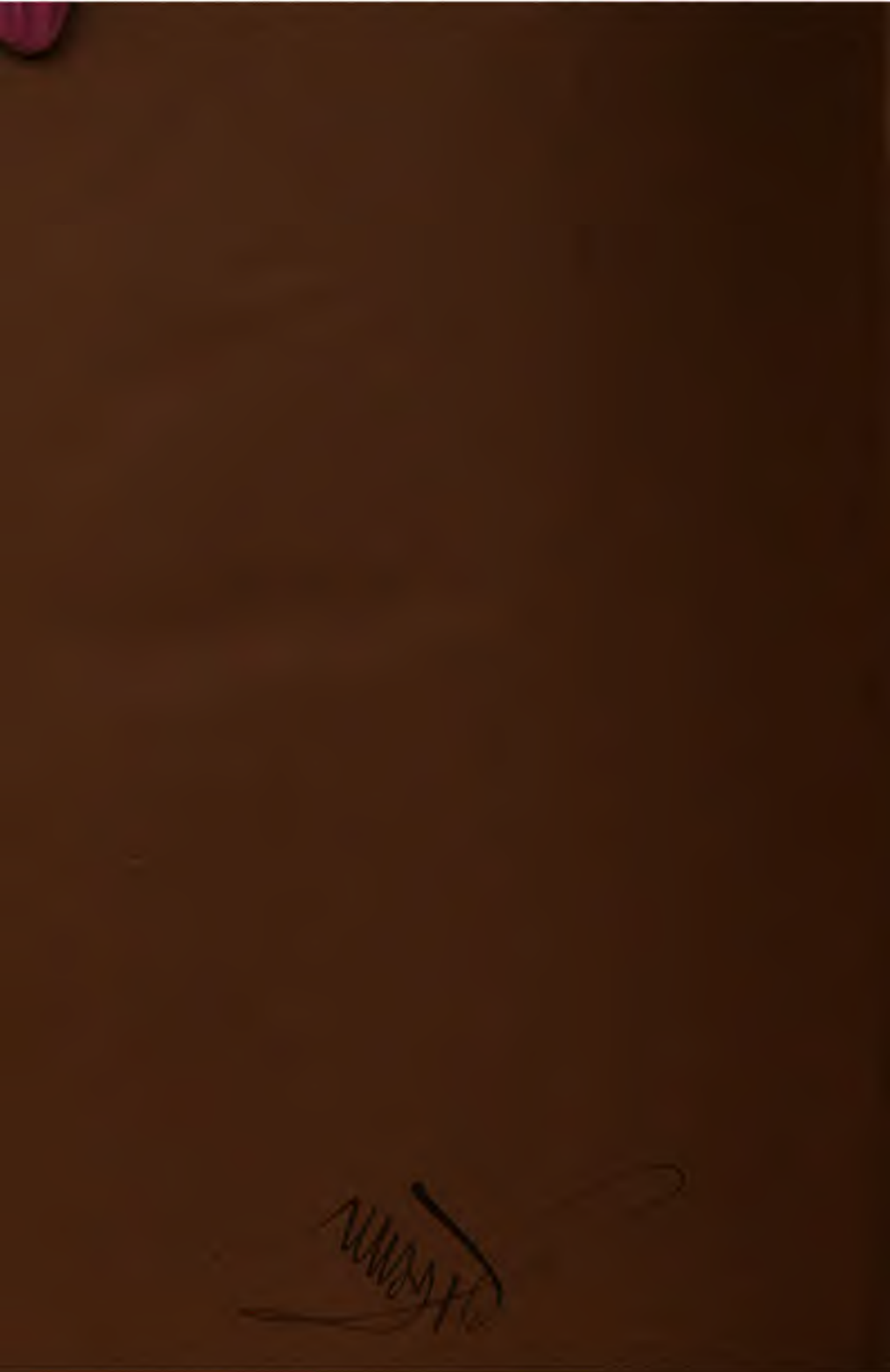
Neue Verträge; allgemeine Lage; Operationspläne.

Schon zu Anfang des letztvergangenen Jahres war in den Verhandlungen unter den gegen Preußen verbündeten Mächten mehrfach ausgesprochen worden, daß der Feldzug, zu dem man sich eben bereitete, der letzte des ganzen Krieges sein und die Entscheidung bringen müsse. Diesmal wurde das in noch viel bestimmterer Weise wiederholt. In der That war man dazu berechtigt. Nach den schweren Verlusten, die das preußische Heer in dem unglücklichen Feldzug 1759 Schlag auf Schlag betroffen hatten, durfte man wohl annehmen, daß es dem König Friedrich II. unmöglich gelingen könne, seine Streitkräfte in irgend den Umständen entsprechender Weise wieder herzustellen. Das Unglück bei Maxen fiel in dieser Beziehung vor allem und sehr viel schwerer ins Gewicht als die Verluste in den beiden gegen die Russen verlorenen Schlachten, — denn bei Maxen waren die Cadres von achtzehn Bataillonen, drei Kürassier-, zwei Dragoner- und einem Husaren-Regiment verloren gegangen. Sie waren schwer zu ersetzen!

War somit die Hoffnung auf einen vollständigen und endgültigen Erfolg wesentlich näher gerückt als zu irgend einer früheren Zeit, so machte sich andererseits auch die Nothwendigkeit, den Schluß des Kampfes herbeizuführen, immer dringender geltend. Die Erschöpfung, nothwendige Folge solcher Anstrengungen, wie man sie nun schon seit vier Jahren gemacht hatte, wurde in Frankreich wie in Oesterreich bereits sehr gewichtig fühlbar.

GIFT OF
JANE K. SATHER





Friedrich der Große

als Feldherr.

Von

Theodor v. Bernhardi.

Zweiter Band.

Berlin 1881.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

DD411
.5
B3
v.2

Mit Vorbehalt des Ueberſetzungsrechts.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalt.

1760.

Seite

Neue Verträge; allgemeine Lage; Operationspläne . 1

Frankreichs Verlangen nach Frieden; neuer Vertrag Oesterreichs mit Rußland 1

Ordnung des österreichischen Heerbefehls; Daun und Laudon . . 8

Der Operationsplan der Oesterreicher 11

Die Herstellung der preußischen Armee; die Machtverhältnisse; Friedrichs II. Operationsplan 19

Landeshut 28

Eröffnung des Feldzugs in Schlesien; erste Operationen Laudons; General Fouqués übereilter und mißbilligter Rückzug aus dem Gebirge; Rückkehr dorthin und Niederlage bei Landeshut . . 28

Dresden und Glatz 47

Eröffnung des Feldzugs an der Elbe; vergebliche Bemühungen des Königs, eine Schlacht herbeizuführen 47

Aufbruch des Königs nach Schlesien; Wendung an die Elbe zurück; Belagerung von Dresden; Eroberung von Glatz durch Laudon 53

Prinz Heinrich in der Stellung an der Warthe, seine Zweifel, Ansichten und Pläne 67

Breslau und Liegnitz 87

Laudons vergeblicher Anschlag auf Breslau; Marsch des Prinzen Heinrich dorthin 87

Marsch des Königs an die Katzbach; die Schlacht bei Liegnitz . . 94

Marsch des Königs nach Breslau 116

Hohen-Giersdorf und Berlin 122

Manöver des Prinzen Heinrich gegen die Russen 122

Berathungen im österreichischen Hauptquartier; Verhaltungsbefehle aus Wien; Einschließung von Schweidnitz 126

Rücktritt des Prinzen Heinrich vom Heerbefehl; Entsatz von Schweidnitz; Manöverkrieg im schlesischen Gebirge 131

Verfehlte Belagerung von Kolberg; Operationen der Reichsarmee in Sachsen; Lacys und Czernyschews Zug nach Berlin . . . 147

255627

Seite

Torgau 158
Marsch des Königs in die Mark 158
Operationen des Königs und Dauns an der Elbe 165
Die Schlacht bei Torgau 178
Rückzug der Oesterreicher nach Dresden 206
Schluß des Feldzugs; hoffnungslose Stimmung im österreichischen Hauptquartier 211

1761.

Winterfeldzug in Hessen 221
Aufforderung zu diesem Feldzug von Seiten Friedrichs II.; das Treffen bei Langensalza 221
Vordringen der Hannoversch-verbündeten Armee bis an die Ohm 227
Offensive der Franzosen; Rückzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig an die Diemel; Friedrichs II. Rathschläge für den Sommerfeldzug an der Weser 241

Vorbereitungen und Operationspläne 258
Frankreichs Friedenspläne; Oesterreichs veränderte Politik . . . 258
Oesterreichisch-russischer Operationsplan 266
Rückkehr des Prinzen Heinrich zur Armee; Ergänzung des preußischen Heers; Operationsplan Friedrichs II. 277

Der Feldzug in Schlesien 292
Marsch des Königs nach Schlesien; Vorkehrungen gegen die Russen 292
Verfehlte Expedition gegen die Russen 301
Dauns Vorschläge im russischen Hauptquartier 305
Laudons Pläne und Vorschläge 308
Briefwechsel Friedrichs II. mit dem Prinzen Heinrich; Pläne des Königs, Kritik des Prinzen 313
Heranmarsch der Russen; Plan, den Prinzen Heinrich nach Schlesien zu ziehen, Einwendungen des Prinzen 321
Verfehlter Versuch der Oesterreicher und Russen, sich in Oberschlesien zu vereinigen 326
Laudons veränderte Pläne; Manöver an der Neiße 335
Laudons Vereinigung mit den Russen 345

Bunzelwitz und Schweidnitz 367
Das Lager bei Bunzelwitz 367
Laudons beabsichtigter Angriff auf das verschanzte Lager; seine Disposition 374
Rückzug der Russen nach Polen; Laudons in das Gebirge . . . 393
Erstürmung von Schweidnitz 403
Schluß des Feldzugs in Schlesien 409

Der Feldzug in Pommern und in Sachsen 419
Der Feldzug in Pommern 419
Der Feldzug in Sachsen 432

Seite

1762.

Veränderungen der politischen Lage und der Operationspläne 439
Preußens bedrängte Lage; der Bourbonische Familienvertrag; Lord Bute an der Spitze der Regierung in England; dessen feindliche Haltung und Intriguen gegen Preußen 439
Operationsplan Friedrichs II.; Einwendungen des Prinzen Heinrich 450
Ableben der Kaiserin von Rußland; veränderte Lage; Lord Butes Bemühungen, sie zum Nachtheil Preußens zu wenden . . . 455
Rußlands und Schwedens Friede mit Preußen 464
Oesterreichs Vorbereitungen und Pläne 465
Die Ergänzung des preußischen Heeres; Verstimmung des Prinzen Heinrich 472
Clausewitz' Kritik dieses Feldzugs; Friedrichs II. neuer Operationsplan; Einwendungen des Prinzen Heinrich 479

Pretschendorf und Wilhelmsthal 492
Eröffnung des Feldzugs in Sachsen; Gefechte an der Mulde; Stellung des Prinzen Heinrich bei Pretschendorf 492
Eröffnung des Feldzugs in Hessen; Schlacht bei Wilhelmsthal; Operationen an der Eder und Schwalm 503
Lord Butes Einfluß auf die französische Kriegführung; Treffen am Johannisberge; Eroberung von Cassel 513

Burkersdorf, Reichenbach, Schweidnitz 533
Machtverhältnisse in Schlesien; Operationen in Oberschlesien . . 533
Operationsplan der Oesterreicher in Schlesien 536
Operationen des Königs im Verein mit einem russischen Hülfskorps; Gefecht bei Adelsbach; Regierungswechsel in Rußland; Treffen bei Leutmannsdorf und Burkersdorf 540
Katharina II. Kaiserin von Rußland; ihre Beziehungen zu Preußen und zu Oesterreich 560
Einschließung von Schweidnitz; Treffen bei Reichenbach 563
Belagerung von Schweidnitz; weitere Pläne des Königs 577

Freiberg 585
Operationen gegen die Reichsarmee; Expedition nach Böhmen; Pläne des Königs und des Prinzen Heinrich in Beziehung auf den Kriegsschauplatz in Sachsen 585
Offensive der Oesterreicher unter Hadik; Treffen bei Brand . . 596
Die Schlacht bei Freiberg 604
Expedition nach Franken; Englands Friede mit Frankreich; Neutralität des deutschen Reichs 616
Schluß 625

Die militärischen Schriften Friedrichs II. 627

UNIV. OF CALIFORNIA

1760.

Neue Verträge; allgemeine Lage; Operationspläne.

Schon zu Anfang des letztvergangenen Jahres war in den Verhandlungen unter den gegen Preußen verbündeten Mächten mehrfach ausgesprochen worden, daß der Feldzug, zu dem man sich eben bereitete, der letzte des ganzen Krieges sein und die Entscheidung bringen müsse. Diesmal wurde das in noch viel bestimmterer Weise wiederholt. In der That war man dazu berechtigt. Nach den schweren Verlusten, die das preußische Heer in dem unglücklichen Feldzug 1759 Schlag auf Schlag betroffen hatten, durfte man wohl annehmen, daß es dem König Friedrich II. unmöglich gelingen könne, seine Streitkräfte in irgend den Umständen entsprechender Weise wieder herzustellen. Das Unglück bei Maxen fiel in dieser Beziehung vor allem und sehr viel schwerer ins Gewicht als die Verluste in den beiden gegen die Russen verlorenen Schlachten, — denn bei Maxen waren die Cadres von achtzehn Bataillonen, drei Kürassier-, zwei Dragoner- und einem Husaren-Regiment verloren gegangen. Sie waren schwer zu ersetzen!

War somit die Hoffnung auf einen vollständigen und endgültigen Erfolg wesentlich näher gerückt als zu irgend einer früheren Zeit, so machte sich andererseits auch die Nothwendigkeit, den Schluß des Kampfes herbeizuführen, immer dringender geltend. Die Erschöpfung, nothwendige Folge solcher Anstrengungen, wie man sie nun schon seit vier Jahren gemacht hatte, wurde in Frankreich wie in Oesterreich bereits sehr gewichtig fühlbar.

Ueber die Mittel, den militärischen Operationen eine Richtung zu geben, die zu der ersehnten abschließenden Entscheidung führen könne, hatte sich Oesterreich diesmal vorzugsweise oder vielmehr ausschließlich mit der russischen Regierung zu verständigen, da auf ein unmittelbares Eingreifen Frankreichs nicht gerechnet wurde. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erwies sich nämlich am Hof zu Versailles unter dem geistreichen Herzog von Choiseul-Stainville fast noch weniger folgerichtig als vorher. Auch Choiseul war, als er, neben Frau von Pompadour an die Spitze gestellt, die innere Lage Frankreichs genauer kennen lernte, erschrocken über die Verwirrung und den finanziellen Druck, die überall hervortraten. Infolge dessen beschäftigte man sich am französischen Hof lebhaft mit dem Gedanken an einen Separatfrieden mit England, den der neue König von Spanien, Karl III., vermitteln sollte, und man wünschte ihn um so mehr, da man auch der Vereinigten Niederlande wegen noch immer nicht außer Sorgen war. Man hatte noch immer einigen Grund zu besorgen, daß eine zu England neigende Partei den Freistaat bewegen könnte, gegen Frankreich Antheil an dem Kriege zu nehmen. Der Herzog Choiseul fühlte sich dadurch in solchem Grade beunruhigt, daß er eine Zeit lang damit umging, diesem Unheil durch einen raschen Angriff auf Holland zuvorzukommen — ein Gedanke, der den österreichischen Staatskanzler Kaunitz auf das höchste erschreckte und aus guten Gründen. Nicht nur, daß der westliche Kriegsschauplatz dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach in die österreichischen Niederlande verlegt worden wäre — wie Friedrich II. früher gehofft hatte — der Krieg wäre überhaupt, unberechenbar erweitert, ein wesentlich anderer geworden — und, was für Oesterreich der eigentliche Zweck des Kampfes war, die Eroberung von Schlesien, konnte zur Nebensache werden. Es wäre eine Thorheit gewesen, solche unberechenbare Verwickelungen muthwillig herauszufordern. Choiseul kam auch bald von diesem extravaganten Vorhaben zurück.

Was die Kriegführung in Deutschland betrifft, wurde es mehr, theils stillschweigend, theils mittelbar ausgesprochener Weise, leitender Grundsatz, daß Frankreich seinen Antheil an den Operationen zwischen dem Rhein und der Oder, auf die Bekämpfung der hannoversch-verbündeten Armee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig zu beschränken, und womöglich Hessen und die hannoverschen Lande zu erobern habe. Den

Oesterreichern wurden anstatt des versprochenen Hülfskorps Subsidien gezahlt, und außerdem hatte die Versailler Regierung auch die Zahlung der den Schweden gemeinschaftlich versprochenen Subsidien allein übernommen. — Im Jahr 1760 sollte eine französische Hauptarmee von 100 000 Mann unter dem Herzog von Broglie durch Hessen vorrücken, ein zweites Heer von 30 000 Mann unter dem Grafen St. Germain zur Linken vom Niederrhein her, ein drittes, aus den neu errichteten sächsischen und württembergischen Truppen zusammengesetzt, zur Rechten gegen Thüringen. Dieses letztere hätte man österreichischerseits gern zur Mitwirkung in Sachsen heran gezogen, die französische Regierung aber gab auf jedes Begehren dieser Art nur ausweichende Antworten.

Bei der großen geistigen Beweglichkeit Choiseuls, die ihn zu einander widersprechenden Aeußerungen verleitete, ist es nicht immer leicht zu ermitteln, was er eigentlich im gegebenen Augenblick wollte. Vielleicht war es auch nicht immer ganz folgerichtig ein und dasselbe. Daß er einen Sonderfrieden mit England beinahe leidenschaftlich wünschte und suchte, ist gewiß und kann nicht befremden. Der Krieg war zur See und jenseits der Meere, in Amerika und in Indien, so unglücklich geführt worden, daß gar nicht mehr daran gedacht werden konnte, das Unheil wieder auszugleichen und das Verlorene wieder zu gewinnen — und die Erschöpfung und heillose Zerrüttung der französischen Finanzen mahnte mit Macht zum Frieden. Daneben kamen dann aber auch Aeußerungen vor, wie die, daß es nicht im Interesse Frankreichs sei, den König von Preußen ganz untergehen zu lassen, da das Haus Oesterreich, wenn das Ziel seines leidenschaftlichen Strebens erreicht und Preußen ganz vernichtet sei, leicht seine früheren Verbindungen mit England wieder aufnehmen und sich zu einem Gebieterton erheben könnte, der den bourbonischen Höfen nicht genehm sein würde.

Es ließe sich gewiß gar wohl erklären, wenn Choiseul die Dinge in diesem Licht gesehen hätte; aber er handelte nicht solcher Ansicht gemäß. Nicht allein, daß er der österreichischen Regierung wiederholt erklärte, wenn nur erst ein Sonderfrieden Frankreichs mit England geschlossen sei, wenn man den König von Preußen allein zu bekämpfen habe, werde man leicht und sicher mit ihm zu Ende kommen — er lehnte auch ausdrücklich alle Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden ab, in den Preußen eingeschlossen gewesen wäre.

Sich mit Rußland über die Führung des Feldzugs zu einigen, wie das demnach angezeigt war, mußte leicht scheinen, da dort die Kaiserin Elisabeth keinem anderen Gedanken Raum gab, als ihren Haß gegen Friedrich den Großen zu befriedigen und, wie offiziell in einer an den französischen Gesandten gerichteten Note ausgesprochen wurde, den Krieg nicht anders als durch die Vernichtung des Königs von Preußen zu endigen (de ne finir la guerre, que par la destruction du roi de Prusse) — die Frage aber, ob das in Rußlands Interesse liege, und wie das geld- und menschenarme Reich die Opfer ertrage, die der fortgesetzte Krieg forderte — ganz außerhalb des Gesichtskreises dieser erleuchteten Monarchin lag, ja für sie eigentlich gar nicht da war. — Doch die russischen Staatsmänner der Zeit, Woronzow und die Schuwalows — käuflich und von unsauberem Charakter, wie sie samnt und sonders waren, — dachten doch, wie wir dessen bereits erwähnen mußten, an der Stelle der in seltsame und oft durch starke Getränke gesteigerte Trägheit versunkenen Kaiserin daran, daß auch dem russischen Reich ein Vortheil aus diesem Krieg erwachsen müsse. Stillschweigend hatten sie Ostpreußen als den Antheil der Beute betrachtet und behandelt, der ihnen zufallen sollte — aber er war ihnen durch keinen Vertrag gesichert.

Nun traten die russischen Minister mit der Forderung hervor, diese Provinz solle ihrer Kaiserin durch einen neuen Vertrag zuerkannt und verbürgt werden. Das konnte zu der Zeit gerade gar sehr befremden. Denn, nachdem die Beherrscher Rußlands seit Peter dem Großen bemüht gewesen waren, das weite Reich in die Bahnen europäischer Civilisation zu leiten, war eben unter der Kaiserin Elisabeth, wie bekannt, eine gewaltige Reaktion im altrussischen Sinn eingetreten. Noch heute ist unter den Slawänophilen und Slawomanen das Andenken dieser Selbstherrscherin hoch verehrt; bei weitem mehr sogar als das irgend eines ihrer Nachfolger. Die Fremden, namentlich die Deutschen, wurden damals aus allen Aemtern, womöglich aus dem Lande verdrängt, wenn man es nicht vorzog, sie wie Ostermann und Münnich, zum Dank für große dem Lande geleistete Dienste — aus dem Kreise der Lebenden hinaus — nach Sibirien zu verbannen. Die Ostseeprovinzen waren, des deutschen Wesens wegen, dem damals in Rußland die Herrschaft führenden Geschlecht ein Abscheu und zur Last, zumal da zu der Zeit gar nicht daran gedacht werden konnte, die russische Nationalität dort einzubürgern —: wie kamen

die leitenden russischen Staatsmänner nun dazu, nach dem Besitz Ostpreußens zu streben? nach einem Besitz, der die Bedeutung des deutschen Elements im russischen Reiche mächtig steigern und ihm einen namhaften Einfluß sichern mußte.

Aktenstücke und Monographien, die in neuester Zeit in russischen Zeitschriften zu Tage gefördert worden sind, haben jedoch viel dazu beigetragen, den anscheinenden Widerspruch zu erklären. Wir ersehen aus diesen Quellen, daß die Kaiserin selbst am wenigsten Sinn für die beabsichtigte Eroberung hatte und dem Gedanken daran sogar längere Zeit über geradezu widerstrebte. Vergebens sprachen ihr die Schuwalows davon, wie die ruhmvolle Eroberung eines ganzen Königreichs ihre Regierung verherrlichen würde. Diese Aussicht ließ die Kaiserin gleichgültig.

Die Schuwalows, und ganz besonders der Senator Repluyew, der ihnen zu Hülfe kam, wußten aber für die Erwerbung Ostpreußens — die ohnehin unerläßlich schien, wenn Preußens Macht gehörig beschränkt werden sollte — auch noch eine andere Reihe von Gründen anzuführen, mit denen sie mehr Eindruck machten.

Die Schuwalows kamen immer darauf zurück, daß der König von Preußen, wenn man ihm nicht bei Zeiten Einhalt thue, die Hegemonie Rußlands im Norden gefährden und sich namentlich früher oder später zum Schirmvogt Polens aufwerfen könne. Für Rußland aber sei der Besitz Ostpreußens das unfehlbare Mittel, Polen unbedingt zu beherrschen. Auch werde insbesondere die wichtige Handelsrepublik Danzig der vollständigsten Abhängigkeit von Rußland verfallen und könne, sobald man wolle, Rußlands Beute werden, wenn die Grenzen des Reichs und die Garnisonen seiner Truppen bis nahe an die Thore der Stadt ausgedehnt wären. Man werde auf diese Weise die Lieblingspläne Peters des Großen weiter ausführen, wie er wollte, in immer größerer Ausdehnung Herr der Küsten des Baltischen Meeres werden, neue Vortheile für Schifffahrt und Handel gewinnen, — und eine Stellung, von der aus man die Geschicke Deutschlands bestimmen könne.

Das war nun eigentlich nicht ganz im Geist der Regierung Elisabeths, obgleich die Nothwendigkeit, Polen unbedingt zu beherrschen, einem Jeden in Rußland einleuchtete.

Viel sicherer wußte der Senator Repluyew die richtige Saite zu

berühren. Er war zwar auch der Meinung, daß man sich Ostpreußen müsse abtreten lassen, aber — um es zu vertauschen! — Man müsse dieses deutsche Land der Republik Polen verleihen und sich dafür das „polnische Rußland" abtreten lassen; jene von Kleinrussen bewohnten Landstriche, die Polen zur unglücklichen Zeit der Tatarenherrschaft dem russischen Reich entrissen hatte, — die Ukraine, Podolien, Wolynien. — Die von Russen, oder wie man sie zu benennen beliebt, von Ruthenen bewohnten Landstriche erstrecken sich in der That sehr weit in das alte Polen hinein. Auch der größere Theil des gegenwärtig österreichischen Polens fällt in diese Kategorie und hatte einst das russische Fürstenthum Halicz gebildet; selbst jener Landstrich, dessen Hauptort Chelm ist, der 1809 dem Herzogthum Warschau, 1815 dem sogenannten Kongreßpolen zugetheilt wurde, hieß im alten Polenreich — und mit Recht — offiziell das „Palatinat Rußland". — Wie weit Repluyew die Wiedererwerbung dieser ehemals russischen Lande auszudehnen hoffte, ist uns nicht im Einzelnen überliefert — doch sollte jedenfalls das polnische Reich dadurch vollständig von der Türkei und ihrem Vasallenstaat, der Moldau, getrennt und abgeschnitten werden; denn Repluyew lehrte weiter, durch diesen Landerwerb werde man Polen unbedingt beherrschen, da es mit diesen Provinzen auch jede Verbindung mit der Macht verliere, die ihm allein noch eine Stütze sein könnte, wenn die Macht Preußens vernichtet wäre. Vermöge dieses Tausches hätte die Erweiterung des Gebiets keine Verstärkung des deutschen Elements in Rußland herbeigeführt; es wären dem Reich neue, wesentlich russische Provinzen angefügt worden. Repluyew hob besonders hervor, daß dieser Landerwerb den Titel der erhabenen Kaiserin Elisabeth — „Selbstherrscherin aller Reußen" — diesen Titel, gegen den Polen stets, aus nahe liegenden Gründen, protestirt hatte, zur Wahrheit machen und mit neuem Glanz umgeben werde.

Das traf! — Das gefiel allen Russen und besonders auch der Kaiserin. Die entsprechenden Forderungen wurden demgemäß an die österreichische Regierung gerichtet und zugleich die Bedingungen festgestellt, auf denen man bei dem dereinstigen Abschluß des Friedens bestehen wollte.

Man wollte auf dem Besitz von Ostpreußen bestehen — und, wenn auch vielleicht nicht mit derselben Bestimmtheit, auch volle Entschädigung der Verbündeten, namentlich Oesterreichs und Kursachsens, fordern. Be-

sonders aber wollte man denn auch, — was vor der Hand nicht laut ausgesprochen wurde — das Recht erwerben, in allen Angelegenheiten Deutschlands entscheidend mitzusprechen. Daß Deutschlands Geschicke durch auswärtige Mächte zu bestimmen und zu regeln seien, galt damals für eine ausgemachte Sache, die gar nicht weiter erörtert zu werden brauchte. Die auswärtigen Mächte glaubten sich dazu durch ihre eigenen Interessen berechtigt — und im Innern Deutschlands bedurften leider die protestantischen Reichsstände uur zu sehr eines auswärtigen Schutzes gegen den Wiener Hof, gegen den eigenen Kaiser. Das hatte sich noch vor kurzem in der Jülich-Bergischen Erbangelegenheit gezeigt. — Frankreich und Schweden waren die Garanten des westphälischen Friedens, die Bürgen für die Ausführung und Aufrechterhaltung alles dessen, was 1648 über die innere Gestaltung Deutschlands festgestellt worden war. Rußland wollte nun die Rechte eines Bürgen für die Erfüllung der in Deutschland neu zu ordnenden Territorial- und Verfassungsverhältnisse erlangen, und da der westphälische Frieden, von neuem bestätigt, den neuen Verträgen zum Grunde gelegt werden mußte, auch, gleich Frankreich und Schweden als Garant des westphälischen Friedens anerkannt sein.

Diese Forderungen Rußlands kamen in der Wiener Hofburg unerwartet und nicht erwünscht. Mehr als je auf den Beistand Rußlands angewiesen, konnte man nicht wohl ablehnend darauf antworten — und doch hatte man Grund zu glauben, daß die französische Regierung jedes Eingehen auf solche Wünsche sehr ungünstig beurtheilen würde. Frankreich wollte natürlich Polen nicht ganz dem Einfluß Rußlands verfallen sehen; es wollte selbst dort Einfluß üben und gelegentlich für seine Zwecke über Polen verfügen können. Ebensowenig konnte es dem Hof zu Versailles erwünscht sein, wenn Rußland durch den Besitz von Ostpreußen dem deutschen Reich näher rückte und hier vielleicht einen Einfluß gewann, der dem französischen das Gegengewicht halten konnte. Endlich war die Gemahlin des Erben der französischen Krone eine Tochter des Kurfürsten von Sachsen, Königs von Polen, und es war wohl vorauszusetzen, daß die Ansprüche Rußlands ihr wie ihrem Hause mißfielen. Die Verlegenheit des Wiener Kabinets wurde noch dadurch gesteigert, daß der österreichische Botschafter zu Petersburg, Fürst Esterhazy, sich verleiten ließ, den von Seiten Rußlands verlangten neuen Vertrag zu unterzeichnen,

ohne dazu von seinem Hof ermächtigt zu sein, und ehe man sich mit Frankreich darüber verständigt hatte.

Indessen wurde diese Wendung der Dinge doch zu Versailles weit ruhiger aufgenommen, als man erwartet hatte. Man sah ein, daß Oesterreich nicht umhin könne, den geschlossenen Vertrag zu ratifiziren, und Choiseul erklärte, Frankreich werde keinen Einwand erheben — es wolle nur dem Vertrag fern bleiben; die Abtretung Ostpreußens an Rußland könne sogar insofern einen Vortheil gewähren, als künftig — nach dem Frieden — wenn sie erfolgt wäre, alle etwa erneuerten Anstrengungen des Königs von Preußen nicht mehr gegen Oesterreich, sondern auf die Wiedergewinnung der an Rußland verlorenen Provinz gewendet sein würden.

So wurde denn der Vertrag ratifizirt. Aber, wie Choiseul gerathen hatte, wurde in Beziehung auf die dereinstige Erwerbung Ostpreußens durch Rußland festgestellt, daß sie erst nach erfolgter Wiedervereinigung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit Oesterreich stattfinden könne — und diese Verabredung überhaupt in einen besonderen geheimen Artikel verwiesen. So konnte Frankreich sie zunächst ignoriren und zu seiner Zeit gutheißen oder auch nicht, je nachdem es fiel.

Die Bedingungen, an die Oesterreich das gegebene Versprechen in solcher Weise geknüpft hatte, konnten insofern einigermaßen seltsam gefunden werden, als Rußland den verlangten Beutetheil bereits thatsächlich in Besitz hatte, Oesterreich den seinigen aber nicht.

Was nun die Art und Weise betrifft, in welcher der Krieg weiter geführt werden sollte, ging man im Rath der verbündeten Höfe natürlich auch in diesem Jahr, wie in den früheren, von den allgemein herrschenden Ansichten aus, die ja bis auf Napoleons Zeit herab maßgebend blieben. Aber wenn man sich auch nicht zu der Einsicht erheben konnte, daß dieser Krieg in einem wesentlich anderen Geist geführt werden müsse, waren ihrer doch mehrere, die nachgerade gar wohl begriffen, daß ein Feldzug, auch nach den herkömmlichen, maßgebend geachteten Grundsätzen, mit größerer Energie und Thätigkeit geführt werden könne, als Daun an der Spitze der österreichischen Heere bewiesen hatte; daß der Krieg,

wenn er zum Ziel führen sollte, auch mit größerer Entschlossenheit geführt werden müsse, als von diesem Feldherrn zu erwarten stand. Der Staatskanzler Kaunitz war es, der vor Allen diese Ueberzeugung gewonnnen hatte — und mit dem richtigen Blick und Takt eines wirklichen Staatsmannes hatte er auch in den Reihen der österreichischen Armee den Mann zu finden gewußt, der von rechtswegen an Dauns Stelle stehen mußte. Das war der Livländer Laudon, ein Mann, den eben Kaunitz aus beschränkten, ja dürftigen Lebensverhältnissen rasch empor gehoben hatte; ein Mann von seltener Befähigung als Krieger; ein Mann von hellem, tüchtigem Verstand, schlichtem, redlichem Charakter und festem Willen — und was zu jener Zeit auch seinen ganz entschiedenen Werth hatte: ein tüchtiger, in der Schule der Erfahrung gebildeter Naturalist, den keine verkehrte Schulweisheit irre machte. Sehr gern hätte ihn Kaunitz an die Spitze aller Streitkräfte Oesterreichs gestellt — aber das war nicht möglich; eine beinahe unüberseh̃bare Masse von Schwierigkeiten standen im Wege. Laudon war dem Dienstrang und Patent nach der jüngste aller Feldzeugmeister in der Armee; die gesammte höhere Generalität des österreichischen Heeres hätte demnach beseitigt und durch neu beförderte Persönlichkeiten ersetzt werden müssen, damit dieser junge General den Oberbefehl übernehmen konnte. Das ging nicht; es hätte in den höheren gesellschaftlichen Kreisen eine unberechenbare Unzufriedenheit hervorgerufen — und dem Emporkömmling Neid und Feindschaft in solchem Maß zugezogen, daß ihm dadurch der Heerbefehl ohne Zweifel gar sehr erschwert worden wäre.

Es mußte also dabei sein Bewenden haben daß Daun den Oberbefehl behielt, so gut auch, nicht Kaunitz nur, sondern auch die Kaiserin Maria Theresia wußte, was alles man von diesem Zauderer nicht erwarten durfte. Wie er auch sein mochte, er war unter den älteren Generalen ohne allen Vergleich der Beste; die anderen Feldmarschälle, Feldzeugmeister oder Generale von der Kavallerie waren, anerkannter Weise, Leute, die mehr oder weniger mit Ehren ihre Stelle im ersten oder im zweiten Treffen der Ordre de bataille einnehmen konnten, die aber nicht entfernt der Aufgabe gewachsen waren, einen Krieg im Ganzen zu leiten, so entschieden nicht, daß man gar nicht daran denken durfte, den Kommandostab in ihre Hände zu legen.

Unter diesen Umständen sorgte Kaunitz wenigstens dafür, daß Laudon

das unabhängige Kommando einer „zweiten Armee" erhielt, die vorzugsweise Schlesien erobern sollte, und daß er auch bei der Entwerfung des allgemeinen Operationsplans zu Rathe gezogen wurde.

Solche Begünstigung Laudons machte ihm aber natürlich gar bald den Feldmarschall Daun zum Feinde, der einen gefährlichen Nebenbuhler in ihm zu sehen begann. Und nicht nur der Feldmarschall, auch Lacy wurde dem von Kaunitz begünstigten Livländer für das ganze Leben feind; er war dem Patent nach etwas älterer Feldzeugmeister als dieser Letztere und glaubte als in vornehmen Verhältnissen aufgewachsener, unterrichteter Militär und gebildeter Weltmann aus großer Höhe auf ihn herab zu sehen. Es lag in den Verhältnissen, daß Lacy sich gleichsam als den rechtmäßigen Erben Dauns ansah, als vor Allen berechtigt ihm zu folgen im Heerbefehl — und da war es denn auch wohl begreiflich, daß er den seiner Meinung nach unbedeutenden Kroatenoffizier, den man ihm unerwartet in den Weg stellte, nicht mit wohlwollenden Blicken maß. —

Da Laudon immer bedeutender in der Geschichte des siebenjährigen Krieges hervortrat, möge gestattet sein, hier in der Kürze einen Irrthum zu berichtigen, der in Beziehung auf die Abstammung dieses ausgezeichneten Kriegers noch immer ziemlich weit verbreitet ist. Man hatte sich gewöhnt, seinen Namen — selbst in den amtlichen österreichischen Ranglisten — Loudon zu schreiben, und damit stand die Vorstellung in Verbindung, daß er von einem nach den baltischen Provinzen verpflanzten Zweig der schottischen Familie dieses Namens abstammte. Dem ist nicht so. Es giebt zwar in den Ostseeprovinzen auch einige Familien schottischen Ursprungs — z. B. Douglas und Lewis of Menar — Nachkommen eines soldat de fortune ihres Namens, den zur Zeit der Reislaufer, wo es in allen Armeen schottische und irländische Regimenter gab, irgend ein Glücksfall dorthin verschlagen hatte — aber die Laudons sind anderen Ursprungs, haben nichts mit den Schotten — nicht gleichen, nur ähnlichen Namens — gemein und waren lange vor der Zeit jener kosmopolitischen Wanderfölblinge in Livland einheimisch.

Diese livländischen Laudons, oder vielmehr Laudohns — denn das wäre die eigentlich richtige Schreibweise, und der Accent ruht von rechtswegen auf der letzten Silbe — ehemals Vasallen des Erzbisthums Riga, sind von altem, wenn auch nicht gerade bedeutendem Adel, der in

Livland selbst entstanden war, wie eben der Adel im früheren Mittelalter — bevor Philipp der Schöne in Frankreich und Kaiser Karl IV. in Deutschland den Diplomadel erfunden hatten — zu entstehen pflegte: durch Erwerbung eines Ritterlehens und Verpflichtung zu Ritterdiensten. — Die Burg Laudohn in Livland, von der die Familie den Namen trug, ist übrigens nie ihr Eigenthum gewesen; sie war und blieb, von ihrer Gründung an bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit, eine unmittelbare Besitzung des erzbischöflichen Stuhls zu Riga. Die Laudohns waren Burgvögte und Burgmannen zu Laudohn, verpflichtet zur Vertheidigung der Feste und dafür von dem Erzbisthum mit einigen nicht sehr bedeutenden Lehen in der Umgegend ausgestattet.

Es ist bemerkenswerth, daß sowohl Kaunitz als Daun und Lacy in ihren gleichzeitigen Briefen stets ganz richtig „Laudohn" schreiben. Die Schreibweise Loudon hat sich erst viel später eingeschlichen.

Die Aufgabe die den österreichischen Generalen gestellt wurde, war, in diesem Feldzug die Entscheidung und das ersehnte Ende des Krieges herbei zu führen. Darauf mußten ihre Operationspläne angelegt sein. Es ist aber zum Verwundern, wie wenig die Strategen des österreichischen Hauptquartiers sich in das Wesen dieser Aufgabe hinein zu denken vermochten. Der Operationsplan, den Lacy entworfen hatte, wie das sein Amt als General-Quartiermeister mit sich brachte, war himmelweit davon entfernt, solcher Aufgabe zu entsprechen.

Lacy schlug vor, den größten Theil der österreichischen Streitkräfte in Sachsen zu vereinigen, um sich da — abwartend zu verhalten und vertheidigungsweise zu operiren — bis die Russen sich genähert hätten. Dann, wenn diese Verbündeten in der Nähe eingetroffen seien, könne man versuchen, mit Hülfe der großen Uebermacht, über die man verfüge, den König von Preußen aus Sachsen zu verdrängen; hinaus zu manövriren ohne Zweifel, denn von einer Schlacht ist nicht die Rede. — Die Russen möge man bewegen, nach Schlesien vorzurücken und Breslau zu belagern; mit dessen Eroberung müßten sie sich begnügen — dann aber die Winterquartiere in Schlesien behaupten. — Wie weit entfernt blieb man da von allen entscheidenden Schlägen, die Preußen zwingen

konnten, sich dem harten Schicksal zu unterwerfen, das ihm zugedacht war, — die den siegreichen Abschluß des Krieges herbeiführen konnten, der beabsichtigt wurde!

Wie sich ergiebt, hatte Lacy in diesem Operationsplan dem Feldmarschall Daun recht eigentlich aus der Seele gesprochen. Daun hatte ihn dringend zur Annahme empfohlen — er fand aber dennoch zu Wien nur wenig Beifall, wenn nicht etwa bei dem Vice-Präsidenten des Hofkriegsraths, dem Feldmarschall Neipperg; der aber stand bei der Armee von Belgrad und Molwitz her nicht gerade im besten Andenken.

Vor Allen äußerte sich Kaunitz unzufrieden und tadelnd. Das Abwarten der Dinge in defensiver Haltung wollte ihm gar nicht gefallen. Er begriff gar wohl, daß Oesterreich, da es einen positiven Zweck verfolgte, in diesem Kriege schon dadurch aufgefordert, ja verpflichtet sei, stets die Initiative zu behaupten, ihr jedenfalls nie freiwillig zu entsagen. Er sagte in seinem schriftlichen Gutachten, wenn es dem König von Preußen gelinge, den größten Theil seiner Streitkräfte auf einem Punkt zu vereinigen und mit dieser Macht nach allen Seiten hin zu manövriren, jeden empfindlichen Verlust zu vermeiden und Zeit zu gewinnen, dann habe er seinen Zweck erreicht, und Oesterreich den seinigen verfehlt. Die Absicht, in offensiver Thätigkeit die feindliche Streitmacht zu vernichten, müsse allen Operationen zum Grunde liegen.

Ob Kaunitz sich, jetzt wenigstens, bei diesen merkwürdigen Worten das zu denken wußte, was sie buchstäblich besagen, muß dahin gestellt bleiben — wahrscheinlich sogar ausdrücklich verneint werden. Jedenfalls sehen wir, daß er, dem das Kriegswesen fremd war, aus diesem Satz nicht das Richtige zu folgern wußte. Er meinte, es komme darauf an, daß der König durch verschiedene örtlich weit von einander getrennte Angriffe gezwungen werde, seine Streitkräfte zu theilen und sich derart zu schwächen, daß vermöge der sehr großen Uebermacht, über die man verfüge, offensive Operationen wenigstens auf dem einen oder dem anderen Punkt mit großem Vortheil und ohne Gefahr fortgesetzt werden könnten. — Schwache Konzeptionen, wie man gestehen muß, die zu dem Grundsatz, von dem Kaunitz auszugehen glaubt, den entschiedensten Gegensatz bilden. Weit davon entfernt, das preußische Heer zum strategischen Objekt zu machen, denkt Kaunitz nicht einmal daran, die Offensiv-Operationen durch einen Sieg einzuleiten; sie sollen „ohne Gefahr" — mit anderen

Worten, ohne Wagniß gefördert werden. Daß die verschiedenen, örtlich getrennten Angriffe gerade dem Feinde die Gelegenheit bieten könnten, jedem derselben, einem nach dem anderen, mit genügender Macht entgegen zu treten, darüber hatte selbst der Gang der bisherigen Feldzüge diesen Staatsmann nicht belehrt.

Die bestimmteren, mehr in das Einzelne gehenden Vorschläge die sich anschließen, scheinen im Wesentlichen Laudons Ansichten wieder zu geben. Neben der österreichischen Hauptarmee an der Elbe soll eine zweite nach Schlesien bestimmte gebildet und wo möglich durch zwanzig- bis dreißigtausend Russen verstärkt werden. Diese zweite Armee würde in Schlesien Entscheidendes unternehmen und durchführen können, während die Hauptarmee — von der Reichsarmee, den Russen und Schweden unterstützt — den König von Preußen in den kursächsischen Landen „wenigstens" beschäftige.

Neben diesem Gutachten des Staatskanzlers wurde vorzugsweise eine ausführliche Denkschrift Laudons die Grundlage aller weiteren Berathungen. Laudon erklärte sich darin sehr entschieden gegen jedes defensive Verhalten auch nur zu Anfang des Feldzugs. Er berechnete die Heeresmacht, der Oesterreich gebot, auf 160 000 Mann; daraus sollte eine Hauptarmee von 100 000 Mann in Sachsen gebildet werden, eine zweite 40 000 Mann stark, bestimmt gegen Neiße vorzugehen, in dem österreichischen Oberschlesien — und ein Korps von 20 000 Mann, das einstweilen Böhmen zu decken hätte.

Die Offensiv-Operationen sollten einerseits durch die zweite Armee in Oberschlesien, andererseits durch die Reichsarmee in Sachsen eröffnet werden. Diese Letztere sollte, durch 25 000 Mann von der österreichischen Hauptarmee verstärkt, auf Leipzig vorrücken. Ohne Zweifel werde der König von Preußen durch diese doppelte Offensive gezwungen werden, sich durch Entsendungen zu schwächen. (Vorzugsweise rechnete Laudon wohl darauf, daß König Friedrich genöthigt sein werde, Verstärkungen nach Schlesien zu senden, wo den Oesterreichern zur Zeit nichts gegenüber stand als die wenigen Tausende unter Fouqué bei Landeshut.) — Sei dies geschehen, dann müsse die Hauptarmee unter Daun ihre große Ueberlegenheit benützen und entschlossen auf den König eindringen. Könnten dann auch die Russen bewogen werden, mit 50 000 Mann, ohne sich, weder mit Kolberg noch mit Stettin aufzuhalten, den Weg über

Frankfurt an der Oder auf Berlin zu verfolgen, um sich dort mit den Schweden zu vereinigen und den König von Preußen seiner letzten Hülfsmittel zu berauben — dann werde der König ohne Zweifel seine Gesammtmacht dazu verwenden müssen, Berlin wo möglich zu retten. — Trete dieser Moment ein, dann dürfe die österreichische Hauptarmee nicht zulassen, daß der Feind mit seiner ganzen Macht auf die Russen allein falle; sie müsse ihm auf dem Fuß folgen und danach trachten, ihn zwischen zwei Feuer zu bringen.

Zum Schluß hob Laudon noch einmal die Nothwendigkeit hervor, gleich von Anfang an mit allem Nachdruck angriffsweise vorzugehen; man solle den König von Preußen in offener Feldschlacht zu schlagen suchen und sich nicht vor der Zeit auf Belagerungen einlassen. Nach einem Siege würden die feindlichen Festungen von selbst fallen oder doch mit leichter Mühe erobert werden.

Beiläufig bemerkt, hatte Laudon in der Einleitung mit einem gewissen Nachdruck betont, was er dann in dem eigentlichen Operationsplan fallen läßt, ohne irgend etwas daraus zu folgern —: nämlich, daß von den Russen wenig zu erwarten sei, wenn sie sich selbst überlassen blieben; daß es daher wohl am besten wäre, wenn man sie bewegen könne, ein Korps von 20- oder 25 000 Mann zu der österreichischen Armee in Schlesien stoßen zu lassen. Daraus werde sich mehr ergeben als man von 60 000 Russen erwarten dürfe, die selbständig operirten.

Wir wollen natürlich nicht etwa so weit gehen, zu behaupten, daß sich in diesem Plane ein vollkommen klares Verständniß der allgemeinen Lage zeigt und der Art der Kriegführung, die sie forderte — oder eine gänzliche Unabhängigkeit von den zur Zeit herrschenden traditionellen strategischen Ansichten, wie sie sich in Friedrichs des Großen Plänen und Maßregeln kundgiebt. Friedrich der Große hätte an Laudons Stelle schwerlich vorgeschlagen, vor der Entscheidung 60 000 Mann in das von feindlichen Truppen so gut wie ganz entblößte Schlesien zu entsenden. Sein Rath wäre wahrscheinlich gewesen, die Hauptmacht der Preußen zur Entscheidungsschlacht aufzusuchen und sich nach dem Siege an ihre Fersen zu hängen bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung. Die Heeresmacht über die Oesterreich verfügte, war zahlreich genug dazu, und der Kriegsschauplatz auch nicht so weitschichtig, daß sie zu schwach gewesen wäre, im Verhältniß zum Raum. Auf gleicher Höhe mit Friedrich II. stand demnach

auch Laudon nicht, aber es weht uns doch aus seinen Plänen ein anderer Geist an, als aus den ängstlichen Entwürfen eines Lacy oder Daun. Auch ihm war die Schlacht nur ein Mittel, zu den beabsichtigten Belagerungen zu gelangen — aber doch nicht wie den Zeitgenossen das bedenklichste Mittel, zu dem man nur greifen darf, wenn alle anderen versagen, — sondern dasjenige, das auf dem kürzesten Wege zum Ziele führt und für den, der mit Uebermacht einen positiven Zweck verfolgt, dem die Initiative zusteht, unter Umständen das zweckmäßigste ist.

Wie man erwarten mußte, erfuhr dieser Plan von Seiten Lacys den entschiedensten Widerspruch. — Lacy erklärte sich besonders gegen die Bildung einer zweiten Armee und ihre Verwendung in Schlesien, aber nicht aus Gründen, wie sie uns Anderen, den Epigonen der Napoleonischen Kriege nahe liegen würden; nicht etwa weil man vor allem die Streitkräfte zusammenhalten müsse, zu einem Entscheidungskampfe an der Elbe, sondern lediglich, weil diese zweite Armee — selbst durch zwanzigtausend Russen verstärkt — in dem mit Festungen besäten Schlesien doch keinen namhaften Erfolg erringen werde.

Die älteren Generale, denen ihre Jahre nicht mehr gestatteten, im Felde zu dienen, die aber im Kabinet der Kaiserin zu Rathe gezogen wurden, sprachen sich weit überwiegend für Laudons Entwurf aus; am entschiedensten, wie es scheint, der hochverdiente Feldmarschall Fürst Wenzel Liechtenstein — und doch entsprach der Operationsplan, der im März 1760 als endgültig festgestellt, dem russischen Hofe zur Annahme vorgelegt wurde, eigentlich mehr den etwas unklaren Anschauungen des Staatskanzlers als den Vorschlägen Laudons. Es war sogar ein wichtiges Element aus dem Entwurf Lacys darin aufgenommen.

Förmlich wurde nun der russischen Regierung gegenüber ausgesprochen, daß es die Absicht Oesterreichs sei, sich auch nicht theilweise auf die Vertheidigung zu beschränken, vielmehr durchaus mit Nachdruck angriffsweise vorzugehen und demnach die Gelegenheit zu einer Schlacht nicht zu meiden, sondern vielmehr zu suchen. Dann wurde der Gedanke des Staatskanzlers, daß man den Feind in drei oder vier verschiedenen, örtlich weit von einander getrennten Gegenden angreifen müsse, um ihn zur Theilung seiner Streitkräfte zu zwingen, als leitender und maßgebender Grundsatz hingestellt. Eine jede der verbündeten Armeen müsse im Stande sein, für sich allein zu agiren: — ein Wort, bei dem man sich schwerlich

etwas recht Bestimmtes zu denken wußte; — denn „müsse für sich allein dem Feinde gewachsen sein", das einzige ganz Präzise, das sich dabei denken ließe, hatte man gewiß nicht im Sinn. Es scheint hier eine unklare Vorstellung ihre Rolle zu spielen, die bei den Theoretikern dieser und selbst noch einer viel späteren Zeit gelegentlich zum Vorschein kommt: — die Vorstellung nämlich, daß Armeen von einer gewissen, nicht ganz bestimmt gedachten Normalstärke den Aufgaben des Krieges unter allen Bedingungen gewachsen sind. Wir werden uns veranlaßt sehen, darauf zurückzukommen.

Doch weiter. Diejenige der verbündeten Armeen, welche die Hauptmacht des Feindes gegen sich habe, sollte sich zunächst auf die Vertheidigung beschränken, vortheilhafte Stellungen einnehmen und den Feind beschäftigen; — wobei denn stillschweigend angenommen wird, daß der König von Preußen diese vortheilhaften Stellungen als unangreifbare respektiren, daß er überhaupt seine Zeit lediglich damit hinbringen werde, sich „beschäftigen" zu lassen. — Wurde aber die feindliche Hauptmacht durch die Angriffe in den anderen Gegenden zu Entsendungen gezwungen, war sie erst getheilt, dann sollte auch das österreichische Heer, das ihr gegenüber stand, aus der Vertheidigung in den entschlossenen Angriff übergehen.

Die hauptsächlichste Offensive war der zweiten österreichischen Armee in Schlesien zugedacht, die 60 000 Mann stark, und womöglich durch 20 000 Russen verstärkt, den Feldzug so früh als möglich eröffnen sollte. Man rechnete darauf, daß König Friedrich, ungewiß, welche seiner Festungen bedroht sei, genöthigt sein werde, alle mit hinreichenden Besatzungen zu versehen, überhaupt viel Truppen nach Schlesien zu entsenden und sich dadurch an der Elbe in bedenklicher Weise zu schwächen. Oder that er das nicht, dann hatte die zweite Armee in Schlesien gewonnenes Spiel und konnte da mit Leichtigkeit rasche Fortschritte machen.

Die österreichische Hauptarmee sollte inzwischen fortfahren, die Hauptmasse der preußischen Streitkräfte in Sachsen zu „beschäftigen" — und wenn König Friedrich die Stellung verließ, die er in der Nähe von Dresden inne hatte, wollte man ihm folgen. Daß man irgend etwas vorgehabt hätte, wodurch man ihn zu solchem Rückzug zwingen konnte, geht aus dem Entwurf, wie er uns mitgetheilt wird, nicht hervor. Man dachte wohl, die Entsendungen nach Schlesien, die nöthig werden mußten,

würden ihn bestimmen mit seinem eben durch diese Entsendungen geschwächten Heer weiter zurück zu weichen — und wenn er ging, wollte man ihm folgen. Mit Hülfe der Reichsarmee sollte die österreichische Heeresmacht sich in ganz Sachsen ausbreiten und besonders in Leipzig und Torgau Stellung nehmen.

Die russische Hauptarmee, die man, auch wenn sie 20 000 Mann zur Verstärkung der österreichischen abgegeben hätte, noch 50 000 Mann stark rechnete, wurde aufgefordert, nach Schlesien zu marschiren, um Breslau zu erobern — wie Lacy vorgeschlagen hatte — doch möge sie, wurde gebeten, so wenige Kosaken und Kalmücken als möglich dorthin mitbringen; mochten diese Horden Pommern und die Mark verwüsten, Schlesien, das wieder österreichisch werden sollte, wollte man nicht von ihnen heimgesucht wissen.

Die Schweden sollten, diesem Operationsplan zufolge, von Stralsund aus durch Mecklenburg in die Priegnitz vorrücken, und zwar bis an den Punkt, wo die Havel sich in die Elbe ergießt — in die Gegend von Havelberg also; — dort konnten sie dem Feinde die Zufuhr auf beiden Flüssen sperren und den günstigen Augenblick abwarten, um, vereinigt mit einem aus Sachsen dorthin vorgesendeten österreichischen Korps, gegen Berlin zu marschiren. Wenn nun der Feind auf diese Weise von vier Armeen bedrängt werde, von denen drei im Stande wären, „jede für sich allein die Offensiv-Unternehmungen nachdrücklich fortzusetzen", könne man, so heißt es weiter, mit ziemlicher Bestimmtheit darauf zählen, „daß Umstände eintreten müßten, welche ein entscheidendes Ergebniß des Feldzugs herbeiführen könnten."

Bei dem Allen lag die Voraussetzung zum Grunde, daß die zweite österreichische Armee durch 20 000 Russen verstärkt werde. Geschehe dies nicht, wurde dem russischen Hof erklärt, dann vermöge Oesterreich seine zweite Armee nicht in solcher Stärke zu bilden, daß sie sich von Oberschlesien aus zwischen die (sehr schwach besetzten) preußischen Festungen hinein wagen dürfe. Man werde in diesem Fall diese zweite Armee weniger zahlreich in der Lausitz versammeln, um von dort aus in Niederschlesien einzudringen, oder in anderer Weise sowohl die Operationen der österreichischen Hauptarmee, als die der russischen nachdrücklich zu unterstützen. Ob die russische Armee in diesem Fall die Richtung auf Breslau

einschlagen, oder über Frankfurt a. d. Oder auf Berlin vorrücken solle, blieb der russischen Regierung anheim gestellt. —

Das Seltsamste an diesem Operationsplan war wohl, daß darin als selbstverständlich ein durchaus passives Verhalten des Feindes vorausgesetzt ist. Es wird angenommen, daß Friedrich der Große sich auf schüchterne Versuche beschränken werde, seine Gegner hier oder dort in etwas aufzuhalten — ausgeschlossen bleibt der Gedanke, daß er irgendwo von der passiven Abwehr zu positiver Thätigkeit übergehen könnte, um die Pläne der Feinde zu durchkreuzen.

Der gesundeste und beste Gedanke in Laudons Entwurf, der nämlich, die örtlichen Eroberungen, die man beabsichtigte, durch einen Sieg einzuleiten, war unverstanden, auch unbeachtet geblieben — und gestrichen. — Wann, wie und wo die Gelegenheit zu einer Schlacht aufgesucht werden sollte, wie doch im Allgemeinen mit großer Entschiedenheit angekündigt war, das blieb sogar ganz im Ungewissen; es ist eigentlich in dem Operationsplan nirgends Raum dafür, es wird nichts angeführt, das im gegebenen Augenblick und an bestimmter Stelle die Veranlassung dazu geben soll. — Auch der von Lacy entlehnte Gedanke, die russische Hauptmacht zum Marsch nach Breslau aufzufordern, war kein glücklicher, da man die endliche Entscheidung doch gegen Friedrichs Hauptmacht in Sachsen suchen wollte und folgerichtiger Weise bemüht sein mußte, dort eine möglichst große Uebermacht zu vereinigen.

Als nun dieser Operationsplan zu Petersburg besprochen wurde, zeigte sich von neuem, wie dieser Krieg von den russischen Generalen in ganz anderer Weise beurtheilt wurde, als von den russischen Staatsmännern. Diese letzteren, und vor allen der Kanzler Woronzow waren bereit genug, auf Oesterreichs Vorschläge und Forderungen einzugehen; geneigt sogar, die gewünschte Verstärkung nach Oberschlesien zu entsenden. Aus der Armee aber ging ein ziemlich entschiedener Widerspruch hervor. Als der Feldmarschall Saltykow aus Ostpreußen in Petersburg eintraf, brachte er gar keinen Operationsplan mit, und das durfte nicht befremden, denn um nichts zu thun, wie er eigentlich vorhatte, dazu bedurfte es in der That eines Operationsplans nicht. Er wiederholte beständig, die russische Armee habe bereits genug gethan, man dürfe sie nicht neuen Gefahren aussetzen. Im Uebrigen war er einfach der Ansicht, man müsse sich darauf beschränken, zu behaupten, was man bereits habe — nämlich Ost-

preußen — und höchstens könne man außerdem noch die Belagerung von Danzig unternehmen. — Die Belagerung einer neutralen freien Handelsstadt, die mit dem Kriege noch weit weniger irgend etwas zu thun hatte, als die Republik Polen! Es schien ein abenteuerlicher Gedanke und doch lag er den Russen sehr nahe. Daß sie in dem doppelten Streben, die Ostsee sowohl als Polen ganz zu beherrschen, Danzig gar gern gehabt hätten, versteht sich von selbst. Auch Woronzow und Iwan Schuwalow waren, wie wir gesehen haben, der Meinung, daß diese reiche Stadt bald eine Beute Rußlands werden müsse, wenn man erst des Besitzes von Ostpreußen gewiß sei; daß ein Vorwand, unter dem man sich Danzigs bemächtigen könne, dann wohl leicht zu finden sein werde. Saltykow ging nur insofern um etwas weiter, daß er es gar nicht nöthig achtete, erst noch einen Vorwand zu suchen und zu finden. — Daß es für Rußland ohne allen Vergleich ersprießlicher sei Danzig zu belagern, als sich zu Oesterreichs Vortheil in Schlesien mit den Preußen zu schlagen, war gewiß vielen Russen einleuchtend.

Doch erklärte die russische Regierung nach vielem Hin- und Herreden, zu Ende des März, daß sie den zweiten der österreichischen Vorschläge annehme. Die russische Armee werde so bald als möglich von der Weichsel aufbrechen, um die Oder zwischen Frankfurt und Glogau zu erreichen; mit einigem Belagerungsgeschütz versehen, sollte der Oberfeldherr dann unternehmen, was er geeignet achte; es sei ihm keine Beschränkung auferlegt, nur im Allgemeinen aufgetragen, alles zu thun, wodurch dem Feinde Abbruch gethan und ein baldiges und glückliches Ende des Krieges herbeigeführt werden könne. — Ein besonderes Korps sollte an die Warthe vorrücken, um die Marken und Pommern zu bedrohen.

So war denn doch, trotz aller Bereitwilligkeit der russischen Regierung, den russischen Generalen ein größerer Spielraum gelassen, als bei ihrer bekannten Gesinnung erwünscht sein konnte.

Für Preußen waren die Verhältnisse, infolge der schweren Verluste, die das letztvergangene Jahr mit sich gebracht hatte, sehr schwierige geworden, und Friedrich II. war sich dessen bewußt. Jenes zur Zeit in den strategischen Berechnungen nicht beachtete Element, die Abnützung der

Streitkräfte, machte sich natürlich nach einem so unglücklichen Feldzuge mit verdoppeltem Gewicht geltend. Zwar wurde mit äußerster Anstrengung alles aufgeboten, um das Heer wieder herzustellen; selbst die Regimenter, die bei Maxen der Gefangenschaft verfallen waren, wurden — mit alleiniger Ausnahme der rothen Husaren von Gersdorf — aus Konvalescenten und einzelnen Offizieren und Leuten, die als Kommandirte oder sonst zufällig der Gefangenschaft entgangen waren, wieder errichtet, aber sie blieben natürlich sehr schwach — und da sie dennoch eine unverhältnißmäßige Zahl von Rekruten in ihre Reihen hatten aufnehmen müssen, schwach organisirt und wenig zuverlässig. Insgesammt brachte der König von Preußen nicht mehr als 100 000 Mann zusammen, die er im freien Felde verwenden konnte.

Die Machtverhältnisse waren demnach ungünstiger als je zuvor, selbst wenn man lediglich die Zahlen berücksichtigt. Aber es war auch noch Anderes zu erwägen, das sich in ungünstiger Weise verschoben hatte. Das österreichische Heer war zur Zeit wahrscheinlich dem inneren Gehalt nach besser als im Frühjahr 1758. Die Ueberzahl von Rekruten, aus denen es damals nach den vernichtenden Schlägen des Feldzugs 1757 bestand, war seither zu kriegsgewohnten Soldaten geworden, und die Verluste der beiden letzten Jahre waren nicht von der Art gewesen, daß sie den Organismus hätten wesentlich stören, daß sie nicht hätten ersetzt werden können, ohne daß der innere Gehalt der Truppen irgend wesentlich verändert worden wäre.

Anders die preußische Armee. Wir haben bereits der Verhältnisse gedacht, die eine stufenweise Verschlechterung dieses Heeres herbeiführten. Ihr Einfluß mußte natürlich mit jedem Jahre fühlbarer werden, und doppelt natürlich nach einem so unglücklichen Feldzug, wie der des Jahres 1759 gewesen war. Die Mittel aber, die gewaltigen Lücken in ihren Reihen mit zuverlässigen Leuten auszufüllen, waren trotz der Kantonverfassung dürftig zu nennen, dem in solcher Weise gesteigerten Bedürfniß gegenüber. Unzuverlässige, in Sachsen und in Mecklenburg ausgehobene Rekruten mußten zu Hülfe genommen werden, und geworbene Leute, auf die man sich noch weniger verlassen durfte, selbst eine nicht unbedeutende Anzahl Kriegsgefangener, von denen man kaum etwas anderes erwarten konnte, als daß sie bei erster Gelegenheit entlaufen würden.

Tief und schmerzlich empfand es der König, daß sein Heer, auch dem

inneren Gehalt nach, nicht mehr das alte war. „Der Zustand von Zerrüttung, in dem sich die Truppen befanden, nöthigte, sie in sehr vorsichtiger Weise zu verwenden", sagt der König in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, — „es wäre nicht angemessen gewesen, durch Entsendungen wirken zu wollen (d'agir par détachements) und vor allem mußte man sich vornehmen, einen Krieg zu führen, in dem man behutsam an sich hielt (de faire une guerre serrée). Die in dem Treffen bei Maxen und in dem Gefecht des Generals Dierike verloren gegangenen Regimenter waren zwar im Lauf des Winters wieder errichtet worden, aber das waren weder alte Soldaten, noch selbst Truppen zum wirklichen Gebrauch; man konnte sie nur zeigen und zum Schein verwenden. Denn was wollte man mit einem Haufen (ramas) Menschen anfangen, der zur Hälfte aus sächsischen Bauern, zur Hälfte aus feindlichen Ueberläufern bestand und von Offizieren geführt wurde, die man aus Noth angenommen hatte, weil man keine anderen zu finden wußte. Und doch fehlte es den (? diesen) Infanterie-Regimentern in solchem Grade an Offizieren, daß ihnen deren kaum 12 blieben, anstatt der 52, welche die Ordonnanzen vorschrieben." — Dem war buchstäblich so. Aus einem Brief des Prinzen Heinrich ersehen wir, daß das Infanterie-Regiment Finck bei der Eröffnung des Feldzugs 1760 nur drei Kapitäns und sechs Subalternoffiziere hatte, von denen noch dazu zwei verwundet waren und außer Stande, Dienst zu thun. Doch stets sich selbst getreu, fügt der König hinzu: „Diese nachtheiligen Verhältnisse hinderten nicht, thätig zu sein, da es nothwendig war, daß man thätig sei; anstatt über den schlechten Zustand der Truppen zu klagen, beschäftigte man sich mit den Mitteln, den Feinden mit größerem Nachdruck Widerstand zu leisten, als je zuvor."

Allgemeine Wehrpflicht lag zu jener Zeit ganz außer aller Möglichkeit — man hätte den Gedanken gar nicht zu fassen vermocht. Doch ist nicht zu verkennen, wie sehr die Verschlechterung der preußischen Armee auch dadurch bedingt war, daß die Gesetze damals die Wehrpflicht dem Bauernstande allein auferlegten — daß eine verkehrte staaatswirthschaftliche Weisheit schon Handwerker und Kleinbürger davon befreit hatte, der höheren Stände gar nicht zu gedenken. Schwer, niederdrückend lastete diese Pflicht auf der ackerbauenden Bevölkerung — und sie vermochte dennoch, da sich der Krieg in solcher Weise über alle Erwartung verlängerte, nicht mehr zur Ergänzung der Armee ein Kontingent zu stellen, das dem Be-

dürfniß irgend angemessen gewesen wäre. — Auch der Mangel an brauchbaren Offizieren war keineswegs durch einen wirklichen Mangel an geeigneten Persönlichkeiten bedingt; er hatte seinen Grund zum sehr großen Theil in den gesellschaftlichen Einrichtungen und Vorurtheilen der Zeit und war somit gleichsam künstlich hervorgerufen. Es ist bekannt, wie entschieden Friedrich Wilhelm I. beflissen gewesen war, alle Offiziere bürgerlicher Herkunft aus den Reihen seiner Armee zu entfernen, und daß Friedrich der Große die Vorurtheile seines Vaters in dieser Beziehung geerbt hatte. So hatte sich denn auch andererseits der höhere Bürgerstand seit vielen Jahrzehnten ganz des Gedankens entwöhnt, daß er zum Waffenhandwerk berufen sein könnte, und selbst der siebenjährige Krieg führte aus dieser Sphäre nur wenige relegirte Studenten, deren anderweitige Aussichten verdorben waren, in die Reihen des preußischen Heeres. Was für tüchtige Elemente sich in diesen Kreisen hätten finden lassen, dafür legten die späteren Generale L'Estocq, Günther und Rohdich (der Kriegsminister) Zeugniß ab.

Da der Adel allein die Lücken im Offizierkorps nicht mehr auszufüllen vermochte, der höhere Mittelstand fern blieb, mußte man seine Zuflucht — besonders was das Offizierkorps der leichten Truppen betrifft — in Ermangelung besserer Subjekte mitunter selbst zu Persönlichkeiten von zweideutigem Charakter nehmen, deren Typus Lessing in Riccaud de la Marlinière verewigt hat. —

Die „guerre serrée", die der König von Preußen zu führen beabsichtigte, sollte darin bestehen, daß er zunächst jeder Initiative entsagte, da die Kräfte dazu nicht mehr ausreichten, und gefaßt und bereit zum Kampf auf der Lauer lag, um gegen den ersten seiner Feinde, der sich eine Blöße gab, einen gewichtigen Schlag zu führen, geeignet, einen der Gegner theilweise zu lähmen und die Pläne aller nachhaltig zu durchkreuzen. Dadurch war dann überhaupt wieder freiere Hand gewonnen.

Da die Initiative fürs erste aufgegeben werden mußte, wurden die Operationen der Preußen nothwendiger Weise abhängig von denen ihrer Gegner. Es kam demnach mehr als jemals darauf an, zu ermitteln, was die gegen Preußen und seinen König verbündeten Mächte beabsichtigten, auf was für Unternehmungen sie sich vorbereiteten. In den Briefen des Königs an seinen Bruder Heinrich zeigt

sich nun, was er davon wußte, was er vermuthete und erwartete, und in welcher Weise er den feindlichen Operationen zu begegnen gedachte. Diese Briefe müssen daher zunächst vor allem unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Da ist zuvörderst ein dem Prinzen Heinrich am 12. Februar 1760 übersendeter Aufsatz des Königs zu beachten. Was die Operationen der Feinde betrifft, spricht der König die Vermuthung aus, daß Daun mit der österreichischen Hauptarmee seine Stellung an der Elbe bei Dresden zunächst wohl nicht verlassen werde. Er werde sich darauf beschränken, zu seiner Linken einen Heertheil unter Laudon zu entsenden, der vereinigt mit der Reichsarmee nach Leipzig und in das Halberstädtische vordringen solle — und einen anderen, vielleicht unter dem Feldmarschall-Lieutenant Beck, bestimmt gegen Glogau zu operiren und sich mit 20000 Russen zu vereinigen. — Saltykow werde, sobald die Jahreszeit es erlaube — im Juni also — an der Meeresküste entlang nach Pommern ziehen, um Kolberg zu belagern. Wenn alsdann Daun die preußische Armee aller Orten vollauf beschäftigt sehe, besonders wenn sie irgendwo einen Nachtheil (un échec) erleide, werde er wohl den Feldzeugmeister Harsch aus Mähren vorrücken lassen, um Neiße einzunehmen.

Wenn das Korps, das unter Fouqué noch immer bei Landeshut in Schlesien stand, sich in seiner Gesammtheit gegen die Russen wende, dann werde, bemerkt der König, Beck ihm auf dem Fuße folgen und ihm in den Rücken fallen. Wende sich Fouqués Korps nicht insgesammt gegen die Russen, dann gebe es an der Grenze der Lausitz, gegen Beck, keine andere Stellung zu nehmen, als bei Löwenberg oder bei Holstein. — Dort und bei Landeshut setzt es der König stillschweigend voraus. —

Im Uebrigen hatte der König bereits im Februar folgende Anordnungen im Sinne, bei denen es auch im Wesentlichen geblieben ist. — „Eine Armee in Sachsen, eine Armee in Schlesien. Die Armee in Schlesien muß zu Anfang Glogau decken oder Breslau, auch die kleinsten Fehler der Russen benutzen, und sie womöglich eine Schlappe (quelque échec) erleiden lassen, ehe die Hauptarmee ihre Operationen beginnen kann; immer das durchschnittene Gelände behaupten und die Ebene preisgeben, denn bei den Russen ist es Grundsatz, nie anzugreifen und immer durch die Wälder zu marschiren, nie durch die Ebene; wenn sie nun durch die Ebene marschiren müßten, könnten die Umstände wohl die Ge-

legenheit bieten, sie zu schlagen; ihnen gegenüber muß die Aufmerksamkeit vornehmlich darauf gerichtet sein, sie zu verhindern, festen Fuß (im Lande) zu fassen, namentlich die Eroberung von Festungen zu verhindern; Kolberg und Glogau sind demnach in dieser Region die wichtigsten Punkte, die man im Auge behalten muß. Die Magazine für diese (preußische) Armee, können nur in Stettin, für die Gegend von Kolberg in Küstrin und Glogau angelegt werden. Von dem Korps, das bei Landeshut bleibt, wird man, je nachdem es nothwendig sein mag, mehr oder weniger gegen Neiße entsenden können."

„Was die Angelegenheiten in Sachsen anbetrifft: wenn die Franzosen Frieden schließen, wie das ihre Absicht zu sein scheint, wird der Prinz Ferdinand von Braunschweig uns mit 50 000 Mann zu Hülfe kommen können, und das wird den König in den Stand setzen, dem Prinzen Heinrich Verstärkungen zu senden; wird der Frieden nicht geschlossen, dann kommt es gewiß zu einem Treffen, das viel entscheiden wird in Beziehung auf das Schicksal der Staaten."

Ob der König wirklich an einen Frieden zwischen England und Frankreich als an eine nahe liegende Möglichkeit glaubte, oder ob er, um den Muth der Seinigen aufrecht zu erhalten, diese Möglichkeit mehr betonte und hervorhob als sie eigentlich verdiente, muß dahin gestellt bleiben. So lange Pitt (Lord Chatham) in England an der Spitze der Geschäfte stand, durfte jedoch der König von Preußen mit Sicherheit darauf rechnen, daß England nicht einen Frieden schließen werde, der ihn schutzlos den Angriffen Frankreichs preisgab. — Vor allem aber ersehen wir schon aus diesem ersten Entwurf, daß der König stets das siegreiche Gefecht als das entscheidende Moment der Kriegführung im Auge behält, und auch in seiner damaligen ungünstigen Lage nicht darauf verzichtet. Nur durch ein siegreiches Treffen — das ihm wenigstens von einer Seite freie Hand verschafft, — glaubt der König sich im ungeschmälerten Besitz seines Kriegsschauplatzes behaupten zu können, während Prinz Heinrich die Hoffnung ausspricht, der König werde Mittel finden, den Feind in Sachsen „in guten Stellungen" aufzuhalten. — Wir übergehen im Uebrigen die Gegenbemerkungen und Vorschläge des Prinzen; sie erhoben sich nicht über den Wasserpaß der zur Zeit herrschenden Ansichten und Theorien und blieben durchaus unbeachtet.

Bestimmter noch zeigt sich in einem Brief des Königs vom 8. März,

was er im Allgemeinen im Sinn hatte. Es war ihm berichtet worden, daß die Oesterreicher ihre größten Anstrengungen nicht auf Sachsen, sondern auf Oberschlesien wenden würden. In diesem Fall wollte der König selbst den Befehl über die Armee in Schlesien übernehmen, der sonst dem Prinzen Heinrich zugedacht war. „Das einzige Mittel, das es dann giebt, die Dinge wieder herzustellen, ist, den Russen eine Schlacht zu liefern, um darauf anderswohin zu Hülfe eilen zu können. Ich gebe zu, daß dieser Entschluß ein gewagter ist (que ce parti n'est pas exempt de hazard), aber wenn wir auch geschlagen werden sollten, würden doch unsere Angelegenheiten darum nicht schlechter stehen (als ohnehin der Fall ist), und wenn es gelingt, gewinnen unsere Angelegenheiten ein freundlicheres Ansehen." — Durch unthätiges Abwarten könne man nur verlieren.

Am 13. März glaubte der König zu wissen, daß Laudon bestimmt sei, Neiße in Oberschlesien zu belagern und bereits nach Mähren unterwegs. Daß die Russen beabsichtigten, Kolberg zu belagern, gehe, wie der König meinte, aus der Anlage ihrer Magazine hervor. Daun setze voraus, daß die Preußen der weiten Entfernungen wegen genöthigt sein würden, eine peinliche Wahl zu treffen und entweder Pommern oder Neiße preiszugeben. Er begreife auch gar wohl, daß Fouqué nicht längere Zeit in seiner Stellung (bei Löwenberg und Landeshut) verweilen könne (il comprend d'ailleurs que Fouqué ne saurait rester longtemps dans cette position), und er halte 20 000 Mann in Bereitschaft, um von der Lausitz her in Niederschlesien einzudringen. In Sachsen werde Daun auf dem rechten Ufer der Elbe, etwa bei Großenhain lagern und es der Reichsarmee überlassen, auf dem linken Ufer in das Halberstädtische und Magdeburgische vorzudringen.

Die eigene Lage findet der König ungemein schwierig, wie sie es in der That war. „Wenn ich gegen die Russen marschire und sie nicht innerhalb der ersten vierzehn Tage schlage, wird die große Entfernung es mir unmöglich machen, rechtzeitig herbei zu eilen und Neiße zu Hülfe zu kommen. Wenn ich die schlesische Armee in zwei gleiche Hälften theile, wird eine jede von ihnen höchstens 28 000 Mann stark sein, und beide genöthigt, sich auf der Vertheidigung zu halten, und wenn man überall schwach ist, so läuft man Gefahr, von allen Seiten geschlagen zu werden; wenn man auf einer Seite eine ansehnliche Heeresmacht vereinigt hat,

muß man sie dazu verwenden, sich Eines Feindes zu entledigen, um dann eilen zu können, sich einem anderen zu widersetzen, wie mir das öfter geglückt ist, und wenn ein Unglück geschieht, ist man eben mit einem Schlage zu Boden geschlagen, während man sicher vier Monate später zu Grunde geht, wenn man nichts gewagt hat."

Es folgen noch einige Einzelnheiten, die sich denn doch anders gestalteten, als es zur Sache kam, und zum Schluß äußert der König, wenn die Türken Wort hielten und gegen Oesterreich in das Feld rückten, dann könne sich alles anders gestalten, und nicht minder, wenn Frankreich Frieden schließe. Dann könnte der Herzog Ferdinand von Braunschweig durch eine Diversion auf Eger die österreichische Hauptarmee zwingen, Sachsen zu verlassen und nach Böhmen zurück zu weichen. Dann lasse sich Dresden wieder erobern.

Die Grundzüge dieses Plans blieben stets dieselben, nur im Einzelnen erfuhr Ein und Anderes wechselnd eine Aenderung, je nach den Nachrichten, die man vom Feinde erhielt. So glaubte der König zu Anfang Mai, als Laudon Anstalten machte, in Schlesien einzudringen, der Prinz Heinrich, der an der Spitze der schlesischen Armee sein Hauptquartier in Sagan hatte, könne, noch ehe er sich gegen die Russen zu wenden brauche, den General Laudon durch einen siegreichen Schlag beseitigen. Prinz Heinrich, der stets sehr vorsichtig war und niemals unternehmend, glaubte das nur in dem Fall versuchen zu können, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab, während die Russen noch jenseits der Weichsel wären.

Sobald sich der Prinz gegen die Russen wenden mußte, blieb die Vertheidigung von Niederschlesien für einige Zeit dem schwachen Heertheil unter Fouqué allein überlassen. Da ist es denn sehr beachtenswerth, welche Verhaltungsbefehle dieser General für den vorausgesetzten Fall erhielt. Am 8. Mai schrieb der König seinem Bruder: „Wenn Laudon bestimmt ist, in Niederschlesien einzudringen, wird er gewiß Ihre Entfernung abwarten und vorher nichts unternehmen; in diesem Fall wird Fouqué genöthigt sein, sich zurück zu ziehen, um Schweidnitz und Breslau zu decken. — Theilen Sie ihm aus diesem Brief mit, was ihn betrifft." — (Mais si Laudon doit pénétrer en Basse-Silésie, il attendra sûrement votre départ et n'entreprendra rien avant, en ce cas Fouqué sera obligé de se retirer pour couvrir Schweidnitz et Breslau. — — Je vous prie de communiquer de cette lettre à

Fouqué ce qui l'en regarde.) — In einem Brief vom 11. Mai kommt der König in folgenden Worten auf diesen Gegenstand zurück —: „Nach meinen Nachrichten marschirt Laudon auf Zittau. Ich fürchte nichts für Schlesien, so lange Sie dort sind" — bei Sagan nämlich — „aber sobald Sie sich gegen die Russen wenden, wird Fouqué große Mühe haben, sich dort zu behaupten, und er wird gezwungen sein, sich auf Schweidnitz zurückzuziehen —." (Je ne crains rien pour la Silésie, tant que vous serez là, mais aussitot que vous vous tournerez du côté des Russes, alors Fouqué aura bien de la peine à s'y soutenir, et il faudra nécessairement qu'il se replie sur Schweidnitz —.) Endlich am 12. Mai schrieb der König dem General Fouqué selbst:

„Die Richtschnur aber, so Ich Euch inzwischen en général geben kann, und wonach Ihr Euch zu gouverniren habt, ist: daß wofern Ihr sehet, daß nichts anderes in Schlesien kommt als Laudon und Beck zusammen, alsdann Ihr Euch gegen Schweidnitz retiriren müsset. Solltet Ihr aber sehen, daß das Gros der feindlichen Armee unter Daun nachkäme und gleichfalls nach Schlesien penetriren wollte: so müsset Ihr Euren Marsch so einrichten, daß Ich Mich mit Euch, es sei bei Sagan oder Löwenberg oder wo es nach den Umständen alsdann sei, konjungiren könne."

Friedrich II. hoffte wiederholt auf eine Diversion von Seiten der Türken; er hoffte zu Anfang dieses Jahres eine kurze Zeit über auf einen Frieden zwischen Frankreich und England, und er verweist öfter auf diese fernliegenden Dinge, um den Muth der Seinigen aufrecht zu erhalten; er erwähnt selbst der entfernten Möglichkeit, daß Dänemark bewogen werden könnte, Antheil an dem Kriege zu nehmen, und daß eine dänische Flotte im Baltischen Meer alsdann die Vertheidigung der pommerschen Seestädte und selbst die Wiedereroberung Ostpreußens erleichtern würde —: nur einer Hoffnung, die, wie vielfach geglaubt worden ist, viel näher lag, gedenkt König Friedrich nie —: er rechnet nie darauf, daß der russische Thronfolger irgend etwas, sei es in den Kreisen der russischen Regierung, sei es im Hauptquartier der russischen Armee, zu seinen Gunsten bewirken könnte.

Ein Herr v. Pechlin erbot sich um diese Zeit, vermöge seiner Verbindungen in Petersburg und der gehörigen Bestechungen dort gute Dienste zu leisten. Der König wies nicht unbedeutende Summen für solche

Zwecke an, schrieb aber zugleich seinem Bruder, durch den die Sache vermittelt wurde: „Was mich aber glauben läßt, daß in den Absichten dessen, der diese Unterhandlungen übernehmen will, mehr guter Wille als politische Einsicht liegt, das ist, daß er glaubt durch den Großfürsten viel bewirken zu können, und das ist falsch. Peter Schuwalow ist es, der allein über Alles verfügt. Wenn man den erkaufen kann, dann gehört uns die ganze übrige Truppe." (Ce qui me fait cependant croire qu'il y a plus de bonne volonté que de politique dans les intentions de celui qui veut se charger de la négociation, c'est qu'il croit pouvoir beaucoup par le Grand Duc, et cela est faux. Il n'y a que Pierre Schouwalow qui dispose de tout. Si on peu acheter celui-là, tout le reste de la troupe est à nous.)

Landeshut.

Schon vor der eigentlichen Eröffnung des Feldzugs hatte Laudon einen vergeblichen Versuch gemacht, sich der Festung Kosel zu bemächtigen. Als dann aus Petersburg die Nachricht eintraf, daß die russische Regierung den zweiten der von österreichischer Seite gemachten Vorschläge vorziehe und dem gemäß die gesammte russische Heeresmacht — mit Ausnahme einer Abtheilung, die in Pommern Kolberg erobern sollte — nach Schlesien in Bewegung setzen wolle, blieb man in dem politischen und militärischen Rath der Kaiserin Maria Theresia diesem zweiten Entwurf, dem zufolge die zweite österreichische Armee aus der Niederlausitz in Niederschlesien eindringen sollte, nicht unbedingt getreu. Es kam zu neuen Berathungen; Laudon wurde deshalb nach Wien berufen und mußte sich dann in Dauns Hauptquartier nach Dresden begeben.

Hier wurde, hauptsächlich unter Lacys Einfluß, der von den beiden früheren österreichischen Operationsplänen abweichende Beschluß gefaßt, die zweite Armee, 40 000 Mann stark, am 24. Mai bei Königgrätz zu versammeln und von dort weder durch Oberschlesien noch durch die Lausitz, sondern durch die Grafschaft Glatz in Schlesien, und zwar entweder zwischen

Frankenstein und Reichenbach oder über Patschkau eindringen zu lassen. Auf die Eroberung von Schweidnitz sollte es dabei vor allem abgesehen sein. Unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen man sie möglich dachte, darüber geben die bis jetzt geöffneten Quellen leider keine Auskunft. — Sehr unsanft aber wurde Laudon abgewiesen, als er dann wenige Tage später den Wunsch aussprach, Daun möge seinen Vormarsch nach Schlesien durch Demonstrationen gegen den Queis und den Bober erleichtern, indem er den Prinzen Heinrich dadurch abhielte, sich auf die zweite österreichische Armee zu werfen. Lacy war es, der sich bei dieser Gelegenheit besonders feindselig gegen Laudon äußerte.

Laudon sagte sich offenbar, daß seine ganze Zukunft von dem Erfolg der ersten Unternehmung abhänge, die er selbständig ausführen sollte, und er empfand die Besorgnisse, die in solcher Lage nahe liegen. Er wendete sich an Kaunitz nach Wien, setzte ihm auseinander, daß die österreichische Armee in Schlesien, wenn der Feind die richtigen Gegenmaßregeln treffe, gar leicht Unfälle erleiden könne — kam darauf zurück, daß es zweckmäßiger wäre, von Oberschlesien her vorzudringen, und bat um bestimmte Verhaltungsbefehle, die ihn der Verantwortung enthoben hätten. Doch, da alles von neuem seinem eigenen Ermessen anheimgegeben wurde, brach er am 29. Mai von Kosteletz auf, ein rascher Marsch, bei dem eine Nacht zu Hülfe genommen wurde, führte ihn am 31. nach Frankenstein, wo er Stellung nahm. Die beiden Hauptzugänge zu der Grafschaft Glatz vom flachen Lande her, die Pässe von Silberberg und Wartha waren von seinen leichten Truppen besetzt — die Festung Glatz beobachtet.

Von den zehn- bis zwölftausend Mann, mit denen Fouqué Niederschlesien nach Möglichkeit decken sollte, stand ein kleiner Theil unter dem General Schenkendorf bereits bei Landeshut im Lager; der Rest hatte bisher bei Greifenberg, Löwenberg ꝛc. in naher Berührung mit der Armee des Prinzen Heinrich kantonnirt. Am 28. Mai ließ Fouqué sie von dort aufbrechen und über Bolkenhayn am 30. nach Freiburg unter dem Fürstenstein marschiren, wo diese Truppen von neuem Kantonnirungsquartiere bezogen.

Eine von Fouqué unter dem General Grant — einem Schotten von Geburt — südwärts entsendete Abtheilung begegnete am 3. Juni bei Reichenbach den Vortruppen Laudons und mußte ihnen nach einem Scharmützel das Städtchen überlassen. Nun glaubte Fouqué Schweidnitz,

Breslau und seine Verbindungen mit beiden Orten durch Laudons Nähe in solcher Weise gefährdet, daß er nicht versuchen dürfe, sich noch länger bei Landeshut und Freiburg zu behaupten. Er hatte zwar dem König sowohl als dem Prinzen Heinrich über seine Lage und den beabsichtigten Rückzug berichtet, aber er brach auf, ohne eine Antwort des Königs oder des Prinzen abzuwarten, so wenig entfernt der letztere auch war. Was ihn zu solcher Eile bewog, geht aus seinem an den Prinzen gerichteten Brief vom 3. Juni hervor. Fouqué sagt darin, wolle der Prinz ihm zu Hülfe kommen, so könne es leicht zu spät sein, „Laudon kann in einem Marsch vor Schweidnitz sein und mir auch nach Breslau zuvorkommen, wodurch ich mit dem Posten von Landeshut in den größten Embarras gerathe." — So verließ denn der als der Tapferste der Tapferen gefeierte General schon am 4. Juni die Stellung bei Landeshut, in der eine wenig zahlreiche Abtheilung preußischer Truppen zwei Feldzüge über Niederschlesien gedeckt hatte, um auf die Anhöhen bei Würben, in der Nähe von Schweidnitz, zurückzugehen.

Laudon rückte an diesem Tage erst nach Nimptsch vor. Es läßt sich nicht leugnen, daß Fouqués Rückzug ein übereilter war, und er wurde selbst im Einzelnen mit Uebereilung ausgeführt. General Schenkendorf, der bei Landeshut selbst stand, folgte dem Haupttrupp schon am 5., nachdem er von dem Magazin zu Landeshut nur so viel hatte nach Schweidnitz transportiren lassen, als sich in der Eile thun ließ. Bedeutende Vorräthe wurden dem Feinde überlassen.

Laudons Vorrücken konnte gar keinen anderen Zweck haben, als Fouqué aus seiner Stellung bei Landeshut herauszumanövriren, aber man hatte zu Wien nicht erwartet, daß das so leichten Kaufs gelingen werde, und war, wie aus den Berichten des französischen Gesandten am österreichischen Hofe hervorgeht, im Kabinet der Kaiserin verwundert darüber, daß Fouqué nicht wenigstens sein Magazin an dem verlassenen Orte den Flammen übergeben habe.

Fouqué rechtfertigte in einem Schreiben vom 5. Juni seinen Rückzug dem König gegenüber dadurch, daß Breslau gefährdet sei: „Ich bin daher genöthigt gewesen, auf die Hauptsache, nämlich auf Breslau, mein Augenmerk zu richten und den Posten (bei Landeshut) gänzlich zu verlassen, indem, wenn daselbst einige Bataillons gelassen, beides verloren gehen könnte. Heute habe allhier das Lager bezogen." — Dann aber

glaubte er selbst bei Würben Breslau und seine eigene Verbindung mit dieser Hauptstadt Schlesiens nicht hinreichend gesichert; er ging am 6. Juni noch weiter, und zwar bis Canth zurück.

Schon auf dem Marsche dorthin erhielt er einen Brief des Prinzen Heinrich (vom 4.), der sowohl den Rückzug überhaupt, als dessen Richtung mißbilligte. Der Prinz, der sich diesmal entschlossener äußerte, als er zu thun pflegte, wenn er selbst den Entschluß zur That machen und die Verantwortung übernehmen sollte, meinte, Schweidnitz sei im Stande, sich tüchtig zu vertheidigen, und wenn Laudon auf Breslau marschire, so müsse Fouqué ihm in den Rücken gehen und die Besatzungen von Schweidnitz, Neiße und Glatz dazu benutzen, ihm die Zufuhren abzuschneiden; sechs Bataillone habe der Prinz dem General von der Goltz überwiesen, um sich damit in dem Posten von Fürstenstein zu behaupten: „vor allen Dingen aber wird höchst nöthig sein, den Posten von Landeshut so lange wie möglich zu halten, wo Sie sich aber daselbst nicht mehr länger halten können, werde ich Sie von Löwenberg aus noch mehr verstärken, oder Sie können sich auch auf Löwenberg repliiren, und wenn die Russen nicht drängen, so können wir dem Laudon gemeinschaftlich auf den Hals gehen, und für den Fall, daß er nach Breslau marschirte, würde von seinem Korps nicht viel retour kommen."

Was der Prinz über die Nothwendigkeit sagt, Landeshut so lange als möglich zu halten, und über die Richtung, die Fouqué einschlagen müßte, wenn er sich zum Rückzug genöthigt sah, entspricht den Verhaltungsbefehlen, die dieser General früher vom König erhalten hatte; auf die Verstärkungen aber, die der Prinz in Aussicht stellte, und auf die gemeinsame Offensive gegen Laudon, war nicht viel zu geben, denn die Russen „drängten" bereits in der Vorstellung des Prinzen Heinrich; das heißt, sie gingen eben um diese Zeit bei Thorn über die Weichsel, und ein von ihnen vorausgesendeter Heertheil sollte bereits bei Posen eingetroffen sein.

In seiner Stellung bei Canth erhielt dann Fouqué — am 7. — einen Brief des Königs, in dem sein Rückzug — aber freilich nur unter bestimmten Voraussetzungen — gutgeheißen wurde: „Eure Idee", heißt es darin, „woferne der Feind Etwas auf Breslau tentiren wollte, Euch bei Breslau zu setzen, ist die beste, dagegen ich nicht ein Wort zu sagen habe." — Der König mochte eine Stellung Fouqués, die Breslau

unmittelbar deckte und die Belagerung unmöglich machte, in dem Augenblicke für zweckmäßig halten, weil er zur Zeit, wie die Dinge in Sachsen standen, keine Aussicht hatte, so bald nach Schlesien zur Vereinigung mit Fouqué aufbrechen zu können und dann dort die beabsichtigten entscheidenden Schläge zu führen.

Doch schon in den nächsten Bewegungen Laudons zeigte sich, daß die Lage eine andere war, als Fouqué geglaubt und berichtet hatte. Laudon glaubte sich zur Zeit gar nicht im Stande, etwas gegen Breslau zu „tentiren" und beabsichtigte das auch gar nicht. Er ließ, sowie sich Fouqué von dort entfernt hatte, Landeshut durch eine Abtheilung unter dem Feldmarschallieutenant Wolfersdorf besetzen und marschirte schon am 7. Juni in das Glatzische zurück, um die Festung Glatz enger einzuschließen und die Belagerung vorzubereiten.

Es ergab sich dabei auch noch eine Meinungsverschiedenheit zwischen Daun und Laudon — Daun hätte es gern gesehen, daß Laudon die Behauptung des Postens von Landeshut anstatt der Belagerung von Glatz zu seiner Hauptaufgabe gemacht hätte. Laudon dagegen erklärte, daß er auf die Behauptung von Landeshut gar kein Gewicht lege, wenn das dortige große Magazin in Sicherheit gebracht sei, und meinte, daß ein weiteres Vordringen in Schlesien — etwa um den Russen entgegen zu gehen, — wenigstens verfrüht sein würde, da von diesen Verbündeten die ihre Unternehmungen zunächst wahrscheinlich nicht gegen Breslau sondern gegen Glogau wenden würden, überhaupt noch nicht so bald etwas zu erwarten sei. In der Hofburg zu Wien hätte man gern gesehen, daß beides gefördert werde; daß Laudon Glatz eroberte, die Feste in der man jetzt den Schlüssel zu Schlesien sehen wollte, und daß er zugleich in Schlesien vordringe, um den Russen zu zeigen, wie sehr man darauf bedacht sei, ihnen die Hand zu bieten.

Fouqué hatte inzwischen — am 6. Juni — dem Prinzen Heinrich von Preußen geantwortet, daß er den Posten von Landeshut „gesichert" haben würde, wenn er früher erfahren hätte, daß er auf Unterstützung rechnen dürfe, — daß er aber dennoch auf Breslau zurückgegangen wäre.

Der Prinz seinerseits war so wenig erbaut von Fouqués Rückzug, daß er diesen General, auch am 6., noch ehe er dessen eben erwähnten Brief erhalten hatte, in einem Schreiben an den König glaubte gewisser-

maßen verklagen zu müssen. — „Fouqué wollte sich", schreibt Prinz Heinrich, „am 4. Abends von Fürstenstein und Landeshut zurückziehen, obgleich Laudon an diesem Tage erst bei Frankenstein stand; ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Entschluß mißbillige, den General Fouqué gefaßt hat; ich weiß noch nicht, ob er ihn ausgeführt hat; ich hoffe immer noch, daß ein glücklicher Instinkt ihn bewogen haben wird, seine Ansicht zu ändern" — im entgegengesetzten Fall sei Laudon Herr des schlesischen Gebirges und in der Lage, Alles und Jedes zu unternehmen. — „Ich weiß nicht, wie Fouqué es alsdann anfangen wird, sich mit ihnen zu vereinigen, da der Feind ihn sehr leicht daran verhindern kann."

Der Prinz kömmt sogar noch einmal auf Fouqués „Uebereilung" zurück; erwähnt, daß er sich erboten habe, nöthigenfalls mit der Armee in die Ebene bei Schweidnitz zu marschiren, wenn der Feind dorthin zöge — oder auch einige Bataillone nach Fürstenstein zu entsenden, um die Posten im Gebirge zu behaupten, wenn der Feind sie etwa überwältigen wollte. Weiter habe er nichts thun können: „denn mit der ganzen Armee von hier nach Fürstenstein zu laufen, das schien mir entschieden gegen alle Vernunft" (car de courir d'ici à Fürstenstein avec l'armée, c'est ce qui m'a paru absolument hors de raison.)

Leider sagt Prinz Heinrich nicht, warum er glaubte, allenfalls in die Ebene bei Schweidnitz, nicht aber nach dem nahen Fürstenstein marschiren zu können; — aus dem Rest des Briefs geht aber hervor, daß er nun seiner Ansicht nach nichts weiter für die Vertheidigung Schlesiens thun konnte. Er mußte schon in den nächsten Tagen gegen die Russen aufbrechen.

Der König war aber, schon ehe er diesen anklagenden Brief erhalten hatte, genauer über Laudons erste Operationen unterrichtet, auch seinerseits zu der Ansicht gelangt, daß Fouqué sich mit seinem Rückzug übereilt habe. Laudon war bei Frankenstein erschienen! — das war nicht der Weg, der nach Schweidnitz führte. — Wäre es auf diesen Punkt abgesehen, äußert der König in einem an den Prinzen gerichteten Brief vom 7. Juni, dann hätte Laudon ohne Zweifel vor allem den Posten bei Landeshut angegriffen. Anstatt dessen habe er bei Frankenstein Stellung genommen; gewiß warte er dort darauf, daß die Russen thätig in die Operationen eingriffen (de voir agir les Russes), um sich dann auf Beute zu werfen.

In demselben Geist schrieb der König — eben auch am 7. — dem General Fouqué selbst: „Nachdem Ich sogleich Euer Schreiben vom 4. dieses erhalten, so kann Ich Euch darauf in Antwort nicht dissimuliren, wie Mir alle Eure darin erwähnten Abmärsche zu frühzeitig und zu präcipitirt vorkommen und die Sache verderben können. Daß Laudon von Frankenstein in zwei Märschen nach Breslau kommen könne, ist nicht möglich, und so lange Mein Bruder, des Prinzen Heinrich Liebden, nicht Schlesien quittirt haben wird, so ist es nicht zu glauben, daß Laudon was Rechtes in Schlesien unternehmen sollte. Laudon kann zwei Märsche haben, um an Euch zu kommen, Ihr aber habt allemal einen Marsch vor ihm voraus. Ich wünsche nur, daß dieses Mein Schreiben Euch nicht zu spät komme, und das Versehen nicht schon geschehen sei, ein anderes wäre noch, wenn Ihr Euch bei dem Zobtenberge setztet. Wenn Laudon auch nicht mehr an Truppen hat, als wie in der von Euch beigelegten Liste enthalten, so kann Ich auch daraus nicht sehen, daß er ein so grausam starkes Corps habe."

Der Prinz Heinrich stand nun auf dem Punkt, Fouqué und Schlesien ihrem Schicksal zu überlassen und den Russen entgegen zu gehen. Er glaubte, daß dieser Feind seine Hauptmacht diesmal gegen Pommern und Kolberg wenden werde, wo zur Zeit nur ein schwaches preußisches Beobachtungscorps unter dem General Forcade dem russischen General Tottleben gegenüberstand, dessen leichte Truppen von der polnischen Grenze her das Land bedrohten. So bereitete sich denn der Prinz darauf, den Russen fern von dem schlesischen Kriegsschauplatz, eben in Pommern begegnen zu müssen.

Der König sah die Dinge anders an. Er schrieb seinem Bruder am 9. Juni: „Ich treffe alle meine Anstalten um den 15. d. M. über die Elbe zu gehen; die schlimmen Umstände, in denen wir uns gegenwärtig befinden, erfordern sowohl von meiner Seite als von der Ihrigen, daß wir uns mit dem Feinde schlagen, der uns zuerst gegenüber steht, um zu verhindern (rechtzeitig verhindern zu können), daß der Andere Fortschritte mache; wenn der Himmel diese Unternehmungen begünstigt, dürfen wir hoffen, aus unserer schlechten Lage heraus zu kommen, es bleibt uns also kein Mittel als daran zu arbeiten, daß wir uns eines Feindes entledigen, um (dann) den anderen abzuweisen. Wenn es möglich ist, daß Sie den Feind bei Posen schädigen und zwar vorzugsweise lieber diesen als den

bei Kolberg, so wäre das ein sehr gutes Ereigniß. (S'il y a moyen que vous entamiez celui de Posen, même préférablement á celui de Colberg, ce serait une très-bonne affaire.) Sie werden nach allem diesen zugeben, daß man sich in einer Lage befindet, in der man gezwungen ist, gern oder ungern ein entscheidendes Treffen zu unternehmen und den Rest dem Glück zu überlassen."

In einem weiteren Schreiben von demselben Tage berichtigte der König die Ansichten seines Bruders in Beziehung auf die Russen. „Alle meine Nachrichten besagen", schreibt er, „daß die Hauptmacht der Russen bestimmt ist, auf Glogau zu marschiren, nur ein abgesonderter Heertheil von 10 000 Mann regelmäßiger Truppen und 12 000 Kosaken soll auf Kolberg vorrücken. Da es Ihre Absicht ist, auf eins dieser Corps zu fallen und so die Truppen des Feindes im Einzelnen (en détail) zu schlagen, ist Forcade nicht geeignet, den Befehl über ein solches Korps (ein Korps das eine solche Bestimmung hat) zu führen, es fehlt ihm an Entschlossenheit. Goltz wäre besser. — — Ich werde den 15. über die Elbe gehen und genöthigt sein, mich auf gewagte Abenteuer einzulassen und es auf Alles zu wagen, was sich ergeben mag; (et je serai obligé de m'abandonner aux grandes aventures, au hazard de tout ce qui pourra en arriver) gegen verzweifelte Uebel bedarf es Mittel derselben Art."

Die Mißbilligung des übereilten Rückzugs, den Fouqué sich hatte zu Schulden kommen lassen, steigerte sich in dem Maße, wie der König näher von den dortigen Verhältnissen unterrichtet wurde. Er erhielt die Berichte des Generals vom 5. und 6. und erwiderte darauf am 10. Juni: „Ich kann darauf nicht umhin, Euch in Antwort zu geben, wie Ich aus allen darin angeführten Umständen dennoch noch nicht begreife, warum Ihr auf einmal ganz gegen Breslau zurückgelaufen seid, da doch nach anliegendem Original-Bericht der Feind sich bei Weidenau und der Orten verschanzt und also nicht so sehr pressiren muß. Alle drei Commandanten zu Glatz, Schweidnitz und Neiße bilden sich ein, daß jeder von ihnen belagert werden wird — welches jedoch nichts ist. Daß Laudon so gerade nach Breslau gehen sollte, dazu ist gar keine Apparence, und wenn er es auch hätte thun wollen, so würde Mein Bruder, der Prinz Heinrich, es nicht gelitten haben und zu Euch gestoßen sein, um den Feind zu schlagen. Meine einzige Consolation ist, daß wenn Laudon

Neiße oder Glatz belagert, er vor dem 20. nicht anfangen kann, welches Mir noch etwas Zeit giebt. Wie Ich Euch schon geschrieben habe, so gehe Ich den 15. über die Elbe. Hierbei könnet Ihr begreifen, daß Ich aus Sachsen nicht eher wegkann, bis Ich den Feind geschlagen habe. Also gebe Ich Mir die Zeit dazu bis zum 25., um zu sehen, wo Ich dem Feind am ersten und am besten beikommen und auf die Haare gehen kann." — Im glücklichen Fall will der König, nachdem er Daun geschlagen hat, mit etwa 30 000 Mann nach Schlesien eilen, um die belagerte Festung zu befreien.

Als der König dann durch den Landesminister Grafen Schlabendorf aus Breslau erfuhr, daß Laudon sich schon am 7. wieder in das Glatzische zurückgezogen habe, steigerte sich seine Unzufriedenheit zu offenem Unwillen, und er befahl in unfreundlichen Worten, Landeshut wieder zu besetzen. „Ich befehle Euch", schrieb der König am 11. Juni, „dannenher hierdurch, daß Ihr sonder allen Verzug und incessament, sonder Anstand mit Eurem Korps von Breslau wieder aufbrechen und geradeswegs wieder nach Schweidnitz marschiren, von da auf Landeshut gehen, den Feind von da wieder herausjagen und Euer Lager daselbst nehmen sollet." —

Schöning, der diesen Brief bekannt gemacht hat, deutet durch ein ꝛc. an, daß er so nicht vollständig ist. Was weiter auf die angeführten Worte folgte, ist mit Sicherheit wohl nicht mehr zu ermitteln, da Fouqué das königliche Schreiben später, wie es scheint, verbrannt hat. Ein Offizier von Fouqués Korps, Lieutenant Franck, glaubte sich zu erinnern, daß da gestanden habe: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr Meine Berge verlassen habt. Schafft Mir Meine Berge wieder, es koste was es wolle." — Doch sind das natürlich sehr unsichere „Erinnerungen". Die Worte „es koste was es wolle" namentlich sind nicht in König Friedrichs Weise.

Doch wie dem sein möge, merkwürdig sind die folgenden Schlußworte des Briefs: „Wenn Laudon ganz weggehet, alsdann wird Eure Traite wohl nach Mähren gehen, dieses aber muß nicht eher geschehen, als bis man gewiß und sicher sein wird: daß Laudon schon durch Mähren weg und weiter zurück marschirt ist." — Es zeigt sich hier eine, wenn auch schwache Hoffnung, daß Laudons Rückzug in das Glatzische, möglicher Weise durch drohende Bewegungen der Türken an der ungarischen

Grenze veranlaßt sein konnte. Der Divan zu Konstantinopel schmeichelte den Vertretern Preußens gelegentlich mit der Hoffnung auf einen mittelbaren Beistand von Seiten der Türkei; aber das halbe Versprechen, das hin und wieder gegeben wurde, war schwerlich jemals ernstlich gemeint.

Beachtenswerth aber ist, daß selbst dieses ungnädige Schreiben des Königs — auch nach Lieutenant Francks Erinnerungen — keineswegs den unbedingten Befehl enthielt, sich unter allen Umständen bei Landeshut zu behaupten; nur den, diesen Posten für jetzt wieder in Besitz zu nehmen. Behielt Fouqué auch die allgemeineren Verhaltungsbefehle im Sinn, die er früher als Richtschnur für den ganzen Feldzug erhalten hatte, so konnte er sich, scheint es, über Inhalt und Tragweite der königlichen Befehle kaum täuschen, wenn er nicht gekränkt, beleidigt war und darüber den Maßstab dafür verloren hätte. Er war keineswegs, wie er glaubte, „angenagelt" an die Stellung bei Landeshut.

Fouqué war inzwischen, sobald er wußte, daß Laudon sich zurückgezogen hatte, schon am 8. wieder vorgerückt und hatte in drei kleinen Märschen eine Stellung an der Peilau zwischen Schwengfeld und Ober-Gräditz, etwas südlich von Schweidnitz, erreicht. Die Stirnseite dieser Stellung war gegen Reichenbach und Frankenstein gewendet, bei welchem letzteren Ort Laudon einen Theil seiner Reiterei einstweilen hatte stehen lassen. Von dieser Stellung aus meldete nun Fouqué dem König, daß Laudon sich in das Glatzische zurückgezogen und in der Nähe von Glatz sein Lager aufgeschlagen habe, er habe keine schwere Artillerie bei sich, aber die Truppen sollten viele Sturmleitern mit sich führen. Der Bericht schloß mit den Worten: „Den Paß von Wartha sowohl als alle Gorges des Gebirges haben sie stark besetzt. Jahnus hat den Zeiskenberg und Fürstenstein okkupirt, ich kann daher ohne großes Risiko nichts weiter tentiren, sondern werde hier das platte Land so viel als möglich rein zu halten suchen."

Doch als er nun am 15. den unwilligen Brief des Königs erhielt, und den bestimmten Befehl, Landeshut wieder in Besitz zu nehmen, traf er sofort seine Anstalten dazu und meldete es dem König diesmal seltsamer Weise in französischer Sprache, was er sonst nie that, da er, trotz seiner französischen Abstammung dieser Sprache nur unvollkommen mächtig war. Er meldete, daß Jahnus Verstärkungen erhalten habe, und fügte hinzu: „ich hoffe, daß das Glück uns begünstigen, und ich schmeichle

mir, daß ein jeder seine Schuldigkeit thun wird, aber der Fall ist sehr zweifelhaft."

Insofern nur davon die Rede war, die verschanzte Stellung bei Landeshut wieder einzunehmen, erwiesen sich die Schwierigkeiten sehr viel geringer als Fouqué gedacht haben mochte. Der Feldmarschalllieutenant Gaisruck überließ sie ihm am 17. nach einem ganz unbedeutenden Scharmützel, und zog sich auf die sehr steilen Anhöhen von Reichhennersdorf in der Nähe zurück.

Bedenklich wurde Fouqués Lage dann aber dadurch, daß er von keiner Seite her Hülfe oder Unterstützung erwarten durfte, daß die Vertheidigung Schlesiens vor der Hand ihm ganz allein überlassen blieb. Denn der Prinz Heinrich war bereits am 11. Juni aus der Gegend von Sagan aufgebrochen, um über Frankfurt a. d. Oder und Küstrin, den Russen entgegen, nach Landsberg a. d. Warthe zu marschiren.

Es war ein eigenes Ding um diesen Zug! er war eine Wiederholung der Expedition, die Dohna und Wedell das Jahr zuvor mit wenig Geschick und geringem Glück ausgeführt hatten — und es konnte, oder es mußte vielmehr sehr zweifelhaft erscheinen, ob sich diesmal etwas Besseres daraus ergeben werde. Das Unternehmen hatte, wie wir wohl sagen dürfen, überhaupt nur einen Sinn, wenn es in dem Geist ausgeführt wurde, den der König wiederholt angedeutet hatte; wenn dem Führer der Grad von Kühnheit und Selbstvertrauen nicht versagte, der hier nothwendig war; wenn er rasch entschlossen der feindlichen Heeresmacht entgegen zu gehen wußte, sobald sie in erreichbarer Nähe erschien, eine ihrer getrennt heranrückenden Kolonnen zu schlagen und dadurch diesen Feind vielleicht für den ganzen Feldzug, wenigstens für einen großen und den wichtigsten Theil desselben, in seiner Thätigkeit zu lähmen suchte. Die hier verwendeten Truppen konnten dann zum Theil wieder nach Schlesien oder an die Elbe zurückgesendet werden, um dort im entscheidenden Augenblick einzugreifen.

Sollte dagegen dieses Unternehmen in der Weise ausgeführt werden, in welcher der Prinz Heinrich Krieg zu führen pflegte, sollte sich die kriegerische Thätigkeit auf „Stellungen nehmen" und Demonstrationen beschränken, darauf, daß man diesen oder jenen Landstrich zu decken, die eigenen Verbindungen sicher zu stellen, die feindlichen zu bedrohen, und dem Gegner hier oder dort „Jalousien zu geben" bemüht war — dann

war es besser, wenn diese Expedition ganz unterblieb — wir dürfen sie sogar verwerflich nennen — denn es konnte sich alsdann in der That nichts daraus ergeben, als, daß ein großer Theil — ungefähr zwei Fünftheile — der ohnehin unzureichenden Streitkräfte Preußens auf viele Wochen, auf einen bedeutenden Theil des Feldzugs, ganz außer Wirksamkeit kamen — während es doch gewiß in allen strategischen Entwürfen als leitender Grundsatz gelten muß, vor allem dafür Sorge zu tragen, daß alle Streitkräfte, die überhaupt zur Verfügung stehen, auch stets als solche wirksam bleiben, daß kein Theil derselben, zeitweise gleichsam annullirt, aufhöre als wirkliche Macht zu wirken. Sollte gegen die Russen nichts vorgenommen werden als eine Reihe mehr oder weniger wesenloser Manöver, durch die, wie die Erfahrung des vorigen Feldzugs bewiesen hatte, die Operationen dieses Feindes aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht einmal irgend erheblich verzögert wurden, so hieß das schlecht haushalten mit den geringen Mitteln Preußens. Es hieß das zwei Fünftheile der preußischen Streitkräfte auf eine bloße Scheinthätigkeit im Leeren aussenden und sich dadurch der Mittel berauben, auf anderen Punkten gegen einen anderen Feind etwas Entscheidendes zu bewirken. Jedenfalls war es, wenn nichts Namhaftes gegen die Russen unternommen werden sollte, in keiner Weise zweckmäßig, den Zug gegen sie so früh anzutreten und gleich vom ersten Augenblick an eine so bedeutende Macht darauf zu verwenden. Ein Beobachtungskorps an der Warthe hätte einstweilen genügt. Blieb die Armee des Prinzen Heinrich die Zeit über, bis die Russen näher herangerückt waren, in Schlesien, dann erlitt wohl Fouqué keine Niederlage, und Glatz ging nicht verloren.

Freilich dachte sich Friedrich II. die Expedition gegen die Russen auch diesmal wieder in seinem Geiste ausgeführt; er erwartete eine energische, auf einen positiven Zweck gerichtete Thätigkeit, nicht eine Passivität, die sich auf Abwarten beschränkt und auf Abwehr durch Demonstrationen und Manöver, die der Feind gelten lassen kann oder auch nicht. Wie wir gesehen haben, hatte sich der König darüber bereits genügend ausgesprochen. Aber eigentlich mußte er doch den Prinzen Heinrich kennen; er mußte wissen, was er von dem verlangen und erwarten konnte und was nicht; was ein für allemal über dessen Kräfte ging. — Ueberhaupt mußte sich der König zu sagen wissen, daß der wiederholte Zug gegen die Russen nur dann zu dem angestrebten Er-

gebniß führen konnte, wenn Er, Friedrich selbst, sich an die Spitze stellte — was zur Zeit unmöglich war.

In welchem Geiste der Prinz Heinrich seine Aufgabe auffaßte, das zeigte sich gleich vom ersten Augenblicke an. Er brach am 11. Juni von Sagan auf und erreichte am 19. Landsberg an der Warthe; dort blieb er dreiundzwanzig Tage lang — bis zum 12. Juli — abwartend stehen. Während dieses ganzen Monats war seine Armee so gut wie verschwunden aus den Reihen des preußischen Heeres. Ihr Dasein fiel nirgends in das Gewicht.

Was Fouqués Stellung bei Landeshut betrifft, die in der That nicht eine sehr starke genannt zu werden verdient, so sagt Clausewitz an einer Stelle, König Friedrich, der die Gegend nicht kannte, möge wohl ihre Widerstandsfähigkeit überschätzt haben; — an einer anderen, der König könnte, da der Feind diese Stellung zwei Feldzüge über als eine unangreifbare respektirt hatte, wohl geglaubt haben — auch wenn er sie selbst nicht für unangreifbar hielt — man werde sie von Seiten des Feindes auch einen dritten Feldzug über respektiren. Hätte der König wirklich so gerechnet, so würde ihn diese Berechnung schwerlich getäuscht haben, wenn diesmal nicht gerade Laudon an der Spitze der Oesterreicher stand. Aber wir wissen, daß der König die Lage der Dinge anders beurtheilte, daß er keineswegs der Hoffnung lebte, die Stellung bei Landeshut könne den ganzen Feldzug über behauptet werden, und daß er ebensowenig seine Befehle in dem Sinne verstanden wissen wollte, als solle Fouqué es in dieser Stellung auf das Alleräußerste ankommen lassen.

Aber freilich erhielt Fouqué, als er kaum die verschanzten Anhöhen bei Landeshut wieder in Besitz genommen hatte, einen neuen unfreundlichen Brief vom König, der ihn in seiner damaligen Stimmung in den Vorstellungen bestärken mußte, die sich seines Geistes bemächtigt hatten — die seiner Herr geworden waren, wie man wohl sagen könnte. Der König hatte Fouqués Bericht erhalten und schrieb: „worauf Ich Euch denn hierdurch die Antwort ertheile: daß, da Ihr durch Euren zu sehr präcipitirten Marsch und Retraite gegen Breslau hin, Mir das Gebirge verloren habt, Ihr Mir nunmehr auch solches absolument wieder schaffen müsset. Ihr habt inclusive der Freibataillons 18, 19 bis 20 Bataillons bei Euch, mit welchen Ihr den Jahnus wohl tourniren, mithin Mir das Gebirge

wieder schaffen könnet. — Ihr müsset nichts auf der Welt versäumen, um die Posten von Fürstenstein und Landeshut wieder zu schaffen."

„Ich werde die kommende Nacht über die Elbe gehen und da erwarten, daß Ich weiß, ob Laudon wirklich die schwere Artillerie kommen läßt. Es können sich Kinder vor Sturmleitern fürchten, aber keine Soldaten, und gehet dergleichen zumal bei Glatz nicht an."

„Wenn es hier zu einer Decision kommet, und die Sachen für Mich mit Gottes Hülfe gut gehen, so werde Ich positivement Anfang künftigen Monats in Schlesien sein. Die Posten zu Fürstenstein und Landeshut müsset Ihr absolut wieder haben. Wie Ihr solches angreifen wollet, darüber müsset Ihr nicht bei Mir erst anfragen, indem Ich solches Eurem savoir faire und Disposition überlassen muß, als eine Sache, worauf Ihr arbeiten müsset und wovon Ich Mich nicht von hieraus meliren kann."

Bei ruhigem Blute hätte Fouqué vielleicht wahrgenommen, daß auch hier wieder eigentlich nur der übereilte Rückzug getadelt wurde, und wenn er die früher erhaltenen Verhaltungsbefehle zu Rathe zog, aus der Gesammtheit entnommen, wie der König verstanden sein wollte und was ihm oblag, wenn ihm bei Landeshut eine wirkliche und dringende Gefahr drohte; aber gekränkt und beleidigt, war Fouqué nicht in der Stimmung, solche Betrachtungen anzustellen, und unglücklicher Weise hatte der König dem Briefe eigenhändig die Worte angefügt: „Mes généraux me font plus de tort que l'ennemi, parce qu'ils manoeuvrent toujours de travers." Fouqué fühlte sich mit Recht von neuem verletzt.

Laudon war im ersten Augenblicke, wie aus seinen eigenen Berichten hervorgeht, etwas betroffen über Fouqués unerwartet erneutes Vorrücken in das Gebirge — aber er eilte sofort mit seinem Reservekorps aus der Nähe von Glatz über Johannesberg, Tannhausen und Gottesberg herbei, nach Schwarzwaldau — im ersten Augenblick vielleicht nur mit dem Gedanken beschäftigt, wieder gut zu machen was hier versäumt war. Jedenfalls aber erweiterten sich seine Pläne sehr bald. Er übersah sehr bald Fouqués hülflose Lage, beschloß, ihn mit Uebermacht umfassend, anzugreifen, und konnte eigentlich leicht prophezeien, daß von dem preußischen Korps wohl nur wenig entkommen werde. Und doch ging er dabei mit einer Vorsicht zu Werke, über die der Zweck leicht verfehlt werden konnte. Wir sehen, der vielfach beneidete und angefeindete General hatte das volle Bewußtsein, daß dieses erste Unternehmen, zu dem er als selbst-

ständiger Feldherr schritt, nicht mißlingen dürfe, wenn er der Zukunft gewiß bleiben wollte. Er beschloß, den Feind zu umzingeln, aber nicht eher anzugreifen, als bis er eine Uebermacht beisammen hatte, die jede Möglichkeit eines Mißlingens ausschloß. Er gab den Befehl, vor Glatz nur so viel Truppen zurückzulassen, als unerläßlich sei, mit allem Uebrigen zum Angriff von Landeshut heranzurücken, und auch an den Feldmarschall-lieutenant Beck, der bei Friedeberg am Queis stand, erging die Aufforderung, über Hirschberg und Schmiedeberg heranzuziehen, um den Preußen auch diesen Ausweg zu sperren. Doch Beck, der, früher als Laudon zum General befördert, nicht ohne Neid sah, wie dieser Livländer, in dem er nur „einen guten Grenadierhauptmann" sehen wollte und nicht mehr, an ihm vorbei zu dem höchsten militärischen Rang gelangte, entsendete dazu nur 300 Husaren und 100 Kroaten und setzte sich mit dem Rest seiner Truppen sehr langsam in Marsch.

Ueber alle diese Anstalten Laudons verging eine Reihe von Tagen. Fouqué hätte alle Zeit gehabt, sich der Schlinge zu entziehen, wenn er geglaubt hätte, daß ihm das gestattet sei — aber er erleichterte in seiner peinlichen Befangenheit, im Gegentheil, wie kaum zu leugnen ist, dem Feinde seine Aufgabe durch ein durchaus passives Verhalten. Er hatte geduldet, daß die aus Landeshut vertriebenen österreichischen Generale Gaisruck und Wolfersdorf, in unmittelbarer Nähe vor seinen Schanzen, auf den Höhen von Reichhennersdorf Stellung nahmen; seit dem 19. Juni stand Laudon selbst bei Schwarzwaldau in seiner linken Flanke und hatte einen Vortrab bis auf den Ziegenrücken bei Hartmannsdorf vorgeschoben.

Fouqué schrieb an diesem Tage dem König: daß feindliche Truppen in seiner Nähe Stellung genommen hätten und seit dem 17. täglich Verstärkungen von Laudons Korps erhielten. Sie hätten sich auch auf dem Ziegenrücken festgesetzt, — „auf diese würde zwar mit dem Korps losmarschiren und sie delogiren können, aber die bei Reichhennersdorf würden alsdann nicht manquiren, den hiesigen Posten zu besetzen. Da nun E. K. M. mir wiederholentlich befohlen haben, diesen Posten zu halten, so werde hier stehen bleiben und solchen auf das Aeußerste mainteniren."

Dagegen hätte sich allenfalls einwenden lassen, daß Gaisruck und Wolfersdorf nur deshalb in Fouqués unmittelbarer Nähe standen, weil er sie da geduldet hatte; — daß er wohl nur einen Theil seines Korps

gebraucht hätte, um den Kroaten-Vortrab Laudons von dem Ziegenrücken zu vertreiben; — daß Gaisruck an dem Tage gewiß noch nicht in der Lage war, sich der Schanzen bei Landeshut wieder zu bemächtigen; — und daß die Entsendung von Truppen gegen den Ziegenrücken, dem General Gaisruck gar wohl verborgen bleiben konnte, wenn man sie bei Nacht aufbrechen ließ. — Jedenfalls hatte der König ganz gewiß nicht Fouqués Truppen nach Landeshut vorrücken lassen, damit sie da einfach in passiver Haltung ihr eigenes Verderben abwarteten, ohne irgend etwas zu thun, um es abzuwehren oder sich ihm zu entziehen.

An demselben Tage (19.) schrieb der König dem General Fouqué, es sei ihm nicht gelungen, in Sachsen eine Schlacht herbeizuführen und siegreich nach Schlesien aufzubrechen; daß er aber dennoch hoffe, nach Schlesien marschiren zu können, wenn Daun seine Stellung bei Reichenberg aufgebe, um sich bei Dresden mit der Reichsarmee zu vereinigen. Er werde sich in diesem Falle bei Schweidnitz mit Fouqué vereinigen. Dieser war also in König Friedrichs Vorstellung nicht so unwiderbringlich an Landeshut gekettet, als er selber glaubte.

In dem Augenblick, wo der König Fouqués Brief vom 19. erhielt, zeigten sich, wenn auch fern am Horizont, Hoffnungen, die er in dem Augenblick für gegründet halten konnte, und er zeigte sich infolge dessen in allen seinen Aeußerungen heiterer gestimmt, als er die peinlichen Monate über seit der Katastrophe bei Maxen sein konnte. Nachrichten aus Konstantinopel ließen ihn mit einer gewissen Bestimmtheit hoffen, daß die Ottomanische Pforte nun wirklich die Waffen gegen Oesterreich ergreifen werde, und dann durfte er wohl erwarten, daß Laudons Heer nach Ungarn eilen müsse, um das Land gegen diesen neuen Feind zu schützen. Doch glaubte er deshalb keineswegs, daß Fouqué nun bei Landeshut sicher sei und keinen Angriff weiter zu besorgen habe. Im Gegentheil, er schreibt ihm (am 22.) freundschaftlich wie zu allen früheren Zeiten — „so lange es die Umstände vergönnen", daß Fouqué bei Landeshut stehen bleibe, soll er verhindern, daß die Oesterreicher in den schlesischen Gebirgsstädten Brandschatzungen eintreiben; Laudons wirkliche Absicht sei auf Vereinigung mit den Russen und Breslau gerichtet, davon benachrichtigt er den General Fouqué —: „und dienet Euch zugleich von Mir zur instruction, daß, wenn Laudon wieder mit seiner Force in Schlesien penetriret, Ihr alsdann lieber sogleich alle Werke bei

Landshut rasiren und Eure mesures dazu gleich in Zeiten nehmen sollet, damit der Feind hiernächst keinen Gebrauch davon machen kann. Dabei Ihr auch alsdann gleich mit Eurem Korps auf Breslau zurückziehen und diesen Ort wohl decken müsset, ohne daß Euch Laudon dahin prevenire."

Am 23. hatte der König Fouqués Bericht erhalten, und er bestätigt in seiner Antwort die den Tag zuvor erlassenen Verhaltungsbefehle.

Diese Briefe, und selbst das Schreiben des Königs vom 19. erhielt Fouqué nicht mehr zu rechter Zeit. Er selbst hatte inzwischen — am 21. — einen neuen Bericht abgesendet, den erst Schöning in seiner wahren Gestalt bekannt gemacht hat. Fouqué sagt darin: „en front habe ich die Korps von Geisrug und Jahnus und auf beiden Seiten die Korps von Wolfersdorf und Nauendorf, welche noch täglich von Laudons Korps verstärkt werden. Ich sitze also hier fest und wie angenagelt und kann mich nicht wegrühren, weil der Feind so nahe um mich herum steht, daß wir uns einander mit kleinem Gewehr beschießen." — Die Verbindung mit Schweidnitz und mit dem Generalmajor Zieten, den er mit drei Bataillonen auf dem Zeiskenberg bei Fürstenstein hatte stehen lassen, sei ihm bereits abgeschnitten: „in dieser Situation werde ich mich allhier bis auf das Aeußerste zu halten suchen und eine Diversion von E. K. M. abwarten."

Daß der Weg über Schmiedeberg nach Hirschberg so gut wie frei war, scheint Fouqué nicht gewußt zu haben; daß ihm der Weg über Wernersdorf nach Volkenhayn offen stand, konnte ihm nicht entgangen sein — aber er war weit davon entfernt, ihn benützen zu wollen.

Schon hatte er an seine versammelten Offiziere eine Rede gerichtet, in der er ihnen sagte, sie hätten in dieser Stellung ihren Untergang zu erwarten und müßten ihm mannhaft entgegen gehen. Er selbst, wenn er das Unglück haben sollte, den verhängnißvollen Tag zu überleben, werde nie wieder den Degen vor der Truppe ziehen.

Das war heroisch. Doch stehen wir hier vor der gewichtigen Frage: darf ein General die Truppen, die ihm anvertraut sind, wissentlich in das Verderben führen und feierlich dem Untergange weihen — eigentlich nur weil er sich in seiner Kavalier-Ehre verletzt fühlt? Es waren 11 000 Mann, die Fouqué unter seinen Befehlen hatte, aber so gering ihre Zahl auch scheinen mag, sie bildeten ein Neuntheil aller Streitkräfte, die Preußen

noch besaß — und es gingen hier wieder, wie bei Maxen, nicht bloß Mannschaften verloren, sondern auch die unersetzlichen Cadres einer Reihe von Regimentern.

Am 22. Juni hatte Laudon endlich alle Truppen beisammen, die er zu dem Angriff verwenden konnte. In Beziehung auf die Macht, die ihm zu Gebote stand, liegen verschiedene Listen vor, die ganz bedeutend von einander abweichen. In einigen derselben zeigt sich ganz entschieden ein Streben, die österreichische Uebermacht weniger erdrückend erscheinen zu lassen, als sie wirklich war. Die genaueste der bis jetzt bekannt gemachten Listen scheint die dem Grafen Brühl aus Laudons Hauptquartier mitgetheilte zu sein, aber sie ist vom 7. Juni, und es läßt sich nicht ermitteln, wie viele Bataillone an dem verhängnißvollen Tage entsendet gewesen sein mögen. Nur soviel läßt sich im Allgemeinen feststellen, daß Laudons Heer etwas über 40 000 Mann stark gewesen sein muß, und daß davon etwa 34- oder 35 000 Mann an dem Treffen bei Landeshut Theil nahmen. Die Oesterreicher erfreuten sich somit einer etwas mehr als dreifachen Ueberlegenheit.

Die Umstände gestalteten sich um so ungünstiger für die Preußen, da ihre Stellung, die eine Stirnseitenlänge von etwa 8000 Schritten hatte, viel zu ausgedehnt war für die geringe Truppenzahl, die Schanzen demnach nur sehr ungenügend besetzt werden konnten, und dennoch keine Reserve zur Verfügung blieb. Dem ungeachtet war die Vertheidigung gegen den umfassenden, in vier Kolonnen ausgeführten Angriff, eine sehr tapfere; der Verlust, den die Oesterreicher erlitten, den sie selbst auf fast 3000 Todte und Verwundete angeben und der wohl noch etwas größer gewesen sein könnte, legt dafür Zeugniß ab. Nachdem die Stellung bis auf einen engen Bereich in der Nähe der Stadt Landeshut verloren war, suchte Fouqué sich mit einem geringen Rest seiner Truppen nach Volkenhayn zurückzuziehen oder durchzuschlagen, während General Schenkendorf, mit einem anderen geringen Rest den Galgenberg unmittelbar vor der Stadt noch länger hielt, um den Anfang dieses Rückzugs zu decken. Doch die Wege nach Volkenhayn wie die nach Schmiedeberg waren jetzt durch Truppen gesperrt, die Laudon entsendet hatte — bei dem Dorfe Leppersdorf erlag das Karree, in dem Fouqué dahinzog, den wiederholten Angriffen der von Fußvolk unterstützten österreichischen Reiterei, und der

General selbst fiel, durch drei Säbelhiebe schwer verwundet, in Gefangenschaft. Vor solchem Heroismus schweigt die Kritik!

Schenkendorf, der mit seinen Truppen etwas oberhalb Landeshut durch den Bober gewatet war, suchte wie es scheint, den Weg nach Kupferberg zu gewinnen, aber auch er erlag endlich den oft zurückgeschlagenen und zuletzt doch siegreichen Angriffen des Feindes.

Fouqués kleines Heer war vernichtet. Nur etwa 1000 Reiter schlugen sich durch, erreichten glücklich Kupferberg und von dort aus das ebene Land. Von dem zersprengten Fußvolk wußten sich ebenfalls etwa 500 Mann der Verfolgung zu entziehen und durch das Gebirge in die Ebene hinab zu schleichen, wo sie sich dann wieder preußischen Truppentheilen anschließen konnten.

Landeshut wurde von den Oesterreichern geplündert, die auch sonst gar übel da hausten und Bürgersleute und Frauen erschlugen. Man sagt, um diese Ausschweifungen zu entschuldigen, Bürgersleute hätten aus den Fenstern auf die österreichischen Truppen geschossen. Sollte das wirklich geschehen sein, so müßte man jedenfalls daraus folgern, daß in der Provinz, um die der Krieg zunächst geführt wurde, die Bevölkerung sich nicht nach österreichischer Herrschaft zurück sehnte. Doch bedarf die Plünderung und was damit zusammenhängt, wohl überhaupt keiner Erklärung.

Arneth erzählt in seinem vielgelesenen Werk, es sei den Preußen, da sie selbst den tapfersten Widerstand „bald" als fruchtlos erkannt hätten, nichts übrig geblieben als sich zu ergeben; es sei „noch nicht" neun Uhr früh gewesen, „als die letzten preußischen Bataillone das Gewehr streckten." — Diese Redewendungen sind nicht glücklich gewählt und könnten wohl ein falsches Bild von dem Hergang geben. Sie bedeuten, daß eine noch taktisch geordnete Truppe sich im Ganzen dem Los der Gefangenschaft ergiebt, ohne den letzten, entscheidenden Angriff abzuwarten und anzunehmen, der sie zu überwältigen droht. Dergleichen ist zwar oft, hier aber nicht vorgekommen. Die preußischen Bataillone wurden eines nach dem anderen überwältigt, sie wurden zerschossen und niedergeritten — die zersprengte Mannschaft wurde großentheils gefangen — die Waffen gestreckt aber hat keines dieser Bataillone.

Daß Laudon selbst und mit wenigen Ausnahmen auch seine Offiziere dem General Fouqué und den Gefangenen die Achtung be-

zeigten, die ihnen gebührte, das ist bekannt — aber auch daß der österreichische Hof sich nicht in derselben ritterlich rücksichtsvollen Weise gegen den ehrenvoll Besiegten benahm.

Dresden und Glatz.

Auf dem Kriegsschauplatz in Sachsen zog der Feldmarschall Daun sein Heer von 61 Bataillonen und 130 Reiterschwadronen bei Dresden zusammen, wo es theils hinter dem Plauenschen Grunde, theils auf dem rechten Elb-Ufer lagerte. Lacy, der, jetzt nicht mehr Generalquartiermeister, wenn auch stets der hauptsächlichste Berather Dauns, ein eigenes Corps befehligte, stand mit demselben bei Borsdorf auf den Weinbergen die hier den Thalrand des Elbe-Thals bilden. General Beck, der anfänglich bei Zittau stand, wendete sich bald nach Schlesien. Die Reichsarmee wurde aus Franken erwartet, marschirte aber wie immer, sehr langsam heran.

In dieser Stellung that der Feldmarschall Daun vorläufig nichts. Seltsamer Weise lag ihm auch eigentlich gar nicht ob, etwas zu thun, da er nach den Operationsplan — wie namentlich er selbst und Lacy ihn auslegten, — nur bestimmt war, den König von Preußen in Sachsen zu „beschäftigen" damit man in Schlesien freie Hand behalte. Thatsächlich gestaltete sich seine Aufgabe dazu, daß er einen Marsch des Königs nach Schlesien zu verhindern habe. So seltsam es nun auch scheinen mag, daß von der Hauptarmee Oesterreichs wenigstens vorläufig nichts weiter verlangt wurde, war es unter diesen Bedingungen, wenn auch nicht den Verhältnissen im Allgemeinen entsprechend, doch wohl zu erklären, daß nichts geschah, so lange nicht der auf die Vertheidigung beschränkte König von Preußen irgend etwas that, das Gegenmaßregeln nothwendig machte. — Die Rollen von Angriff und Vertheidigung waren auf diese Weise allerdings sehr eigenthümlich umgekehrt.

Der König von Preußen hatte seine Armee bereits am 25. April in einer Stellung bei Meißen hinter dem Triebsche-Grunde vereinigt, wo sie zum Theil lagerte, zum Theil in den zahlreichen Dörfern der Gegend

kantonnirte. Wir haben bereits aus den oben angeführten Briefen des Königs ersehen, daß er am 15. Juni über die Elbe zu gehen und Daun womöglich in eine Schlacht zu verwickeln dachte. Aus einem früheren Brief an den Prinzen Heinrich — vom 6. Juni — geht etwas genauer hervor, in welcher Weise der König seine nächsten Operationen überdachte und berechnete. „Daun", sagt der König, „hat mir gegenüber, die Grenadiere mitgerechnet, 61 Bataillone und 130 Schwadronen, wovon er genöthigt sein wird, 24 Bataillone und gewiß auch 40 Schwadronen zurück zu lassen, um sowohl die Schanzen bei Plauen als die Stadt Dresden besetzt zu halten, — so daß er also jenseits (auf dem rechten Ufer) der Elbe nur die 37 Bataillone und 90 Schwadronen verwenden kann, die ihm übrig bleiben; ich denke nun für jetzt wie folgt: sowie die Russen Sie nöthigen, Schlesien zu verlassen oder auf die andere Seite der Oder hinüber zu gehen, wird Laudon Neiße belagern."

„Fouqué ist außer Stande, sich dem zu widersetzen; was Sie betrifft, so werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach hinlänglich beschäftigt sein, da Sie genöthigt sind, zweien feindlichen Corps entgegen zu treten, nämlich dem, das auf Glogau marschiren kann, und dem, das auf Kolberg marschiren kann, — so daß ich also auf Ihre Armee gar nicht rechnen darf. — In diesem Augenblick ist gar keine Aussicht, daß eine günstige Diversion" — etwa von Seiten der Türken? — „Neiße retten könnte, was mich betrifft, ich kann nicht lange hier weilen, es zeigt sich also nichts als Wagniß (il n'y a donc rien que des hazards), wenn Schlesien nicht verloren gehen soll; wenn ich nicht daran denke, Neiße zu Hülfe zu kommen, wird der Feind auf Breslau marschiren, das wird für ihn vielleicht eine Sache (une affaire) von vierzehn Tagen sein."

„Jetzt ist nun also nach meiner Ansicht der günstigste Augenblick, um zu handeln, den ich vielleicht im Lauf des ganzen Feldzugs finden werde, erstens: weil ich über die Elbe gehen kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Reichstruppen auf Leipzig, Halle und alle diese Orte marschiren könnten; zweitens weil mir, wenn ich Hülsen mit 16 Bataillonen und 24 Schwadronen in meinem verschanzten Lager bei Meißen zurücklasse, 36 Bataillone und 70 Schwadronen bleiben, die ich gegen den Feind verwenden kann, während des ganzen Krieges aber sind wir niemals dem Feinde in diesem Grade an Zahl gleich gewesen; wenn ich mich nun in Bewegung setze, als ob ich den Weg nach Schlesien einschlagen wollte,

wird sich Daun ohne Zweifel widersetzen wollen; wenn wir dann bei dieser Gelegenheit so glücklich sind, uns im Marsch zu begegnen, und dann die Oesterreicher geschlagen werden, dann wird mich nichts abhalten können, Neiße zu Hülfe zu eilen; wenn ich aber das Unglück habe, geschlagen zu werden, dann trifft uns nur eben das Unglück, das ich erlitten hätte, wenn ich unthätig geblieben wäre. Ich beabsichtige, den fünfzehnten über den Fluß zu gehen, denn ich bin fast überzeugt, daß Laudon Neiße nicht eher einschließen, oder wenigstens die Laufgräben nicht eher eröffnen kann, als um die Zeit."

Der König sagte sich, daß Fouqué Schlesien nicht vertheidigen könne, daß er selbst hineilen müsse, um das Land zu schützen, sobald der Prinz Heinrich ostwärts aufgebrochen war. Aber warum suchte er eine Schlacht? — so müssen wir fragen, denn wir dürfen nicht vergessen, daß der König von Preußen, wie sich die Verhältnisse nachgerade gestaltet hatten, nur durch einen ganz bestimmten Grund veranlaßt werden durfte, eine Schlacht zu suchen. Er mußte dabei jetzt unbedingt einen Zweck im Auge haben, der außerhalb der Schlacht selbst lag.

Was er damit beabsichtigte, scheint jedoch auch diesmal leicht zu ermitteln. Schon die allgemeinen Verhältnisse machten es in diesem Kriege, wie wir dessen bereits gedacht haben, für die preußischen Armeen zu einer Nothwendigkeit, sich zu vervielfältigen. Eine jede von ihnen mußte gleichsam die Rolle mehrerer Armeen übernehmen. Das war diesmal in Beziehung auf die Armee des Königs in gesteigertem Maße der Fall, weil das früh gegen die Russen entsendete Heer des Prinzen Heinrich schon von der eigentlichen Eröffnung des Feldzugs an auf dem entscheidenden Schauplatz in Schlesien und an der Elbe fehlte.

Der König mußte sobald als möglich nach Schlesien eilen, um den Verlust einer der dortigen Festungen zu verhüten, — aber er konnte kein Heer in Sachsen zurücklassen; nur das schwache Korps unter Hülsen, das im besten Fall der Hauptmacht Oesterreichs gegenüber kaum etwas anderes vermochte als die feindlichen Operationen durch eine Scheinvertheidigung in etwas hinzuhalten, und durch eine Uebermacht, wie hier zu bekämpfen war, gar leicht erdrückt werden konnte. Die Schlacht, die der König suchte, ein Sieg über den Feldmarschall Daun, sollte die Armee ersetzen, die er nicht an der Elbe zurücklassen konnte. Diese siegreiche Schlacht sollte den österreichischen Feldherrn wenigstens auf die Zeit

lähmen, deren der König bedurfte, um in Schlesien schützend einzugreifen. Aller Wahrscheinlichkeit nach dachte König Friedrich dann auch Laudon in Schlesien durch eine Schlacht abzufertigen, um wieder zu neuem Schutz nach Sachsen zurückeilen zu können, im Falle das nöthig wurde. Dafür spricht, selbst abgesehen von dem Geist, in dem er diesen Krieg im Allgemeinen führte, und von den leitenden Grundsätzen die er für diesen Feldzug in den früheren Briefen aufgestellt hatte, auch noch ein Umstand in dem zuletzt angeführten Schreiben, der Umstand nämlich, daß er nicht eher zum Entsatz von Neiße herranrücken wollte, als bis Laudon die Laufgräben vor dieser Feste eröffnet habe. Vermuthlich rechnete der König darauf, daß Laudon ihm alsdann Stand halten werde zur Schlacht; daß er nicht sein Belagerungs-Geschütz und alle Vorräthe preisgeben werde ohne Kampf. —

Wie nothwendig dem König ein Sieg über Daun als Einleitung zu dem Marsch nach Schlesien schien, geht auch aus den Briefen an den General Fouqué hervor, die wir bereits angeführt haben.

Am 15. Juni ging der König über die Elbe, wie es seit langer Zeit vorher bestimmt war. Nur Hülsen blieb mit etwa 12 000 Mann in der bisherigen Stellung der preußischen Armee bei Meißen stehen — während der König selbst mit 32- allerhöchstens 34 000 Mann sein Lager zunächst dicht am rechten Ufer des Flusses aufschlug. Am 18. marschirte der König nach Radeburg, wie es scheint, in der doppelten Absicht, Lacy anzugreifen und sich den Weg nach Schlesien zu öffnen. Seine Vortruppen begegneten bei Radeburg den „Fourierschützen" Lacys — einem Geschlecht, das die heutigen Armeen nicht mehr kennen. Man verstand darunter besonders geschulte Leute, die unter Bedeckung vorausgeschickt wurden, um das Lager das die Armee beziehen sollte, nach den Weisungen des Generalquartiermeisters kunstgerecht abzustecken.

Daun war ebenfalls auf das rechte Ufer der Elbe herübergekommen und hatte die Stellung auf den Weinbergen bei Reichenberg und Boxdorf bezogen. Lacy war auf dem Marsch nach Radeburg begriffen, was keinen anderen Sinn haben konnte als den, daß er dort dem preußischen Heere die Wege nach Bautzen und nach Schlesien verlegen sollte. Er war bereits bis Berbisdorf gekommen. Ohne Zweifel hatte Lacy so gut wie Daun darauf gerechnet, daß der König ihn nicht angreifen werde, wenn er ihn bei Radeburg in gehöriger Stellung vorfand. Da aber seine Fourier-

schützen und ihre Bedeckung ihm zurückgetrieben entgegenkamen, da, wie sich ergab, der König von Preußen ihm bei Radeburg zuvorgekommen war, sah Lacy das Manöver sofort als mißlungen an und wich nach Weixdorf zurück, wo er die rechte Flanke Dauns deckte, und Daun beruhigte sich ebenfalls dabei. Es nun auf ein Treffen ankommen zu lassen, wer Herr von Radeburg und der Wege von dort nach Pülsnitz und Bautzen bleiben sollte —: an ein solches naturalistisches Verfahren wurde gar nicht gedacht; das wäre ja kein Manöver mehr gewesen.

Am folgenden Tage ging Lacy noch weiter nach Radeberg zurück, wo er sich allerdings einigermaßen in Sicherheit glauben konnte und in der Lage war, dem König allenfalls bei Pülsnitz zuvorzukommen.

Der König sah, daß er ihm dorthin nicht folgen, daß er nicht an Dauns Armee vorbeimarschiren konnte, um ihn dort anzugreifen. Dauns eigene, sorgfältig verschanzte Stellung bei Reichenberg aber wurde zu vortheilhaft gefunden, als daß man sie mit Aussicht auf Erfolg hätte angreifen können. Der König glaubte auf eine Schlacht, einen Sieg vorläufig verzichten zu müssen. Seine Pläne nahmen eine andere Gestalt an.

Er schrieb darüber am 19. seinem Bruder: „Obgleich ich gehofft hatte, in dieser Gegend hier das Korps angreifen zu können, das unter Lacys Befehlen steht, giebt es doch keine Möglichkeit mehr, das auszuführen, nachdem es sich heute am Tage nach Radeberg zurückgezogen hat, da ich mich nicht zu weit entfernen darf, um nicht den Feind im Rücken und in beiden Flanken zu haben; es ist gewiß, daß Daun die Reichsarmee erwartet, sie soll den 22. dieses Monats bei Dresden eintreffen, und ich glaube, daß auch er sich am 22. oder 23. dorthin begeben wird; der einzige Entschluß, der mir dann zu fassen bleibt, ist, dem Daun durch Gewaltmärsche nach Schlesien zuvorzukommen, so daß ich mich in sechs oder sieben Märschen bei Bunzlau befinde, und den 29. am Bober, wo ich suchen werde, Fouqué an mich heranzuziehen, indem ich meinen weiteren Marsch auf Schweidnitz richte."

Doch kam dieser Plan nicht sofort zur Ausführung. Eben in den Tagen, für die der König den Aufbruch nach Schlesien in Aussicht gestellt hatte, schienen Nachrichten aus Konstantinopel eine großartige Veränderung der politischen Weltlage anzukündigen, die auch die eigentlich militärischen Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze wesentlich anders gestalten mußte.

König Friedrich hielt es für möglich, daß schon im Juli ein Theil der österreichischen Truppen nach Ungarn in Bewegung gesetzt werde, was dann zur Folge haben mußte, daß der Rest, auf die Vertheidigung beschränkt, leicht nach Böhmen zurückgedrängt und verfolgt werden konnte.

Der König sah sich dadurch veranlaßt, zunächst nicht auf dem Wege nach Schlesien weiter zu marschiren, sondern im Gegentheil — am 26. — näher an die Elbe zurückzugehen und bei Groß-Döbritz — auf dem Wege von Großenhayn nach Dresden — zu lagern, um, wie er dem Bruder schreibt, seine Truppen — zu denen er hier offenbar auch Hülsens Korps bei Meißen rechnet — besser beisammen zu haben und um im Stande zu sein, sich „gut zu schlagen, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet", (pour être plus rassemblé, et en état de bien me battre, si l'occasion s'en présente) — um die Umstände benützen zu können, im Fall sich als wahr erwies, was vom Bosporus her verheißen wurde.

Aber ganz andere Nachrichten als die erwarteten, hoffnungsreichen, trafen den König in seiner neuen Stellung. Schon den Tag zuvor hatte sich vom österreichischen Lager aus die Kunde von Fouqués Niederlage verbreitet; sie wurde bald bestätigt — und es ist charakteristisch, in wie verschiedener Weise die beiden Brüder diese schlimme Botschaft aufnahmen.

Der König fühlte sich schwer getroffen; ihm war, wie er sagt, das Herz zerrissen; aber er ermannte sich im Laufe von vierundzwanzig Stunden —: der Prinz Heinrich schreibt in einem Briefe an den König — vom 26. — der vielerlei Anderes und meist sehr Unbedeutendes enthält, mit wunderbarer Gelassenheit, Fouqués Unfall sei ihm bekannt geworden: „Die Lage Ihrer Angelegenheiten war schon vor diesem Schlage eine sehr verzweifelte; jetzt sehe ich nur zu gut, worauf man sich gefaßt machen muß." (Vos affaires étaient fort désespérées avant ce coup; maintenant je ne vois que trop à quoi il faut s'attendre.) — Einfach auf ein gänzliches Unterliegen natürlich; der Prinz hatte es ja immer gesagt, wohin die Politik und Strategie seines Bruders schließlich führen mußten!

Wie wir glauben, ist Fouqué, mehr als billig von einer Stimmung beherrscht, der man in einer Stellung wie die seinige war, wohl nicht eine solche Herrschaft über sich selbst einräumen sollte, nicht von aller Schuld frei zu sprechen —: in allen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen des Königs aber findet sich nirgends ein Wort auch nur des

leiſeſten Tadels. Er wollte offenbar nur die heroiſche Haltung des Helden an dem verhängnißvollen Tage ſehen, und ſo ſtreng er Finck beurtheilt hatte, ſo hoch hielt er Fouqué in Ehren — und wie wir glauben, beides mit gutem Grund und vollem Recht. In welcher Weiſe er ſich in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges über Fouqué äußert, iſt bekannt — aber auch ſchon in den nächſten Tagen nach dem unglücklichen Ereigniß hatte er den beſiegten General eines vernichteten Korps den höheren Offizieren ſeines eigenen Heeres als ein erhabenes Beiſpiel bezeichnet. Ein neues Unglück ſei geſchehen, hatte da der König ſeinen verſammelten Offizieren verkündet, Fouqués Korps ſei beinahe ganz der Gefangenſchaft verfallen — aber der General ſelbſt, in einem niedergerittenen Karree mehrfach durch Säbelhiebe verwundet, unter ſeinem erſchoſſenen Pferde in die Gewalt des Feindes gefallen. „Ich wünſche, Meſſieurs, daß wir Alle bei ähnlicher Gelegenheit uns ebenſo benehmen mögen wie Fouqué!“ — Mit dieſen Worten hatte der König ſeine Rede geſchloſſen.

Der Prinz Heinrich hat auf der Spitzſäule, dem Denkmal, das er ſeinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, ſowie denen, die er als die Helden des ſiebenjährigen Krieges anerkannte, im Park zu Rheinsberg errichtet hat, Fouqués Namen in Verbindung mit dem Fincks einſchreiben laſſen. — Fouqué war als perſönlicher Freund des Königs nichts weniger als beliebt im Kreiſe des Prinzen Heinrich. Hätte nicht die Möglichkeit nahe gelegen, ihn wie Finck als ein unſchuldiges Opfer königlicher Verblendung zu verewigen, ſo würde ſein Name wohl ganz fehlen auf dem Rheinsberger Denkmal, ſo gut wie der Winterfeldts.

Inzwiſchen war auch die Reichsarmee, die 7000 Mann zur Deckung von Franken zurückgelaſſen hatte, 17 000 Mann ſtark bei Dresden eingetroffen.

Was in Schleſien geſchehen war, geſtattete nicht, länger auf eine mögliche Diverſion an der unteren Donau zu warten. Der König nahm den Plan, nach Schleſien zu marſchiren, wieder auf. Doch war dabei gar mancherlei zu erwägen. Ging Glatz verloren, dann, ſagt der König in ſeiner Geſchichte des Krieges, waren die Päſſe, die aus Böhmen nach Schleſien führen, nicht mehr zu halten, da ſie über Wartha und Silber-

berg umgangen und im Rücken gefaßt werden konnten, und es blieb überhaupt keine Stellung mehr, welche diese Provinz deckte —: „auf der anderen Seite war es auch gefährlich, Sachsen zu verlassen. Wenn der König sich mit einem Theil seiner Truppen nach Schlesien begeben hätte, liefen diejenigen, die in Sachsen zurückblieben, Gefahr, durch die große Uebermacht, welche die Oesterreicher damals über die Preußen hatten, vernichtet zu werden. Es schien also, daß es nichts Besseres zu erdenken gebe, als die Dinge in solcher Weise zu lenken, daß der König, indem er den Marsch nach Schlesien unternahm, auch den Feldmarschall Daun mit sich, wie in seinem Gefolge zog. Auf der anderen Seite war auch dieser Ausweg mit Wagnissen verbunden, da er den König nothwendigerweise der Gefahr aussetzte, sich zwischen Laudons Armee, die schon in Schlesien war, und der des Feldmarschalls Daun zu verwickeln, von der man voraussetzte, daß sie den König begleiten werde“ (qu'on supposait le cotoyer).

Wir sehen, in welche Gefahren und Schwierigkeiten die frühe Entsendung des Prinzen Heinrich die Armee unter des Königs Befehlen verwickelt hatte. Diese Armee war eben dadurch, daß beinahe die Hälfte der Streitkräfte Preußens vorzeitig an die Warthe zog, kaum 45 000 Mann stark, einer dreifachen Ueberlegenheit gegenüber gestellt, während ihre Aufgabe, zwei Provinzen, einen zweifachen Kriegsschauplatz, zu decken, noch durch besonders ungünstige örtliche Verhältnisse erschwert wurde. — Wenn der Prinz Heinrich nicht seinerseits namhafte Erfolge davon trug, nicht das russische Heer wenigstens für einen Theil des Feldzuges zu lähmen wußte, um dann rechtzeitig an der Elbe oder in Schlesien Hülfe bringen zu können, mußte seine verfrühte Entsendung wohl entschieden als eine verfehlte Maßregel bezeichnet werden.

Uebrigens ist in den Zeilen, die wir aus König Friedrichs eigener Geschichte des Krieges angeführt haben, nicht vollständig ausgesprochen, was er zur Zeit im Sinn hatte. Um ganz zu verstehen, was er da andeutet, müssen wir seinen gleichzeitigen Briefwechsel zu Hülfe nehmen; besonders ein am 30. Juni an den Prinzen, seinen Bruder, gerichtetes Schreiben, in welchem er sagt: — „ich habe den Entschluß gefaßt, am 2. Juli in der Richtung nach Schlesien (vers la Silésie) zu marschiren. Ich lasse den General Hülsen in meinem Lager bei Meißen; da Daun mir ohne Zweifel folgen wird, werde ich so viel als möglich suchen

unterwegs mit ihm handgemein zu werden (de m'engager avec lui chemin faisant). — — Sie werden wahrscheinlich überrascht sein, zu hören, daß ich meinen Marsch auf Krakau, Marienstern und Bautzen richte, aber ich denke dadurch Daun in solcher Weise zu umgehen, daß sich zwischen mir und ihm ein Arrieregarden-Gefecht entspinnt, in dem ich suchen werde, ihn von Dresden abzuschneiden — oder auch eine Hauptschlacht mit ihm herbeizuführen" (d'engager peut-être avec lui tout-à-fait une affaire· générale).

Hätten die Zeitgenossen oder auch die Doktrinairs der nächstfolgenden Zeit erfahren, daß Friedrich der Große auch in seiner damaligen Lage eine entscheidende Schlacht suchte, so wäre ihnen das aller Wahrscheinlichkeit nach vollkommen unverständlich geblieben. Doch war es natürlich genug — namentlich für den, der Friedrich der Große war; der Feldherr, der sich auch seiner damaligen Lage und allen Aufgaben, die sie mit sich brachte, gewachsen glauben durfte. Der König wußte, daß er sich zwischen zwei Armeen hinein wagen mußte, deren jede der seinigen an Zahl um ein Bedeutendes überlegen war, und er wußte sich auch Rechenschaft davon zu geben, um wie viel die gefährliche Lage, in die er sich begeben mußte, erleichtert sein würde, wenn eine von diesen beiden Armeen eine bereits geschlagene, geschwächte und moralisch eingeschüchterte war; wie entschieden ein Sieg, der über die Eine von beiden erfochten war, mäßigend und ernüchternd auch auf die andere Einfluß üben werde. — Ueberhaupt aber bedurfte König Friedrich in seiner Lage, um sich halten zu können, einer entschiedenen, anerkannten moralischen Ueberlegenheit, und nach allem Unglück, das die preußischen Heere seit Kunersdorf erfahren hatten, namentlich nach den Schlägen bei Maxen und Landeshut, eines Sieges, um sie glänzend wieder herzustellen. —

Der König spricht, beiläufig bemerkt, in seiner knapp gehaltenen Geschichte des Krieges, als habe er gleich bei seinem Uebergang über die Elbe im Sinn gehabt, nach Schlesien zu marschiren und Daun gleichsam dorthin mitzunehmen — aus dem gleichzeitigen Briefwechsel aber geht hervor, daß seine Pläne erst zwei Wochen später diese Gestalt annahmen.

Pünktlich, wie vorausbestimmt war, am 2. Juli brach das preußische Heer von Gr. Döbritz auf. Hülsen, den der König zu sich heran gezogen hatte, um für den erwarteten Fall, der nicht eintrat, seine Streitkräfte beisammen zu haben, ging wieder auf das linke Ufer der Elbe

hinüber in die Stellung bei Meißen — der König marſchirte, mit ſeiner Hauptmacht, die wohl nicht ganz 34 000 Mann zählte, nach Quosdorf in der Nähe von Königsbrück, wo er gleich wieder einen Rafttag machte. Wollte er Daun mitnehmen nach Schleſien, ſo mußte er gleichſam auf ihn warten in jedem Marſchquartier, und ſich verſichern, ob er auch folge.

Daun war den Aufbruch der Preußen ſofort gewahr geworden, bald auch, daß ſie, wie man ohnehin wohl annehmen mußte, die Richtung nach Schleſien eingeſchlagen hatten — und er wußte nicht anders, als daß ihm nun obliege, auf der Marſchlinie des Königs gleichlaufenden Wegen an den Bober zu eilen, um dort dem Feinde den Weg zum Ziele zu verlegen. Zunächſt ließ er noch an demſelben Tage den General Lacy mit ſeinem Korps nach Lichtenberg bei Pülsnitz vorrücken, um den König in der Nähe zu beobachten. Er ſelbſt brach am Abend des 3. auf und marſchirte nach Hartha bei Biſchofswerda.

Lacys Nähe führte am 4. Juli einen Verſuch herbei, ihn anzugreifen — doch er wich dem Kampf bei Zeiten aus, indem er nach Biſchofswerda zurückging.

Daun eilte in Gewaltmärſchen unaufhaltſam der ſchleſiſchen Grenze zu, er war am 5. bei Bautzen, am 6. bei Reichenbach, am 7. bei Görlitz, und ſchon am 8. ging er bei Naumburg über den Queis und bezog ein Lager bei Ottendorf. Da die öſterreichiſche Armee wenig an ſo gewaltſame Bewegungen gewöhnt war, verlor ſie bei der gewaltigen Sommerhitze auf dieſen Märſchen ein paar hundert Mann, die todt niederfielen, und mehrere Hunderte Marode, die für lange Zeit keinen Dienſt thun konnten. Auch die Preußen hatten Verluſte ſolcher Art zu erleiden, doch nicht in demſelben Maße, da ſie mehr auf ſolche Anſtrengungen eingeübt waren. Der König ſpricht von 80 Mann, die auf dem Marſch nach Marienſtern am 5. todt liegen geblieben ſeien. Auf dem Marſch, der am 6. bei Leichnam über die Spree führen ſollte, erfuhr der König, daß Daun bereits in der Richtung an den Bober weiter marſchirt ſei. Es ſchwand die Hoffnung ihn einzuholen und zur Schlacht zu zwingen. Der König gab ſofort dem Marſch eine veränderte Richtung auf die Hauptſtraße zu, die von Dresden nach Görlitz und Schleſien führt, ließ ſein Heer bei Nieder-Gurkau über die Spree gehen und nahm Stellung auf den Höhen von Klein-Bautzen und Kreckwitz, die öfter wichtig geworden ſind in der Geſchichte der Kriege.

Hier ſtand er nun zwiſchen Daun und dem General Lacy, der in der Gegend von Biſchofswerda zurückgeblieben war und dem König, wenn der Marſch nach Schleſien fortgeſetzt wurde, auf der Spur folgen und durch ſtets erneute Angriffe auf deſſen Nachtrab läſtig werden konnte.

Inſofern es darauf abgeſehen war, dem Feldmarſchall Daun in Schleſien zuvorzukommen, und — was wohl in den Augen des Königs von noch größerer Bedeutung war — inſofern die Abſicht dahin ging, ihn unterwegs in eine Schlacht zu verwickeln — mußte der König ſein Unternehmen als verfehlt anſehen. Deutlich ſpricht ſich ein gewiſſer Mißmuth, der dadurch hervorgerufen wurde, in dem Brief aus, den der König noch am 6. an ſeinen Bruder richtete, namentlich in den Worten: „— Daun iſt in der Nacht zum 5. nach Bautzen marſchirt und in der letztvergangenen nach Görlitz, ſo daß ich beinahe kein Mittel mehr ſehe, Daun in dieſem Lande hier zu einer Schlacht zu bringen (d'engager Daun dans ce pays-ci); — Lacy hat ſich in die böhmiſchen Gebirge geworfen, wohin ich ihm aus mehr als einem Grunde nicht folgen kann; ich werde meinen Weg nach Schleſien fortſetzen, indem ich Daun folge —".

Ueber Lacy war der König in dem Augenblick noch falſch berichtet. Am Schluß des Briefs aber folgt eine Nachſchrift, in der ſich ein neuer Plan ankündigt, den wir gleichſam keimen ſehen im Geiſt des Königs: — „Ich denke in dieſem Augenblick an die Mittel, dem allen eine neue Wendung zu geben, ich kann aber nicht für das Ergebniß einſtehen" (mais je ne saurais répondre de l'événement) ſagt hier König Friedrich.

Vielleicht, daß neuere und beſſere Nachrichten über Lacys Verbleib, — die ſich aus dem Heranrücken ſeiner Vortruppen bis in die Nähe von Bautzen ergaben — den Anſtoß dazu gegeben hatten. Nach einem Brief an den Prinzen Heinrich (vom 11. Juli) ſcheint es, als ſei die Abſicht zunächſt nur geweſen, auf Lacy zu fallen, um gegen ihn den Sieg zu erfechten, deſſen der König bedurfte, und es habe ſich erſt im Lauf der Ausführung, wenn auch ſehr bald, der weitere Plan daran geſchloſſen, einen Handſtreich auf Dresden zu verſuchen. Am 7. unternahm der König eine Rekognoszirung gegen Lacy; ſie führte zu einem Reitergefecht, das nicht zum Vortheil der Preußen ausfiel; die Anordnungen zum Angriff auf Dresden — und zugleich auch zu einem Schlag, der die Reichsarmee vernichtend treffen ſollte — wurden erſt am 8. getroffen.

An diesem Tage schrieb der König dem General Hülsen: „Ich mache Euch hierdurch im höchsten Vertrauen, unter dem Siegel des größten Geheimnisses, zugleich aber auch zu Eurer Direction, um Euch darnach zu richten, bekannt: daß nach Meinen Nachrichten, nachdem Daun gestern von Bautzen auf Görlitz marschirt ist, derselbe von da auf Reichenberg gegangen und intentionirt sein soll, weiter nach Böhmen zu marschiren. Lacy mit seinem Korps steht inzwischen noch in der Gegend von Bischofswerda. Mein Plan also, welchen Ich nach diesen Nachrichten gemacht, ist der: daß, wenn Daun nach Böhmen marschirt, um durch diesen Weg weiter nach Schlesien zu gehen, Ich gewillt bin, zuvörderst hier in Sachsen mit dem Feinde reinen Tisch zu machen, deshalb Ich denn zuerst auf das Korps von Lacy loszugehen gedenke, um solches, wo nicht mehr, doch aus Sachsen zu verweisen und dann, wenn ich dasselbe platt aus Sachsen weggeschmissen, Mich nach dem Weißen Hirsch zu ziehen. Da Ich alsdann wenigstens 42 Pontons nöthig haben werde, so müsset Ihr sodann sehen, Mir solche mit sicheren Detaschements baldigst zu schicken, wie Ich denn meines Orts zugleich ein starkes Detaschement gegen Radeberg (? Radeburg) entgegenschicken werde, damit Ich da die Pontons an Mich ziehen und darauf bei Pillnitz oder aber gegen Pirna über das Wasser kommen könne. Ihr müßt sodann denselben Tag gegen Kesselsdorf vorrücken, auch gleich die schweren Kanons und Mortiers an Euch ziehen, denn wenn Ihr Euch dergestalt en front dem Feinde zeigen werdet, so wird derselbe von seinen Retranchements nicht abgehen dürfen, während der Zeit Ich ihm in den Rücken kommen werde."

Der König hoffte, wie wir sehen, den General Lacy von dem Rückzugswege an die Elbe abzudrängen und in das sächsisch-böhmische Grenzgebirge — etwa nach Neustadt — zurückzuwerfen — wo dann diesem Theil der österreichischen Heeresmacht kein anderer Ausweg geblieben wäre, als der Rückzug über Schluckenau nach Böhmen — und vielleicht ließ sich dann die Reichsarmee am Plauenschen Grunde in der angedeuteten Weise vernichtend fassen.

Den General Laudon dachte sich der König in Schlesien mit der Belagerung von Glatz beschäftigt, und er war wohl berechtigt zu erwarten, daß Glatz sich länger halten werde, als Dresden sich halten konnte. Die Festungswerke von Dresden waren schon an sich sehr mangelhaft, und

man konnte glauben, daß die Oeſterreicher die Hauptſtadt ihres ſächſiſchen Verbündeten nicht gerade ſehr hartnäckig vertheidigen würden, damit der Stadt und dem ſächſiſchen Hof das Ungemach einer Belagerung erſpart bleibe. Es ließ ſich alſo wohl nachrechnen, daß es möglich ſein werde, nach der Eroberung noch rechtzeitig zum Entſatz von Glatz in Schleſien zu erſcheinen — und wie alsdann! — unter welchen in günſtigſter Weiſe veränderten Bedingungen, nach namhaften Erfolgen und mit dem Glanz — dem „Preſtige", das ſie verleihen!

Maßgebend erweiſt ſich durchaus, daß Friedrich der Große nicht nach Schleſien gehen wollte, um es dort mit den beiden öſterreichiſchen Armeen zugleich aufzunehmen, ohne vorher einen namhaften Sieg, womöglich über Daun ſelbſt, davon getragen zu haben. Daß es vor allem darauf abgeſehen war, das zeigt ſich wieder auch in den etwas ſpäteren Briefen des Königs, in denen beſonders hervorgehoben wird, daß der Verſuch auf Dresden, ſelbſt wenn er nicht in jeder Beziehung gelingen ſollte, doch jedenfalls dazu dienen werde, Daun an die Elbe zurückzuführen und zur Schlacht zu nöthigen. Wie er zwei Jahre früher den Verſuch gemacht hatte, Daun durch die Einſchließung von Olmütz zur Schlacht zu zwingen, wollte er ihn jetzt durch den Angriff auf Dresden zur Schlacht bewegen.

Wollen wir uns vollſtändig Rechenſchaft geben von den Motiven, durch die der König in dieſem Fall beſtimmt wurde, ſo dürfen wir endlich auch ein paar ſehr merkwürdige Zeilen in ſeiner eigenen Geſchichte des Krieges nicht überſehen. Er ſagt da — eben in Beziehung auf dieſe plötzliche Wendung gegen Dresden: — „Die Lage des Königs war eine derartige, daß er alles verſuchen, alles wagen mußte, um ſich eine gewiſſe (moraliſche) Ueberlegenheit über den Feind zu verſchaffen." (La situation du roi était telle, qu'il devait tout entreprendre, tout risquer pour se procurer quelque supériorité sur les ennemis.) Gelang es, Lacy zu ſchlagen und rechts der Elbe nach Böhmen zurückzuwerfen — dann die Reichsarmee in der geplanten Weiſe zu beſiegen — und vollends Dresden zu erobern — dann war dieſe Ueberlegenheit gewiß, auch ohne einen Sieg über Daun ſelbſt, in impoſanter Weiſe neu begründet, und die Feinde wurden doppelt behutſam.

Schon gegen Abend am 8. Juli ließ der König ſeine Armee nach Bautzen marſchiren und dort über die Spree gehen; am folgenden Morgen

sollte sie den General Lacy angreifen, der sich bis Roth-Nauslitz heran gewagt hatte. Doch Lacy soll sofort, natürlich durch Spione, erfahren haben, was der König bei der Parole für Befehle gegeben hatte, und er ging noch in der Nacht nach Bischofswerda zurück, wo er ein Lager abstecken ließ. Aber da die Preußen folgten, hielt er auch da nicht stand; weit entfernt, fechtend zurückgehen und den Marsch des Feindes verzögern zu wollen, wußte er sich mit solcher Gewandtheit und namentlich auch mit solcher Behendigkeit davon zu machen, daß er wirklich ohne erheblichen Verlust davon kam. Er traf noch am 9. bei Weißig vor Dresden ein, nachdem er mehr als sechs Meilen ziemlich in einem Zuge zurückgelegt hatte.

Als dann am 10. die Preußen auch gegen Weißig heranrückten, ging Lacy ebenso eilfertig wie am Tage zuvor durch Dresden über die Elbe zurück; dort nahm er dann bei Gr. Sedlitz Stellung, was einen Flußübergang der Preußen bei Pillnitz, wo man ihn erwartete, wohl nicht unbedingt unmöglich gemacht hätte, aber doch erschweren konnte.

Der König schrieb am 11. aus Weißig seinem Bruder: „Da ich eben die Nachricht erhalten habe, daß Daun sich mit seiner Armee in diese Gegend zurück wendet, werde ich nothwendiger Weise andere Anordnungen treffen müssen, um zu beobachten, wohin er sich wird wenden wollen, und wenn ich eine günstige Gelegenheit finde, ein Gefecht mit ihm herbeizuführen (d'engager quelque affaire avec lui), ohne zuviel dabei zu wagen, werde ich sie gewiß nicht vernachlässigen."

Die Nachricht, daß Daun bereits wieder zum Rückmarsch an die Elbe aufgebrochen sei, war zu der Zeit eine falsche, aber, da es nicht gelungen war, Lacy zu schlagen und nach Böhmen zurückzuwerfen — da man, wie sich die Dinge gestaltet hatten, nicht mehr hoffen durfte, die Reichsarmee in der beabsichtigten Weise vernichtend zu treffen — scheint sie dem König keineswegs unwillkommen gewesen zu sein. Sie eröffnete neue Aussichten.

Die Vorbereitungen zum Uebergang über die Elbe erforderten einige Zeit; erst am 13. konnte der König auf zwei bei Kätiz geschlagenen Schiffbrücken den Strom überschreiten, um sich mit Hülsen zu vereinigen, der von Meißen heranrückte. Seine Absicht war, die Reichsarmee, die bisher hinter dem Plauenschen Grunde gestanden hatte, über Dippoldiswalde zu umgehen, um sie womöglich zur Schlacht, jedenfalls

zum Rückzug zu zwingen. Aber die Reichsarmee war vorſichtig jedem Zuſammentreffen mit ihm aus dem Wege gegangen; ſie war ſchon in der Nacht vom 12. zum 13. nach Dohna zurückgewichen, wo ſie ſich mit Lacy vereinigte — nachdem ſie die Beſatzung von Dresden bis auf 14 000 Mann verſtärkt hatte.

Dresden wurde ſofort eingeſchloſſen — auch auf dem rechten Elbe-Ufer, wo ein preußiſches Korps unter dem General Herzog von Holſtein zu dieſem Ende zurückgeblieben war. — Die Trümmer der Vorſtädte geſtatteten ſelbſt die erſten Belagerungsarbeiten nahe am Hauptgraben der Feſtungswerke zu beginnen, und ſchon am 15. konnte das Feuer gegen die Wälle mit Anbruch des Tages eröffnet werden. Trotz der Geringfügigkeit der artilleriſtiſchen Mittel, die zu dieſer improviſirten Belagerung zu Gebote ſtanden, hoffte der König, die Stadt in zwei bis drei Tagen zu nehmen. — Was ſeine weiteren Pläne betrifft, ſchrieb er am 15., offenbar verſtimmt dadurch, daß weder Daun, noch Lacy, noch die Reichsarmee ihm unter irgend einer Bedingung ſtandhalten wollten zur Schlacht: Daun ſei an der Grenze von Schleſien in der Gegend von Bunzlau, und Laudon im Marſch nach Glogau, um ſich mit den Ruſſen zu vereinigen. Wenn er, der König, nun zum Angriff gegen Lacy und die Reichsarmee vorrücken wollte — die würden ausweichen bis nach Prag; ein ſolches Unternehmen würde alſo zu gar nichts führen. Wolle er dem Feldmarſchall Daun nach Schleſien folgen, ſo würde ſich auch daraus wenig oder nichts ergeben. Wenn er ſich nach der Einnahme von Dresden mit dem Prinzen Heinrich vereinigen könnte, um gegen die Ruſſen zu marſchiren, ſo wäre das vielleicht der beſte Ausweg. Aber er müßte dann Sachſen einer feindlichen Armee von 30 000 Mann (d. h. Lacy und der Reichsarmee) preisgeben. Die würde Dresden wieder erobern und Torgau, Leipzig und Wittenberg dazu einnehmen; dann hätte ſie Magazine und könne auf Berlin vorrücken — (d. h. mit anderen Worten, der König könne eben nicht Sachſen preisgeben und Berlin bloßſtellen, um die Ruſſen zu einer Entſcheidungsſchlacht an der Warthe aufzuſuchen). — „Das Einzige, was mir zu wählen bleibt", fährt der König fort, „wenn ich mit Dresden fertig bin, wird ſein, auf Zittau in der Richtung nach Trautenau vorzugehen, um dadurch Daun von ſeinen Magazinen und von jeder Verbindung mit Böhmen abzuſchneiden, was ihn nöthigen wird, Schleſien aufzugeben, um nach Böhmen zurückzukehren."

Der Feldmarschall Daun hatte den General Laudon ersuchen lassen, die Belagerung von Glatz einstweilen noch aufzuschieben; wahrscheinlich, damit über dessen Armee frei verfügt werden könne, für den Fall, daß es dem König von Preußen gelang, sein Heer nach Schlesien zu führen. Laudon stand nicht unter Dauns Befehlen; er war im Gegentheil ausdrücklich von Wien aus davon in Kenntniß gesetzt worden, daß er durchaus selbständiger kommandirender General sei; doch war er auch aufgefordert worden, stets in gutem Einvernehmen mit Daun zu handeln, — und schon der eigene redliche Charakter machte ihm das im allgemeinen Interesse Oesterreichs zur Pflicht; — außerdem aber konnte er sich wohl gar leicht sagen, daß er, vielfach beneidet und angefeindet, wie er war, selbst in seinem eigenen Interesse alles meiden müsse, was zu Klagen Anlaß geben und ein Anhaltspunkt für feindliche Intriguen werden konnte. Er ließ demgemäß Glatz nur von wenigen Truppen leicht eingeschlossen und verweilte mit seiner Hauptmacht in der Stellung bei Landeshut.

Als König Friedrich in der Richtung nach Schlesien aufgebrochen war, wurde Laudon von Daun aufgefordert, „wenigstens" bis Goldberg vorzurücken. Dorthin marschirte er denn auch am 7. Juli und darauf am 8. nach Hochkirch bei Liegnitz, als ob es sich darum handle, den Feldmarschall Daun dort aufzunehmen.

Daun scheint vollkommen überzeugt gewesen zu sein, daß er in seiner Stellung bei Ottendorf dem König und seinem Heer den Weg nach Schlesien unbedingt versperre. So zwar, daß er jetzt, bei einer persönlichen Zusammenkunft, seinerseits den General Laudon aufforderte, die Belagerung von Glatz thätig zu betreiben. Er hielt also einen Entsatz nicht mehr für möglich, da der Feind ihm nicht mehr nach Schlesien „zuvorkommen" konnte. Daß der Feind entschlossen sein könnte, den Weg dorthin zu erzwingen, zu erkämpfen: — dieser Gedanke blieb jetzt wie immer ausgeschlossen. Laudon entsendete nun auch mehr Truppen nach Glatz, während er mit seiner Hauptmacht bei Hochkirch stehen blieb. Im Uebrigen wollten beide Feldherren einträchtig zusammen wirken, um den König von Schlesien fern zu halten. Sie hofften, daß dann Breslau durch die Russen erobert werden könne, wie Glatz und Schweidnitz durch die Oesterreicher.

Schon am 10. wußte Daun, daß der König von Preußen sich

gegen die Elbe zurückgewendet habe, aber er wollte nicht glauben, daß damit ein Versuch auf Dresden beabsichtigt sein könnte, und sah keinen Grund darin, die eigene treffliche Stellung zu verlassen und etwa zu Hülfe zu eilen. Man müsse erst die weiteren Bewegungen des Feindes abwarten, schrieb er am 11. dem General Lacy, um so mehr, da nicht abzusehen sei, wie der König irgend etwas gegen Dresden unternehmen könne. Seien doch dort, das Korps Lacys mitgerechnet, gegen 50 000 Mann, größtentheils österreichische Truppen, beisammen; wenn man sich damit, je nach den Bewegungen des Feindes, über die Elbe hin- und herbewege (en faisant la navette), scheine es nicht möglich, daß der Feind eine Schlacht erzwingen könne (il ne paroit pas possible quil puis venir à un attaque pour livrer Bataille, — Dauns Orthographie), — und was eine Belagerung betreffe, so scheine es, daß der Feind daran gar nicht denken könne; — und wenn auch! — Es werde dann für Daun immer noch Zeit sein, dorthin zu marschiren.

Lacys Korps und die Reichsarmee sind hier wohl nicht unbedeutend überschätzt. Wie sie die Belagerung von Dresden verhindern sollten, indem sie zugleich sorgfältig einer Schlacht auswichen, scheint auf den ersten Blick etwas räthselhaft. Doch meinte Daun wohl, sie sollten sich in der unmittelbaren Nähe der bedrohten Stadt aufstellen, hüben oder drüben, je nachdem der Angriff auf dem rechten oder auf dem linken Ufer nahte, immer so, daß Stadt und Fluß zwischen ihnen und dem Feinde blieben.

Doch weder im Hauptquartier der Reichsarmee, noch auch — was ungleich wichtiger war — in der Wiener Hofburg wurde die augenblickliche Lage mit derselben Seelenruhe aufgefaßt. Der österreichische Hof hatte ohnehin schon vielfache tadelnde Bemerkungen von Seiten des französischen darüber hören müssen, daß man sich Sachsens nicht gehörig annehme; außerdem war Dresden der einzige Gewinn, den man nach vier Feldzügen und unübersehbaren Opfern aufzuweisen hatte — und nun war es in solcher Weise preisgegeben! Daun erhielt dringende Mahnbriefe aus Wien, und seine Einwendungen wurden in einer Weise abgewiesen, die ihm nicht erfreulich sein konnte. — Lacy schrieb am 13., wenn man nicht der belagerten Stadt „mit eheften mit einer hinlänglichen Armee“ zu Hülfe komme, sei nichts gewisser, als daß Dresden sammt der Besatzung verloren gehen werde.

Darauf entschloß sich Daun, am 15. von Ottendorf aufzubrechen; er wollte nun sogar das „Unmögliche“ zuwege bringen, einen Marsch von etwa 20 Meilen in fünf Tagen zurückzulegen; und wirklich erreichte er am 17. die Gegend von Klein-Förbtchen bei Bautzen, am 18. Hartha, und am 19. erschien sein Heer früh am Tage bei Weißig, nur eine Meile von Dresden, auf den Höhen auf dem rechten Ufer der Elbe. Weißig hatte ihm Lacy als den Punkt bezeichnet, von dem aus er die Lage der Dinge am besten übersehen könne. Er konnte sich von dort aus in der That überzeugen, daß das Bombardement von Dresden mit dem Anbruch des Tages begonnen hatte, und daß ein bedeutender Theil der Stadt bereits in Flammen stand.

Der König wurde natürlich Dauns Anwesenheit sofort gewahr — beschloß aber dennoch, die Belagerung fortzusetzen. Clausewitz meint zwar, daß dies „kaum für mehr als eine Bravade gelten“ könne, wir glauben aber doch etwas mehr darin zu sehen: — es war eine an den Feldmarschall Daun gerichtete Herausforderung zur Schlacht. Vergeblich allerdings, da Daun nicht der Mann dazu war, den kühn hingeworfenen Handschuh aufzuheben.

Eben an diesem Tage (19.) schrieb König Friedrich seinem Bruder: Daun sei aus Schlesien zurückgekehrt und lagere auf den Höhen, ungefähr bei Loschwitz; er selbst, der König, habe seine Maßregeln demgemäß getroffen, sei entschlossen, die Belagerung fortzusetzen, und werde seine Aufmerksamkeit darauf wenden, zu ermitteln, wohin die beiden feindlichen Armeen sich ferner wenden würden. —. „Wenn es sich begiebt, daß Daun über die Elbe herüberkömmt, werde ich den Prinzen von Holstein, der die Einschließung von Dresden auf der Neustädter Seite befehligt, mit 3 Reiter-Regimentern und 10 Bataillonen an mich ziehen, und den Rest seines Heertheils auf den Höhen bei Reichenberg aufstellen, um die Einschließung auf jener Seite fortzusetzen; er selbst (d. h. der Prinz von Holstein) wird an den Plauenschen Grund zu mir heran marschiren, und dann werden wir sehen, was der Feind weiter für eine Bewegung macht. —“

In einer Nachschrift fügte der König hinzu: „entweder muß Daun mich schlagen, oder ich nehme ihm Dresden vor seiner Nase“ (— il faut que Daun me batte, ou je lui prends Dresde à son nez.)

Doch ehe dieser Tag zu Ende ging, sollte sich die Lage noch wesent-

lich ändern. Die Vortruppen des Prinzen von Holstein wurden bei Loschwitz angegriffen und mit ansehnlichem Verlust vertrieben. Der Prinz von Holstein schwebte augenscheinlich in Gefahr, mit erdrückender Uebermacht angegriffen zu werden; der König fand es gerathen, ihn noch in derselben Nacht bei Uebigau über den Strom auf das linke Ufer herüberkommen zu lassen. Dresden war nun auf der Neustädter Seite gar nicht mehr eingeschlossen oder auch nur beobachtet; die Verbindung der Stadt mit dem Heere des Feldmarschalls Daun war vollkommen frei.

Die Eroberung Dresdens konnte danach kaum noch möglich scheinen — dennoch hoffte der König noch immer, sie möglich zu machen; besonders aber wollte er nicht auf die Schlacht verzichten, zu der die Belagerung führen sollte.

Bei Pirna waren Brücken geschlagen, um die Verbindung der österreichischen Hauptarmee mit Lacys Korps herzustellen. Daraus ließ sich folgern, daß Daun dort über die Elbe gehen werde. Demgemäß nahm der König seine Maßregeln. Er ließ — am 20. — unmittelbar vor Dresden nur 5 Bataillone zurück, um die Belagerung fortzusetzen; mit der Hauptmasse seines Heeres — 44 Bataillone, 95 Schwadronen — bezog er eine Stellung, deren rechter Flügel sich an Rüpgen lehnte, während der linke sich gegen die Elbe ausdehnte, — die Stirnseite nach Pirna gewendet, doch mußte das zweite Treffen Front gegen Dresden machen; 5 Bataillone und 5 Schwadronen standen bei Plauen, um nöthigenfalls den Rückzug über den Grund zu decken; 4 Bataillone waren nach Wilsdruf und Priesnitz entsendet, um die Bäckerei und das Gepäck zu decken.

In dieser Verfassung erwartete König Friedrich den Feind und die Schlacht, die er gewiß nicht anders als angriffsweise geliefert hätte. Aber Daun beschränkte sich darauf, in der Nacht vom 21. zum 22. einen Ausfall aus Dresden unternehmen zu lassen, der dem schwachen Belagerungskorps gegenüber leicht Erfolg haben konnte und doch schließlich mit einigem Verlust zurückgeschlagen wurde. — Nun mußte sich zwar der König überzeugen, daß eine Fortsetzung der Belagerung nicht thunlich sei, da ein Theil der österreichischen Armee unmittelbar bei Dresden lagerte, Laufgräben und Batterien zu jeder Stunde mit überwältigender Uebermacht angegriffen werden konnten und außerdem sein Vorrath an Schießbedarf fast schon erschöpft war; auch ließ er die Stücke aus den Batterien schon am 22. zurückziehen, und Tags darauf schrieb er dem Bruder, daß

dieſes Unternehmen verfehlt ſei (il faut malheureusement que je vous dise que ce coup m'a manqué). — Dennoch aber entſagte er auch jetzt noch nicht ganz der Hoffnung, eine Schlacht erzwingen zu können, wenn er ſich noch einige Zeit in der drohenden Stellung behauptete, in der er dem Anſchein nach die Belagerung der ſächſiſchen Hauptſtadt jeden Augenblick wieder aufnehmen konnte. Noch am 24. ſchrieb er dem Prinzen Heinrich: „Ich verzichte noch nicht ganz auf die Hoffnung, daß es mir gelingen kann, hier einen glücklichen Streich zu führen." Wir erſehen ſogar aus demſelben Briefe, daß er einen beſtimmten Plan im Sinne hatte, wie die Gelegenheit dazu herbeigeführt werden könnte, denn er fügt hinzu: „Die Zeit erlaubt mir gegenwärtig nicht, Ihnen die Ideen mitzutheilen, die ich mir davon gemacht habe" (les idées que je m'en suis formées). Doch wiſſen wir leider nicht, was er beabſichtigte und wie er ſich den Verlauf dachte, da der Plan nicht zur Ausführung gekommen iſt, und der König weder in ſeinen Briefen noch in ſeinen Werken weiter darauf zurückkommt.

War dabei auf irgend eine Initiative von Seiten Dauns gerechnet, ſo war das jedenfalls ein Rechnungsfehler. Daun war zur Zeit durch die wiederholten Mahnungen, die aus Wien an ihn ergingen, offenbar in eine geängſtigte Stimmung verſetzt, in der er vielleicht am allerwenigſten im Stande war, ſich zu einer entſchloſſenen That zu erheben. Es geht das öfter ſo, wenn von einem Manne verlangt wird, was ſeiner Natur widerſtrebt, was er nicht vermag. Sehr charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung ein Hülferuf, den Daun am 27. an den General Lacy richtete. „Man ſchreibt mir aus Wien die heftigſten Briefe (des lettres sanglantes)", verſichert da der Feldmarſchall: „daß man unbedingt (absolument) Mittel finden ſolle, Dresden nicht im Angeſicht der Armee niederbrennen zu laſſen, daß der Hof dadurch endloſen Vorwürfen ausgeſetzt ſein würde. Alles, was ich darüber bereits geſagt habe, macht keinen Eindruck. Ich bitte (je supplie) alſo Ew. Exzellenz, zu überlegen, ob es vielleicht ein Mittel giebt, mehr zu thun, als bereits geſchehen iſt, um dieſes Uebel zu verhindern."

Das einfache Mittel, die Möglichkeit, über den Strom zu gehen und den König im Verein mit Lacy anzugreifen, rechnete Daun nicht zu den Dingen, von denen die Rede ſein könne, und auch Lacy ſcheint keinen Rath gewußt zu haben. Wenigſtens geſchah nichts weiter.

Inzwischen war jedoch ein und anderes zu Tage gekommen, das den Ernst der Lage in Schlesien sehr bestimmt hervortreten ließ. Der österreichische General Rugent, der den Ausfall aus Dresden geführt hatte und dabei in preußische Gefangenschaft gefallen war, verrieth durch einige unvorsichtige Aeußerungen, daß die eigentliche Absicht der Oesterreicher für jetzt dahin gehe, Glatz zu erobern, und daß Daun nur den Auftrag habe, den König in Sachsen hinzuhalten.

Schon am 25. Juli war der Entschluß des Königs gefaßt, über die Elbe zurückzugehen, um womöglich nach Schlesien zu eilen, und er konnte sich in diesem Beschluß nur bestätigt fühlen, als er am 28. die in dem Augenblick sehr unerwartete Nachricht erhielt, daß Glatz bereits am 26. in Feindeshand gefallen sei.

Die Laufgräben waren vor dieser Feste erst am 20. eröffnet worden; Laudon weilte für seine Person bei dem Hauptheil seiner Truppen an der Katzbach, unter anderem wohl auch, weil der Feldzeugmeister Harsch, der die Belagerung befehligte, im Rang älterer General war als er. Am 25. jedoch fand er sich ebenfalls vor Glatz ein, um der Eröffnung des Feuers beizuwohnen — und schon am folgenden Tage machten ein mit rascher Entschlossenheit benützter Glücksfall, die Unzuverlässigkeit der Besatzung und die sträfliche Schwäche der beiden Kommandanten die Oesterreicher zu Herren der Festung.

Der König hatte übrigens seinen Rückzug bereits eingeleitet, ehe diese Nachricht eingetroffen war. Am 28. früh gingen Bäckerei, Munitionswagen der Artillerie und Proviantfuhrwesen zurück nach Meißen; am 29. früh folgte das Gepäck, am Abend dieses Tages ging die Armee selbst über den Plauenschen Grund zurück und blieb jenseits desselben die Nacht unter dem Gewehr.

Am 30. Juli ging der König bis in die Gegend von Wilsdruf — in das Lager bei Unkersdorf zurück; Hülsens Korps, das auf dem rechten Ufer der Elbe zurückbleiben sollte, folgte nur bis Kesselsdorf; der Uebergang über den Strom wurde vorbereitet.

Was hatte inzwischen der Prinz Heinrich ausgerichtet? — Es ist Zeit, daß wir uns nach ihm umsehen.

Er hatte diesmal eine andere Aufgabe zu lösen als in den früheren

Feldzügen. Es galt diesmal nicht, in einer Cordonstellung und abwartenden Haltung einen Feind beobachten, von dem keine sehr energische Thätigkeit zu besorgen war. Der Prinz sollte im Gegentheil die Initiative ergreifen, um durch eine entschlossene That einen der vielen Feinde, die sich herandrängten, ganz oder doch theilweise zu beseitigen. Er war also durch die Umstände dringend aufgefordert, durch die That den Beweis zu liefern, daß er wirklich, wie Behrenhorst rühmend voraussetzt, nicht unwiderbringlich ein für allemal in seinem bisher geübten System der Kriegführung befangen sei; daß er wisse, in welcher Weise die Zweckmäßigkeit dieses Systems bedingt sei, unter welchen besonderen Umständen allein es gelten und durchgeführt werden könne, daß er, einem anderen Feinde gegenüber in andere Verhältnisse versetzt, auch zu einer anderen großartigeren Art der Strategie überzugehen wissen werde.

Es ist daher doppelt von Interesse, zu ermitteln, wie er seine Aufgabe auffaßte und in welcher Weise er sie zu lösen dachte.

Da konnte es nun wohl gleich zuerst ernste Bedenken erregen, daß Prinz Heinrich stets in derselben eigenthümlichen Ansicht von der politischen Lage im Allgemeinen befangen blieb, die er sich einmal gebildet hatte; einmal und für immer überzeugt, daß sein Bruder diesen Krieg in thöricht muthwilliger Weise herbeigeführt und noch dazu sehr verkehrt angefangen habe. Der Krieg war und blieb nach seiner Meinung ein vollkommen hoffnungsloser, der zum Untergang führen mußte, wenn der König nicht noch zu rechter Zeit Schlesien und vielleicht auch sonst noch ein und anderes abtreten wollte, um dafür den Frieden, gleichviel welchen, einzuhandeln — und gerade das weigerte sich der König auch jetzt noch zu thun', mit einer Standhaftigkeit, die dem Prinzen als beschränkter Eigensinn unbegreiflich blieb. Daß eine That Preußen retten könne, daran glaubte Prinz Heinrich nicht.

Im Laufe des Winters hatte dieser Prinz dem König mehrfach, besonders aber in einem Briefe vom 11. Januar, abermals beweglich vorgestellt, daß die „Katastrophe" infolge aller Schwierigkeiten, die er selbst erkenne, im nächsten Feldzug unvermeidlich sei, wenn der Frieden nicht noch vor dem Eintritt des Frühjahrs geschlossen werde. Eine solche Einsicht müsse aber doch ein Grund werden, alles Mögliche (tout au monde) zu thun, um diesen Frieden noch zu rechter Zeit zu erhalten. Kein Unglück könne doch dem gänzlichen Untergang des Staates gleichkommen.

„Sie haben den Krieg vier Jahre über gehalten (soutenu), welcher Art auch der Friede sein mag, er kann nie für entehrend gehalten werden, und wenn er auch nachtheilig wäre, könnte doch nur die Eitelkeit dadurch verletzt werden, nicht aber die Ehre (ce serait la vanité, qui en serait blessée, mais non pas l'honneur), so endet diese Ermahnung.

Der Friede war nicht geschlossen worden; wieder, wie der Prinz meinte, durch die Schuld des Königs nicht. Da schrieb er dem Bruder — am 17. Mai von Sagan aus —: „Sie haben mir von der Katastrophe gesprochen, die sich im Laufe dieses Feldzugs für den Staat ergeben kann. — — Da ich Ihnen, was diesen Gegenstand betrifft, mein Herz bereits entladen habe, und (in der Sache) nichts weiter vermag, habe ich die Partie ergriffen, dieses Ereigniß ohne Furcht zu erwarten, ohne Verzweiflung aufzunehmen, und mit dem Gefühle, das mir die Ruhe meines Gewissens einflößt" (comme je vous ai déchargé mon coeur à ce sujet, et que je n'y puis rien d'autre, ainsi j'ai pris le parti d'attendre cet événement sans crainte, de le recevoir sans désespoir et avec le sentiment que m'inspire la tranquillité de ma conscience).

Wenn Preußen nun auch unterging, so wußte doch der Prinz Heinrich, daß er guten Rath gegeben hatte, um es zu retten.

Diese mißbilligende und zugleich vollkommen hoffnungslose Ergebung in ein für unvermeidlich gehaltenes Schicksal war aber jedenfalls nicht die Stimmung, die ihn zu kühnen Thaten begeistern konnte, selbst wenn er sonst der Mann zu großartigen Kombinationen gewesen wäre. Doch war er das, hatte er die großartige Festigkeit des Charakters, die in entscheidenden, weltgeschichtlichen Augenblicken an der Spitze eines Heeres von uns gefordert wird, dann mußte es sich trotz dieser Stimmung zeigen. Selbst die Ueberzeugung, daß doch alles vergeblich sei, konnte ihn dann gewiß nicht vollständig lähmen.

Welche Aufträge ihm der König gegeben hatte, haben wir bereits gesehen. In einem Briefe vom 27. Mai deutet König Friedrich an, es werde wohl auch in der ersten Zeit des Junimonats noch nicht nöthig werden, daß der Prinz den Russen entgegenziehe; die Anordnungen im Einzelnen überläßt er stets dem Prinzen, indem er sich darauf beschränkt, nur im Allgemeinen auf die Ergebnisse zu verweisen, die auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes erstrebt werden müßten.

Prinz Heinrich entwickelt darauf seine Ansichten in einem Schreiben vom 17. Juni (aus Fürstenberg an der Oder). Er habe, meint er, so früh schon aus Schlesien aufbrechen müssen, weil die Russen bereits mehrere Lager diesseits der Weichsel bezogen hätten. Wenn er hätte abwarten wollen, daß die Russen ihm mit dem Aufbruch zuvorkamen, hätten sie weit in Pommern oder in der Neumark vorgerückt sein können, ehe er die Nachricht von ihrem Marsch erhalten und dann die nöthigen Gegenbewegungen ausführen konnte. Seine nächste Sorge werde sein, Pommern von General Tottlebens Kosaken zu befreien; wenn es die Zeit erlaube, werde er den General Goltz — mit Truppen — dorthin senden, um General Forcade abzulösen. — „Mein eigentlicher Plan aber ist, den General Goltz auf Schwerin (an der Warthe) vorrücken zu lassen, während ich selbst nach Landsberg und Driesen (an der Netze) marschire; mit Hülfe unserer Pontons können wir uns vereinigen und vorkommendenfalls von der Lage des Feindes Nutzen ziehen. Wenn er — der Feind — sich trennt, werde ich an der Netze aufwärts ziehen, um ihm wegen Thorns Jalousien zu erregen; wenn er sich dadurch täuschen läßt und sich (um Thorn zu decken) wieder vereinigt, wird General Goltz (von Schwerin aus) Posen einnehmen; oder wenn der Feind sich bei Posen versammelt, werde ich ein starkes Korps bis nach Thorn entsenden, um zu sehen, ob man dem Feinde seine Magazine vernichten kann." (Mon véritable dessein est de faire marcher le général Goltz sur Schwerin pendant que je marcherai moi-même sur Landsberg et Driesen; par le moyen des pontons nous pourrons nous joindre et profiter de la situation de l'ennemi; s'il se sépare, je longerai la Netze pour lui donner des jalousies sur Thorn; s'il en est la dupe et qu'il s'assemble, le général de Goltz prendra Posen, ou si l'ennemi s'assemble à Posen, j'enverrai un gros corps jusqu'à Thorn pour voir si l'on peut lui ruiner ses magasins.)

Alles, was der König gesagt und geschrieben hatte, war spurlos an dem Prinzen Heinrich vorübergegangen, oder vielmehr es war als widersinnig stillschweigend abgewiesen. Der Prinz wollte auch hier wieder, wie der Reichsarmee gegenüber, einen kunstreichen, methodischen Manöverkrieg führen; es war dabei auf wesenlose Demonstrationen abgesehen, aus denen sich nur dann irgend etwas ergeben konnte, wenn der Feind „dupe" des leeren Gebahrens wurde.

Gewiß, gleich zu Anfang des Feldzugs zwei Fünftheile der preußischen Streitkräfte von dem entscheidenden Kriegsschauplatze weg an die Warthe zu entsenden, damit sie dort zu solchen Künsten verwendet würden — das war nicht der Mühe werth!

Auch war der König sehr wenig erbaut davon. Schon auf einen früheren Brief des Prinzen, in welchem in schwankender Weise davon die Rede war, Posen einzunehmen, oder auf Nakel und Thorn vorzurücken, hatte der König — am 15. Juni — geantwortet, das alles könne zu nichts führen; er begreife nicht, wie der Prinz nach Nakel und Thorn vorrücken wolle, während Tottlebens Kosaken in Pommern bei Köslin, Neustettin und dort in der Gegend herumschwärmten; er werde sie, auf solchem Zuge, sehr bald von dorther im Rücken haben. Posen aber sei nicht zu nehmen, wenn es von 10 000 Mann vertheidigt werde. „Wenn ich Ihnen meine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß es nur eine Möglichkeit giebt, sich der Russen zu entledigen, nämlich, da sie ihre Streitkräfte in zwei Korps getheilt haben, auf eines der beiden loszugehen, gleichviel auf welches, oder auf dasjenige, das ihnen am besten gelegen kömmt (qui vous conviendra le mieux), und es tüchtig zu schlagen (et de le battre vertement), das wird auch das andere einschüchtern und uns Zeit gewinnen lassen."

Als er dann, unmittelbar darauf, den oben angeführten Brief seines Bruders erhalten hatte, fügte er — am 16. — noch hinzu: „Wenn der Feind eine gute Besatzung in Thorn zurückläßt, wird er sich, glaube ich, wenig um das Detachement nach der Seite hin Sorge machen, da er wohl weiß, daß man Plätze solcher Art nicht ohne schwere Artillerie nimmt, und um es Ihnen frei herauszusagen, wie ich die Russen kenne, werden Sie zu keinem vortheilhaften Ergebniß gelangen, wenn Sie sich nicht entschließen, auf eines ihrer getrennten Korps loszugehen."

Doch der Prinz ließ sich durch nichts aus dem Gedankenkreise herausnöthigen, den er sich einmal und für immer gezogen hatte. Er meldete am 17., daß er den General Gablentz mit Truppen nach Dramburg in Pommern entsenden werde; General Forcade werde unterwegs zu ihm stoßen, vereinigt würden sie Tottleben und seine Kosaken dort aus der Gegend vertreiben. Er, der Prinz selbst, werde nach Landsberg, und von dort weiter nach Driesen vorrücken; General Goltz bleibe bei Frankfurt, um „ein Auge auf Posen" zu haben — und auch auf die Oester-

reicher in Schlesien. Rücken die Russen von Posen vor, dann nimmt Goltz bei Meseritz oder bei Schwerin Stellung; dort könne sich dann der Prinz nöthigenfalls mit ihm vereinigen; — doch nicht ohne ein Korps an der Warthe zurückzulassen, um die Verbindung mit den Truppen in Pommern zu vermitteln; dieses Korps könne sich der Prinz dann auch bedienen, um es an der Warthe und Netze aufwärts marschiren zu lassen, in den Rücken des von dort vorrückenden Feindes, dem es dann Lebensmittel-Transporte aufheben könne. „Will der Feind auf Driesen vorrücken, so nehme ich ein Lager dort in der Nähe; General Goltz kann sich mit mir vereinigen, und ich rechne in diesem Fall darauf, den Feind von Posen abzuschneiden — was auch unzweifelhaft geschehen wird, wenn er nach Schlesien hinmarschirt; hält sich aber der Feind ruhig, bis alle meine Anordnungen getroffen sind (jusqu'à ce que tous mes arrangements soient pris), dann werde ich alles Mögliche thun, um zu suchen eines seiner entsendenden Korps abzuschneiden oder ihm ein Magazin zu nehmen."

Zunächst stand also eine arge Zersplitterung der Streitkräfte in Aussicht, im Uebrigen nichts als eine lange Reihe von Versuchen abzuschneiden, wenn sich der Feind dazu hergab. Gewiß konnten Prinz Heinrich und sein Heer dabei sehr übel fahren, wenn an der Spitze der russischen Armee ein Mann wie etwa Laudon stand.

Sehr merkwürdig ist nun die Antwort des Königs auf diesen Brief. Er scheint darin (20. Juni) die Anordnungen seines Bruders zu billigen und zu loben dann aber fügt er hinzu: „Ich glaube jedoch Sie von der Art, wie die Russen marschiren und sich mit Lebensmitteln versorgen, in Kenntniß setzen zu müssen, damit Sie sich darüber nicht täuschen und sich nicht irre führen lassen (et que vous ne preniez pas le change) —: wenn sie sich in Bewegung setzen, sind sie gewöhnlich mit Lebensmitteln auf sechs Wochen versehen, jede Zeltgenossenschaft (chaque chambrée) hat einen Wagen, der ihr Mehl, ihre Grütze und ihr Oel mitführt, wonach denn leicht zu ersehen ist, daß der Verlust des einen oder des anderen Magazins, das sie an der Weichsel gehabt haben, sie nicht zwingen würde sich zurückzuziehen, wenn sich aber auf ihren Märschen eine Gelegenheit fände, auf ihren Nachtrab zu fallen und der Armee alle diese Wagen zu nehmen, so wäre das allein so viel werth

als eine Schlacht und würde sie zwingen, sehr schnell davon zu gehen" (de s'enfuir bien vite).

So sucht der König immer wieder die Aufmerksamkeit und Thätigkeit seines Bruders unmittelbar auf das feindliche Heer selbst zu lenken. Zugleich tritt uns hier anschaulich entgegen, wie die gesammte Kriegsführungsweise der Russen sich in dem Türkenkriege gebildet hatte, in den Feldzügen unter dem Feldmarschall Münnich, deren Schauplatz die damals unbewohnten und unbebauten Steppen zwischen dem Dniepr und dem Don gewesen waren; Gegenden, in denen für die Menschen nichts aufzutreiben, die Anzahl Pferde aber, die man mit sich führte, vollkommen gleichgültig war, da man sie jede Nacht und jeden Rasttag auf die Weide treiben konnte.

Inzwischen hatte Prinz Heinrich am 19. Juni Landsberg erreicht und seine Truppen auf der langen Linie von Frankfurt an der Oder bis Dramburg in Pommern vertheilt. Wir wissen bereits, daß er in dieser Stellung bis zum 12. Juli ruhig auf Zeit und Gelegenheit wartete, seine strategischen Künste zu entfalten; — auch haben wir gesehen, in welcher Weise er hier die Nachricht von dem Untergang des Fouquéschen Korps aufnahm.

Da er die Lage Preußens schon vorher für eine verzweifelte gehalten hatte, darf es nicht Wunder nehmen, daß er jetzt auch seine eigene Lage insbesondere als eine vollkommen hoffnungslose ansah, obgleich ihm vor der Hand noch — weit und breit — eigentlich gar kein Feind gegenüber stand. — „Was die Russen betrifft", schrieb er am 29. Juni, „werde ich alles thun, was ich kann, um zu verhindern, daß sie Fortschritte machen, aber wenn sie und Laudon im Einverständniß vorgehen, dieser auf der einen Seite der Oder und die Russen auf der anderen, in diesem Fall weiß ich kein Mittel mehr, und ich habe durchaus keinen Begriff davon (j'ignore absolument), was ich in einer solchen unerhörten Lage (dans une situation aussi inouie) thun könnte."

Die Vortheile der inneren Operationslinie, in deren Besitz der Prinz sich in dem vorausgesetzten Fall befunden hätte, waren, wie wir sehen, dem Prinzen nicht einleuchtend. Das läßt sich wohl erklären, denn die Theorie, die Werth auf den Besitz der inneren Operationslinie legt, setzt voraus, daß man eine Schlacht, eine Entscheidung sucht, und sie unter möglichst günstigen Bedingungen herbeizuführen trachtet. Für dergleichen

war kein Raum in der Theorie eines Feldherrn, nach dessen Ansicht eine Schlacht — wenn nicht ein Unfug, der in eine verständige Kriegführung überhaupt nicht gehört — doch ein gewagtes Mittel von zweifelhaftem Werth war, zu dem man nur sehr ausnahmsweise greifen dürfe, und das in einem Vertheidigungskriege am allerwenigsten an seinem Ort sei.

Schon in einem Brief von demselben Tage lobte der König seinen Bruder in einer Weise, die dieser wohl nur als strengen Tadel auffassen konnte. „Ich habe Ihren Brief vom 26. erhalten", schreibt der König, „und kann dem Entschluß nur zustimmen, den Sie gefaßt haben dorthin zu marschiren, wo der Feind auftreten wird (où l'ennemi se présentera) — sei es hier, sei es dort — um ihn zu bekämpfen und Mittel zu suchen, ihn zu vernichten" — (der Brief des Prinzen vom 26. enthält kein Wort davon; nur Klagen über die ungemein schwierige Lage, und ganz zuletzt die wenigen, beiläufigen Worte: „Ich bin bereit, jeden Augenblick dahin zu marschiren, wo der Feind sich zeigen wird; inzwischen werde ich suchen, ihm so viel als möglich Abbruch zu thun"), — „oder ihm inzwischen so viel Abbruch zu thun, als möglich sein wird, ohne Ihre Truppen zu sehr zu zerstreuen, damit Sie stets stark genug bleiben, um ein Treffen von Wichtigkeit unternehmen zu können." (sans trop éparpiller vos troupes pour rester assez en force d'entreprendre une affaire de conséquence). — Die Truppen des Prinzen waren von Frankfurt bis Dramburg zersplittert!

Der König hatte mit Absicht und Berechnung den wenigen Schlußworten seines Bruders einen gar sehr erweiterten Sinn beigelegt! — Als er dann aber den Brief des Prinzen vom 29. erhielt, scheint er einigermaßen die Geduld verloren zu haben. Er scheint auch diesmal zu loben, aber er fügt doch gleich hinzu (am 2. Juli) —: „Ich kann Ihnen aber nicht verschweigen (je ne saurais vous dissimuler), daß ich an Ihrer Stelle zuerst damit angefangen hätte, mit meiner ganzen Macht auf Tottleben los zu gehen, den ich ohne zu zögern (sans balancer) angegriffen und aus Pommern vertrieben hätte, worauf ich mich dann gegen die andere russische Armee gewendet hätte; es ist wahr, daß Sie den Leuten gute Nasenstüber geben, aber sie müssen deren noch stärkere und empfindlichere bekommen; übrigens werden Sie sehen, daß die Russen sich nicht vor dem 20. unseren Grenzen nähern."

Prinz Heinrich berichtete (unter dem 5. Juli), Tottleben habe sich

nach Polen zurückgezogen: „ich habe bisher alle erdenklichen Unternehmungen versucht und mit hinreichender Macht, um mir jeden möglichen Erfolg versprechen zu können, wenn der Feind weniger eilig gewesen wäre, sich zurückzuziehen.“ — Für Pommern und die Neumark sei zur Zeit nichts zu besorgen, gegen Posen nichts zu unternehmen: „es handelt sich also darum, zu sehen, wohin die Russen ihren Marsch richten werden; ich werde nach meinen schwachen Einsichten thun, was ich kann, aber ich sehe Fälle voraus, von denen ich nicht weiß, wie man sich herausziehen wird.“

Der Prinz glaubte nach den Umständen hinreichend thätig gewesen zu sein; um so empfindlicher scheint ihn der zuletzt erwähnte Brief König Friedrichs berührt zu haben; er antwortet (9. Juli), er habe einige Veränderungen in seiner Stellung vorgenommen, um sich überall hinwenden zu können, wo der Feind eindringen wolle: „da der Verlust einer Schlacht, in der Lage in der Sie sich gegenwärtig befinden, unfehlbar den Untergang des Staats nach sich ziehen würde, bitte ich Sie, mir zu schreiben, was Sie in dieser Beziehung wünschen. Wollen Sie, daß ich Alles für Alles wage, dann werde ich versuchen, es zu thun (voulez-vous que je risque le tout pour le tout, en ce cas je tacherai de le faire), — ohne jedoch irgend einen (festen) Posten anzugreifen, ich werde sehen, wenn es möglich ist, sie (die Russen) im Marsch zu umgehen; doch Sie wissen sehr wohl, daß das immer eine sehr zweifelhafte Sache ist.“

Wo der Prinz Heinrich waltete, war überhaupt auf eine Schlacht kaum zu rechnen — und diesmal gewiß nicht. In gewissem Sinn hatte der Prinz recht, auf die kühneren Ideen seines Bruders nicht einzugehen —: er war nicht der Mann dazu, sie glücklich durchzuführen. Eines ziemt sich nicht für Alle! Aber wozu war er dann schon am 10. Juni nach der Neumark aufgebrochen, während das russische Heer jedenfalls erst viele Wochen später an deren Grenze eintreffen konnte?

Vom 12. Juli an ließ Prinz Heinrich seine Armee nach und nach bei Landsberg über die Warthe gehen. Er sah sich dazu veranlaßt, weil er zu wissen glaubte, daß die russische Armee bereits bei Posen über die Warthe gegangen sei, was zur Zeit ein Irrthum war. Mit dem Haupttheil seiner Truppen lagerte der Prinz bei Gleißen, wo er für seine Person, seinen Briefen zufolge, am 16. eintraf, aber er hatte dort kaum die Hälfte seiner Armee beisammen. General Goltz stand mit 8 Bataillonen und 20 Schwadronen bei Kloster Paradies, schon in Polen,

dicht an der damaligen Grenze, hielt Meseritz besetzt und hatte seine Vortruppen (5 Schwadronen Husaren) jenseits der Obra; General Spaen (Tempelhof sagt General Queis) war mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen nach Schwerin vorgeschoben; 8 Bataillone und 15 Schwadronen waren unter dem Husaren-General Werner auf dem rechten Ufer der Warthe, bei Landsberg, Friedeberg und Driesen vertheilt.

Was der Prinz in dieser Stellung eigentlich wollte, ist seinen Briefen nicht zu entnehmen. Etwas recht Bestimmtes scheint es nicht gewesen zu sein. Er sagt da — am 15. — er sei so lange bei Landsberg stehen geblieben, um auf den Feind loszugehen, falls er Werners Truppen von Driesen vertreiben wolle. „Jetzt aber sehe ich, daß seine Absicht ist, entweder auf Frankfurt zu marschiren, oder auf Kroffen, auf Glogau oder auf Breslau, und da ist es mir unmöglich ihn aufzuhalten, welche Mühe ich mir auch gebe." — Laudon verschanze sich an der Katzbach bei Parchwitz; er könne auf Frankfurt marschiren und wenn dann auch die Russen vorrückten, bliebe ihm, dem Prinzen, nichts übrig, als über die Oder zurückzugehen; seine Lage werde dann eine sehr schwierige sein.

Dem König schien die Lage seines Bruders keineswegs so bedrängt und hülflos wie diesem selbst. Er hatte eigentlich alles Nöthige über dessen Zweifel und Bedenken bereits zum voraus in seiner Antwort auf dessen Brief vom 9. gesagt. Der Prinz frage, heißt es da, ob er eine Schlacht gegen die Russen wagen soll. — „Wenn die Russen in zwei Korps herankommen, müssen Sie, ohne zu schwanken, (sans balancer) suchen, eines derselben anzugreifen, je nachdem die passenden Gelegenheiten dazu sich bieten, und womöglich, während es im Marsch ist; wenn aber die russische Armee vereinigt in einer Masse herankömmt, dann thun Sie besser, eine starke Stellung (un bon camp) zu nehmen, ungefähr zwischen Kroffen und Glogau, wo die feindliche Armee vorbeikommen muß, wenn sie auf Glogau marschiren will."

In einem weiteren Brief vom 18. Juli fügt der König dann noch hinzu, die Russen könnten, seiner Meinung nach, nur zweierlei im Auge haben: Frankfurt oder Glogau, woraus sich dann folgern lasse, daß Laudon die Absicht habe, sich mit ihnen zu vereinigen zu einem Unternehmen auf Glogau —: „ich bitte Sie, Ihre Truppen nicht in getrennten Abtheilungen vertheilt zu lassen (de pas rester en détachements) in den gegenwärtigen Umständen; das heißt dem Zufall zu viel überlassen; wir müssen

gegen unsere Feinde einen Krieg mit streng gesammelter Macht (une guerre serrée) führen, ein Parteigänger Krieg kann gegen sie keinen Erfolg haben, von wegen der allzu großen Ueberlegenheit an leichten Truppen die sie haben; der schwerste Schlag, den Sie gegen dieselben führen könnten, wäre gewiß, ihnen ihr Gepäck zu nehmen; sie werden Ihre Armee nicht angreifen, aber sie werden Ihnen vielleicht durch ihre Bewegungen Gelegenheit bieten, sie im Marsch anzugreifen —"

Daß die Russen nicht angreifen, nicht eine Offensiv-Schlacht wagen würden, dafür bürgte allerdings die sehr geringe Manövrir-Fähigkeit ihrer Truppen, und der Verlust des Gepäcks mußte für sie ein lähmender Schlag sein, denn es gingen ihnen damit die Lebensmittel auf sechs Wochen verloren, die sie mit sich führten.

Inzwischen war die russische Heeresmacht endlich am 17. Juli bei Posen vereinigt. Sie scheint diesmal besser ergänzt gewesen zu sein als das Jahr zuvor und soll außer etwa 8000 bis 10 000 Kosaken 60 000 Mann Linientruppen gezählt haben. Auch sollten diejenigen Generale, die für eine energische Führung des Kriegs stimmten, Czernyschew namentlich und der Irländer Browne, mehr Einfluß gewonnen haben, Fermor, zurückhaltender geworden, soll weniger hemmend eingegriffen haben. Doch zeigte sich im Lauf des Feldzugs wohl ein sehr entschiedener Eifer des russischen Hofs für die Sache der Verbündeten, nicht aber ein entsprechender Eifer der russischen Generale, und Saltykows mißtrauische Unfähigkeit blieb natürlich immer dieselbe.

Nach den Befehlen des Petersburger Hofs sollte die Armee am 23. den Marsch auf Breslau antreten, aber die Artilleriepferde waren noch nicht sämmtlich zur Stelle, und so verzögerte sich der Aufbruch noch um drei weitere Tage. Saltykow befürchtete, Posen und sein dortiges Magazin könnten wenn er sich seitwärts entferne, einem raschen Angriffe des Prinzen Heinrich zur Beute werden. Der als Ingenieur berühmte Montalembert, französischer Bevollmächtigter im russischen Hauptquartier, schreibt es seinem Einfluß zu, daß dieses Magazin von Posen nach Kalisch verlegt wurde, wo es sicherer und einem in Schlesien operirenden Heer sehr viel bequemer zur Hand war. Am 26. Juli endlich trat das russische Heer den Weg über Schrimm und Gostyn nach Schlesien an. Tottleben deckte diesen Marsch zur Rechten, indem er mit seinen Truppen die Richtung nach Polnisch-Lissa einschlug.

Im Lauf der unmittelbar vorhergehenden Woche hatte Prinz Heinrich Nachrichten erhalten, die ihn zwar nicht beruhigten, die er sich aber doch in solcher Weise auslegen konnte, daß sie zu seiner persönlichen Befriedigung dienen mußten. Ein Pole, Brzeski, — dem preußischen Interesse ganz ergeben, — meldet er am 20., sei aus Posen eingetroffen, und berichte, daß die Russen ihren Marsch auf Breslau richten würden —: „sie haben ihren Operationsplan geändert; sie wollten mit zwei Korps operiren, aber da sie meine Armee bereits hier vorfanden, sahen sie, daß sie nicht durchdringen konnten, ohne eine Schlacht zu liefern, worauf sie sich nicht einlassen wollen; so marschiren sie denn mit ihrer ganzen Heeresmacht auf Kalisch und von dort auf Breslau."

Von den beiden Heertheilen mit denen, wie man glaubte, die Russen dem irrthümlicher Weise vorausgesetzten Operationsplan zufolge auftreten wollten, dachte man sich natürlich den einen nach der Mark, den anderen nach Schlesien bestimmt. Sehr charakteristisch tritt aber auch hier wieder hervor, welche Stelle die Schlacht in der Theorie einnimmt, als etwas, wovor jede Partei sich scheut. Hat man es durch ein Manöver dahin gebracht, daß der Feind seinen Zweck nicht anders als durch eine Schlacht erreichen kann, dann glaubt man seine Absichten vereitelt zu haben.

Weiter berichtet der Prinz, der Marsch der Russen auf Breslau setze ihn in große Verlegenheit, „denn wenn ich ihnen folge, kann Laudon nach Berlin gehen oder nach Frankfurt gehen; mein Plan wäre dann, bei Glogau über die Oder zu gehen, auf Laudon los zu gehen, ihn zu entfernen (de l'écarter, was wohl durch Manöver geschehen sollte?), dann auf Breslau zu gehen, und dort wieder über die Oder; das würde mir, wenn die Sache ausführbar ist, in Beziehung auf die Verpflegung sehr bequem sein, doch ist das Projekt noch chimerisch, die Umstände müssen entscheiden. —" Es war der Plan, den der Prinz demnächst ausführte.

Den König beschäftigte in den Tagen, wo er sich gestehen mußte, daß der Angriff auf Dresden verfehlt sei, einen Augenblick der Gedanke, ob nicht der Prinz Heinrich nach Schlesien eilen, Laudon siegreich von dort vertreiben und dann, verstärkt durch einige aus den schlesischen Festungen gezogene Infanterie, sich wieder gegen die Russen wenden könnte. Er schrieb dem Bruder am 23. Juli in diesem Sinn. — In einem Brief vom folgenden Tage wiederholt er diese Andeutungen, und

wir sehen auch, weshalb er sich gern eine solche Möglichkeit dachte, nämlich, weil ihm vor allem wichtig schien, selbst noch in Sachsen zu verweilen und Daun zu einer Schlacht zu bewegen oder zu zwingen. Gerade in diesem Brief finden sich die bereits angeführten Worte: „Ich verzichte noch nicht ganz auf die Hoffnung daß es mir gelingen kann hier einen glücklichen Streich zu führen."

Von tiefergehender Bedeutung ist ein Schreiben das der König am 25. an seinen Bruder richtet. Der Gedanke, daß der Prinz Heinrich sich rasch nach Schlesien gegen Laudon wenden könnte, ist aufgegeben, denn der König erkennt nun die Nothwendigkeit, selbst rettend in jene Provinz zu eilen. Dem Prinzen räth er, zuerst bei Karge (Unruhstadt) Stellung zu nehmen. — Der Versuch auf Dresden sei vollständig mißglückt — „doch", fügt der König mit entschiedenem Unmuth hinzu, „habe ich nicht zu besorgen, daß man mir eine Schlacht liefern werde; Sie kennen Daun, er liebt es nicht, Schlachten aus dem Stegreif (du jour au lendemain) zu liefern, ganz im Gegentheil, um ihn dahin zu bringen, muß man sich gar vieler Künste und Umwege befleißigen." — Des Königs Absicht sei nunmehr, über die Elbe und nach Schlesien zu gehen, aber der Uebergang über den Strom sei schwierig, die Mark Brandenburg bloßzustellen, bedenklich; — doch müsse er einen Entschluß fassen, und da Schlesien die für den Augenblick zumeist gefährdete Provinz sei, müsse er zunächst an deren Vertheidigung denken. Er werde, je nach den Umständen, in die Gegend von Haynau oder in die von Jauer zu kommen suchen. — „In der Lage, in der wir uns beide befinden, mein geliebter Bruder, ist es unerläßlich, daß die Dinge zu einer entscheidenden Schlacht kommen (à une affaire décisive) sei es auf Ihrer Seite, sei es auf der meinigen, wir können unbedingt nicht länger vermeiden, uns zu schlagen, das ist, was ich Sie bitte sich fest einzuprägen, sowie daß es eine unbedingte Nothwendigkeit ist, daß die Dinge zu einem entscheidenden Treffen kommen, wo nicht, so verkommen wir wie von selbst, wir verzehren uns in uns selbst (nous sécherons sur pied, nous nous consummerons nous mêmes) und am Ende werden die Dinge sich sehr viel schlimmer gestalten als wie sie jetzt stehen — also lassen wir uns das gesagt sein, und meiden wir nicht die Gelegenheiten, die uns dazu — (zur Entscheidung) — führen können, denn durch Zaudern laufen wir Gefahr, dem Untergang zu verfallen (en temporisant nous risquons notre perte). Ich hätte

die Gelegenheit, die Dinge hier zu einer Schlacht gegen Daun bringen zu können, als eine Gunst des Glücks aufgenommen, denn hier hätte ich wenigstens das Korps Hülsens mit mir gehabt, von dem ich jetzt mich werde trennen müssen, um es hier zu lassen, aber prägen Sie sich wohl ein (mais imprimez-vous bien) — ich werde Daun bekämpfen müssen, sei es bei dem Uebergang über die Elbe, sei es, wenn ich in Schlesien eindringen will, sein Sie überzeugt, daß die Dinge sich nicht ohne das entwirren werden, denn ich würde mich vor allen rechtlichen Leuten verantwortlich machen, wenn ich hier mit gekreuzten Armen weilen wollte, während alle meine Staaten den dringendsten Gefahren ausgesetzt sind."

Doch diese Lehren fanden kein Gehör. Denn während der König sich zu dieser Höhe entschlossener Stimmung erhob, versagten im Gegentheil dem Prinzen Heinrich Muth und Fassung in dem Maße, wie die Ereignisse näher herantraten und die Schwierigkeiten der Lage sich steigerten. Er war demnach in einer Gemüthsverfassung, in der man sich nicht zu kühnen Thaten aufgefordert fühlt. Aber selbst abgesehen von der Stimmung, die ihn zur Zeit beherrschte, wäre er wohl kaum jemals, auch in ruhigeren Augenblicken, den Ansichten seines Bruders zugänglich gewesen. Sie lagen außerhalb seines Gesichtskreises. Der König sah, daß eine passive Vertheidigung, eine Kriegführung, die kein Element enthielt, das wenigstens theilweise einen Umschwung der Lage bewirken sollte und konnte, zu nichts führen könne, als zu einem fortwährenden, langsameren oder rascheren Sinken in immer tiefere Hülflosigkeit, dessen Abschluß früher oder später der Untergang des preußischen Staates sein mußte. Prinz Heinrich dagegen hielt gerade eine solche passive Haltung, die nichts wagt, und nur hie und da den Feind zu hindern sucht, so weit Schein und Manöver reichen, für unbedingt geboten. — Nicht daß er etwa von einer solchen Haltung die Rettung erwartet hätte —, die war seiner Meinung nach überhaupt nur von einem rasch geschlossenen, gleichviel durch welche Opfer erkauften Frieden zu hoffen, wie er oft genug ausgesprochen hatte. Aber er hielt eine solche passive Haltung und ein ohnmächtiges Manövriren für das einzige Mittel, die Dinge noch so lange hinzuhalten, bis der Friede erbeten und erkauft sein konnte. Was der König wollte, war in den Augen seines Bruders vermessen und das gerade Gegentheil politischer und militärischer Weisheit.

Prinz Heinrichs Ansichten sowohl als die Stimmung, der er sich

ergab, fanden ihren Ausdruck in den Briefen, die er am 26. Juli an den König richtete. Aus dem ersten dieser Briefe ersehen wir, daß der Mißerfolg des Versuchs auf Dresden einen gar sehr herabstimmenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er sieht mit großer Unruhe den Dingen entgegen, die sich noch an der Elbe begeben konnten. „Was die Russen betrifft", fährt er fort, „steht noch alles in derselben Verfassung, wenn sie nicht etwa gestern oder heute aufgebrochen sind"; — (das war inzwischen geschehen) — „es ist sehr gewiß, daß sie vorhatten, auf Frankfurt zu marschiren, und wenn ich früher wie sie aus dieser Gegend aufbreche, würde nichts sie hindern, diesen Plan wieder aufzunehmen und auszuführen. Die bedeutenden Magazine, die sie in Kalisch und Schrimm einrichten, beweisen, gleich allen anderen Nachrichten, daß ihre Absichten auf Schlesien gehen; die Schwierigkeit für mich besteht nun darin, nicht zu früh aufzubrechen, um nicht Frankfurt bloßzustellen, und nicht zu spät aufzubrechen, um gleichzeitig mit ihnen in der Gegend von Glogau einzutreffen; doch sagt man mir, sie würden gerade auf Breslau zu marschiren." — Laudon stehe mit 20 000 Mann zwischen Liegnitz und Parchwitz und verschanze sich dort; er habe bei Leubus eine Brücke über die Oder geschlagen. — „Wenn Daun wiederkehrt nach Schlesien und ein (feindliches) Korps von 4000 Mann wieder nach Sagan kömmt, wie es da unter Buccow gestanden hat, was dann thun? — Denn wenn ich mich entferne, kann dieses Korps nach Frankfurt marschiren oder nach Berlin."

„Die Russen werden ein Korps bei Posen lassen, das auch vorrücken kann, sowie die (meine) Armee diese Gegend hier verlassen haben wird; ich kann vielleicht die Belagerung von Breslau und von Glogau verhindern, während (entsendete) Korps der Russen und der Oesterreicher auf Frankfurt und Berlin marschiren. Was Laudon betrifft, so ist es allerdings meine Absicht, auf ihn los zu gehen, sobald ich es werde thun können, aber bedenken Sie erstens seine Verschanzungen und zweitens, er ist entweder stark oder schwach; ist er stark und verschanzt, dann laufe ich große Gefahren bei dem Angriff; ist er schwach, dann geht er (ohne den Angriff abzuwarten) bei Leubus über den Fluß, und ich stehe auf dem anderen Ufer der Oder einem leeren Gelände gegenüber; das kann alsdann den Russen Gelegenheit verschaffen" — de gagner des postes, was mag der Prinz dabei gedacht haben? — wenn es nicht etwa

Dechiffrir- oder Kopisten-Fehler ist —, „sich mit Laudon zu vereinigen und mich in die peinlichste Verlegenheit zu versetzen; in welcher Weise ich die Dinge auffassen mag, ich finde überall die ungeheuersten Schwierigkeiten (des difficultés énormes); und wenn der Feind solche Maßregeln nimmt, wie er nehmen kann, dann ist es nicht anders möglich, als daß ich in allen Unternehmungen scheitere; das bringt mich zur Verzweiflung, aber es ist die reine Wahrheit, die ich Ihnen nicht verbergen kann (cela me met au désespoir, mais c'est la pure vérité, que je ne puis vous cacher). Uebrigens ist auch noch zu erwägen, daß ich, wenn ich nicht in der Nähe von Glogau bleibe, nicht wissen werde, woher ich mein Mehl nehmen könnte; ich bin zu weit von Küstrin, und außerdem wird die Schifffahrt auf der Oder nicht sicher sein, und was die Fourage betrifft, so ist das Land hier vollständig erschöpft daran, Wagen und Pferde fehlen, man weiß nicht, wo man deren finden soll, auch nur um das Nothwendigste zusammenzubringen. Diese Verlegenheiten werden noch zunehmen, wenn man näher am Feinde ist." —

So zählt Prinz Heinrich alle Schwierigkeiten gleichsam in endloser Reihe auf, ohne je zu dem Bewußtsein zu erwachen, daß solcher Lage gegenüber seine passive Haltung nicht genügt, daß die Dinge ihm eben infolge seines unthätigen Abwartens über den Kopf wachsen; daß alle Verhältnisse sich wesentlich bessern mußten, wenn es ihm gelang, nach irgend einer Seite hin einen glücklichen Streich zu führen — und daß er darin seine Aufgabe sehen mußte. Er reiht alle Schwierigkeiten klagend aneinander, ohne irgend einen Ausweg anzudeuten; er sieht und weiß keinen! — Nebenher fällt hier eine Seltsamkeit auf, die uns in den strategischen Berechnungen aus jener Zeit öfter begegnet, namentlich in den Auseinandersetzungen gewiegter Feldherren, deren Weisheit besonders in der wissenschaftlich entwickelten Fähigkeit besteht, überall endlose Schwierigkeiten zu entdecken. Nämlich man denkt sich selbst durchaus abhängig von der Verbindung mit Bäckerei und Magazinen; mehr sogar als man es wirklich war; so daß man diese Verbindungen selbst momentan nicht glaubt missen zu können; — man baut auch ganze Feldzugspläne auf die vorausgesetzte Abhängigkeit des Feindes von seinen Verbindungen, ja die gesammte strategische Weisheit dreht sich um Sicherstellung der eigenen Verbindungen und Bedrohung der feindlichen — und dennoch denkt man sich dann auch wieder, im einzelnen gegebenen Fall, den Feind ganz un-

abhängig von allen solchen Rücksichten. So hier den General Laudon, indem vorausgesetzt wird, er werde, von einem Angriff bedroht, nicht rückwärts ausweichen, um die Belagerung von Glatz zu decken, sondern vorwärts, auf das rechte Ufer der Oder hinüber, um sich dort mit den noch weit entfernt gedachten Russen zu vereinigen; daß er zu solchem Ende alle Verbindungen mit Böhmen und allen anderen österreichischen Armeen aufgeben werde. — Die Frage, wovon Laudon auf dem rechten Oder-Ufer leben konnte oder sollte, ist dabei offenbar gar nicht erwogen worden; selbst der Gedanke, daß die Russen ihn wohl mit allem Nöthigen versehen würden, ist dabei schwerlich bestimmt und mit Klarheit gefaßt worden. Wäre er zur Sprache gekommen, so hätte man sich wohl sagen müssen, daß Laudon in keiner Weise berechtigt war, auf eine so großartige Gastfreiheit von Seiten der Russen zu rechnen — und am allerwenigsten, wenn er sich ohne Anfrage gleichsam zu ihnen einlud, oder ohne Noth zu ihnen flüchtete.

Eine andere Seltsamkeit, die auch hier hervortritt, ist dann auch, daß man voraussetzt, der Feind könne rechts und links Heertheile entsenden, die im Stande wären mit Nachdruck zu wirken, ohne daß dadurch der eigentliche Kern seiner Heeresmacht wesentlich gemindert werde, und einem entschlossenen Angriff sich eben deshalb günstigere Aussichten böten. Wir dürften auch das wohl ein Spiel mit zum Theil konventionellen Vorstellungen nennen, an die sich der Geist gewöhnt hat; ein Spiel, über das die realen Verhältnisse nicht selten vergessen oder verkannt werden. Wie oft ist es vorgekommen, daß, beispielsweise eine Umgehung, als eine bekannte Größe, als ein an sich Entscheidendes aufgefaßt wird, ohne daß man sich erschöpfend davon Rechenschaft gegeben hätte, mit welcher realen Macht sie denn ausgeführt werde, und in welcher Weise der Erfolg, den sie wirklich haben könne, durch das Maß dieser Macht bedingt sei.

Daß es dem Prinzen Heinrich mit der als möglich in Aussicht gestellten Wendung zu einem raschen Angriff auf Laudon nicht Ernst sei, das war sehr leicht schon diesem ersten Briefe zu entnehmen. Es sollte sich ganz entschieden in einem zweiten Briefe des Prinzen zeigen, den er sich dadurch, daß der König ihm wirklich, wenn auch keineswegs in unbedingter Weise, ein solches Unternehmen vorschlug oder vielmehr darauf hinwies, veranlaßt sah, noch an demselben Tage zu schreiben. Prinz Heinrich erschrak und hielt nun die Sache für vollkommen unmöglich.

Er würde dadurch Frankfurt und die Marken den Russen preisgeben; er habe sieben Märsche zurückzulegen, um Laudon zu erreichen, der ohne Zweifel ausweichen würde; Glatz würde dadurch nicht befreit werden, dagegen das Wenige verloren gehen, was durch die Stellung an der Warthe gewonnen worden sei, wo man den Feind gehindert habe, in das Herz der preußischen Staaten einzudringen. — „Wenn die Russen von Posen aufbrechen und sich nach Schlesien wenden, werde ich versuchen, auf Laudon loszumarschiren, wenn es möglich ist, vorher kann ich es nicht thun, und auch dann nicht ohne einen ganz bestimmten Befehl (un ordre absolu), der mich aller Folgen wegen rechtfertigt, die eine solche Maßregel herbeiführen kann." — Glatz sieht der Prinz schon als verloren an; denn alles, was er, der Prinz, thun könnte, würde, ohne etwas zu bewirken, die allgemeine Lage nur verschlimmern. — „Ich habe bisher nichts thun können, aber ich glaube mir doch schmeicheln zu können, daß ich den Feind verhindert habe, hier zu agiren." (Je n'ai rien pu faire jusqu'ici, cependant je crois pouvoir me flatter, d'avoir empêché l'ennemi d'agir de ce côté-ci.) Ein Sieg über Laudon könne, meint er, selbst wenn man ihn davontrüge, zu gar nichts helfen, denn es würde sich nichts daraus ergeben, als daß Laudon sich mit den Russen vereinigte, und das müßte dann verhängnißvoll für Breslau werden.

Zuletzt tritt dann — wie nach der Schlacht bei Hochkirch — bei dem Prinzen der Wunsch hervor, den Heerbefehl niederzulegen. Seine Lage sei sehr peinlich, sagt er am Schlusse seines Briefes; er solle die Russen verhindern, nach Frankfurt vorzudringen, Glogau zu nehmen — Breslau zu belagern, das sei eine sehr schwierige Aufgabe, und ohne ein ganz unerhörtes Glück unmöglich zu lösen, „denn wenn es mir auch gelingen sollte, das Eine zu verhindern, ohne daß ich das Andere verhindern könnte, so führte das zu nichts. Ich wollte von ganzem Herzen dieses Unternehmen einem Fähigeren überlassen, als ich zu sein glaube." (Je voudrais de tout mon coeur, céder cette entreprise à un plus habile que je ne me trouve être.)

Der Gedanke, daß ein Sieg über Laudon diesen mit einem zertrümmerten Heere nach Böhmen zurückwerfen und dadurch freie Hand verschaffen könnte, Breslau und Glogau gegen die Angriffe der Russen zu sichern, fehlt in dem Ideengange des Prinzen, wie überhaupt — wir müssen es hier wiederholen — das Verständniß für die Bedeutung eines

Sieges. Daß Prinz Heinrich glaubte, er habe die Russen verhindert, in die Mark einzudringen, ist freilich ein gar seltsamer Wahn, wenn er sich auch dadurch einigermaßen erklären läßt, daß er sich ganz willkürliche Vorstellungen von dem Operationsplane der Russen machte. Durch bloßes Beobachten bewirkt man aber dergleichen nicht. Thatsächlich hatte er weder, wie er glaubte, den Operationen dieser Gegner eine veränderte Richtung gegeben, noch selbst die Ausführung dieser Operationen auch nur um einen einzigen Tag verzögert. Die Streitkräfte, die ihm anvertraut waren, hatten an der Warthe gar nichts bewirkt, und überall anderswo gefehlt. Die verfrühte Entsendung dieser Armee in die Neumark war unter allen Bedingungen, besonders in Rücksicht auf die im Ganzen bedenklich verminderten Streitkräfte Preußens, eine Maßregel von zweifelhafter Zweckmäßigkeit, die Art, wie der Prinz Heinrich seinem Auftrage entsprach, hatte einen verhängnißvollen Fehler daraus gemacht.

Der König wußte gar wohl zu durchschauen, an welchem Leiden sein Bruder eigentlich krankte; er suchte ihn aufzurichten, und der Brief (vom 29. Juli), in welchem er es versuchte, ist um so merkwürdiger, weil sich darin seine Ansichten über Krieg und Kriegführung, und namentlich über das geistige Element, die Art der Fassung, die im Kriege zuletzt entscheidet, in überraschender Weise ausspricht.

„Ich ersehe mit Betrübniß aus Ihren Briefen", schreibt der König, „daß Sie sich die Dinge stets von der schlimmsten Seite vorstellen: ich bitte Sie um Gottes Willen, mein theurer Bruder, sich die Dinge nicht stets von der schwärzesten und schlimmsten Seite vorzubilden und nicht dadurch Ihren eigenen Geist in eine so ausgesprochene Unsicherheit und Unentschlossenheit zu stürzen (pour ne point jeter votre esprit dans une indécision et une incertitude si marquée) — entscheiden Sie sich lieber für etwas Bestimmtes, wofür Sie wollen (prenez plutôt un parti, lequel vous voudrez), denn das überlasse ich Ihnen ganz; aber wenn Sie sich für etwas entschieden haben, was es auch sei, dann bleiben Sie fest dabei und führen Sie es mit Nachdruck aus, ohne weiter zu schwanken" (mais quand vous aurez pris un parti, quel qu'il soit, restez-y ferme, et mettez-le en exécution avec vigueur et sans plus balancer) — Breslau sei wichtiger als Glogau; man müsse sehen, was der Feind vorhabe, um dann seine Pläne zu durchkreuzen —: „Unter den gegenwärtigen, sehr kritischen Bedingungen, beschwöre ich Sie noch

einmal um Gottes Willen, nicht in der Ungewißheit zu bleiben, sondern Ihren Entschluß zu fassen und dann fest dabei zu beharren; die Dinge sind in einer solchen Lage, daß es besser ist, einen schlechten Entschluß zu fassen, als gar keinen." (Dans les présentes et très-critiques occasions je vous conjure encore une fois, au nom de Dieu, de ne pas rester dans l'incertitude, mais de prendre votre résolution et d'y rester ferme: les affaires sont dans une telle situation, qu'il vaut mieux prendre une mauvaise résolution que de n'en prendre aucune.)

Die Worte des Königs erinnern an Montecuccolis Lehren: „Après la résolution une fois prise, ne plus écouter ni doutes ni scrupules, et supposer que tout le mal qui peut arriver, n'arrive pas toujours."

Und wie wahr, daß es besser ist, einen schlechten Entschluß zu fassen als gar keinen! — nicht bloß in solchen Augenblicken, in solcher schwierigen Lage, wie die war, in der sich Preußen damals befand, sondern unendlich oft im Kriege! — Es liegt in diesen Worten eine reiche Erfahrung und eine große Tiefe des Gedankens!

Das im Kriege immer das Beste gethan werde, was im gegebenen Falle überhaupt gethan werden könnte, das ist nicht möglich; die menschlichen Dinge sind dazu überhaupt nicht angethan — und im Kriege insbesondere, müßte man, um stets das Beste beschließen zu können, was unter den gegebenen Umständen möglich ist, über die Lage beider Parteien und alle maßgebenden Verhältnisse in einer Vollständigkeit unterrichtet sein, wie im Kriege, in dem Augenblicke, wo ein Entschluß gefaßt werden muß, eigentlich nie der Fall ist. Man steht da in der Regel einer Sachlage gegenüber, die man gleichsam aus einzelnen Symptomen mehr oder weniger richtig erräth, nicht eigentlich kennt. Es ist aber auch nicht nöthig, wie die menschlichen Dinge nun einmal beschaffen sind, das immer das Beste geschehe, das überhaupt möglich wäre. Daß der Entschluß, den man gefaßt hat, ohne Zweifel, Schwanken und Zagen, mit dem Nachdruck, mit der ganzen Macht eines energischen, unbedingten Willens durchgeführt werde, ist im Allgemeinen sogar wichtiger, als daß dieser Entschluß an sich unter den im Augenblicke möglichen gerade der allerbeste wäre. Führen der feste Wille, die entschlossene Thätigkeit in einer Kombination, die nicht als die möglich beste anerkannt werden kann, zu einem nam-

haften taktischen Erfolg, so gelangt man doch an das Ziel, — zu dem die beste der strategischen Kombinationen vielleicht nicht führt, wenn die Energie der That nicht der Zweckmäßigkeit der Anlage entspricht. — Der Krieg ist nun einmal das Gebiet der That.

Ueber den Prinzen Heinrich vermochten natürlich die Ermahnungen des Königs nicht viel. Wie könnte man jemandem brieflich eine Großartigkeit des Charakters beibringen, zu der er sich nicht selbst herangebildet hat. Und in diesem Falle nun vollends waren die Anschauungen, in denen der Geist des Königs lebte und sich bewegte, in den Augen des Prinzen durchaus verkehrt und vor dem Richterstuhle der politischen und militärischen Kritik nicht zu rechtfertigen.

Breslau und Liegnitz.

Laudons Hauptmacht, die in Schlesien keinen Feind vor sich hatte, stand bis Ende Juli ruhig bei Hochkirch in der Nähe von Liegnitz. So lange die Belagerung von Glatz währte, wußte man für sie keine andere Aufgabe.

Doch schon an demselben Tage, an dem Glatz, in dem Augenblick unerwartet, in die Hände der Oesterreicher fiel, entschloß sich Laudon, seine gesammte Macht rasch auf Breslau zu wenden. Er sollte dort, nach dem allgemeinen Operationsplan, mit dem russischen Heer zusammentreffen, die Hauptstadt Schlesiens sollte die erste gemeinschaftliche Eroberung der beiden Kaiserheere werden. Nun aber, wo die unerwartet schnell geglückte Eroberung von Glatz die Möglichkeit nahe zu rücken schien, erwachte bei Laudon der allerdings sehr richtige Gedanke, daß es sehr erwünscht wäre, Breslau noch vor dem Eintreffen der Russen zu gewinnen. Es war gewiß in jeder Beziehung wünschenswerth, daß Oesterreich — wenn sich die Möglichkeit dazu ergab — allein Herr dieser Hauptstadt wurde. Besonders aber legte Laudon Gewicht darauf, sich allein des sehr großen, zu Breslau für die preußische Armee aufgehäuften Magazins zu bemächtigen, damit es die Russen nicht „zerstörten".

Er ließ sofort, nachdem er Glatz mit einer hinreichenden Besatzung versehen hatte, das Belagerungskorps gegen Breslau aufbrechen. Er selbst eilte nach Hochkirch, um auch die Truppen, die er dort hatte, vor die Wälle der schlesischen Hauptstadt zu führen.

Inmitten der großen Freude, welche die Eroberung von Glatz zu Wien erregte, war auch dort, in der kaiserlichen Hofburg, derselbe Gedanke hervorgetreten und allgemein geworden, den Laudon bereits ausführte. Nicht der Staatskanzler Kaunitz nur, auch der Kaiser Franz persönlich schrieb dem siegreichen Feldherrn in diesem Sinn. Der Kaiser hegte namentlich die Besorgniß, daß die Russen, wenn sie Herren von Breslau würden, dort etwas gar zu arg hausen möchten, und meinte nebenher, Breslau werde sich wohl leicht den Oesterreichern ergeben, um nicht später den Russen in die Hände zu fallen; dagegen sei, eben der Furcht wegen, die eine russische Eroberung einflöße, eine hartnäckige Vertheidigung zu erwarten, wenn erst die Russen vor der Stadt eingetroffen wären.

Kaunitz zeigt sich in seinem Brief an Laudon sehr sanguinisch. Die fast augenblickliche Uebergabe von Breslau verstand sich für ihn in dem Grade von selbst, daß er sich eigentlich nur mit dem beschäftigte, was nachher geschehen sollte. Da die russische Armee in Breslau einen Waffenplatz und festen Fuß an der Oder gewinne, hofft Kaunitz auf eine „brillante Campagne"; die Eroberung von Schweidnitz werde wohl das nächste Unternehmen Laudons sein; weiter würde dann die Eroberung von Glogau aus politischen Gründen der jeder anderen schlesischen Festung vorzuziehen sein; habe man Glogau, so sei dadurch ganz Schlesien von allen anderen preußischen Ländern abgeschnitten. Diesen Gedanken hatte Kaunitz schon bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochen; diesmal fügte er hinzu, die Winterquartiere der Russen und deren Verbindung mit der Provinz Preußen würden dadurch sichergestellt sein.

Laudon erschien am 31. Juli vor den Wällen von Breslau, und da ihm die Mittel zu einem ernsten Angriff fehlten, nahm er, um die Uebergabe herbeizuführen, seine Zuflucht zu Maßregeln, die man lieber der Vergessenheit übergeben möchte; da die Aufforderung zu kapituliren, von Seiten des Kommandanten sehr entschieden abgelehnt wurde, Drohungen nicht fruchten wollten, überschritt er sogar die Grenzlinie, die Völkerrecht für den vorliegenden Fall zieht — wahrscheinlich ohne sie

zu kennen. Er wendete sich nämlich schriftlich (am 1. August) auch an den Magistrat der Stadt (was bekanntlich Kriegs- und Völkerrecht nicht gestattet), um anzukündigen, daß er die Stadt an fünf Orten zugleich anzünden müsse und werde, wenn die Bürgerschaft nicht den Kommandanten bewege, noch vor dem Abend zu kapituliren. Um sein Wort wahr zu machen, ließ er auch eine Anzahl Haubitzgranaten in die Stadt werfen — wodurch denn die Häuser einiger Straßen in Asche gelegt wurden. Dazu war er allerdings berechtigt nach Kriegsgebrauch.

Die russische Armee, mit deren naher Ankunft Laudon unter anderem drohte, traf am 1. August erst bei Kobylin unweit Krotoszin, an der schlesischen Grenze ein und machte dort zwei Rasttage. Prinz Heinrich seinerseits hatte bei Zeiten durch den Polen Brzeski erfahren, wann und in welcher Richtung die Russen aufbrechen würden, und trat sofort ebenfalls seinen Marsch auf einer, der von den Russen eingeschlagenen Richtung gleichlaufenden Linie an. Er erreichte am 27. Starpel, den Tag darauf Riedschütz bei Schwiebus, und am 29. Padligar in der Nähe von Züllichau, wo er alle seine Truppen beisammen hatte, bis auf ein Paar Bataillone, die unter dem General Gablentz zur Beobachtung zwischen Frankfurt und Meseritz zurückblieben. Nach einem Ruhetage wurde dann am 31. der Marsch nach Linden in der Nähe von Schlawa fortgesetzt.

Prinz Heinrich hatte vermuthet, die russische Armee werde über Schmiegel und Polnisch-Lissa nach Schlesien vorrücken. Bestätigte sich das, dann wollte er am 2. August seinen Marsch über Fraustadt auf Polnisch-Lissa richten, und dort, wo das ebene Gelände günstig wäre, könne es, schreibt er seinem Bruder, vielleicht (peut-être) zu einem Treffen kommen. Ob mit der russischen Gesammtmacht, oder nur mit ihrem Nachtrab, ist dem Briefe nicht zu entnehmen. Auch war das überhaupt noch kein bestimmt gefaßter Entschluß; zeigten sich keine günstigen Aussichten (si je crois de ne pouvoir y réussir), dann wollte der Prinz bei Glogau über die Oder und auf Laudon losgehen.

Das war es, was sich ergab. Prinz Heinrich erfuhr, daß die russische Armee, außerhalb seines Bereiches, über Krotoszin marschire, daß nur ein Vortrab (jetzt unter Czernyschew) die Richtung auf Rawicz eingeschlagen habe, und er beschloß, sich gegen Laudon zu wenden. Er glaubte sogar, seine Eile verdoppeln zu müssen, und ging schon am 1. August

bei Glogau über die Oder. Wahrscheinlich setzte er voraus, daß die Russen den Zug bis unter die Mauern Breslaus rascher ausführen würden, als wirklich geschah, und er konnte wohl annehmen, daß es nicht mehr möglich sein würde, die Stadt zu befreien oder zu decken, wenn Saltykow mit seinem Heer erst vor ihren Wällen eingetroffen sei.

Laudon erfuhr zu gleicher Zeit, daß er die russische Armee nicht vor dem 10. August bei Breslau erwarten dürfe, und daß der Prinz Heinrich mit eilenden Schritten nahe. So erwünscht ihm das Zaudern der Russen gewesen wäre, wenn sich eine Aussicht gezeigt hätte, Breslau zu gewinnen, ehe Prinz Heinrich zur Stelle sein konnte, so peinlich berührte es ihn jetzt, unter veränderten Umständen. Er sendete dem Feldmarschall Saltykow die Bitte entgegen, seinen Marsch zu beschleunigen oder doch Czernyschews Korps schneller heran zu senden, und zugleich erneuerte er die Versuche, den preußischen Kommandanten von Breslau, Obersten Tauentzien, zur Uebergabe zu bewegen. An die Stelle der früheren Drohungen, ihn, der sich „anmaße", die Handelsstadt Breslau, die gar keine Festung sei, zu vertheidigen, vorkommendenfalls persönlich zur Rechenschaft zu ziehen, d. h. nicht als Kriegsgefangenen, sondern als Verbrecher zu behandeln, — trat nun (2. August) das Angebot der vortheilhaftesten Kapitulation, deren Bedingungen Tauentzien selbst feststellen möge.

Der Prinz Heinrich hatte am 1. August einen Marsch von mehr als vier Meilen zurückgelegt und bei Gramschütz gelagert. Hier erfuhr er, daß Breslau eingeschlossen sei. Tauentzien hatte ihm nämlich die Reiterei entgegen gesendet, die sich aus der Niederlage bei Landeshut nach Breslau gerettet hatte. Sie traf jetzt bei dem Prinzen ein und brachte die Nachricht. — Prinz Heinrich brach darauf am 2. Nachmittags um 3 Uhr wieder auf und marschirte in einem Strich — nur daß unterwegs zweimal in Marschordnung einige Stunden geruht wurde — bis Parchwitz, wo er aber erst in den Nachmittagsstunden am 3. eintraf. Er behielt hier die Katzbach vor der Front. — General Caramelli, den Laudon mit einigen Truppen zur Beobachtung an diesem Flusse zurückgelassen hatte, wich auf die Hauptmacht der Oesterreicher zurück.

Laudon besorgte nun, sich zwischen die Lohe und die Festungswerke von Breslau eingeklemmt und in dieser mißlichen Stellung zu einer Schlacht gezwungen zu sehen, die allerdings verderblich werden konnte,

wenn sie nicht siegreich war. Er hob am 4. die Belagerung auf und wich nach Canth aus, im Südwesten von Breslau.

Prinz Heinrich mußte seine Armee an diesem Tage ruhen lassen. Nur mit seinem Vortrab konnte er nach Neumarkt vorrücken; sein Heer traf, vermöge eines Nachtmarsches, erst am 5. dort ein. Da ihm nun nichts mehr im Wege stand, zog es sich in den folgenden Tagen allmälig nach Breslau, unter dessen Mauern es am 8. vollständig versammelt war.

Prinz Heinrich war stolz auf den Erfolg seines eiligen Marsches, auf die Rettung Breslaus, und doch verdankte er diesen Erfolg, streng genommen, mehr dem General Laudon als sich selbst. Daß Laudon nach Canth auswich, ist sehr auffallend und scheint einer Rechtfertigung zu bedürfen. Er selbst giebt seine Heeresmacht zu 56 Bataillonen und 85 Schwadronen an, und mögen dabei auch seine eigenen und Becks Kroaten und Husaren mitgezählt sein, so war er doch höchst wahrscheinlich dem Prinzen Heinrich, der schwerlich mehr als 34 000 Mann und eher etwas weniger beisammen hatte, vollkommen gewachsen, vielleicht sogar selbst an Linientruppen, ohne jene Kroaten- und Husarenschwärme zu rechnen, noch um etwas überlegen. Wenn er, anstatt sich nach Canth zurückzuziehen, dem Prinzen Heinrich entschlossen entgegen ging, um ihn anzugreifen und zur Schlacht zu zwingen, nahmen die Dinge aller Wahrscheinlichkeit nach einen weit anderen Verlauf. Um seinen eigenen Rückzug, über Striegau in das Gebirge, brauchte Laudon für den Fall des Mißlingens gewiß nicht verlegen zu sein, und er durfte, wenn das preußische Heer Stand hielt, um so eher auf einen Sieg hoffen, da er dieses Heer durch Gewaltmärsche ermüdet treffen konnte.

Ein Sieg führte selbstverständlich den Fall von Breslau herbei. Möglicherweise aber nahm der Prinz Heinrich die Schlacht gar nicht an und ging auf Glogau zurück. Seine Armee, die alsdann nach ermüdenden Gewaltmärschen plötzlich, ohne daß Tage der Ruhe oder ein Erfolg dazwischen lägen, umkehren und rückwärts eilen mußte, hätte dann wohl in einigermaßen zerrüttetem Zustand bei Glogau eintreffen können; besonders wenn der Nachtrab, wie das dann in der That selbstverständlich war, von den leichten Truppen der Oesterreicher lebhaft gedrängt wurde. Die Russen trafen dann vor Breslau ein, und es ist die Frage, ob selbst Tauentziens Festigkeit vermocht hätte, die Stadt zu retten.

Merkwürdig ist dann aber auch, wie vollständig dem Prinzen

Heinrich alle Kriegführung eigentlich in strategische Manöver aufging. Er glaubte dem General Laudon unerwartet an der Katzbach zuvorgekommen zu sein und schrieb dieser Art von Ueberraschung den Erfolg zu. — „Ich habe gethan, was mir nach menschlichen Kräften möglich war", schrieb der Prinz dem König am 5. aus Lissa: „wir haben gewaltige Märsche gemacht, Laudon ist überrascht worden (a été surpris), sonst hätte er die Stellung bei Parchwitz genommen, wo dann niemand hätte durchdringen können" (où je défie ensuite de passer à qui que ce soit).

Daß Laudon dem preußischen Heere entgegen kommen könnte, um es anzugreifen, das fällt dem Prinzen Heinrich gar nicht als etwas Denkbares ein. Er war dem Oesterreicher bei Parchwitz zuvorgekommen, damit war der Entsatz von Breslau bewirkt, wie er sich die Dinge vorstellte und zurechtlegte; — denn dann hätte Laudon die Initiative ergreifen und zu dem bedenklichen Mittel einer Schlacht greifen müssen, um sich zu behaupten, und es galt dem Prinzen für selbstverständlich, daß das nicht geschah. Wäre Laudon dem Prinzen in der Besetzung dieser Stellung zuvorgekommen — dann war die Befreiung Breslaus unmöglich, denn dann lag die Sache umgekehrt.

Trotz dieses Gelingens aber war dem Prinzen sehr unheimlich zu Muthe in seiner Stellung bei Breslau. Laudon weilte auf dem linken Ufer der Oder in immerhin drohender Nähe, auf dem rechten Ufer rückten die Russen mit entschiedener Uebermacht heran — wie sollte man sich Beider erwehren?

In dieser Lage sprach Prinz Heinrich von neuem in vorsichtiger Weise den Wunsch aus, den Heerbefehl niederzulegen. Er erwähnt in dem eben erwähnten Briefe, daß er am folgenden Tage über die Oder zu gehen gedenke; daß seine Lage zwischen zwei feindlichen Armeen eine sehr bedenkliche sei — „wenn ich in dieser Lage das Glück habe, daß der Feind seine Ueberlegenheit nicht benützt, werde ich darüber sehr erstaunt sein" — und er schließt dann mit den Worten: „ich gestehe, wenn ich die Schwierigkeiten vorhergesehen hätte, die mir in diesem Feldzuge begegnen und denen ich noch entgegensehe, hätte ich Sie gebeten, mir einen Auftrag zu erlassen, dem zu entsprechen ich beinahe als unmöglich ansehe" (j'avoue que si j'avais prévu les difficultés que je trouve dans cette campagne et celles que je prévois encore, je vous aurais prié de me

dispenser d'un emploi, que je regarde quasi comme impossible à remplir).

Da der Prinz Heinrich bis zur Zeit noch gar nichts gethan, nichts unternommen und nichts gewagt hatte, war thatsächlich nur ein sehr geringer Theil der Schwierigkeiten auf seinen persönlichen Antheil gekommen; streng genommen gar nichts. Die Schwierigkeiten, mit denen er bis zu dem Augenblick gekämpft hatte, waren bloße Vorstellungen gewesen, Geschöpfe seiner Phantasie.

Der angedeutete Wunsch, den Heerbefehl niederzulegen, zog ihm aber diesmal eine ernste Antwort seines Bruders zu. „Es ist nicht schwer", erwiderte der König am 9. August, „Leute zu finden, die dem Staat in glücklichen Zeiten dienen, wenn alles leicht von statten geht; die guten Bürger aber sind diejenigen, die dem Staat in Zeiten der Gefahr und des Unglücks dienen (dans des temps de crise et de malheur); — der dauernde Ruf wird nur dadurch gegründet, daß man schwierige Dinge ausführt, und je schwieriger sie sind, desto mehr ehren sie; ich glaube daher nicht, daß es Ihr Ernst ist, was Sie mir schreiben; gewiß können wir, weder Sie noch Ich, in der gegenwärtigen Lage für die Ereigniſſe einstehen, aber wenn wir gethan haben, was wir konnten, wird uns das eigene Gewissen und die öffentliche Stimme (le public) Gerechtigkeit widerfahren lassen." —

Der Prinz Heinrich mußte sich inzwischen bei Breslau bald zu einer weiteren Thätigkeit entschließen, wenn sie sich auch natürlich nur in Manövern herum drehte; — Laudon war am 7. nach Striegau gezogen, um sich, wie die österreichischen Berichte sagen, nachdem er die Verbindung mit den Russen verloren hatte, wenigstens der Verbindung mit Daun und Böhmen zu versichern. — Auf dem rechten Ufer erschien Czernyschew, der über Trachenberg herangekommen war, an demselben Tage bei Leubus, sehr verwundert, hier so wenig die früher versprochene Brücke zu finden, als Truppen Laudons jenseits des Flusses. Er zog stromaufwärts weiter nach Auras. — Die russische Hauptarmee rückte am 7. bis in die Nähe von Hundsfeldt nach Groß-Weigelsdorf vor. Der Prinz Heinrich ging darauf mit einem Theil seiner Truppen durch Breslau über die Oder und nahm an der sogenannten Alten Oder Stellung, um die Russen nicht in solche Nähe herankommen zu lassen, daß ihre Wurfgeschosse die Stadt erreichen konnten.

Es war dies einer der Fälle, in denen es seinen sehr guten Sinn hat, sich vor einer Festung aufzustellen, um sie zu decken. — War keine preußische Armee zur Stelle an der alten Oder, so wurde Breslau von den Russen angegriffen und beschossen, das war nach den zur Zeit herrschenden Ansichten selbstverständlich für alle Welt, selbst für einen Mann wie Saltykow. Dagegen konnte der Prinz Heinrich mit großer Zuversicht darauf rechnen, daß man ihn nicht angreifen werde, um an die Festung zu kommen, wenn er vor derselben stand.

Die Russen dachten auch in der That daran nicht; sie gingen in der Richtung auf Wohlau zunächst nach Schebitz u. s. w. zurück, angeblich sehr empört über die Oesterreicher, die sie nicht bei Breslau vorgefunden hatten, durch deren Schuld, wie sie vorgaben, die Operation verfehlt war.

Der König war am 1. August bei Hirschstein über die Elbe gegangen und lagerte bei Dalwitz. Er wünschte und suchte vor allen Dingen eine Schlacht. Daun, dessen Aufgabe sich wieder darauf beschränkte, den Marsch des Königs nach Schlesien zu verhindern, damit Laudon und die Russen dort möglichst freie Hand behielten, wurde von Wien aus dringend ermahnt, den König nicht über die Elbe zu lassen, oder ihn doch jedenfalls unterwegs anzugreifen, ehe er Schlesien erreichte — und dennoch kam es nicht zu einem Treffen. Daun wich der Entscheidung aus. Er mußte, da nur die Reichsarmee auf dem linken Ufer der Elbe blieb, Lacy, auf das rechte herübergerufen, bei Uebigau stand, mit diesem zusammen gewiß über 60 000 Mann und wohl noch etwas mehr zu seiner unmittelbaren Verfügung haben, den 38 Bataillonen und 78 Schwadronen gegenüber, mit denen König Friedrich über die Elbe ging. Aber er glaubte sich dieser preußischen Macht, der er in dem Verhältniß von fünf zu drei überlegen war, dennoch nicht gewachsen, und die Ermahnungen aus Wien machten ihm nur unfruchtbares Herzeleid, wie aus seinen Mittheilungen an Lacy hervorgeht.

Dem offenen Kampf wollte er nur im Verein mit dem Heere Laudons nicht ausweichen. Sein Plan war daher, dem König bei Naumburg am Queis zuvorzukommen und ihm dann an der Katzbach den Weg nach Breslau zu versperren, um es dort, durch Laudon ver-

stärkt, darauf ankommen zu lassen, ob der König etwa angreifen und eine Schlacht wagen wollte, um nach Breslau durchzudringen (me mettre derrière la Katzbach et l'y attendre s'il veut donner bataille, sind Dauns Worte). Breslau dachte er sich dabei offenbar durch Laudon eingeschlossen und den Prinzen Heinrich jenseits der Oder bei Glogau oder in der Neumark durch die Russen beschäftigt und festgehalten. So müssen wir folgern, da in Dauns strategischer Rechnung Prinz Heinrich und sein Heer gar nicht berücksichtigt sind.

Daun sah aber auch noch andere Möglichkeiten voraus, die ihm schwere Sorgen machten. Der König konnte auch eine mehr nördliche Richtung einschlagen, dort — etwa bei Glogau oder in der Nähe von Züllichau — über die Oder gehen und dann, mit dem Prinzen Heinrich vereinigt, auf die Russen fallen. Daun wußte, daß man ihn, wenn das geschah, nicht bloß im russischen Hauptquartier, sondern auch in den maßgebenden Kreisen zu Wien sehr streng beurtheilen, daß man ihn an das Kreuz schlagen würde, aber er glaubte, diesem Unheil nicht vorbeugen zu können, und hielt es unter allen Bedingungen für das Beste, die Stellung an der Katzbach aufzusuchen.

Lacy that andere Vorschläge. Er meinte, Laudon könne und müsse sich Breslaus durch ein schonungsloses Bombardement bemächtigen. Zugleich wollte er selbst mit seinem Heertheil gegen Berlin entsendet sein; das werde den König zwingen, Schlesien ganz aufzugeben.

Doch Daun war nur darauf bedacht, dem Feinde an der Katzbach zuvorzukommen und zu diesem Ende einerseits selbst zu eilen, andererseits den Marsch des Königs dadurch zu verzögern und zu erschweren, daß er durch seine leichten Truppen auf den Wegen, die das preußische Heer nehmen mußte, die Brücken über die zahlreichen Wasserläufe nach Möglichkeit zerstören und die Wege, wo sie durch Wälder führten, durch Verhaue sperren ließ.

Der König suchte und wünschte vor allem eine Schlacht — aus welchen Gründen, das ist bereits besprochen worden — und doch ging er nicht auf die österreichische Armee los. Er erfuhr nämlich bereits in seinem Lager bei Dalwitz, daß Daun am 1. August in der Richtung nach Schlesien aufgebrochen sei, daß es mithin vergeblich sei, ihn aufzusuchen — und so schlug denn auch er sofort den Weg nach Schlesien ein, in der Hoffnung, daß ihm Daun irgendwo den Weg vertreten und die Gelegen-

heit zu einem entscheidenden Treffen bieten werde. Er schrieb dem Bruder, das werde sich wohl am 7. oder am 8. August zwischen der Neiße und dem Queis ergeben.

So marschirten denn nun wieder die beiden Armeen auf parallel laufenden Linien nach Schlesien, wie auf dem ersten, unterbrochenen Marsch dorthin —: die Oesterreicher auf der Hauptstraße über Bautzen und Görlitz — die Preußen über Königsbrück, Kamentz, bei Nieder-Gurka über die Spree an Weißenberg vorüber, bei Zodel und Lissa über die Neiße und weiter nach Bunzlau. — Daun zog voran; er war den 3. in Bautzen, den 5. in Görlitz; der König folgte gleichsam in der Mitte, und Lacy bildete den Schluß; doch hielt der Letztere sich diesmal stets in einer Entfernung von 3 Meilen vom Feinde.

Der König traf am 7. August bei Bunzlau ein. Sein Marsch war in hohem Grade beschwerlich und ermüdend gewesen. Er hatte in sechs Tagen mehr als 20 Meilen zurückgelegt, und das war schon an sich eine Aufgabe, die nicht ohne große Ermüdung der Truppen gelöst werden konnte, da es sich um den Marsch einer Armee mit ein paar tausend Fuhrwerken aller Art handelte. Die Beschwerden wurden dann aber auch noch dadurch gar sehr gesteigert, daß der eilige Zug, wegen der Nähe des Feindes nicht wie ein Reisemarsch, sondern in der Form eines Manöver-Marsches ausgeführt werden mußte. Die Armee sollte auf einem solchen Marsch stets die Möglichkeit haben, jeden Augenblick in Schlachtordnung aufzumarschiren — und da die damalige Taktik ein ganzes Heer nur als ein untrennbares Ganzes zu handhaben wußte, konnten die gebahnten Wege am allerwenigsten zu solchem Marsch benützt werden, denn sie führten nicht fortwährend durch taktisch brauchbare Stellungen. Die Kolonnen wurden querfeldein über Felder und Wiesen, neben den Ortschaften vorbei geführt, und konnten, wie das hier der Fall war, die Kolonnen-Wege nicht zum voraus eingerichtet werden, so gab es unterwegs Stockungen, und infolge dessen eine verdoppelte Beschwerde und Ermüdung der Truppen.

Daun hatte seinerseits schon am 5., ehe er den Marsch nach Görlitz antrat, erfahren, daß der Prinz Heinrich bereits Parchwitz und Liegnitz erreicht, Laudon aber die Belagerung von Breslau aufgegeben habe, und er änderte infolge dessen seinen Plan, wie aus seinem Brief an Lacy hervorgeht, der, aufgefangen, in König Friedrichs Hände fiel. Daun hielt

es nun nicht mehr für möglich, dem König an der Katzbach den Weg nach Breslau zu sperren; vielleicht für gefährlich, es zu versuchen, da er dabei zwischen zwei Feuer kommen konnte — jedenfalls den Versuch für zwecklos, denn er setzte gar nicht voraus, daß der König jetzt noch nach Breslau gehen könnte. Da der Entsatz dieser Stadt bereits bewirkt war, schien dazu keine Veranlassung weiter vorzuliegen, eine Bewegung dorthin keinen Zweck haben zu können. Der Gedanke, daß der König nach Breslau marschiren könne, um sich mit dem Prinzen Heinrich und seiner gesammten Macht in einer centralen Stellung — auf einer inneren Operationslinie — zu vereinigen, blieb ausgeschlossen. Daun war demnach zunächst nur darauf bedacht, dem preußischen Heer, das auf Sachsen herankam, den Weg nach Schweidnitz zu verschließen. Er hatte sich demgemäß schon am 6. von Görlitz nach Löwenberg gewendet und dort in der Nähe sein Lager bei Schmotseifen aufgeschlagen — in derselben Stellung, die Friedrich II. das Jahr zuvor so lange Zeit über inne gehabt hatte. Er forderte Laudon auf nach Jauer, oder — besser noch — nach Goldberg heranzurücken, um näher zur Hand zu sein. In dieser Stellung äußert Daun in seinem Brief, decke man Schweidnitz, und man könne es von hieraus auch den Russen erleichtern, etwas zu unternehmen — wenn sie dazu noch Lust hätten (s'ils en ont encore envie) — Zugleich forderte Daun auch den General Lacy auf, sich mit seinen Truppen der Hauptarmee zu nähern, denn man müsse jetzt in der Verfassung sein, den Feind mit gesammter Macht zu empfangen — oder auch ihn bei der ersten Gelegenheit, die eine Möglichkeit dazu biete, mit gesammter Macht anzugreifen. Gehe der König über die Oder, um vereint mit dem Prinzen Heinrich auf die Russen zu fallen, die erst bei Militsch ständen, so müsse man auch über den Strom gehen, dem vereinten feindlichen Heer in den Rücken. — Doch scheint Daun diesen Fall nicht eigentlich ernsthaft aufgefaßt und erwogen zu haben. Er verlangt zugleich Lacys Meinung zu wissen, wie man von Löwenberg aus am vortheilhaftesten weiter operiren könne — ohne die Russen, auf die nicht weiter zu rechnen sei (sans les Russes, sur lesquels en vérité il ne faut plus compter) — Es bleibe zu überlegen, ob man sich mit Schweidnitz beschäftigen solle (reste à délibérer si Schweidnitz nous convient).

So scheint es denn, daß Daun geneigt war, die Eroberung von Schweidnitz als die angemessenste Aufgabe für den Rest des Feldzuges

anzusehen, und glaubte, sie könne wohl gelingen, wenn man den König fern halte; sei es, daß er nicht anzugreifen wagte, sei es, daß er zurückgeschlagen wurde.

Nun aber haben die Operationen beider Parteien während der nächsten Tage etwas Räthselhaftes. Besonders auf Seiten der Oesterreicher geben die bis zur Zeit geöffneten Quellen keinen Aufschluß in Beziehung auf die Motive des Handelns, und was uns der König Friedrich über die Motive sagt, die ihn bestimmten, veranlaßt zu weiteren Fragen, die unbeantwortet bleiben.

So sehen wir, daß der Feldmarschall Daun gerade in diesen Tagen die Pläne, die er in dem eben angeführten Brief an Lacy entwickelt, wieder aufgiebt und zu dem früheren Gedanken zurückkehrt, an dem rechten Ufer der Katzbach Stellung zu nehmen, ohne daß wir erführen, was ihn dazu bestimmte.

Die beiden Hauptquartiere, das österreichische und das russische, waren gegenseitig sehr unzufrieden mit einander; hier machte man den Russen ihren zögernden Heranmarsch zum Vorwurf, dort dem Feldmarschall Daun, daß er den König nicht in Sachsen aufgehalten habe. Doch ließ sich Saltykow — vielleicht durch die fremden Offiziere in seinem Hauptquartier — bestimmen, am 9. August eine schriftliche Erklärung auszustellen, die aber wohl, wie er sie selber verstand, nicht eine energische Thätigkeit verheißen, sondern mehrfach Vorwände zu einem passiven Verhalten und selbst zu einem etwanigen Rückzug vorbereiten sollte. Saltykow erklärte sich nämlich bereit, eine Stellung an der Oder zu nehmen — aber in solcher Weise, daß er sicher sei, seine Truppen aus dem Magazin zu Militsch verpflegen zu können; für den Fall, daß dem König von Preußen gestattet werde, sich der Oder zu nähern, verlangte Saltykow, daß ihm Laudon zu Hülfe komme, da er sonst nicht im Stande sei, dem Könige und seinem Bruder zu widerstehen; dagegen versprach er, daß Tschernyschew sich mit Laudon vereinigen solle, wenn Daun den König fern von der Oder zurückhalte.

Doch Daun hatte seine neuen Entschlüsse gefaßt und selbst die Ausführung begonnen, noch ehe diese Erklärung — oder neue Mahnungen aus Wien in seinen Händen sein konnten.

König Friedrich seinerseits sah sich nun allen den Schwierigkeiten gegenübergestellt, die er vorausgesehen hatte, für den Fall, daß es ihm

nicht gelang, in Sachsen, ehe er nach Schlesien aufbrach, einen Sieg über Daun zu erfechten. Sein Heer konnte, da er 12 000 Mann unter Hülsen an der Elbe zurückgelassen, bei der Belagerung von Dresden einige Verluste erlitten, und auf den Gewaltmärschen mehrere hundert Mann, hauptsächlich durch Desertion verloren hatte, nicht viel über 30 000 Mann unter den Waffen zählen (Retzow sagt 30 000, nicht 50 000, wie ihn Arneth sagen läßt). — Vor sich hatte er die österreichischen Heere unter Daun, Lacy und Laudon, die er selbst auf 80 000 Mann schätzte. Aber er unterschätzte sie; sie müssen sehr bedeutend stärker gewesen sein, denn mit Ausnahme der Regimenter, durch die man die Reichsarmee verstärkt hatte, war Oesterreichs gesammte Heeresmacht hier beisammen. Auch hatten Daun und Lacy selbst am Schluß des Feldzugs, im November, noch 52 000 Mann ausrückenden Standes bei den Fahnen, und Laudon war mit seinen 35 000 Mann ganz allein schon der preußischen Armee um etwas überlegen.

Solcher Uebermacht gegenüber mußte nun der König in der Zeit vom 8. bis zum 18. August von Bunzlau entweder nach Breslau oder nach Schweidnitz durchdringen, wo er Vorräthe fand; denn nur bis zum 18. war er bei Bunzlau mit Brot versehen. Die Zeit, für die man versorgt war, konnte genügend geachtet werden zu der Operation — und besonders, wenn das geschah, was uns Nachgeborenen das natürlichste scheint: wenn der König nach Breslau marschirte, um sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Der Marsch dorthin hatte keine Schwierigkeiten und konnte vollends sicher gestellt, vor jeder Störung durch den Feind bewahrt werden, wenn der König seinem Bruder befahl, den Russen gegenüber einstweilen nur ein Korps zur Beobachtung stehen zu lassen, und mit dem Haupttheil seines Heeres am 9. August nach Liegnitz heranzurücken. Da die Russen sich auf die Entfernung eines Marsches von Breslau zurückgezogen hatten, konnte das ohne Gefahr von der Seite geschehen — und Daun wagte sich gewiß nicht an die Katzbach, zwischen die beiden preußischen Armeen hinein, wenn er auch nur den König von der einen, den Prinzen von der anderen Seite her im Marsch dorthin wußte.

Die preußische Armee war in diesem Kriege, wie wir dessen bereits zu wiederholten Malen gedenken mußten, im Allgemeinen darauf angewiesen, sich zu vervielfältigen, indem ein und dieselbe Heeresmacht wechselnd bald gegen den einen, bald gegen den anderen der vielen andringen-

den Feinde verwendet wurde —: warum dachte nun der König in diesem besonderen Falle nicht an das, was so nahe lag, daran, diese Vervielfältigung, dadurch, daß er sich in centraler Stellung mit dem Prinzen Heinrich vereinigte, in der wirksamsten, ausgiebigsten Weise möglich zu machen — wo dann die Gesammtmacht je nach dem augenblicklichen Bedürfniß gegen die Russen wie gegen die Oesterreicher gewendet werden konnte? — Wie erkannte er diese Vereinigung nicht sofort als nothwendig in dem Augenblick, wo er selbst insbesondere mit der Armee, die er aus Sachsen heranführte, nicht mehr Daun und Lacy allein vor sich hatte, sondern beide mit Laudon, wenn nicht unmittelbar vereinigt, doch zu jeder entscheidenden Operation zusammen wirkend voraussetzen mußte? — Darüber fehlt jeder Aufschluß.

Der König beabsichtigte, als er von den Ufern der Elbe aufbrach, nach Schweidnitz durchzudringen, und kündigte das in einem Brief an seinen Bruder vom 2. August an. Er blieb dabei, als er am 9. von Bunzlau wieder aufbrach zum weiteren Marsch. Seine Absicht war jetzt, am Fuß des Gebirges entlang an der österreichischen Armee, die er bei Löwenberg wußte, vorbei, nach Jauer und Schweidnitz zu marschiren.

Sehr merkwürdig ist nun, daß der König auch in später niedergeschriebenen Bemerkungen — in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges — wo er die so eingeleitete Operation tadelt und meint, er hätte etwas Anderes thun können und sollen, doch der Möglichkeit, den Weg nach Breslau einzuschlagen, gar nicht gedenkt. „Der König" — so beurtheilt Friedrich sich selbst — „beging unstreitig einen Fehler (une bévue), indem er mit seinen Truppen auf Goldberg ging, wohin sich auch der Feldmarschall Daun mit seiner ganzen Armee begeben wollte; die Preußen hätten nach der Seite hin eine Kolonnenspitze zeigen, mit der Hauptmacht aber sich über Löwenberg auf Hirschberg werfen müssen, um die Bäckerei zu vernichten, welche die Oesterreicher dort eingerichtet hatten, und den ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln, der da gesammelt war. Von dort brauchten sie (die Preußen) dann nur nach Landeshut vorzugehen, um Schweidnitz zu erreichen. Dieses Manöver hätte den Feind ohne Gefecht genöthigt, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuwerfen, um Brod und Lebensmittel zu finden."

Von allem Anderen abgesehen, müßte der König um an Ort und Stelle auf diese Operation verfallen zu können, bei Bunzlau rechtzeitig

erfahren haben, daß Daun seinen neuesten Plan wieder aufgegeben habe und an die Katzbach aufgebrochen sei. Das aber war nicht möglich, da Daun erst gleichzeitig mit dem König nach der Gegend von Goldberg aufbrach.

Sehr wichtig, nahezu verhängnißvoll wurde, daß König Friedrich den 8. seinen ermüdeten Truppen einen Rasttag gewähren mußte. Wesentlich der Verlust dieses einen Tages war das, was den König unmittelbar in eine der schwierigsten und gefährlichsten Lagen führte, in der sich je ein Feldherr und ein Heer befunden haben. — Nur den Obersten Guichard (der selbst in den Parolebefehlen stets Quintus Icilius genannt wurde) sendete der König am 8. mit leichten Truppen und leeren Brodwagen nach Liegnitz, das diese entsendete Truppe am folgenden Tage erreichte und besetzte.

Am 9. August brachen beide Heere, das österreichische von Löwenberg, das preußische von Bunzlau her, nach der Gegend von Goldberg auf. König Friedrich wollte sein Heer bei Adelsdorf an der Schnellen Deichsel lagern lassen. Er selbst war bei dem Vortrab und weit voraus, wie immer, wenn auf dem Marsch ein Zusammentreffen mit dem Feinde möglich war. Auf die Höhen gegen Goldberg hin gelangt, mußte er sehen, daß Daun ihm zuvorgekommen war. Man gewahrte die österreichische Armee im Marsch an den Höhen, von Pilgramsdorf her, an Goldberg vorbei, über die Katzbach und weiter in der Richtung auf Prausnitz.

Auch der König faßte nun ein anderes Ziel seines Tagmarsches in das Auge. Er ließ sein Heer bis an die Katzbach vorrücken und dort, mit dem linken Flügel an Kroitsch, mit dem rechten zurückgewendeten, der gegen Goldberg Front machte, an Rothbriningen gelehnt.

Von hier aus schrieb der König am Abend dieses Tages jenen Brief, in dem er den Bruder in so ernster Weise an seine Pflichten erinnerte. Was seine eigenen weiteren Pläne betrifft, sagt der König eben in diesem Brief: — „Wenn Daun morgen keine Bewegung macht, werde ich in der Richtung auf Jauer marschiren und weiter auf dem Wege nach Schweidnitz, um von dort Brod und Lebensmittel zu beziehen (— si Daun ne fait aucun mouvement demain, je marcherai du coté de Jauer et je franchirai le chemin de Schweidnitz pour en tirer mon pain et mes vivres). Ich habe allen Grund zu glauben, daß wir sie (die Feinde) schlagen werden, ehe es dazu kommt.“

In welcher Stimmung er den Ereigniſſen entgegenging, auf die er in den nächſten Tagen gefaßt ſein mußte, das zeigt ſich dann in folgenden Worten deſſelben Briefes: „Allem Anſchein nach werden ſich die Dinge hier in wenigen Tagen entſcheiden: wir werden für die Ehre kämpfen und für das Vaterland, ein jeder wird das Unmögliche thun, um zu ſiegen (pour réussir), und die überlegene Zahl erſchreckt mich nicht.“

Das iſt hochherzig und Friedrichs II. würdig; es iſt die Stimmung, in welcher der Berufene Großes vermag, — und der Sieger von Leuthen hatte ein Recht, auch hier den Sieg zu hoffen. — Aber wie anders war die Lage der preußiſchen Armee und ihres Königs, wenn er ſchon am 8. von Bunzlau weiter marſchiren, dann am 9. bei guter Tageszeit bei Liegnitz über die Katzbach gehen und auf dem hohen Thalrand der Wüthenden Neiße, zwiſchen Dohnau und Schlaupe, Stellung nehmen konnte. Am beſten war ohne Zweifel für alles geſorgt, wenn er dort den Prinzen Heinrich mit einem Theil ſeiner Truppen bereits vorfand, was wohl möglich zu machen geweſen wäre. Aber wenn das auch nicht der Fall war, wenn der Prinz auch nur bis etwa nach Neumarkt herangerückt war, — dann wagte ſich Daun ganz gewiß nicht um einen Schritt über Goldberg hinaus, und er unternahm wohl überhaupt zunächſt nichts weiter.

Der König ſagt weder in ſeinen Briefen noch in ſeiner Geſchichte des Krieges, auf welchem Wege er den Marſch nach Jauer und Schweidnitz auszuführen gedachte, doch war ihm die Richtung durch die obwaltenden Umſtände ſo beſtimmt vorgeſchrieben, daß darüber kein Zweifel herrſchen kann. Da die öſterreichiſche Armee ſich auf dem rechten Ufer der Katzbach zwiſchen Konradsberg und Goldberg entfaltet hatte, war der Gedanke, um ihren linken Flügel herum Jauer zu erreichen, entſchieden ausgeſchloſſen, beſonders da am 9. auch Lacy mit ſeinem Korps von Markliſſa nach Löwenberg herangerückt war. Es blieb alſo nichts übrig, als die Katzbach in der Nähe von Liegnitz zu überſchreiten und an der rechten Flanke der öſterreichiſchen Stellung vorbei, den Weg über die Hochebene von Eichholz zu nehmen. Auf ſolche Abſicht deutet auch die Bewegung, die der König zunächſt ausführte; er zog ſich am 10. näher an Liegnitz und lagerte mit dem linken Flügel an die Stadt, mit dem rechten an Schmochwitz gelehnt, unmittelbar an der Katzbach.

Aber auch Daun blieb nicht ruhig ſtehen. Er ging am 10. weiter

ostwärts, über die Wüthende Neiße und mit den Spitzen seines Heeres bis an die Oder. Laudon eröffnete den Zug. Er lagerte zwischen Jeschkendorf und Greibnig und stellte entsendete Truppen bei Parchwitz auf; Daun selbst nahm zwischen Wahlstadt und Hochkirch Stellung, General Beck bei Kosendau und Lacy zwischen Goldberg und Seichau.

Da Daun den Prinzen Heinrich mit einem Heer, das noch um einige Tausend Mann stärker war als das des Königs, bei Breslau wußte, setzt es einigermaßen in Verwunderung, daß der vorsichtige Mann sich in diese Stellung wagte. Er war aber auch, eben des Prinzen Heinrich wegen, dem er nun den Rücken zuwendete, nicht ohne Sorgen. Er wendete sich an Saltykow und bat ihn, ein russisches Korps über die Oder vorzusenden, wo es zwischen Breslau und dem österreichischen Heere Stellung nehmen sollte, um diesem letzteren den Rücken zu decken.

Dem König waren nun die Wege nach Breslau und auch der über Eichholz nach Jauer versperrt. Dagegen zeigte sich eine Möglichkeit, um die linke Flanke des österreichischen Heeres herum, zwischen der Katzbach und der Wüthenden Neiße nach Jauer zu gelangen, und das konnte um so eher ausführbar scheinen, da der König am Abend des 10. noch nicht wußte, wie nahe Lacy herangekommen sei. Dazu ließ er sein Heer eben am Abend dieses Tages wieder aufbrechen zu einem Marsch, der in einem Zuge bis auf die Hügel bei Jauer und Semmelwitz fortgesetzt werden sollte. Als die Spitzen seiner Kolonnen mit der 'Morgendämmerung bei Kroitsch, Hohendorf und Kosendau eintrafen, wo sie über die Katzbach gehen sollten, gewahrte man Lacys Korps gerade gegenüber, jenseits des Flusses, bei Prausnitz; dadurch ließ sich der König nicht aufhalten, im Gegentheil, es schien sich die erwünschte Gelegenheit zu bieten, dieses Korps unterwegs zu schlagen. Doch der Uebergang über den Fluß unter dem Feuer der Batterien Lacys wäre sehr gewagt gewesen; die preußische Armee mußte an der Katzbach weiter aufwärts marschiren und bei Kopatsch in der Nähe von Goldberg übergehen. Darüber gewann Lacy Zeit zu einem eiligen Rückzug, den er bis Kolbnitz fortsetzte. — Auch Daun zog im Laufe des Tages auf das linke Ufer der Wüthenden Neiße herüber und reihte sich bei Peterwitz den Truppen Lacys an, so daß die österreichische Heeresmacht das flachere Gelände vom Fuß des Gebirges bis an die Wüthende Neiße sperrte, und da gleichzeitig Laudon die verlassene Stellung der österreichischen Hauptarmee bei Hochkirch einnahm,

waren dem preußischen Heere alle Wege nach Jauer durch eine Uebermacht versperrt, die einen Versuch, sich die Verbindung mit diesem Ort und Schweidnitz zu erkämpfen, zu einem bedenklichen Wagniß machte.

Der König, der bei Seichau lagern mußte, dachte noch einen Augenblick daran, den linken Flügel der feindlichen Stellung über Pomsen und Jägerndorf zu umgehen, aber die Gebirgswege erwiesen sich sehr schlecht, und man fand sie durch das Korps des Generals Beck bewacht.

Man konnte wahrnehmen, daß Daun mit zahlreichem Gefolge die preußische Stellung rekognoszirte, und Ueberläufer, die seltsamer Weise auch unter den obwaltenden Umständen aus dem österreichischen Lager im preußischen eintrafen, sagten aus, daß dort den Truppen befohlen sei, sich zum Angriff, zur Schlacht bereit zu halten.

Wirklich hatte Daun eben in dem Augenblick dringende Mahnungen aus Wien erhalten, nicht länger zu säumen; Maria Theresia versicherte ihm persönlich, daß sie wohl wisse, wie ungewiß der Ausgang einer Schlacht sei und deshalb selbst alle Verantwortung auf sich nehme, so daß eine solche in keinem Falle den Feldherrn treffen solle. Die Kaiserin selbst scheint aber nicht mit unbedingtem Vertrauen darauf gerechnet zu haben, daß diese Ermahnungen genügen würden Daun zu einer That zu bestimmen, unter Bedingungen, unter denen doch wahrlich kein verwegener Muth dazu gehörte, sie zu wagen; — der Kanzler Kaunitz hoffte das noch weniger. Er hielt es für nöthig, auch dem General Laudon zu schreiben und ihn auf Befehl der Kaiserin förmlich zu beauftragen, dem Feldmarschall nicht nur unter vier Augen zur Schlacht zu rathen, sondern ihm auch die Mittel an die Hand zu geben, wie sie eingeleitet werden könne. — Mittelbar sah sich Daun auch wohl noch von einer anderen Seite zu einer Schlacht gedrängt, nämlich durch den Unmuth der Russen, die stets davon sprachen, auf Militsch zurückzugehen, wenn Daun nicht den König von der Oder abzuhalten vermöge.

So konnte denn Laudon schon am 12. nach Wien melden, daß der Feldmarschall zur Schlacht entschlossen sei. Doch war Daun nicht der Mann dazu, einen solchen Entschluß kurzer Hand auszuführen. Es bedurfte dazu, seiner Meinung nach, noch einiger Vorbereitungen. Namentlich wollte er von der dreifachen Ueberzahl, die ihm zur Verfügung stand auf dem Entscheidungsfelde nichts entbehren. Und doch sollte sein Rücken gegen den Prinzen Heinrich gesichert sein. Er glaubte dazu russischer

Hülfe zu bedürfen. Laudon mußte am 12. in der Nacht in das russische Hauptquartier eilen, und durch ihn ließ sich denn Saltykow, wenn auch mit Mühe, zu dem Versprechen bewegen, daß er 24 000 Mann unter Czernyschew nach Auras vorsenden wolle, wo sie über die Oder gehen und für den Nothfall zur Hülfe bereit stehen sollten.

König Friedrich empfand nun die Schwierigkeiten und die Gefahr seiner Lage in ihrer ganzen Schwere. Eine Gelegenheit, irgend einen Theil der feindlichen Heeresmacht mit Vortheil anzugreifen, wollte sich nicht zeigen — der Gefahr aber, von einer mehr als dreifachen Uebermacht angegriffen zu werden, durfte sich der König nicht aussetzen, — und doch wollte er das Feld behaupten und dem Feinde keinen Vortheil einräumen. Er sagt selbst in oft angeführten Worten, an die wir hier von neuem erinnern müssen, daß er in dieser Lage keinen besseren Rath wußte als den, das Verfahren eines Parteigängers nachzuahmen, der jede Nacht seine Stellung ändert, um sich den Angriffen des Feindes zu entziehen. Die Schwierigkeit war, Friedrichs eigenen Worten zufolge, groß, besonders weil eben das Feld behauptet werden sollte; man mußte häufig die Stellung wechseln, um für die Sicherheit der Armee zu sorgen, und doch stets in der Nähe des Feindes bleiben, theils damit er sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wenden könne, dem schon ein überlegenes russisches Heer gegenüber stand, theils um dem überlegenen Feinde überhaupt kein Unternehmen zu gestatten, das ihm einen bleibenden Gewinn sichern konnte.

Im Sinn dieser leitenden Ideen brach der König am Abend des 12. von Seichau auf und führte sein Heer vermöge eines Nachtmarsches in seine frühere Stellung zwischen Liegnitz und Schimmelwitz zurück. Zugleich aber erwachte bei ihm der Gedanke, daß vor allen Dingen die beiden preußischen Armeen, seine eigene und die des Bruders, vereinigt werden müßten, um sie in ihrer Gesammtheit zu verwenden, wie es der Augenblick erfordern mochte, und zunächst durch einen energischen Schlag, wie er sich dann führen ließ, den Einen oder den Anderen der Gegner zu beseitigen. In diesem Sinn schrieb er dem Prinzen Heinrich, eben am 13., — indem er die Ereignisse der letzten Tage berichtet —: „tout ceci me fait naître l'idée: que pour réussir il faut que nous nous joignons et que nous agissions avec force contre un de mes ennemis pour nous faire jour.“

Die Schwierigkeiten aber, die der Vereinigung im Wege standen,

hatten sich in den letzten Tagen gar sehr vermehrt. Am 9. wäre alles leicht gewesen —, am 13. waren die Verbindungen so vollständig in den Händen der Oesterreicher, daß der König sich veranlaßt sah, einem Jeden, der einen Brief seines Bruders überbrachte, mit 300 Thalern, mit einer damals sehr bedeutenden Summe, zu belohnen.

Daun, von allen Seiten zur That gedrängt, hatte, manchen überlieferten Andeutungen zufolge, den König schon bei Seichau angreifen wollen; da er aber in solchem Fall, der Langsamkeit seines Geistes und Charakters gemäß, stets ein paar Tage zu Rekognoszirungen, Berathungen und Dispositionen-Ausarbeiten bedurfte, war der König aus der Stellung bei Seichau verschwunden, ehe es zur Sache kommen konnte. — Am 13. nahm Daun seine frühere Stellung bei Hochkirch wieder ein; Laudon stand bei Koischwitz, Lacy zwischen Goldberg und Nieder-Krayn — und da mußten, der neuen Stellung des Königs gegenüber, die etwas umständlichen Vorbereitungen zur Schlacht natürlich von vorne anfangen. Doch wurde der Angriff auf den 15. August festgesetzt.

Die Schlacht, die in solcher Weise eingeleitet wurde, ist besonders in einer Beziehung merkwürdig; nämlich sie ist die einzige, die im Laufe dieses Krieges von Seiten der Oesterreicher, wenigstens dem Anscheine nach, um ihrer selbst willen gesucht wurde —: nicht als Mittel, zu dem Gewinn irgend eines örtlichen Vortheils zu gelangen, sondern um des Sieges, um der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte willen. Dem entsprechend war diese Schlacht auch, was die taktischen Anordnungen betrifft, die man im Sinn hatte, auf eine Vernichtungsschlacht angelegt. Das preußische Heer sollte in beiden Flanken und im Rücken angegriffen, jeder Ausweg sollte ihm abgeschnitten werden; man dachte diesmal nicht daran, dem besiegten, fliehenden Feinde im Sinne herkömmlicher Weisheit goldene Brücken zu bauen.

So fällt denn diese Schlacht durch den Zweck sowohl, den sie thatsächlich allein und ausschließlich nur haben konnte, als auch durch ihre Anlage, ganz aus der damaligen Kriegsführungsweise, ganz aus dem Ideenkreise heraus, in dem sich nicht bloß Daun und Lacy, sondern auch — Friedrich den Großen allein ausgenommen — mehr oder weniger alle Feldherren der Zeit bewegten. — Wie kamen nun Daun und Lacy, die doch eigentlich die Schlacht überhaupt nur suchten, weil es ihnen von Wien aus vorgeschrieben war, zu einer Anlage der Schlacht,

die so ganz aus dem Kreise gewohnter Ideen hinausging? — In wiefern hatten sie sich davon Rechenschaft gegeben oder nicht, daß sie damit in eine andere Weise der Kriegführung übergingen, die, von einem anderen Geiste beseelt, andere Zwecke verfolgte, als die ihnen geläufigen? — Was dachten sie sich dabei?

Es wäre von hohem Interesse, das zu wissen — doch leider! erhalten wir darüber nirgends Auskunft. Arneth ist nicht Mann vom Fach. Wenn er es wäre, würde ihm wohl nicht entgangen sein, von welchem Interesse die Fragen sind, um deren Beantwortung es sich hier handelt, und er hätte uns wenigstens darüber eingehender belehrt, in welcher Weise die dringende Aufforderung zur Schlacht von Wien aus motivirt wurde. War wirklich in dem „Handschreiben" Maria Theresias an Daun, wie wir den Andeutungen Arneths entnehmen müssen, kein anderer Grund dafür angeführt, als der, daß Zeitverlust schädlich und durch alle möglichen Mittel zu vermeiden sei? — und daß die Verbindung mit der russischen Armee wieder gewonnen werden müsse? — Beides läßt uns vielfach im Unklaren und läßt vermuthen, daß auch in den Anschauungen, die in der Hofburg zu Wien maßgebend waren, keine unbedingte Klarheit waltete. Der erstere Satz läßt die Frage unbeantwortet, wozu man denn die Zeit brauchen wollte, die nicht verloren gehen sollte, — und der zweite sagt uns ebenso wenig, wozu die Verbindung mit der russischen Armee benützt werden sollte, wenn sie wieder gewonnen war; mit einem Wort, was der eigentliche Zweck war, der erreicht werden sollte. Zwar nach den Worten des kaiserlichen Schreibens zu schließen, daß man den Feind zu einer Schlacht zwingen solle, müssen wir eigentlich wohl annehmen, daß es der Kaiserin um die Schlacht selbst zu thun war und um die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte; aber bestimmt und klar war das jedenfalls nicht gedacht, denn der Nachsatz, daß der Feind, im Fall er durchaus nicht zu einer Schlacht zu zwingen sei, wenigstens durch unabläßige Offensiv-Operationen bedrängt und dadurch die Verbindung mit den Russen hergestellt werden solle —; dieser Nachsatz bezeichnet denn doch wieder die Herstellung dieser Verbindung als den eigentlichen Zweck der Operationen, und die Schlacht als Mittel; — als ein Mittel, zu dem man vielleicht nur um dem russischen Hauptquartier gehörig imponiren zu können, für diesmal ausnahmsweise lieber als zu jedem anderen greifen wollte. In Saltykows Hauptquartier wurde

immer wieder mit lauter Stimme geltend gemacht, die russische Armee habe im vergangenen Jahre zwei blutige Schlachten geliefert und gewonnen, man dürfe ihr nicht alle Opfer aufbürden, es sei nun an den Oesterreichern, mit ihrem Blut zu zahlen. Oesterreich mußte suchen, eine Schlacht zu liefern und wo möglich zu gewinnen, um diese Stimmen zum Schweigen und die russischen Generale zu willigerer Thätigkeit zu bringen.

Wie bei Seichau sollte es aber auch hier wieder den Oesterreichern begegnen, daß sie, als sie zur That schreiten wollten, den Feind nicht mehr in der vorausgesetzten Stellung vorfanden. König Friedrich durfte und wollte sich am allerwenigsten in dieser Stellung angreifen lassen, in in der vor allem sein rechter Flügel leicht umgangen und umfaßt werden konnte. Er wollte, wie er selbst uns sagt, nach Parchwitz marschiren, um von dort aus „diesseits oder jenseits der Oder" weiter vorzudringen zur Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich. Ehe er aber zu einem Zuge aufbrach, auf dem sich so manche Wechselfälle ergeben konnten, wollte er sich von einem Wagenzuge befreien, der vielfach hinderlich werden konnte; 2000 leere Proviantwagen und dergleichen sollten vor allem nach Glogau abgefertigt werden. Vielleicht wollte der König auch seinen Truppen, unmittelbar nach einem Nachtmarsch (vom 12. zum 13.), der nicht ohne einige Verwirrung und große Ermüdung der Leute ausgeführt worden war, nicht gleich wieder (vom 13. zum 14.) einen Nachtmarsch zumuthen. Bei Tage aufzubrechen, war aber bedenklich, bei der Nähe des übermächtigen Feindes, dessen zahlreiche leichte Truppen zum mindesten den Nachtrab anfallen und gefährliche Verzögerungen veranlassen konnten. Der Aufbruch mußte demnach auf den Abend des 14. verschoben werden. Einem Feinde gegenüber, der mit der Zeit besser Haus zu halten wußte, als Daun, hätte diese Säumniß wohl gefährlich werden können; vielleicht daß der König dabei auf Dauns Langsamkeit rechnete und es einem Anderen gegenüber nicht darauf gewagt hätte.

Nachdem der lästige Wagenzug unter Bedeckung von 2 Freibataillonen nach Glogau abgefertigt war, brach König Friedrich in der Nacht mit den 36 Bataillonen 78 Schwadronen, die ihm blieben, ganz in der Stille auf, ging über das Schwarze Wasser (die Schnelle Deichsel) auf das mäßig über den Wasserspiegel der Katzbach erhobene Plateau über Pfaffendorf und Panthen und ordnete dort sein Heer in zwei Treffen und Reserve,

die Stirn nach Osten, nach Liegnitz und der Schnellen Deichsel hin gewendet; nach der Seite, von der ein Angriff oder Verfolgung zunächst erwartet werden mußte. In dieser Stellung sollte der Tag erwartet werden, um dann den Marsch nach Parchwitz fortzusetzen. Den erfolgten Abmarsch zu verbergen, ließ der König die Wachtfeuer im alten Lager, zwischen Liegnitz und Schimmelwitz, die Nacht über unterhalten, und die leichten Truppen der Oesterreicher wurden zwar um 11 Uhr gewahr, daß die Preußen aufgebrochen seien, dem Feldmarschall Daun aber wurde es erst gegen Morgen um zwei Uhr gemeldet.

Doch der kommende Tag sollte Unerwartetes bringen. Auch die Oestetreicher waren in der Nacht aufgebrochen zum Angriff, der mit Tagesanbruch stattfinden sollte. Die Generale Beck und Ried sollten mit ihren leichten Truppen Liegnitz vor dem linken, Schimmelwitz vor dem rechten Flügel der preußischen Armee angreifen und überhaupt diese Armee in ihrer Stirnseite beschäftigen; — Daun wollte mit der Hauptarmee oberhalb der preußischen Stellung in mehreren Kolonnen über die Katzbach gehen, aber, wie wir überhaupt von österreichischer Seite über die verdrießlichen Ereignisse dieses Tages nur sehr mangelhaft unterrichtet sind, erfahren wir nicht einmal wo; — Lacy sollte, wie schon gesagt, auf einem Umwege der preußischen Stellung gerade in den Rücken gehen, wir wissen aber auch nicht auf welchen Wegen. Nur, da die Spitzen seiner Kolonnen, den Plänen zufolge, die wir haben, während der Schlacht bei Pansdorf erschienen, können wir vermuthen, daß er bei Goldberg oder in dessen Nähe über die Katzbach ging und dann vielleicht in der Richtung über Neudorf am Rennwege und Seifersdorf oder vielleicht Scharfenorth marschirte.

Nur über Laudons Nachtmarsch sind wir näher unterrrichtet. Seine Bestimmung war, im Laufe der Nacht eben das Plateau über Pfaffendorf und Panthen zu besetzen, auf das sich das preußische Heer hinanbewegte. Von dort aus sollte er, mit dem Tage, den linken Flügel der Preußen angreifen, oder ihnen doch den Rückzug nach Glogau sperren. Da er 8 Bataillone und 2 Reiterregimenter — man sagt uns nicht weshalb oder wozu — in die Stellung bei Hochkirch entsenden mußte, die Daun mit Anbruch der Nacht verließ, betrugen die Streitkräfte, die er zur Schlacht führte, wahrscheinlich nicht über 30 000 Mann; möglicher Weise etwas weniger. Sein Marsch, in drei Kolonnen angetreten, ging an beiden

Seiten des Kunitzer Sees vorüber. Bei Binowitz überschritt Laudon die Katzbach, dann wendeten sich seine drei Kolonnen links, auf Panthen, und die Höhen zwischen diesem Ort und Schönborn. Er soll einen Ueberfall beabsichtigt haben und marschirte, sagt man, deshalb eilig ohne Vortrab heran. Das preußische Heer in seiner Stellung zwischen Liegnitz und Schimmelwitz, wo es vorausgesetzt wurde, von dieser Seite zu überfallen, kann man wohl kaum gehofft haben; die Stadt Liegnitz und das (damals) sumpfige Schwarzwasser, über das ohne Brücken nicht zu kommen war, lagen im Wege und gestatteten einen raschen Anfall von dieser Seite nicht. Auch soll es ein Ueberfall von sehr viel geringerer Bedeutung gewesen sein, den Laudon im Sinn hatte. Man war den Tag zuvor den Wagenzug gewahr geworden, der nach Glogau abgefertigt werden sollte und vorläufig bei der Vorstadt von Liegnitz, in der Nähe von Pfaffendorf, aufgefahren war, hatte aber seltsamer Weise aus dieser Entdeckung nicht gefolgert, daß die preußische Armee im Begriff stehe, aufzubrechen. Diese Wagenburg, die man für das Gepäck der preußischen Armee hielt, die beiden Freibataillone und zweihundert Husaren, die sie bewachten, dachte Laudon, wie man sagt, zu überfallen. Das wäre ein Beweggrund, durch den sich ein Parteigänger bestimmen lassen durfte, nicht ein Feldherr. Auch hätte wohl ein Vortrab genügt, zweier Freibataillone Herr zu werden; es war nicht nöthig, daß eine ganze Armee unerwartet über sie herfiel. Jedenfalls können wir Laudon diesmal nicht von dem Vorwurf freisprechen, den Behrenhorst dem „zu sicher heranschleichenden Livländer" macht.

Eine preußische Husarenpatrouille entdeckte bekanntlich zu rechter Zeit seinen Heranmarsch, und der König, der an dem einzigen Wachtfeuer schlummerte, das von den weiter vorgehenden Husaren zurückgelassen, in der neuen Stellung der preußischen Armee brannte, durch diese Nachricht geweckt, wußte sich mit bewundernswerther Geistesgegenwart augenblicklich Rechenschaft davon zu geben, wie diesem unerwarteten Angriff zu begegnen sei. Er ließ zuerst die Brigade (Schenkendorf, 5 Bataillone), die den linken Flügel des ersten Treffens bildete, links ab und über Panthen hinausmarschiren, wo sie dann wieder einschwenkte, im rückwärts gebogenen Haken mit der bisherigen Stellung und der zunächst an der Katzbach heranrückenden feindlichen Kolonne die Stirn bot. Im nächsten Augenblick mußte das zweite Treffen — mit Ausnahme des äußersten Regi-

ments auf dessen rechtem Flügel (9 Bataillone) — mit „links-um" vermöge einer Bewegung, die man einen Kontremarsch nennen könnte — so daß der linke Flügel in der neuen Stellung wieder der linke wurde — an dem nach Osten gewendeten Rand des Plateaus Stellung nehmen, Laudon gegenüber. Gar wohl aber erkannte der König, daß dieser Angriff Laudons, der Absicht des Feindes nach, nicht ein vereinzelter sein sollte, daß die preußische Armee auch von der anderen Seite her einen Angriff Dauns zu gewärtigen habe; ihr erstes Treffen mußte deshalb am Westrande des Plateaus, die Stirnseite nach Westen gegen Liegnitz und das Schwarze Wasser gewendet, unter den Waffen stehen bleiben.

In diesem Kampfe gegen Laudon bewährte sich die Zweckmäßigkeit der damals neuen Anordnung, vermöge der die Batterien bleibend mit den Infanterie-Brigaden verbunden waren, entschiedener als bis dahin hatte der Fall sein können. Nimmermehr hätten in dieser improvisirten Schlacht, in der es auf Minuten ankam — noch dazu in Dunkel und Dämmerung — die Batterien aus einem Park rechtzeitig auf die entscheidenden Punkte gebracht werden können — und doch war das von großer Wichtigkeit; ihre Wirkung auf die unentwickelten Kolonnen Laudons wurde bedeutend mit dem zunehmenden Tageslicht. Der Angriff der österreichischen Kolonne, die zunächst an der Katzbach und Panthen heranrückte, wurde zuerst zurückgeschlagen. Indem nun Laudon bemüht war, seine Angriffe zu wiederholen, und doch im durchschnittenen Gelände immer nur wenige Bataillone entfalten konnte, suchte er der preußischen Linie die linke Flanke abzugewinnen. König Friedrich war dagegen darauf bedacht, seinen linken Flügel gegen Schönborn hin zu verlängern, und zog deshalb, außer 3 Bataillonen aus dem ersten Treffen, die seinen rechten Flügel bei Panthen verstärkten, auch noch die 4 Bataillone der Reserve an sich und auf seinen linken Flügel. Einmal gelang es der Reiterei Laudons, die preußische Linie in der linken Flanke anzugreifen, und 5 preußische Bataillone litten dabei einen ansehnlichen Verlust. Doch wurden sie durch die preußische Kavallerie befreit, welche die österreichischen Reiter aus dem Felde schlug, und sowie der König 21 Bataillone beisammen hatte, ging er mit gesammter Macht zum Angriff über, und Laudons Heer wurde, vollständig besiegt, über die Katzbach zurückgeworfen, ohne daß es je zu einer vollständigen Entfaltung gekommen wäre.

Die Schlacht, eine der merkwürdigsten des ganzen Krieges, hat mehr-

fach eine gewisse Aehnlichkeit mit der bei Roßbach. Hier wie dort mußte Friedrich der Große, dem Unerwarteten gegenüber, im Augenblick den siegbringenden Entschluß zu fassen wissen; und hier wie dort zeigte er sich dem verhängnißvollen Augenblick gewachsen; wie bei Roßbach hatte er auch hier eine gefährliche Umgehung abzuwehren, und wie bei Roßbach durchkreuzte der König auch diesmal die Pläne seiner Gegner durch einen rasch geführten Gegenangriff. Die Aehnlichkeit erstreckt sich sogar darauf, daß Laudon ohne Vortrab heranmarschirte, gleich den Franzosen an der Saale. — Nur hatten die Preußen hier einen tüchtigeren Feind zu bekämpfen als die Franzosen unter Soubise bei Roßbach waren und der Sieg mußte etwas theuerer erkauft werden.

Drei Stunden nach dem Beginn des Kampfes, um 6 Uhr oder wenig später, mußte Laudon das Feld endgültig verloren geben. Er hatte reichlich ein Drittheil seiner gesammten Mannschaft verloren (10 806 Mann) darunter etwa 6000 Gefangene, außerdem 82 Kanonen und 23 Fahnen. — Gar seltsam überraschend ist für jeden halbwegs Unterrichteten Arneths Erzählung von der „sehr großen Ueberzahl" der Preußen, der angeblich Laudons Angriffe erlagen. Es waren 21 Bataillone und 40 Schwadronen, allerhöchstens 16 500 Mann, von denen hier die 28 — 30 000 Oesterreicher Laudons aufs Haupt geschlagen wurden. Noch dazu waren von den 21 Bataillonen, nach dem Bericht unmittelbarer Zeugen (Ungedr. Nachrichten II, 420) nur 15 ernsthaft in das Gefecht, in das Kleingewehr-Feuer gekommen. Arneth hätte den Schein meiden sollen, als habe er erst die 30 000 Mann, die dem König wirklich zu Gebote standen, absichtlich in 50 000 verwandelt, um dann an dieser Stelle von einer Ueberzahl der Preußen sprechen zu können.

Den österreichischen Berichten zufolge wäre Laudons Rückzug mit Ruhe und in Ordnung erfolgt. Nach dem Gang des Gefechts, der Menge Gefangener und Kanonen zu schließen, die verloren gingen, ist dem wohl kaum Glauben beizumessen. Laudon ließ, seinen Rückzug zu decken, auf den Höhen bei Binowitz zahlreiche Batterien auffahren und schreibt es der Wirkung dieser Batterien zu, daß er nur wenige hundert Schritt weit, kaum bis an die Katzbach, verfolgt wurde. Der wirkliche Grund, warum die Preußen nicht weiter verfolgten, ist nicht schwer zu errathen; da sie einen Angriff von Seiten Dauns erwarten mußten, durften sie sich nicht vom Schlachtfelde entfernen. Der Umstand, daß die Verfolgung

so bald aufhörte, war allerdings den Oesterreichern günstig, und kann die Aufgabe, die Ordnung unter den geschlagenen Truppen bald wieder leidlich herzustellen, wohl erleichtert haben; es ist möglich, daß dies gelang. —

Daun, der um 2 Uhr in der Nacht erfahren hatte, daß die Stellung der Preußen bei Liegnitz verlassen sei, befahl sofort, daß seine Kolonnen über die Katzbach vorgehen sollten, aber das Schlagen der Brücken erforderte Zeit in der Dunkelheit der Nacht; es wurde fünf Uhr und Tag, ehe die Kolonnen der österreichischen Hauptarmee auf dem verlassenen Lagerplatz der Preußen vor Liegnitz erschienen. Den Wiederhall der Kanonade hatte man, wie in allen österreichischen Quellen berichtet wird, nicht gehört, da ein scharfer Westwind wehte; erst als es heller Tag war, konnte man aus den weißen Rauchwolken, die man in der Ferne aufsteigen sah, entnehmen, daß Laudon in ein heftiges Gefecht verwickelt sei. Die veränderte Sachlage scheint den Feldmarschall Daun sowohl als den General Lacy gar sehr aus dem Konzept gebracht zu haben Was sollte nun weiter geschehen? — Die Antwort, daß beide sofort in die Schlacht eingreifen mußten, ist sehr leicht gegeben — und es ist auch, was ein kühner Feldherr ohne Zweifel gethan hätte; wenn man sich aber an Ort und Stelle versetzt, wird man es doch begreiflich finden, daß ein vorsichtiger, etwas langsamer Mann wie Daun, nicht sofort und nicht im Lauf einer Stunde zu einem solchen Entschluß kommen konnte.

Vor ihm, auf dem Rande der die Gegend beherrschenden Höhen bei Pfaffendorf, stand das erste Treffen der Preußen unter Zieten gefechtsbereit; daß kein zweites dahinter stand, konnte er von seinem Standpunkt aus nicht wahrnehmen; — zwischen ihm und der preußischen Armee floß das Schwarzwasser, über das der sumpfigen Ufer wegen nur an wenigen Punkten und nicht ohne Brücken zu kommen war; — in wenigen Kolonnen hinüber zu gehen und die Truppen jenseits unter dem Feuer der preußischen Batterien in die herkömmlichen zwei Treffen zu entfalten, konnte sehr schwierig, der Versuch bedenklich scheinen; — Lacy, der aufgefordert wurde, höher hinauf am Schwarzwasser überzugehen, fand keinen Uebergangspunkt. Wie bald ist unter solchen Zweifeln und Bedenken eine Stunde vergangen! — Nach einer Stunde aber war es zu spät zu einer That.

Einen Augenblick schien es im Verlauf dieser Stunde, als wolle Daun etwas unternehmen. Er ließ eine ohnmächtige Kanonade beginnen

und einige Reiterei von Becks Korps — es heißt 30 Schwadronen — auf der ſtehenden Brücke bei Liegnitz über das Schwarzwaſſer gehen. Schon der Umſtand, daß Reiterei, die da eigentlich nichts ausrichten konnte, nicht Infanterie, voran hinüber geſendet wurde, könnte als Beweis gelten, daß dieſer Verſuch weder ſehr wohl überlegt, noch ſehr ernſtlich gemeint, ſchwerlich mehr war, als eines jener eigentlich zweckloſen Beginnen, zu denen in ſolchen Augenblicken das quälende Bewußtſein, daß etwas geſchehen müſſe, wohl zu treiben pflegt. Der Erfolg war wie man ihn erwarten mußte. Das Feuer der preußiſchen Artillerie ließ die öſterreichiſchen Reiter gar nicht zum Aufmarſch kommen, und dieſe Reiter wichen in Unordnung über das Flüßchen zurück, als zwanzig preußiſche Schwadronen zum Angriff auf ſie heranritten.

Nach Verlauf einer Stunde, als das Feuer auf Seiten Laudons ſchwieg, war, wie geſagt, der günſtige Augenblick unwiederbringlich verſäumt, und Daun und Lacy thaten wahrſcheinlich ſehr wohl daran, ſich nicht weiter einzulaſſen. Sie hätten ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach Schläge geholt, wenn ſie jetzt noch angreifen wollten, denn Clauſewitz hat Recht, es macht einen gar großen Unterſchied, ob der ſpäter auf dem Schlachtfelde Eintreffende in ein Gefecht eingreifen kann, das noch im Gange iſt, — und wenn es auch eine ungünſtige Wendung genommen hätte, — oder aber ein neues Gefecht zu beginnen hat, nachdem ein erſtes bereits mit ungünſtigem Erfolg ganz beendigt iſt. — Hier war die Stellung der Preußen eine vortheilhafte; König Friedrich konnte nunmehr ſeine ganze Macht gegen Daun verwenden. Drei Fünftheile ſeiner Armee hatten eben in wenigen Stunden einen glänzenden Sieg erfochten und reiche Trophäen eingeſammelt; zwei Fünftheile hatten noch gar nicht gefochten, — im Ganzen aber herrſchte gewiß eine freudige Erregung, eine gehobene Stimmung. Der Einfluß, den der Erfolg auf Geiſt und Haltung der Truppen übt, iſt wunderbar; man muß dergleichen erlebt haben, um ihn ganz ermeſſen zu können. — In den Reihen der öſterreichiſchen Armee dagegen könnte die Stimmung wohl eher eine etwas gedrückte geweſen ſein. Denn das rathloſe Zaudern am Schwarzwaſſer konnte nicht belebend wirken, und als man keine Rauchwolken mehr in der Ferne aufſteigen ſah, wußte ſich wohl jeder Unteroffizier zu ſagen, wie die Sachen dort ſtanden. Daun und Lacy waren ihrem ganzen Weſen nach nicht die Leute dazu, durch den Eindruck ihrer Perſönlichkeit

eine solche Verstimmung auszugleichen. Sie waren nicht geschaffen, populäre Helden zu werden, wie Laudon oder Zieten.

Doch konnte es auch dem König von Preußen in dem Augenblick nicht um eine zweite Schlacht zu thun sein. Um Dauns schwankenden Entschluß vollends zu bestimmen, ließ er die Truppen, die der österreichischen Hauptarmee gegenüberstanden, den eben erfochtenen Sieg durch schmetternde Trompeten, Paukenwirbel und eine dreimalige Salve feiern. — Darauf trat Daun sofort den Rückzug über die Katzbach an. Um vier Uhr Nachmittags war er wieder in seiner alten Stellung bei Hochkirch eingetroffen.

Laudon, auf das peinlichste ergriffen von den Eindrücken des Tages, glaubte bekanntlich im ersten Augenblick, daß man ihm absichtlich nicht zu Hülfe gekommen sei, daß man ihn absichtlich habe eine Niederlage leiden lassen. Da man in der ganzen Armee wußte, daß Daun den von Kaunitz begünstigten Laudon keineswegs gern so rasch zu einem Nebenbuhler werden sah, und daß Lacy dessen Laufbahn vollends mit dem feindlichsten Neide verfolgte, war sogar in allen Reihen des Heeres die Meinung herrschend, daß Daun ihn eben dem General Lacy zu Gefallen preisgegeben habe. Man hätte sich aber wohl vom ersten Augenblick an sagen können, daß Daun, wenn er Laudon hier einer Niederlage aussetzte, den Erfolg seines eigenen Feldzuges gefährdete — und daß niemand so leicht dergleichen um einer denn doch immer untergeordneten Rücksicht willen thut.

Man kann auch nicht sagen, daß Daun sich verspätet habe. Die veränderte Stellung des Königs hatte eben alle Berechnungen der Oesterreicher durchkreuzt und ein gleichzeitiges Eintreffen Dauns und Laudons im Angesicht des Feindes so gut wie unmöglich gemacht. Laudon traf, weil im Raum, auch in der Zeit sehr viel früher auf den Feind, als man gerechnet hatte — und Daun hatte seinerseits ein entfernteres Ziel zu erreichen, als vorausgesetzt war.

Sehr belehrend in Beziehung auf die zur Zeit herrschende Theorie, den Ideenkreis, in dem sich Erwägung und Urtheil — nicht der Empiriker — sondern gerade der philosophirenden Strategen bewegten, sind zum Theil die kritischen Bemerkungen der Zeitgenossen über diese merkwürdige Schlacht. Es zeigt sich in ihnen, in was für seltsame Abwege sich die Theorie gelegentlich verirren kann.

So steht Tempelhof — ein zu seiner Zeit für sehr bedeutend gehaltener Mann — in der „übermäßigen Stärke" der österreichischen Armee eine der Ursachen, die das Scheitern der österreichischen Angriffspläne herbeiführten.

Es ist der Mühe werth, dabei einen Augenblick zu verweilen, denn dieses seltsame Urtheil ist durch eine ganze Reihe tiefgehender Irrthümer bedingt, von denen sich eigentlich keiner der damaligen Theoretiker ganz frei zu halten wußte.

Die Formen, zu denen sich die Taktik ausgebildet hatte, brachte es mit sich, wie auch Clausewitz bemerkt, daß die überlegene Zahl auf dem Schlachtfelde nicht in demselben Maße entscheidend war, wie heutzutage, und die Theorie gefiel sich darin, ihr eine noch geringere Bedeutung beizulegen, als sie auch damals wirklich hatte. — Da man bei dem Herkommen stehen geblieben war, ein ganzes Heer „in zusammenhängender Linie" als Ein taktisches Ganzes zu ordnen und zu verwenden, dachte man sich ganz allgemein eine Schlacht dadurch entschieden, daß die taktische Ordnung irgendwo gestört wurde, und das konnte der geschickt geführte Angriff einer Minderzahl bewirken. So erwartete die Theorie den Sieg von Manövern, von Evolutionen. — Da man sich den Sieg regelmäßiger Weise durch Einen geglückten Angriff entschieden dachte und nicht seiner ganzen Bedeutung nach zu erwägen wußte, daß die moralische wie die physische Macht selbst des glücklichsten Angriffs, sich in wiederholt erneuerten Kämpfen zuletzt erschöpfen muß, war man wenig darauf bedacht, durch mehrfach hintereinander geordnete Reserven eine successive Verwendung der Streitkräfte vorzubereiten.

Aus diesen Ideen-Verbindungen, deren wir bereits an anderer Stelle gedacht haben, an die wir aber hier wieder erinnern mußten, entwickelte sich die unklar gedachte Vorstellung von einer Normalstärke einer Armee, die eigentlich allein zweckentsprechend sei: — eine Vorstellung, die, nirgends unumwunden ausgesprochen, sich vielfach mittelbar geltend macht. Man dachte sich dabei in unbestimmter Weise eine Armee, die stark genug, allen taktischen Aufgaben, gleichviel welcher feindlichen Heeresmacht gegenüber, zu genügen, und dabei bequem zu handhaben sei. Der Zahl, über das normale Maß hinaus, will Tempelhof — an einer anderen Stelle — nur den Vortheil zuerkennen, daß die überlegene Armee „detaschiren" und dadurch „Diversionen" bewirken kann, ohne sich

wesentlich — bis unter das Maß einer Normalarmee hinab — zu schwächen. — So gewährt denn die überlegene Zahl allerdings strategische Vortheile, wenn man sie nämlich zu benützen, d. h. sich zu theilen weiß; zusammengehalten, kann sie dagegen auf dem Schlachtfelde nicht nur unnütz sein, sondern auch lästig werden. In diesem Sinne sagt Tempelhof von den österreichischen Feldherren: „Die übermäßige Stärke ihrer Armee war ihnen selbst ein Hinderniß. Es ist schwer, eine so große Masse zu übersehen, sie auf alle Gegenden hinzuführen und alle Theile auf einen Punkt hinwirken zu lassen."

Diese seltsame Vorstellung von der Normalstärke einer Armee, die uns heutigen Tags wie baarer Unsinn vorkömmt, hat lange fortgewuchert, selbst den großartigsten weltgeschichtlichen Erfahrungen zum Trotz; sie hat selbst bis in Zeiten hinein, in denen die taktischen Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen war, längst die durchgreifendste Veränderung erfahren hatten, wenigstens in dem Ideenkreise einzelner Theoretiker ihren Einfluß geübt.

Noch im Jahre 1806 wollte Massenbach die Nothwendigkeit nicht begreifen, der feindlichen Uebermacht gegenüber, die beiden preußischen Armeen zu vereinigen. „Standen etwa Friedrich der Große und sein großer Bruder im siebenjährigen Kriege immer Ellenbogen an Ellenbogen?" ruft er aus, und damit glaubt er ein entscheidendes Wort gesprochen zu haben. Noch in seinen späteren Schriften belehrt er uns, in seiner verwirrten Weise, Armeen von vierzig- oder fünfzigtausend Mann seien Körper von solcher Selbständigkeit, daß sie, wenn ihrer zwei demselben Kriegsstaat angehören, sich gar nicht gegenseitig unmittelbar zu unterstützen brauchten, daß sie eben jede für sich ganz selbständig operiren könnten. — Nicht entfernt denkt er daran, daß es einen Unterschied machen könnte, mit welcher Macht uns der Feind entgegentritt.

Es ließe sich nachweisen, daß auch 1812 der damalige strategische Vertrauensmann des russischen Kaisers, der gelehrte General Phull, noch in verwandten Vorstellungen befangen war.

So freudig auch der Sieg, der erste Glücksfall nach so vielem Unglück, alles im preußischen Heer erregte, wußte sich doch König Friedrich gar wohl Rechenschaft davon zu geben, daß der Theilsieg, den er soeben

erfochten hatte, noch keineswegs das Schicksal des Feldzugs entschied; daß die Vortheile, die er ihm versprach, sogar wieder schwinden konnten, wenn er nicht die vorübergehende Gunst der Umstände augenblicklich und mit größter Energie benützte: — daß es sich mehr als jemals darum handelte, das Glück rasch bei der Locke zu erfassen. Die moralischen Folgen eines Sieges kamen ihm dabei zu statten.

So wie Daun den Rückzug über die Katzbach angetreten hatte, um zehn Uhr Morgens schon, brach der König mit dem Theil seiner Armee, der gegen Laudon gefochten hatte, nach Parchwitz auf. General Nauendorf, der dort mit wenigen Oesterreichern stand, konnte ihm natürlich den Ort und die dortige Brücke über die Katzbach nicht streitig machen. — Zieten blieb mit der anderen Hälfte des preußischen Heeres auf dem Schlachtfelde stehen, bis für den Transport der Gefangenen, der Verwundeten, der eroberten Geschütze und selbst der auf dem Schlachtfelde gesammelten Gewehre gehörig gesorgt war. Die dazu nöthigen Pferde wurden aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht, alles mit so vieler Einsicht und Energie betrieben, daß Zieten schon um zwei Uhr Nachmittags aufbrechen und in der Nacht bei Parchwitz eintreffen konnte.

Noch war der Weg nach Breslau nicht frei. General Czernyschew war verabredetermaßen mit einem russischen Korps, das 24 000 Mann stark angegeben wurde, wahrscheinlich aber bedeutend schwächer war, bei Auras auf das linke Ufer der Oder herübergekommen und lagerte bei Lissa an der Weistritz. Oesterreichische Truppen konnten sich ihm anschließen. Gelang es ihm, den Marsch des Königs nach Breslau einige Zeit aufzuhalten, so konnte auch Daun mit seiner Hauptmacht herbeieilen, und König Friedrich bei Neumarkt wieder in eine eben so schwierige und gefährliche Lage versetzt werden, wie sie bei Liegnitz gewesen war. Ueberhaupt konnte es dem König nicht erwünscht sein, noch vor der Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich in eine neue Schlacht verwickelt zu werden, die keinen anderen Zweck haben konnte, als eben diese Vereinigung möglich zu machen, und weiter auch im besten Fall keinen Gewinn versprach, als eben das zu bewirken. Es war besser, wenn die Vereinigung ohne neue Kämpfe bewerkstelligt werden konnte, besonders da die preußische Armee, nach der Schlacht bei Liegnitz wohl nicht viel über 28 000 Mann stark, 6000 Gefangene zu bewachen und mehrere

tausend Verwundete und einen langen Zug eroberter Geschütze zu decken hatte, da sie, wie der König sagt, mehr der Bedeckung eines Wagenzugs glich, als einem marschirenden Heer.

Der König nahm, wie das oft erzählt und wiedererzählt worden ist, seine Zuflucht zu einer List, um Czernyschew aus dem Wege zu schaffen —: er ließ einen an seinen Bruder Heinrich gerichteten Brief, in welchem er mit einiger Uebertreibung von dem eben erfochtenen Siege sprach, absichtlich in die Hände des russischen Generals fallen. Da er darin die Absicht ankündigte, über die Oder zu gehen und Saltykow anzugreifen, hielt sich Czernyschew für verpflichtet, sofort über die Oder zurück zu eilen, um sich dem bedrohten russischen Heer anzuschließen. Er ging noch am Abend des 15. bei Auras auf das rechte Ufer hinüber und ließ die Brücke hinter sich abbrechen. Wir dürfen aber doch den Erfolg der List und des Briefes nicht allzu hoch anschlagen. Der Sieg der Preußen bei Liegnitz war eine gewichtige Realität; Czernyschew war schon früh am Tage durch seine Kosaken-Patrouillen von dem Ereigniß unterrichtet, und da er bis zum Abend keinerlei Botschaft von Daun oder Laudon erhielt, konnte er wohl glauben, daß seine Verbindung mit den Oesterreichern gänzlich unterbrochen sei, und daß er selbst sich zwischen der Armee des Königs und den Preußen bei Breslau in einer sehr gefährdeten Lage befinde. Es ist sehr möglich, wahrscheinlich sogar, daß er eben so eilig über die Oder zurückgegangen wäre, wenn auch der täuschende Brief des Königs gar nicht in seine Hände gefallen wäre. Aus der Eile, mit der er aufbrach, ließe sich wohl folgern, daß es auch, nachdem er auch diesen Brief erhalten hatte, nicht sowohl Sorge um Saltykow war, was ihn über die Oder trieb, als der Gedanke an eigene Gefahr, der er sich entziehen müsse. Er konnte kaum seine Gegenwart jenseit des Flusses schon am 16. früh nothwendig glauben, wohl aber einen Angriff besorgen, der seinen Rückzug dorthin am 16. unmöglich gemacht hätte. Auch dürfen wir wohl nicht ganz übersehen, daß der französische Resident im russischen Hauptquartier, Montalembert, in dem Schreiben, das er an Montazet, seinen Kollegen im österreichischen Hauptquartier, richtete, eigens um Czernyschews Rückzug zu rechtfertigen, des aufgefangenen Briefes Friedrichs II. gar nicht gedenkt.

Daun hatte sich offenbar etwas verspätet darauf besonnen, was weiter zu thun blieb und infolge dessen seine Maßregeln um etwas zu

spät getroffen. Sobald er sich mit einiger Besonnenheit Rechenschaft von der Lage gab, mußte ihm einleuchten, daß es nach wie vor seine Aufgabe war, dem König die Wege nach Breslau zu sperren — wenn er nicht mehr unternehmen und wagen wollte — und daß ihm auch trotz der Niederlage Laudons die Mittel dazu nicht fehlten. Auch gingen seine Entwürfe dahin, dem König bei Neumarkt wieder in den Weg zu treten. — Laudons geschlagene Armee, die nach Striegau zurückwich, wurde — und wohl mit Recht — am 16. August noch nicht wieder gefechtsfähig geachtet. Deshalb sollte nicht dieses Heer, sondern Feldmarschall-Lieutenant Beck mit seinem bei weitem schwächeren Korps nach Neumarkt eilen und dort mit Czernyschew vereint Stellung nehmen. Erst wenn die Ordnung in seinen Truppen wiederhergestellt war, sollte ihm Laudon dorthin folgen. Mit der Hauptmacht wollte Daun selbst, zur Seite des Weges, der von Parchwitz nach Breslau führt, hinter dem Leisebach, bei Bendorf und Kummernig „Stellung nehmen".

Allein Daun hatte diese Vorkehrungen, wie gesagt, um einige Stunden zu spät getroffen; er hatte es versäumt, Czernyschew rechtzeitig zu benachrichtigen — und überhaupt machte sich, infolge der verlorenen Schlacht, in den Armeen, die gegen den König von Preußen im Felde standen, eine ungewöhnlich starke, hemmende Friktion geltend. Czernyschew wurde durch die Nachricht von Laudons Niederlage über die Oder gescheucht, — Beck kündigte den Offizieren seiner Umgebung an, daß er nur zaudernd nach Neumarkt zu marschiren gedenke, da er voraussetze, daß Czernyschew über die Oder zurückgegangen sein werde, und er selbst, auch mit Czernyschew vereinigt, bei Neumarkt einer Niederlage ausgesetzt sein würde. Er war also, nach dem was Laudon erfahren hatte, keineswegs geneigt, dem König entschlossen in den Weg zu treten.

Aus Friedrichs II. eigenem Bericht ersehen wir, daß er den Marsch von Parchwitz nach Neumarkt als einen sehr gewagten ansah, eben weil ihm zur Zeit eine Schlacht in keiner Weise erwünscht sein konnte, und daß er diesen Marsch am 16. August in einer Stimmung antrat, die als hoch gesteigerte Spannung zu bezeichnen wäre. Die Lage mußte in der That den Eindruck einer „beunruhigenden" machen, wie der König selbst sie nennt, da man von Czernyschews Rückzug nichts wußte, dagegen in der rechten Flanke der preußischen Armee auch die österreichische in

Bewegung sah, ohne ermitteln zu können, ob sie in der Richtung auf Neumarkt, auf Canth oder auf Schweidnitz marschire. Sowie die Spitzen der preußischen Kolonnen Blumerode erreicht hatten, begab sich der König zu seinem Vortrab, um sobald als möglich in Erfahrung zu bringen, wie es bei Neumarkt stand. Dort stand kein Feind! — Sobald man das wußte, schwand jede Sorge; König Friedrich war nun gewiß, daß Daun ihn nicht angreifen würde, ließ seine Armee das Lager bei Neumarkt beziehen und gewährte ihr da zwei Ruhetage, deren sie umsomehr bedurfte, da sie die letzten Tage über bei großen Anstrengungen auch Mangel gelitten hatte. Das Brot, das mitgeführt wurde, sollte der herkömmlichen Berechnung nach auch noch für den 16. August ausreichen, reichte aber thatsächlich nicht so weit. Da die Soldaten in der ausgesogenen Gegend und in beständiger Bewegung keine anderen Nahrungsmittel fanden und auf ihr Kommißbrot und einen Schluck Wasser, der auch nicht immer zu haben war, beschränkt blieben, verzehrten sie ihr Brot natürlich schneller als sonst und hatten dann nichts. (Ungedr. Nachr. II, 472.)

Feldmarschallieutenant Beck, von Czernyschews wirklich erfolgtem Rückzug unterrichtet, hatte sich darauf vollends sorgfältig gehütet, dem König bei Neumarkt zuvorzukommen. Dauns Marsch an diesem Tage war nicht auf die preußische Armee gerichtet und sollte nicht zu einer Schlacht führen. Was also beabsichtigte er mit seinen Vorkehrungen an diesem Tage und wozu sollten sie führen? — Das ist nicht schwer zu enträthseln. Er beabsichtigte ein Manöver, ganz im Geist der Zeit, und erwartete, wenn der König Czernyschew und Beck bei Neumarkt vorfand und zugleich die österreichische Hauptarmee bei Bendorf in seiner Flanke gewahr wurde, werde er nicht wagen anzugreifen, um sich den Weg nach Breslau mit Gewalt zu eröffnen; er werde zunächst nach Parchwitz zurückweichen. Was dann von österreichischer Seite weiter geschehen sollte, darüber war offenbar vor der Hand nichts beschlossen; es war das weiteren Berathungen vorbehalten.

Und wäre das so eingetroffen? — Wäre der König zurückgewichen, wenn er Czernyschews Russen bei Neumarkt vorfand? — Diese Frage ist nicht eben so leicht zu beantworten. Zwar sagt der König selbst: „Die Armee hatte nur noch auf einen Tag Brot; wenn die Russen uns hinderten, dessen aus Breslau, und Daun, dessen aus Schweidnitz herbei-

erfochten hatte, noch keineswegs das Schicksal des Feldzugs entschied; daß die Vortheile, die er ihm versprach, sogar wieder schwinden konnten, wenn er nicht die vorübergehende Gunst der Umstände augenblicklich und mit größter Energie benützte: — daß es sich mehr als jemals darum handelte, das Glück rasch bei der Locke zu erfassen. Die moralischen Folgen eines Sieges kamen ihm dabei zu statten.

So wie Daun den Rückzug über die Katzbach angetreten hatte, um zehn Uhr Morgens schon, brach der König mit dem Theil seiner Armee, der gegen Laudon gefochten hatte, nach Parchwitz auf. General Nauendorf, der dort mit wenigen Oesterreichern stand, konnte ihm natürlich den Ort und die dortige Brücke über die Katzbach nicht streitig machen. — Zieten blieb mit der anderen Hälfte des preußischen Heeres auf dem Schlachtfelde stehen, bis für den Transport der Gefangenen, der Verwundeten, der eroberten Geschütze und selbst der auf dem Schlachtfelde gesammelten Gewehre gehörig gesorgt war. Die dazu nöthigen Pferde wurden aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht, alles mit so vieler Einsicht und Energie betrieben, daß Zieten schon um zwei Uhr Nachmittags aufbrechen und in der Nacht bei Parchwitz eintreffen konnte.

Noch war der Weg nach Breslau nicht frei. General Czernyschew war verabredetermaßen mit einem russischen Korps, das 24 000 Mann stark angegeben wurde, wahrscheinlich aber bedeutend schwächer war, bei Auras auf das linke Ufer der Oder herübergekommen und lagerte bei Lissa an der Weistritz. Oesterreichische Truppen konnten sich ihm anschließen. Gelang es ihm, den Marsch des Königs nach Breslau einige Zeit aufzuhalten, so konnte auch Daun mit seiner Hauptmacht herbeieilen, und König Friedrich bei Neumarkt wieder in eine eben so schwierige und gefährliche Lage versetzt werden, wie sie bei Liegnitz gewesen war. Ueberhaupt konnte es dem König nicht erwünscht sein, noch vor der Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich in eine neue Schlacht verwickelt zu werden, die keinen anderen Zweck haben konnte, als eben diese Vereinigung möglich zu machen, und weiter auch im besten Fall keinen Gewinn versprach, als eben das zu bewirken. Es war besser, wenn die Vereinigung ohne neue Kämpfe bewerkstelligt werden konnte, besonders da die preußische Armee, nach der Schlacht bei Liegnitz wohl nicht viel über 28 000 Mann stark, 6000 Gefangene zu bewachen und mehrere

tausend Verwundete und einen langen Zug eroberter Geschütze zu decken hatte, da sie, wie der König sagt, mehr der Bedeckung eines Wagenzugs glich, als einem marschirenden Heer.

Der König nahm, wie das oft erzählt und wiedererzählt worden ist, seine Zuflucht zu einer List, um Czernyschew aus dem Wege zu schaffen —: er ließ einen an seinen Bruder Heinrich gerichteten Brief, in welchem er mit einiger Uebertreibung von dem eben erfochtenen Siege sprach, absichtlich in die Hände des russischen Generals fallen. Da er darin die Absicht ankündigte, über die Oder zu gehen und Saltykow anzugreifen, hielt sich Czernyschew für verpflichtet, sofort über die Oder zurück zu eilen, um sich dem bedrohten russischen Heer anzuschließen. Er ging noch am Abend des 15. bei Auras auf das rechte Ufer hinüber und ließ die Brücke hinter sich abbrechen. Wir dürfen aber doch den Erfolg der List und des Briefes nicht allzu hoch anschlagen. Der Sieg der Preußen bei Liegnitz war eine gewichtige Realität; Czernyschew war schon früh am Tage durch seine Kosaken-Patrouillen von dem Ereigniß unterrichtet, und da er bis zum Abend keinerlei Botschaft von Daun oder Laudon erhielt, konnte er wohl glauben, daß seine Verbindung mit den Oesterreichern gänzlich unterbrochen sei, und daß er selbst sich zwischen der Armee des Königs und den Preußen bei Breslau in einer sehr gefährdeten Lage befinde. Es ist sehr möglich, wahrscheinlich sogar, daß er eben so eilig über die Oder zurückgegangen wäre, wenn auch der täuschende Brief des Königs gar nicht in seine Hände gefallen wäre. Aus der Eile, mit der er aufbrach, ließe sich wohl folgern, daß es auch, nachdem er auch diesen Brief erhalten hatte, nicht sowohl Sorge um Saltykow war, was ihn über die Oder trieb, als der Gedanke an eigene Gefahr, der er sich entziehen müsse. Er konnte kaum seine Gegenwart jenseit des Flusses schon am 16. früh nothwendig glauben, wohl aber einen Angriff besorgen, der seinen Rückzug dorthin am 16. unmöglich gemacht hätte. Auch dürfen wir wohl nicht ganz übersehen, daß der französische Resident im russischen Hauptquartier, Montalembert, in dem Schreiben, das er an Montazet, seinen Kollegen im österreichischen Hauptquartier, richtete, eigens um Czernyschews Rückzug zu rechtfertigen, des aufgefangenen Briefes Friedrichs II. gar nicht gedenkt.

Daun hatte sich offenbar etwas verspätet darauf besonnen, was weiter zu thun blieb und infolge dessen seine Maßregeln um etwas zu

spät getroffen. Sobald er sich mit einiger Besonnenheit Rechenschaft von der Lage gab, mußte ihm einleuchten, daß es nach wie vor seine Aufgabe war, dem König die Wege nach Breslau zu sperren — wenn er nicht mehr unternehmen und wagen wollte — und daß ihm auch trotz der Niederlage Laudons die Mittel dazu nicht fehlten. Auch gingen seine Entwürfe dahin, dem König bei Neumarkt wieder in den Weg zu treten. — Laudons geschlagene Armee, die nach Striegau zurückwich, wurde — und wohl mit Recht — am 16. August noch nicht wieder gefechtsfähig geachtet. Deshalb sollte nicht dieses Heer, sondern Feldmarschall-Lieutenant Beck mit seinem bei weitem schwächeren Korps nach Neumarkt eilen und dort mit Czernyschew vereint Stellung nehmen. Erst wenn die Ordnung in seinen Truppen wiederhergestellt war, sollte ihm Laudon dorthin folgen. Mit der Hauptmacht wollte Daun selbst, zur Seite des Weges, der von Parchwitz nach Breslau führt, hinter dem Leisebach, bei Bendorf und Kummernig „Stellung nehmen".

Allein Daun hatte diese Vorkehrungen, wie gesagt, um einige Stunden zu spät getroffen; er hatte es versäumt, Czernyschew rechtzeitig zu benachrichtigen — und überhaupt machte sich, infolge der verlorenen Schlacht, in den Armeen, die gegen den König von Preußen im Felde standen, eine ungewöhnlich starke, hemmende Friktion geltend. Czernyschew wurde durch die Nachricht von Laudons Niederlage über die Oder gescheucht, — Beck kündigte den Offizieren seiner Umgebung an, daß er nur zaudernd nach Neumarkt zu marschiren gedenke, da er voraussetze, daß Czernyschew über die Oder zurückgegangen sein werde, und er selbst, auch mit Czernyschew vereinigt, bei Neumarkt einer Niederlage ausgesetzt sein würde. Er war also, nach dem was Laudon erfahren hatte, keineswegs geneigt, dem König entschlossen in den Weg zu treten.

Aus Friedrichs II. eigenem Bericht ersehen wir, daß er den Marsch von Parchwitz nach Neumarkt als einen sehr gewagten ansah, eben weil ihm zur Zeit eine Schlacht in keiner Weise erwünscht sein konnte, und daß er diesen Marsch am 16. August in einer Stimmung antrat, die als hoch gesteigerte Spannung zu bezeichnen wäre. Die Lage mußte in der That den Eindruck einer „beunruhigenden" machen, wie der König selbst sie nennt, da man von Czernyschews Rückzug nichts wußte, dagegen in der rechten Flanke der preußischen Armee auch die österreichische in

Bewegung sah, ohne ermitteln zu können, ob sie in der Richtung auf Neumarkt, auf Canth oder auf Schweidnitz marschire. Sowie die Spitzen der preußischen Kolonnen Blumerode erreicht hatten, begab sich der König zu seinem Vortrab, um sobald als möglich in Erfahrung zu bringen, wie es bei Neumarkt stand. Dort stand kein Feind! — Sobald man das wußte, schwand jede Sorge; König Friedrich war nun gewiß, daß Daun ihn nicht angreifen würde, ließ seine Armee das Lager bei Neumarkt beziehen und gewährte ihr da zwei Ruhetage, deren sie umsomehr bedurfte, da sie die letzten Tage über bei großen Anstrengungen auch Mangel gelitten hatte. Das Brot, das mitgeführt wurde, sollte der herkömmlichen Berechnung nach auch noch für den 16. August ausreichen, reichte aber thatsächlich nicht so weit. Da die Soldaten in der ausgesogenen Gegend und in beständiger Bewegung keine anderen Nahrungsmittel fanden und auf ihr Kommißbrot und einen Schluck Wasser, der auch nicht immer zu haben war, beschränkt blieben, verzehrten sie ihr Brot natürlich schneller als sonst und hatten dann nichts. (Ungedr. Nachr. II, 472.)

Feldmarschallieutenant Beck, von Czernyschews wirklich erfolgtem Rückzug unterrichtet, hatte sich darauf vollends sorgfältig gehütet, dem König bei Neumarkt zuvorzukommen. Dauns Marsch an diesem Tage war nicht auf die preußische Armee gerichtet und sollte nicht zu einer Schlacht führen. Was also beabsichtigte er mit seinen Vorkehrungen an diesem Tage und wozu sollten sie führen? — Das ist nicht schwer zu enträthseln. Er beabsichtigte ein Manöver, ganz im Geist der Zeit, und erwartete, wenn der König Czernyschew und Beck bei Neumarkt vorfand und zugleich die österreichische Hauptarmee bei Bendorf in seiner Flanke gewahr wurde, werde er nicht wagen anzugreifen, um sich den Weg nach Breslau mit Gewalt zu eröffnen; er werde zunächst nach Parchwitz zurückweichen. Was dann von österreichischer Seite weiter geschehen sollte, darüber war offenbar vor der Hand nichts beschlossen; es war das weiteren Berathungen vorbehalten.

Und wäre das so eingetroffen? — Wäre der König zurückgewichen, wenn er Czernyschews Russen bei Neumarkt vorfand? — Diese Frage ist nicht eben so leicht zu beantworten. Zwar sagt der König selbst: „Die Armee hatte nur noch auf einen Tag Brot; wenn die Russen uns hinderten, dessen aus Breslau, und Daun, dessen aus Schweidnitz herbei-

zuſchaffen, wurde der eben erfochtene Sieg ein vergeblicher, denn wie ſollte man ſich mit dem Feinde ſchlagen, während man 6000 Gefangene und 1100 Verwundete zu bewachen hatte? und welch ein peinlicher Entſchluß (cruelle résolution) wäre es geweſen, ſich auf Glogau zurückzuziehen" — und dieſe Worte ſcheinen anzudeuten, daß er in dem vorausgeſetzten Falle wirklich dem Kampfe ausgewichen wäre. Es frägt ſich aber doch, ob ihn an Ort und Stelle und im Augenblick der Genius nicht anders inſpirirt, ſeinem Geiſte nicht eine andere Möglichkeit gezeigt hätte. — Auffallend iſt jedenfalls, daß der König gar nicht daran gedacht hat, noch in der Nacht zum 16. einen Reitertrupp unter einem geſcheidten Führer nach Neumarkt vorzuſenden, um zu ermitteln, ob dort oder in der Gegend etwas vom Feinde ſtand — und was aus Czernyſchew geworden war —: um unterrichtet zu ſein, ehe er einen Marſch antrat, der allem Anſchein nach verhängnißvoll werden konnte. Gerade wenn er wirklich entſchloſſen war, auszuweichen, ſobald er auf ernſtlichen Widerſtand ſtieß, mußte er ſich doppelt dazu aufgefordert fühlen, eine ſolche Rekognoszirung auszuſenden. Es war dann beſſer, bei Zeiten davon unterrichtet, daß der Weg geſperrt ſei, den Marſch entweder gar nicht anzutreten, — oder doch außer dem Bereich des Feindes anhalten zu können. Anſtatt deſſen wurde der Marſch auf jede Gefahr hin gewagt.

Am 19. führte der König ſein Heer über die Weiſtritz in ein Lager zwiſchen Arnoldsmühle und Gr. Mochbern in der Nähe von Breslau, die Stirn nach Weſten gewendet. — Daun hatte ſich ſchon am 17. in die Nähe von Schweidnitz zurückgezogen, bei Hohen-Poſeritz Stellung genommen und durch eine Anzahl vorgeſchobener Korps ſowohl ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen, als alle Zugänge nach Schweidnitz zu ſperren geſucht. Er hatte damit ſeinerſeits die Verbindung mit den Ruſſen vollſtändig aufgegeben.

Hohen-Giersdorf und Berlin.

Der Prinz Heinrich war auch diesmal wieder mit den Plänen ſeines Bruders durchaus nicht einverſtanden. Er ſtand auf dem rechten

Ufer der Oder den Russen gegenüber, die bei Schebitz, dann am 16. bei Peterwitz lagerten.

Saltykow hatte Czernyschews Rückzug über die Oder gebilligt. Als österreichische an ihn gesendete Offiziere ihm dann berichteten, daß Laudons Niederlage wenig zu bedeuten habe, an der allgemeinen Lage nichts Wesentliches ändere, und daß Daun im Begriff stehe, dem König von Preußen den Weg nach Breslau wieder, und zwar bei Neumarkt, zu sperren, zeigte er sich wohl bereit, die Schiffbrücke bei Auras wieder herstellen zu lassen und Czernyschew mit seinem Korps von neuem über die Oder zu senden, zur Vereinigung mit den Oesterreichern; als er dann aber inne wurde, daß nicht Daun, sondern der König von Preußen mit seinem Heer bei Neumarkt stehe, konnte davon nicht mehr die Rede sein. Saltykow war nun erzürnt über das, was er die Unzuverlässigkeit der österreichischen Generale nannte, er glaubte sich von ihnen preisgegeben, der Gefahr ausgesetzt, von den beiden vereinigten preußischen Armeen mit Uebermacht angegriffen zu werden — und zog sich — schon am 18. — auf sein Magazin in Militsch, bis nach Kainowo zurück, hinter die sumpfigen Gewässer, die sich mit der Bartsch vereinigen.

Prinz Heinrich folgte ihm bis auf die Höhen bei Trebnitz, im Geist beschäftigt mit strategischen Manövern, die ohne Wagniß und Kampf weiter führen sollten. Der Gedanke, daß die beiden preußischen Armeen vereinigt werden sollten, um wechselnd in ihrer Gesammtheit hier und dort gegen verschiedene Feinde verwendet werden zu können, mißfiel ihm höchlich, und er hatte gar vielerlei dagegen einzuwenden. — Von was für Operationen er mitunter bedeutende Erfolge erwartete, kann wohl in Verwunderung setzen. So schrieb er seinem Bruder am 17. August — nachdem er die Nachricht von dem Siege bei Liegnitz erhalten hatte — wenn der König einhundert Husaren (une centaine d'hussards) an die Oder, Auras gegenüber, senden wolle, wo diese Husaren thun müßten, als wollten sie dort (ohne Pontons) eine Brücke über den Fluß schlagen, dann würden die Russen wohl ihre Stellung verlassen und sich von der Oder entfernen.

Als dann die Russen sich, auch ohne daß einhundert preußische Husaren bei Auras wunderliche Possen getrieben hätten, von der Oder entfernten und gegen Kainowo zurück wichen, kündigte der Prinz an (am 18.), daß er ihnen 10 Bataillone bis Trebnitz nachgesendet habe,

und mit seiner ganzen Armee bis auf die dortigen Höhen folgen wolle. Von da wollte er ein Korps bis Prausnitz vorsenden: „vielleicht bis Trachenberg, in die (rechte) Flanke des Feindes, und wenn er nach Militsch marschirt, werde ich mit der Armee nach Trachenberg vorgehen, von wo ich ein Detachement bis nach Rawicz vorsenden kann, was seinen Rückzug beschleunigen würde. Ich kann mir noch nicht vorstellen, daß die Russen (schon jetzt) ihren Feldzug gänzlich beendigen, aber wenn ich meine Meinung sagen darf, ich bin gewiß, daß, wenn Ihre (die preußischen) Armeen" (etwa unthätig?) — „in einer Stellung bleiben, welche die Verbindung (la communication) der Oesterreicher mit den Russen hindert, alles nach Ihren Wünschen enden wird. Sie können sich dann später (ensuite) von der hiesigen Armee aus verstärken lassen, oder auch mich verstärken, wie es die Umstände erfordern mögen, und die Oesterreicher werden nicht die Kühnheit (hardiesse) haben, große Dinge zu unternehmen. Hier wird man in drei oder vier Tagen klar sehen, ob die Russen nach Polen zurückgehen, oder ob sie Vorkehrungen treffen zu anderweitigen Operationen."

Dieser Brief sollte, scheint es, eine vorbereitende Einleitung zu den folgenden sein, in denen sich der Prinz, wenn auch stets vorsichtig, doch entschiedener gegen die Pläne seines Bruders ausspricht. Am 19. schreibt er nämlich aus Trebnitz, die Russen schienen Anstalten zu einem weiteren Rückzug treffen zu wollen —: „wenn ich nicht irre, wird morgen alles fort sein. Ich habe ein Detachement gegen Prausnitz gesendet, wenn der Feind morgen marschirt, werde ich ein Detachement nach Trachenberg senden, mit der Armee bis an die Schatzka vorgehen und den General Werner bis an den Eingang in den Militscher Wald vorsenden, denn weiter hinaus ist nichts mehr zu machen. Was die Zukunft betrifft, so glaube ich, wenn es mir erlaubt ist, meine Meinung zu sagen, daß Sie sehr viel wagen, wenn Sie diese Armee hier zurückziehen, bevor Sie mit Bestimmtheit wissen, was die Absicht der Russen ist, selbst wenn nur ein Korps von 10 000 Mann ihnen gegenüber bleibt; die Jahreszeit ist noch nicht so weit vorgerückt, daß sie sich (ganz) zurückziehen könnten; ihr Marsch nach Polen kann noch Verschiedenes bezwecken, sie nähern sich ihren Magazinen, können sich dann nach Lissa wenden und zwischen Kroffen und Glogau wieder erscheinen, das ist für sie eine Sache von acht Tagen; sie können auch nach Pommern zurückgehen, und nach der Be-

rechnung, die ich angestellt habe, wäre das ein Marsch von drei Wochen; wenn also ihnen gegenüber nur ein Korps steht, das sie beobachtet, wird nicht nur dieses Korps große Gefahr laufen, es wird auch sehr schwer sein, sie (die Russen) wieder zu vertreiben (de les déloger), wenn sie in der Mark oder in Pommern festen Fuß fassen." Deshalb bittet der Prinz den König, wenigstens acht oder zehn Tage zu warten; während dieser Zeit würden die Oesterreicher wohl nichts sehr Gefährliches unternehmen, und am Schluß dieser kurzen Frist werde sich alles aufgeklärt haben — „während ich wetten möchte, daß die Russen, wenn man ihnen zu früh freie Hand läßt, im Fall sie nicht auf demselben Wege zurückkehren, wenigstens einen anderen, für den Staat ebenso gefährlichen als der, den sie aufgeben, einschlagen werden", — denn der Wiener Hof werde alles aufbieten, um die Russen zu erneuter Thätigkeit zu bewegen.

Auch am 20. und 21. August kömmt Prinz Heinrich auf die Nothwendigkeit zurück, seine Armee den Russen gegenüber zu lassen. Am 21. schreibt er, die Lage des Königs sei allerdings nicht so, wie man in seinem Interesse wünschen könne, aber doch so gut, als sie eben sein könne, nach den furchtbaren Umständen (terribles circonstances), in denen er sich befunden habe: „wenn ich offen sagen soll, was ich denke, mir scheint, daß Daun suchen wird, ein (österreichisches) Korps über die Oder zu senden, zur Vereinigung mit den Russen, um diese letzteren (auf dem Kriegsschauplatz) zurück zu halten. Beck kann bei Neumarkt den Marsch dieses Korps decken, das bei Leubus übergehen könnte." —

Nach der Ansicht des Prinzen Heinrich mußte jedem besonderen Feinde eine besondere Armee gegenüber gestellt bleiben, um dessen Unternehmungen durch Manöver zu verhindern oder zu durchkreuzen. Es zeigte sich von neuem und entschiedener als je zuvor, daß er für die Vortheile, die eine centrale Stellung, die successive Verwendung der Gesammtmacht erst hier, dann dort, gewähren können, keinen Sinn hatte. Er konnte kein Verständniß dafür gewinnen, da, wie wir schon vorhin hervorheben mußten, die Vortheile, die eine innere Operationslinie gewährt, nur für den existiren, der die Entscheidung im thatsächlichen Kampf, in der Schlacht, sieht und sucht, was dem Prinzen fern lag. Wir Anderen erkennen in der Lehre von der inneren Operationslinie, eben weil darin Kampf und Sieg, wenn auch nur mittelbar, als das entscheidende Element im Kriege anerkannt werden, leicht das Beste in Jominis, im Ganzen doch nur ober-

flächlich durchdachtem System. Ein Feldherr aber, dem das „Bataillliren" Friedrichs des Großen nur ein verkehrtes, unverständiges Treiben war und blieb, hatte eben dadurch längst bewiesen, daß ihm solche Anschauungen nie verständlich werden konnten.

Sehr merkwürdig sind auch die Berathungen im österreichischen Hauptquartier, in denen hin und her besprochen wurde, was wohl unter den in solcher Weise veränderten Umständen zu thun sein könnte. Es zeigt sich darin, wie sich das militärische Raisonnement damals, zwar in einem eng gezogenen Kreise, in diesem aber regellos und willkürlich hin und her bewegte. Es fehlte der damaligen Theorie durchaus die Methodik. Sie hatte sich empirisch gebildet, wobei jedoch eigentlich nur die Erfahrungen aus den Kriegen der Zeit Ludwigs XIV. als maßgebend anerkannt wurden — nicht die früheren. Wir haben schon mehrfach bemerken müssen, daß im Allgemeinen die Idee waltete, man müsse sich durch Manöver, ohne Kampf, in den Besitz gewisser, meist örtlicher Vortheile zu setzen suchen, wobei dann stillschweigend angenommen wurde, der Feind werde nicht wagen wollen, verständiger Weise nicht wagen können, die Initiative zu ergreifen, um dem glücklich Manövrirenden diese Vortheile durch offene Gewalt wieder zu entreißen. Die Manöver konnten in der überraschenden Besetzung einer Vortheile gewährenden Stellung, der unerwarteten Einschließung einer Festung u. dergl. — und des weitern in Gefährdung der feindlichen Verbindungen und Sicherstellung der eigenen bestehen. Im Besonderen aber bestand die Theorie doch nur aus einer Anzahl einzelner Vorschriften (oder Rezepte), die unter sich nicht organisch verbunden, nicht zu einer in sich zusammenhängenden wissenschaftlichen Form entwickelt waren.

So viel man sich auch mit den „Verbindungen" beschäftigte, waren doch die Ideen von Basis und Operationslinie keineswegs in irgend umfassender Weise entwickelt. Sie treten eigentlich erst — wenn auch noch immer unklar genug — bei Tempelhof hervor, dem die „Verpflegung" — und zwar Magazin-Verpflegung, die ausschließlich als möglich angenommen wird — allein maßgebend ist für die Kriegführung überhaupt. — Durch die Vorstellung von strategischen Punkten, die einen ganzen Kriegsschauplatz beherrschen, und deren Besitz schlechthin entscheidet, ist die Lehre

vom Kriege auch erst nach dem siebenjährigen Kriege bereichert worden, wenn auch unmittelbar nach demselben; zuerst und zumeist, wenn wir nicht irren, durch Lloyd. In den Werken über die Kriegskunst, die vor diesem Kriege und zur Zeit desselben in Ansehen standen und zu Rathe gezogen wurden, zeigen sich so wenig, als in den Berathungen, die in den Hauptquartieren gepflogen wurden, Spuren dieser später so weit und künstlich ausgesponnenen Vorstellung, die noch im Jahre 1814, während des Feldzugs in Frankreich, für das österreichische Hauptquartier maßgebend war.

Bei dieser Formlosigkeit der herrschenden Theorie konnte es nicht fehlen, daß — wie ja auch in viel neuerer Zeit vielfach, ja fast immer wieder vorgekommen ist — des Hin- und Herredens in einem Kriegsrath kein Ende werden wollte, und daß die Berathungen mitunter zu gar keinem, oder nur zu einem scheinbaren Entschluß führten.

Als nun Daun von allen angesehenen Generalen der Armee schriftliche Gutachten, in Beziehung auf die weiteren Operationen, einforderte, widersprachen der kriegstüchtige Naturalist Laudon und der gelehrte Lacy einander auf das entschiedenste. Jener verlangte dringend, nur ein geringes Korps solle vor Schweidnitz zurück gelassen werden, um die Verproviantirung dieser Festung und die Verstärkung ihrer Besatzung zu verhindern. Mit der Hauptmacht müsse man an die Oder ziehen und den König von Preußen zu einer Schlacht zwingen.

Lacy meinte, das wäre vergeblich. Habe man bisher den König nicht zu einer Schlacht zu bringen vermocht, so werde es fortan noch weit weniger möglich sein. Man könne nichts thun, als Schweidnitz belagern.

Gewiß ist es dazu angethan, uns in Verwunderung zu setzen, daß Lacy nach fünf Feldzügen Friedrich II. und dessen Kriegsweise so wenig zu beurtheilen wußte. Wenn er irgend ein Verständniß dafür hatte, mußte er wissen, daß der König sich jetzt, wo er die gesammte Macht Preußens in Schlesien vereinigen konnte, gewiß nicht passiv verhalten, sich nicht darauf beschränken werde, auszuweichen; daß er einen positiven Zweck verfolgen, wenigstens suchen würde, die Oesterreicher aus Schlesien zu vertreiben, und daß dann eine Schlacht sehr leicht zu haben war, wenn man nicht österreichischerseits gerathen fand, sie zu meiden.

Zu der Belagerung von Schweidnitz, die Lacy vorschlug, hatte

übrigens Daun schon durch die eingenommene Stellung die entferntere Einleitung getroffen. Es ist des Folgenden wegen der Mühe werth, dies zu beachten.

Einige andere Vorschläge, die gemacht wurden, dürfen nur als Beispiele angeführt werden, was für Seltsamkeiten mitunter in solchen Berathungen vorkommen. So wollte der Fürst Löwenstein die österreichische Heeresmacht in zwei Armeen getheilt haben, von denen die eine gegen den König, die andere gegen den Prinzen Heinrich — also jenseits der Oder — verwendet werden sollte. Die Russen werden damit, als gar nicht existirend, ganz außer Rechnung gelassen, und der nahe liegende Gedanke, daß der König von Preußen alsdann gar leicht eine Uebermacht gegen die eine oder die andere der österreichischen Armeen vereinigen konnte, stört den Fürsten nicht. — Der Herzog von Arenberg wollte das österreichische Heer in zwei Hälften getheilt haben, von denen die eine nach Sachsen marschiren sollte, um dort — wo sich die Reichsarmee bereits einer sehr großen Ueberlegenheit über Hülsens schwaches Korps erfreute — Magdeburg zu belagern.

An das preußische Heer als strategisches Objekt scheint unter allen nur Laudon gedacht zu haben, wenn auch zwei andere Generale (Sincère und O'Donell) für eine Schlacht stimmten. Im Uebrigen wich alles, was vorgeschlagen wurde, unendlich weit ab von der Vernichtungsschlacht, die man einen Augenblick im Sinn gehabt hatte; man bewegte sich nun wieder in gewohnter Weise in einem Ideenkreise, dem dieser Gedanke durchaus fremd war. Charakteristisch aber für Dauns Art und Wesen ist, daß er selber nicht nur gar keinen Entschluß fassen wollte, sondern auch gar keine eigene Meinung aussprach. Er beschränkte sich darauf, die sämmtlichen Gutachten der Generale nach Wien einzusenden und sich von dort aus Verhaltungsbefehle zu erbitten.

Von der Wiener Hofburg aus war man diesem Verlangen zuvorgekommen. Auch dort war berathen worden, was weiter zu thun sei, und in den Ergebnissen, zu denen man gekommen war, verräth sich eine seltsam verwirrte und selbst widerspruchsvolle Unklarheit der Vorstellungen, von denen die Erörterung ausging und auf die sie zurückführte. Wir haben gesehen, daß der Staatskanzler Kaunitz so gut wie Choiseul-Stainville vorübergehend auf den Gedanken verfallen war, die Macht des Königs von Preußen beruhe wesentlich auf seinem Heere, man müsse

demnach vor allem dieses Heer zu zertrümmern suchen, daß er aber alsdann aus diesem Satz, in Beziehung auf Art und Geist der Kriegführung, niemals das Entsprechende zu folgern wußte. Als man von Wien aus dringend eine Schlacht bei Liegnitz forderte, schien dieser Gedanke vorzuwalten — jetzt war er wieder vergessen, und man beschäftigte sich mit anderen Kombinationen, die in keiner Weise über den Kreis der zur Zeit herkömmlichen Kriegsweise hinausgingen.

Vor allem scheint man Werth darauf gelegt zu haben, daß die russischen Streitkräfte in eine wirklich wirksame Thätigkeit gezogen würden — und zugleich zeigt sich ein Streben, die eigentlich entscheidenden Operationen in Laudons Hand zu legen, das wohl auf den Einfluß des Staatskanzlers zurückzuführen ist. In eigenhändigen Briefen an Daun schrieb Maria Theresia vor, ein „Armeekorps" von vierzigtausend Mann solle unter Laudon wo möglich tief in Niederschlesien an die Oder rücken, um dort, mit fünfundzwanzigtausend Russen unter Czernyschew vereinigt, die Belagerung von Glogau zu decken, welche dann die russische Hauptarmee unternehmen könne, ohne irgend einer Gefahr ausgesetzt zu sein. Rückte etwa Friedrich II. von Breslau her zum Entsatz von Glogau heran, dann sollte Daun ihm auf der Spur folgen und jene „kombinirte Armee" unterstützen.

Daß die Verbindung mit der russischen Armee verloren gegangen war, sah man zu Wien als den größten der Nachtheile an, welche die Niederlage bei Liegnitz nach sich gezogen hatte. Sie sollte wieder gewonnen, es sollte etwas Entscheidendes ausgeführt werden; das war der Wille der Kaiserin. Laudon mußte deshalb und Glogaus wegen einen Brief an Saltykow richten, dessen Inhalt ihm von Wien aus genau vorgeschrieben war.

Dürfe man aber nicht hoffen, Saltykow zu dem Unternehmen auf Glogau zu bewegen, dann, verfügten diese Verhaltungsbefehle weiter, müsse man sich lediglich auf die eigenen Kräfte verlassen; sie würden, gehörig zusammengehalten, genügen, die Belagerung von Schweidnitz zu unternehmen. Es sei dabei weniger um die Eroberung dieser Feste zu thun, als darum, eine Schlacht herbeizuführen, indem man den König von Preußen zwinge, die österreichische Armee auch in einer vortheilhaften Stellung anzugreifen, wenn er nicht wolle Schweidnitz vor seinen Augen verloren gehen lassen. Wie immer suchte die Kaiserin den Feldmarschall

Daun auch diesmal dadurch zu ermuthigen, daß sie ihn zum Voraus in Beziehung auf die möglichen Folgen einer Schlacht von aller Verantwortung freisprach.

Auch in dieser Auseinandersetzung waltet die seltsame Vorstellung, daß König Friedrich nach seiner Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, einer Schlacht ausweichen werde wie vorher; einer Schlacht mit einigermaßen gleichgewogenen Kräften so gut wie dem Kampf mit einer ganz unverhältnißmäßigen, erdrückenden Uebermacht. Man verzweifelte daran, den beständig Ausweichenden angreifen zu können, und wollte ihn deshalb zwingen, selbst zum Angriff zu schreiten, ihm eine Defensivschlacht liefern. Da man in dem vorausgesetzten Fall Truppen entsendet haben mußte, um die Belagerung im Gang zu erhalten, wäre der Unterschied der Zahl in den beiden Heeren in nicht unerheblichem Maße weiter ausgeglichen gewesen — und der Sieg um eben so viel zweifelhafter geworden. Auch führt eine Defensivschlacht nicht leicht zu einer Zertrümmerung des angreifenden Heeres; sie gestaltet sich nicht leicht zu einer Vernichtungsschlacht gegen dieses.

Was also konnte man sich in Wien von einer in solcher Weise herbeigeführten Schlacht versprechen? — In der That nichts weiter als ein um etwas gesteigertes Uebergewicht, durch das die eine oder die andere Belagerung erleichtert werden konnte, und — worauf die Kaiserin selbst das größte Gewicht legte — „Behauptung der Winterquartiere in Schlesien." — Das war, wie die Machtverhältnisse lagen, ein bescheidenes Ziel, aber ganz im Geiste der Zeit.

Den österreichischen Generalen, selbst Laudon nicht ausgenommen, kam die Belagerung von Glogau, die von der Kaiserin in erster Linie vorgeschrieben wurde, sehr mißlich vor. Laudon besorgte, die österreichische Armee könne dort, von den Russen verlassen oder nicht gehörig unterstützt, in eine üble Lage kommen, Daun fürchtete, dem König von Preußen mit ungenügender Macht gegenübergestellt zu bleiben. — Doch machte er in seinen Briefen an die Kaiserin nicht eigentlich diesen Umstand geltend. Er suchte vielmehr das beabsichtigte Unternehmen als an sich unthunlich darzustellen. Der Prinz Heinrich stehe bereits jenseits der Oder; bei einem Marsch der Russen auf Glogau werde er stets den Vorsprung dorthin gewinnen — sich unter die Kanonen der Festung ziehen — und die Belagerung unmöglich machen.

Sehr charakteristisch treten auch hier wieder die zur Zeit herrschenden Ansichten hervor. Man erwartet, daß eine Armee sich unter die Kanonen einer Festung zieht, um deren Belagerung unmöglich zu machen; der Gefahr, daß sie durch einen weit überlegenen Feind sammt der Festung eingeschlossen werden könnte, wird gar nicht gedacht — und das Einfachste und Natürlichste, daß nämlich der König seine gesammte Macht vereinigen könnte, um erst Daun zurückzuwerfen und dann Glogau zu entsetzen, gehört wieder gar nicht in die Reihe der Dinge, die als Möglichkeiten erwogen werden.

Indem nun Daun in seinen Briefen an die Kaiserin wiederholt zu der Belagerung von Schweidnitz, als dem allein Möglichen, rieth, ließ er es doch ohne Widerrede geschehen, daß Laudon den von Wien aus vorgeschriebenen Brief an Saltykow abfertigte — wahrscheinlich in der Hoffnung, der russische Feldherr werde ablehnend antworten und die Sache dadurch ihre bequeme Erledigung finden. Aber wider Erwarten ging Saltykow bereitwillig auf die Belagerung von Glogau ein und setzte sich sogar ohne Zögern in Bewegung dorthin. Er äußerte dabei, jedenfalls werde er den Prinzen Heinrich hinter sich her an die untere Oder ziehen und Daun infolge dessen dem König von Preußen gegenüber eine entscheidende Uebermacht behalten.

Die österreichischen Generale sahen sich dadurch unversehens in die seltsame Lage versetzt, einen Operationsplan ausführen zu müssen, den sie sämmtlich durchaus mißbilligten. Es blieb nichts übrig, als Saltykows Frage nach dem Punkte, wo Czernyschew sich mit Laudon vereinigen sollte, pünktlich zu beantworten. Laudon nannte Steinau und Koeben an der Oder als Punkte, wo das geschehen könne.

Die russische Armee brach demnach am 24. August von Kainowo auf und marschirte nach Trachenberg, am 25. nach Herrnstadt. Hier aber gerieth die Bewegung ins Stocken, da der Feldmarschall Saltykow heftig erkrankte und doch niemandem den Kommandostab übergeben wollte. Auch wußte man im russischen Hauptquartier, daß der Petersburger Hof den Oberbefehl dem Feldmarschall Buturlin bestimmt hatte, dessen Ankunft erwartet werden mußte, und es fühlte sich infolge dessen niemand auf-

gefordert, durch energiſches Eingreifen eine bedenkliche Verantwortung zu übernehmen.

Der Prinz Heinrich war dem ruſſiſchen Heer zur Seite geblieben, den 24. nach Stroppen marſchirt, den 25. nach Kloſter Strenz in der Nähe von Winzig. Er ignorirte ſo lange als möglich die wiederholt ausgeſprochene Abſicht des Königs, die beiden preußiſchen Armeen zu vereinigen, und ſprach und verfügte, als ſei es ſelbſtverſtändlich, daß die Armee unter ſeinen Befehlen geſondert und ſelbſtändig operiren ſolle. So ſchrieb er noch am 24. dem König: „Meine Verlegenheit in Beziehung auf Glogau iſt ſehr groß, denn wenn ich vor dem Feinde dorthin marſchiren wollte, könnte ich mich von Breslau und von Ihrer Armee abgeſchnitten ſehen —“ zugleich traf er Anſtalten, die Ruſſen lebhaft zu verfolgen, im Fall ſie ſich etwa über Rawicz nach Polen zurückziehen wollten.

Da aber der König dabei blieb, die beiden Armeen zu vereinigen, und zwar zunächſt gegen denjenigen Feind, bei dem die größte Energie des Willens vorausgeſetzt werden mußte, der auch zur Zeit ernſtliche Vorbereitungen zur Belagerung von Schweidnitz traf — da wurde der Prinz Heinrich krank und legte den Befehl nieder. Es zeigte ſich, daß ſeinem Widerſtreben gegen die Vereinigung der beiden Armeen auch perſönliche Rückſichten zu Grunde lagen. Der Prinz wollte nicht, gleich anderen Generalen — gleich ſeinen und des Königs Vettern, den Markgrafen von Brandenburg-Schwedt — einfach in der Schlachtordnung unter den Befehlen ſeines gekrönten Bruders ſtehen; der ſelbſtändige Befehl über eine Armee war ſeiner Meinung nach ſein Recht, und die Bedingung, unter der allein er bei dem Heere bleiben konnte. Den Befehl über ein kleines Korps von etwa 12 000 Mann zu übernehmen, das zurückblieb, die Ruſſen zu beobachten, ließ eben auch die fürſtliche Würde des Prinzen, wie er ſie auffaßte, nicht zu. Er zog ſich ganz zurück.

Es will zwar hin und wieder verlauten, daß er wirklich leidend geweſen ſei, und das iſt auch wahrſcheinlich. Der Leibarzt Cothenius hatte ſchon früher einmal erklärt, die ſchwächliche Konſtitution des Prinzen ſei einer ſolchen anhaltenden Spannung und Gemüthsbewegung nicht gewachſen. Aber gerade ſeine enthuſiaſtiſchen Anhänger wollen das nicht gelten laſſen und beſtehen darauf, daß er ganz andere Gründe gehabt habe, ſich zurück zu ziehen. So berichtet einer ſeiner Biographen, der

auch, als Franzose von vornehmer Geburt, nicht nur zu dem Kreise seiner Begünstigten und Vertrauten gehört hatte, sondern auch in die Kategorie derjenigen, um deren Gunst der Prinz sich zu bewerben pflegte, der Marquis de Bouillé: „Der Prinz zog sich unter dem Vorwande von Krankheit nach Breslau zurück, dann nach Glogau, wo ihn, wie es scheint, nicht sowohl der Zustand seiner Gesundheit zurückhielt, als das Mißvergnügen, das ihm die neuen Ungerechtigkeiten verursachten, die sich der König gegen ihn zu Schulden kommen ließ."

Jedenfalls war Prinz Heinrich nicht so krank wie der König, der sich dennoch, im Bewußtsein der Pflicht, mannhaft aufrecht zu erhalten wußte.

Unmittelbar nachdem der Prinz die Armee verlassen hatte, richtete er noch, gleichsam zum Abschied, einen gar seltsamen Brief an den König. „Sie haben in Ihren Händen", sagt der Prinz darin, „das Wohl und Weh (le salut) so vieler Völker, Ihrer Armee und des Staates; das ist eine große Last unter so schwierigen Umständen. Sie haben so viel Menschenliebe (humanité), Gefühl und Liebe für Ihre Völker und Ihre Armee, daß ich überzeugt bin, daß jede Partie, die Sie ergreifen, diesen Grundsätzen entsprechen wird. Der wahre Ruhm, die echte Ehre (l'honneur solide) sind der Eitelkeit feind und vermeiden es, Glanz in der Welt oder einen pomphaften Namen, oft auf Unkosten tausend Unglücklicher, zu suchen; der (wahre) auf die Tugend gegründete Heroismus unternimmt, dauert aus (soutient), handelt nur für das Glück der Menschen, jede Handlung, die auf diesen Zweck gerichtet ist, verdient das höchste Lob, und wer alles thut, um die Menschen glücklich zu machen, ist ein Gott auf Erden — dies, mein geliebter Bruder, ist meine Meinung." —

Man könnte verwundert fragen, was zu einer verhängnißvollen Zeit diese müßige Stylübung sollte, die gar keinen greifbaren Inhalt zu haben scheint, nichts ausspricht, was sich auf Zeit und Umstände bezöge und einer politischen oder militärischen „Meinung" ähnlich sähe. — Sie war bei alledem leicht zu verstehen. Sie enthielt, in neuer Auflage, den Rath, den Prinz Heinrich schon sehr oft gegeben hatte, sich Frankreich in die Arme — oder zu Füßen — zu werfen, dem Krieg, den, wie der Prinz meinte und sagte, der König in thörichtem Leichtsinn lediglich selbst

heraufbeschworen hatte und nur aus Eitelkeit fortsetzte, ein Ende zu machen und den Frieden durch gleichviel welche Opfer zu erkaufen.

Wir bewundern den Langmuth des Königs, der auch das hinnahm, ohne die Geduld zu verlieren, und fortfuhr, seinem Bruder freundschaftliche Briefe zu schreiben. —

Generallieutenant Goltz behielt den Russen gegenüber 17 Bataillone und 33 Schwadronen — 24 Bataillone und 38 Schwadronen von der bisherigen Armee des Prinzen Heinrich stießen zu dem Heere des Königs, das dadurch bis auf ungefähr 48 000 Mann verstärkt worden sein mag.

Damit glaubte sich der König dem Feldmarschall Daun durchaus gewachsen. Gegen den wendete er sich; was die Russen betrifft, so glaubte er, es genüge vor der Hand, sie zu beobachten; aus einem seiner Briefe an den Prinzen Heinrich (vom 6. September) ersehen wir auch weshalb. „Was die Russen betrifft", sagt der König, „bin ich fast vollständig überzeugt, daß ihre ganze Aufmerksamkeit auf uns (de ce coté) gewendet ist, wenn die Dinge hier eine für uns glückliche Wendung nehmen, möchte ich fast wetten, daß sie nichts mehr werden unternehmen wollen; gehen die Dinge schlecht für uns, dann wird jeder unserer Feinde über uns herfallen wollen.

Die nächste Aufgabe, die der König sich zu stellen hatte, war, Schweidnitz zu entsetzen und die Oesterreicher wo möglich nach Böhmen zurück zu treiben, um sich dann, wie er ausdrücklich hinzufügt, gegen die Russen wenden zu können. Nach dem zu schließen, was wirklich geschehen ist, und namentlich auch nach dem Wortlaut der vorliegenden Berichte, könnte man glauben, daß er diesmal, genöthigt, mit seinen schwindenden Mitteln sorgfältig Haus zu halten, darauf bedacht gewesen sei, seinen Zweck lediglich durch Manöver zu erreichen. — Aber er wußte zu gut, daß das nur ein halber, fast nur ein Scheinerfolg gewesen wäre, daß dadurch weder die Russen noch die Reichstruppen in Sachsen von weiteren Unternehmungen abgeschreckt werden konnten; daß er dadurch nur einen Aufschub gewonnen hätte, keine wesentliche Verbesserung seiner Lage, keine Aussicht auf Frieden.

So zeigt sich denn auch — eben in dem Brief vom 6. September — daß er allerdings hoffte und vor allem wünschte, es möge sich dabei die Gelegenheit zu einem siegreichen Treffen ergeben. „Es giebt Um-

stände", heißt es dort, „die mich zuweilen vermuthen lassen, daß diese Leute (die Oesterreicher) etwas versuchen werden; aber es giebt deren auch andere, die mich dann wieder glauben lassen, daß sie nicht Stand halten werden (qu'ils ne tiendront pas)."

Doch war die Aufforderung, zu schlagen und zu siegen, diesmal nicht so dringend, wie bei Leuthen; die Gefahr aber, die sich aus einer verlorenen Schlacht ergeben konnte, bei der Nähe der Russen eine sehr große, und der König eben deshalb entschlossen, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, wie er selbst sagt, damit er, wenn es zu einem entscheidenden Treffen komme (s'il en vient à quelque engagement décisif), einigermaßen versichert sei (en quelque façon assuré), daß ihm der Erfolg nicht fehlschlagen werde (que la réussite des affaires ne me manquera pas)."

Wir erinnern uns, daß Daun bei Hohen-Poseritz stand. Laudon zu seiner Linken bei Striegau, Lacy zu seiner Rechten bei Kratzkau; Beck hielt Schweidnitz unmittelbar eingeschlossen, der Zobtenberg war nur durch leichte Truppen besetzt. Unter diesen Umständen glaubte König Friedrich auf der geraden Straße über Wernersdorf auf Schweidnitz vorrücken zu können. Ob er voraussetzte, daß Lacy ausweichen werde, oder ob er sich auf ein Zusammentreffen mit ihm gefaßt machte, ist nicht ersichtlich. Doch sowie Daun erfuhr, daß der König heranrücke, veränderte er seine Stellung; er ließ seinen rechten Flügel bis Domanze vorrücken, und Lacy mußte den Zobtenberg besetzen.

Als nun der König am 30. August über Wernersdorf heranrückte, hielt er es nicht gerathen, sich zwischen Daun und Lacy hinein zu wagen, und eben so wenig Lacy in den Schanzen am Zobtenberg anzugreifen. Er ließ sein Heer sich links wenden nach Prschiedrowitz und dort, am Fuß des Zobtenberges, zum Schein die Zelte aufschlagen. — Der Vortrab war bis Groß- und Klein-Silsterwitz vorgerückt. Den Abend um 7½ Uhr brach der König wieder auf und marschirte um den Zobtenberg herum bis Langen-Seifersdorf, wo dann die Armee in Schlachtordnung den Tag erwartete. Denn der König glaubte, daß Daun ihm in der Stellung zwischen dem Költschenberg und Faulbrück entgegentreten würde, und machte sich auf ein Treffen gefaßt.

Aber die Oesterreicher „hielten wirklich nicht Stand". — Aus dem Umstand, daß der preußische Vortrab schon bei Tage bis Silsterwitz vor-

rückte, war die Absicht einer Umgehung leicht zu entnehmen — und die österreichischen Generale glaubten den Entsatz von Schweidnitz nicht mehr verhindern zu können. Noch in der Nacht verließ Lacy den Zobtenberg und zog sich an Schweidnitz vorbei nach Burkersdorf in das Gebirge zurück. Auch Daun brach noch vor Tage (31.) auf, marschirte auf der anderen Seite an Schweidnitz vorüber, um auf dem Rande des Gebirges über Kunzendorf Stellung zu nehmen.

Friedrich II. lagerte am 31. August bei Költschen; der Entsatz von Schweidnitz war bewirkt. In Wahrheit dadurch, daß die Oesterreicher, um mit dem König zu sprechen, „nicht Stand hielten" —: nach der Ansicht der gleichzeitigen Kunstrichter dadurch, daß der König vermöge eines geschickten Manövers die Ebene zwischen Reichenbach und Schweidnitz erreicht hatte und in die Nähe der bedrohten Feste gelangt war. Daß die Oesterreicher darauf die Belagerung als mißlungen aufgaben und in das Gebirge zurückwichen, um ihre Verbindungen mit Böhmen nicht gefährdet zu sehen, das ist für diese Kunstrichter selbstverständlich. Sie denken so wenig daran, als man im österreichischen Hauptquartier daran dachte, daß Daun an der Spitze der Uebermacht, über die er verfügte, die Entscheidung der Frage, ob Schweidnitz wirklich entsetzt sei oder nicht, auf die Spitze des Schwertes stellen konnte.

Wir sehen hier wieder, daß ein scheinbarer und vorläufiger Erfolg in gewissem Sinn zu einem wirklichen und endgültigen wird, wenn der Feind ihn dafür hält und ohne ernste Waffenprobe gelten läßt. Das schöne Manöver des Königs wurde höchlich bewundert. Selbst Gaudy und Retzow, die den König gerne tadeln, auch wo das kaum möglich scheint, spenden ihm bei dieser Gelegenheit uneingeschränktes Lob, gerade weil er diesmal den „Zweck" ohne sein leidiges „Batailliren" durch einen „künstlichen Marsch" zu erreichen wußte.

Der König selbst aber war von diesem Erfolg ohne Wesen, der die österreichische Heeresmacht nicht wirklich lähmte, die Russen nicht bestimmen konnte, sich einer weiteren Thätigkeit zu enthalten, in der That die Gefahren der Lage weder beseitigte noch irgend namhaft minderte, nur sehr mäßig erbaut. Wir ersehen aus einem Brief vom 3. September, daß er vorzugsweise auf das wiedergewonnene und gesteigerte moralische Uebergewicht und die Initiative Werth legte, in deren Besitz er eben durch dieses Uebergewicht wieder gelangt war. Er werde die Feinde im Ge-

birge zu umgehen suchen, schreibt da der König seinem Bruder, was er aber mit Bestimmtheit sehe, sei, daß ihre Zuversicht bedeutend sinke (— ce que je puis vous assurer positivement, c'est, que je vois que leur fierté tombe considérablement). — Aus dem Brief vom 6. ergiebt sich dann weiter, daß es ihm keineswegs durchaus genügt hätte, wenn es gelang, die Oesterreicher bloß durch Manöver nach Böhmen zurück zu drängen, daß es ihm vielmehr vor allem erwünscht gewesen wäre, wenn die Umgehung des Feindes im Gebirge die günstige Gelegenheit zu einem entscheidenden Treffen herbeiführte.

Daß Daun wirklich die moralische Ueberlegenheit seines Gegners auf das drückendste empfand und nach so vielfachem Mißlingen tief herabgestimmt war, das zeigt sich zur Genüge in dem Gang der Ereignisse — besonders in allem, was nicht geschah. Wenn es aber ja noch eines weiteren Beweises bedürfte, hat ihn Daun sogar schriftlich hinterlassen.

Man war nämlich am Hof zu Wien keineswegs zufrieden mit dem Gang der Dinge in Schlesien und verlangte mit steigender Ungeduld, daß mehr gethan und mehr erreicht werde. Im Rath, den die Kaiserin Maria Theresia um sich versammelte und zu dem alle in Wien anwesenden Feldmarschälle gezogen wurden, war man einstimmig der Ansicht, daß während des kurzen Restes dieses Feldzuges entscheidende Unternehmungen durchgeführt werden müßten; daß man sich in Schlesien behaupten und die Russen veranlassen müsse, dort im Lande ihre Winterquartiere zu nehmen.

Im Sinne der hier gefaßten Beschlüsse forderte die Kaiserin in einem neuen Reskript vom 1. September dringend zu entscheidenden Operationen auf. Aus der Vereinigung des Königs mit der Armee des Prinzen Heinrich lasse sich entnehmen, daß er sich bereit halte, Schweidnitz zu entsetzen, daß er zu solchem Ende auch eine Schlacht wagen werde, wenn die Belagerung erst wirklich begonnen sei. Eben deshalb solle Daun sofort zu dieser Belagerung schreiten, sie sei das sicherste Mittel, einen entscheidenden Schlag herbeizuführen.

So war und blieb man zu Wien in der Vorstellung befangen, daß es, auch nach der Vereinigung der preußischen Armeen, großer Künste bedürfen werde, den König, der an ihrer Spitze stand, zu einer Schlacht zu bewegen.

Als dieses Reskript in Dauns Hauptquartier eintraf, war Schweidnitz bereits entsetzt; das österreichische Heer war der Schlacht aus dem

Wege gegangen, die König Friedrich suchte, und zu der Lacy kurz vorher glaubte ihn nicht bringen zu können. So lagen denn die Dinge weit anders, als man zu Wien gedacht hatte oder denken konnte. Die Heere der Verbündeten zählten zusammen in Schlesien gewiß nicht weniger als 140 000 Mann; zwischen ihnen bewegte sich der König mit ungefähr 62 000 Mann, von denen etwa 14 000 die Russen beobachteten, 48 000 gegen die Oesterreicher operirten, und er war, trotz dieser Ungunst der Machtverhältnisse, im Besitz der Initiative, und die Oesterreicher hatten im Gebirge Sicherheit gesucht!

Offenbar fühlte Daun das Beschämende dieser Lage, aber er wußte keinen Ausweg, keinen Rath. In seinen Berichten, seinen Briefen zeigt sich, wie quälend er es empfand, daß Dinge von ihm verlangt wurden, denen er sich nicht gewachsen fühlte, die über sein persönliches Können und Vermögen hinausgingen. — Er erklärte in seinen amtlichen Berichten, nur in der Voraussetzung, daß die Heeresmacht des Königs von Preußen getheilt bleiben, daß Prinz Heinrich sich veranlaßt sehen würde, den Russen zu folgen, habe er zu der Belagerung von Schweidnitz gerathen. Jetzt sei sie unmöglich, da leider der entgegengesetzte Fall eingetreten sei; da man ein ansehnliches Truppenkorps verwenden müsse, um diese Belagerung zu betreiben, werde der Rest der Armee sie nicht gegen das preußische Heer zu decken vermögen. — Aber auch den König in der Stellung bei Bunzelwitz anzugreifen, die er seit dem 3. September eingenommen hatte, erklärte Daun für unmöglich, und alle Generale — auch Laudon — stimmten ihm darin bei. Er ließ sich das schriftlich von ihnen bezeugen und sendete ihre sämmtlichen Gutachten nach Wien.

Indem er aber nun alles, was von Wien aus gefordert, in der That vorgeschrieben wurde, als unmöglich ablehnte, hatte er seltsamer Weise seinerseits gar nichts vorzuschlagen, was möglich und ausführbar sei und zu irgend einem Ziele führen könne. In einem gar seltsamen Brief, den Daun (am 7.) an die Kaiserin persönlich richtete, der in deutscher und französischer Sprache durcheinander geschrieben ist, und den man wohl ohne Uebertreibung als einen ängstlichen Klageschrei bezeichnen könnte, zeigt sich, daß die gesammte geistige Energie und Thätigkeit Dauns zur Zeit in dem Streben aufging, die ungeheuerlichen Zumuthungen abzuwehren, die an ihn ergingen — so daß in seinem Geist für nichts anderes Raum blieb. — Er sagt darin, das „gegenwärtige Uebel" sei nur zu

reell, aber das Mittel, herauszukommen, ein fast verzweifeltes; denn den Feind anzugreifen, scheine das einzige Mittel zu sein, und das verspreche keineswegs einen günstigen Erfolg. Doch wenn ihm der General d'Ayasassa — den er eben mit diesem Brief nach Wien sendete — die Weisung mitbringe, daß man es unbedingt darauf wagen solle — dann werde sein Gewissen auf jeden Fall beruhigt sein. — Nur ein ganz unbedingter Befehl konnte, wie wir sehen, seiner Rathlosigkeit ein Ende machen. Es ist ein im Kriege keineswegs seltener Fall, daß nur ein solcher unbedingter Befehl, der den zum Handeln Aufgeforderten auch sich selbst gegenüber jeder Verantwortung enthebt und ihm einen wirklichen Entschluß erspart, der Unschlüssigkeit ein Ende machen und zur Thätigkeit in irgend einem bestimmten Sinne führen kann.

Zu Wien konnte und wollte man sich natürlich nicht darin ergeben, daß nichts zu thun sei; daß die in der That übermäßigen Opfer, die der Krieg forderte, immer und immer wieder zu gar nichts führen sollten. Selbst die laut ausgesprochene Unzufriedenheit der französischen Regierung mit der österreichischen Kriegführung forderte zu Thaten auf — denn sie ließ befürchten, daß die durch vieljährige diplomatische Arbeit mühsam zu Stande gebrachte Verschwörung gegen Preußen sich in nichts auflösen, das Bündniß in sich zerfallen und ein unvortheilhafter Friede unvermeidlich werden könnte.

Diesen Grund führte Maria Theresia ausdrücklich an, als sie am 10. September in einem etwas streng gehaltenen, an Daun gerichteten Dekret von neuem Thaten forderte. Unnöthiges Blutvergießen zu veranlassen, sagt darin die Kaiserin, gestatte weder ihre Denkungsart, noch ihr Gewissen, aber unter Umständen, unter denen das Wohl oder Wehe ihres Hauses und ihrer getreuen Unterthanen entscheidende Maßregeln verlange, könne sie es nicht für einen Frevel halten, es mit ihrer, dem Feinde „ausreichend" gewachsenen Armee auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Sie glaube im Gegentheil, vor Gott und ihrer Nachkommenschaft nicht verantworten zu können, wenn sie das „einzige Rettungsmittel" versäume.

Doch kömmt es der Kaiserin, wie sie sagt, „nicht in den Sinn", zu verlangen, daß der Feind gerade in seiner gegenwärtigen Stellung angegriffen werde, wenn die sämmtlichen Generale es für unthunlich erklären. Nur dürfe das nicht Veranlassung werden, gar nichts zu thun. Die Offensiv-

operationen müßten mit dem größten Nachdruck wieder aufgenommen, Saltykows guter Wille müsse benutzt werden; es werde demnach zweckmäßig sein, Laudon mit „wenigstens" 40 000 Mann an die Oder zu senden, zur Vereinigung mit den Russen. Wenn es nöthig wäre, Laudons Marsch zu decken, könne Daun mit dem ganzen Heere nach Goldberg an die Katzbach vorrücken.

Am peinlichsten berührte den Feldmarschall gewiß der Schluß des Schreibens. Es wurde ihm darin aufgetragen, sich an Ort und Stelle zu entschließen und keine Anfragen weiter nach Wien einzusenden.

Was dieses Schreiben in Beziehung auf die Operationen Bestimmtes enthielt, war inzwischen unausführbar geworden. König Friedrich blieb in der Initiative. Da die österreichische Armee in der Stellung, die sie auf dem Rande des Gebirges, von Hohen-Friedeberg bis Burkersdorf einnahm, nicht wohl anzugreifen war, beschloß der König, sie zu umgehen und herauszumanövriren, indem er ihre Verbindungen mit Böhmen theils unterbrach, theils gefährdete. Aus einigen beiläufigen Worten des Königs in seiner eigenen Erzählung dieser Ereignisse ergiebt sich, daß er einigermaßen darauf rechnete, bei dieser Gelegenheit wenigstens Laudon, der mit seinem Heertheil den linken Flügel des Ganzen bildete, zu einem Treffen bringen zu können.

Aus Schweidnitz mit Brod versehen, brach die preußische Armee früh am 11. September, treffenweise rechts abmarschirt, aus dem Lager bei Bunzelwitz auf, marschirte über Thomaswalde nach Kaudet und drang von dort über Baumgarten in das Gebirge ein. Dem General Laudon entging die Gefahr nicht, die ihm drohte, und er entzog sich ihr durch eine Schwenkung rückwärts, auf die Höhen hinter Reichenau, die er glücklich vor den Preußen erreichte. — Aber auch Daun wußte dem Manöver des Königs mit einem Manöver zu begegnen. Er verließ seine Stellung am Rande des Gebirges, wendete sich links und erschien hinter Laudons Stellung mit seiner Armee auf den Höhen hinter Adelsbach. „Daun", bemerkt dazu der König, „rettete dadurch Hrn. v. Laudon, welcher der Gefahr entging, mit der die Preußen ihn bedrohten." (Il sauva par cette marche Mr. de Laudon qui échappa au danger dont les Prussiens le menaçaient.) — Auch sah Daun sehr wohl ein, daß es darauf abgesehen war, seine Verbindungen mit Böhmen zu gefährden.

Lacy mußte deshalb mit seinem Korps nach Landeshut marschiren und alle Zugänge besetzen, die dorthin führten.

Die Preußen mußten mit der sinkenden Nacht Halt machen auf den Höhen diesseits Reichenau, wo sich demnächst ein gar seltsames Gefecht ergab, da General Beck sich mit seinem Korps in der Dunkelheit der Nacht dem linken Flügel der Preußen anschloß, den er für den rechten Flügel der Oesterreicher unter Laudon hielt. Doch entkam er am folgenden Morgen noch glücklich genug mit mäßigem Verlust aus dieser eigenthümlichen Lage in die schlesische Ebene.

Der König ließ am 12. noch durch Zieten einen Versuch machen, nach Landeshut durchzudringen, was selbstverständlich nicht gelingen konnte — und so war denn überhaupt hier nichts weiter zu erreichen.

Daun aber mußte irgend etwas versuchen, den König wieder aus dem Gebirge zu verdrängen und sich selbst der peinlichen Lage zu entziehen, in die er sich trotz seiner gewaltigen Uebermacht eingezwängt sah, in der er darauf beschränkt war, seine Verbindungen mit Böhmen ängstlich zu hüten. Doch konnte er sich nicht sofort zu dem Gedanken an eine Schlacht erheben, der ihm wie seiner Zeit so wenig geläufig war. Ein Manöver sollte helfen. Lacy sollte von Landeshut aus nach Bolkenhayn vorrücken und dann von dort aus dem König die Zufuhren aus Schweidnitz abschneiden. Inmitten der Vorbereitungen zu diesem Unternehmen traf den österreichischen Feldmarschall das strenge Reskript aus Wien. In welche Stimmung es ihn versetzte, das zeigt sich in den Briefen, in denen er Lacy flehentlich um Rath und Beistand bittet. D'Ayasassa hätte keine bestimmten Befehle aus Wien mitgebracht, klagte Daun, er solle sich selbst entschließen; — nur werde ihm gesagt, wenn es nicht zu einem Treffen komme, überhaupt zu entscheidenden Operationen, sei der Staat verloren.

Unter dem Druck dieses Reskripts wurde der Entschluß gefaßt, das preußische Heer anzugreifen. Lacy und Laudon waren diesmal einig und versprachen sich das Beste von diesem Entschluß. Nicht so Daun, dem offenbar sehr unheimlich dabei zu Muthe war; — „und weillen es dann gewaget sein solle", schrieb er seinem Vertrauten Lacy, sei es um so besser, je eher es geschehen könne. — In welcher Weise der Angriff geplant war, ist leider bis jetzt nicht bekannt geworden, und doch wäre es von hohem Interesse. Zur Ausführung ist es nicht gekommen. Der

Entschluß und die Vorbereitungen hatten wieder so viel Zeit erfordert, daß es darüber zu spät wurde.

Friedrich der Große suchte allerdings eine Schlacht, aber wie er das gegen seinen Bruder ausgesprochen hatte, mit besonnener Kühnheit, unter günstigen Bedingungen — und die standen hier nicht in Aussicht. Er hatte Vorbereitungen zu einem Marsch von Landeshut nach Bolkenhayn wahrgenommen und folgerte, daß Lacy ihn auf diesem Wege umgehen und im Rücken angreifen solle. Eine Schlacht unter solchen Bedingungen konnte nicht erwünscht sein. Auch äußert der König, die preußischen Truppen eigneten sich besser zur Offensive als zur Vertheidigung. — Wichtiger scheint uns, daß dem König in seiner Lage daran gelegen sein mußte, das moralische Uebergewicht zu behaupten, fort und fort als Derjenige aufzutreten, der das Gesetz giebt auf dem Kriegsschauplatz — in der Initiative zu bleiben — und eben deshalb die Gelegenheit zu einer Schlacht zu suchen, in der er zum Angriff schreiten konnte, nicht aber eine Defensivschlacht anzunehmen, in der die Initiative sichtlich dem Gegner überlassen wird.

Der König hatte übrigens — eben weil er in der Initiative bleiben wollte — auch sonst, auch wenn er nicht eines Angriffs gewärtig sein mußte, hinreichende Gründe, eine Stellung zu verlassen, von der aus nichts weiter zu unternehmen war. Er entzog sich dem Angriff — am 17. September — und stieg in die Ebene hinab, aber nicht um in die Vertheidigung zurückzufallen, sondern um auf einem anderen Punkte sofort wieder in eine Angriffsoperation überzugehen.

Seine Absicht war, im Halbkreis um die österreichische Armee herum zu marschiren; ihren rechten Flügel in der Ebene, am Fuß des Gebirges, zu umkreisen, dann durch den Paß bei Kunzendorf wieder in die Berge hinaufzusteigen und Waldenburg im Rücken der österreichischen Armee zu erreichen. Dort war ihre Bäckerei eingerichtet. Gelang das, wurde die Verpflegung der österreichischen Armee in solcher Weise gestört, und besonders ihre Verbindung mit Böhmen, die nur noch über Liebau offen blieb, in solcher Weise unsicher gemacht — dann zog sich aller Wahrscheinlichkeit nach Daun aus Schlesien nach Böhmen zurück. Doch war das Manöver des Königs dem Anschein nach ein sehr kühnes; es ist sogar, wenn auch nur in verstohlener Weise, als ein verwegenes bezeichnet

worden; die preußische Armee konnte, sagt man, im Marsch angegriffen werden, was die damaligen Taktiker vor allem fürchteten.

Es mag sein, daß der König bei dem Entwurf zu diesem Marsch auch die Persönlichkeit des Feldmarschall Daun mit in Anschlag gebracht hat, dem wir keineswegs alles Verdienst absprechen wollen, der aber doch nicht der Mann dazu war, sich einem ganz Unerwarteten gegenüber so schnell zu fassen, als hier nöthig gewesen wäre, um der preußischen Armee rgend eine ernste Gefahr zu bereiten. Bei näherer Erwägung aber schwindet das Gewagte dieses Marsches auch überhaupt auf ein Maß zusammen, das keineswegs in das ganz Unerhörte geht. Man durfte gar wohl darauf rechnen, daß der Feind die Absicht nicht so bald errathen, daß er längere Zeit über bei der Voraussetzung stehen bleiben werde, die in der That nahe lag: bei der nämlich, daß der Marsch, der über Hohen-Petersdorf und Hohen-Friedeberg angetreten wurde, die preußische Armee in die frühere Stellung bei Bunzelwitz zurückführen sollte. Was der König wirklich im Sinn hatte, ließ sich mit Bestimmtheit erst dann erkennen, wenn die Spitzen seiner Kolonnen — die sich von Hohen-Friedeberg über Simbsdorf und Oelse rechts wendeten — Zirlau erreicht hatten — und dann fragte sich zunächst, ob es dem Feldmarschall Daun — dessen Armee hinter dem Adelsbacher Grunde stand, die Stirnseite nach Norden gewendet — gelingen werde, die Höhen von Freiburg bis Hohen-Giersdorf noch rechtzeitig zu krönen, d. h. ehe die Preußen sie erstiegen hatten. Erst von dieser Stellung aus konnte — wenn dann die Preußen ihre Marschrichtung änderten und an Kunzendorf vorbei auf Schönbrunn und das untere Ende von Bögendorf weiter gingen — die Rede davon sein, in die Ebene hinabzusteigen, um die Armee des Königs anzugreifen. Dabei war dann aber zu erwägen, daß die damalige Taktik keine Mittel an die Hand gab, schlagfertig in Gefechtsstellung in die Ebene hinunterzugehen. Das österreichische Heer hätte in Kolonnen abbrechen und sich dann am Fuß der Höhen wieder neu in Schlachtordnung formiren müssen. Da lag dann die Möglichkeit vor, daß die preußische Armee, die in Treffen links abmarschirt war und nur rechts einzuschwenken brauchte, um die Linie herzustellen, schneller mit ihrem Aufmarsch zu Stande kam, als die österreichische, ihrerseits zum Angriff schritt und die Oesterreicher überraschte, ehe sie in der gehörigen Verfassung waren. Das war, was man von Friedrich dem Großen erwarten mußte, und eine Möglichkeit, die

wohl auch einen entschlosseneren Mann, als Daun war, bedenklich machen konnte.

Das Alles soll hier nur gesagt sein, um nachzuweisen, daß der Marsch des Königs wohl kühn, aber nicht verwegen genannt werden darf — nicht daß er etwa nicht mehr gewesen sei, als was banale Mittelmäßigkeit auch hätte unternehmen können. Es gehörte immerhin der Muth dazu, unter dem Gewicht großer Verantwortlichkeit einer Wahrscheinlichkeitsberechnung, wie sie hier angestellt werden mußte, zu vertrauen — und das berechtigte Selbstvertrauen, das dieser Muth voraussetzt.

Das Manöver des Königs hatte kaum einen halben Erfolg. Wie so oft im Kriege, erwies sich auch hier die hemmende Friktion stärker, als man gerechnet hatte, als man zum Voraus rechnen konnte. Obgleich die Oesterreicher den Aufbruch des preußischen Heeres erst nach einiger Zeit gewahr wurden, sah sich Zieten, der den Nachtrab befehligte, doch bald durch Plänkeleien mit verfolgenden Kroaten und Husaren aufgehalten; auch der Zug über Brücken und durch Dörfer verursachte Zeitverlust; die Spitzen der Kolonnen mußten ein paarmal halten, damit alles wieder gehörig aufschließen konnte, was um so mehr nöthig scheinen mußte, da Beck, der bei Mohnersdorf, und der Fürst Löwenstein, der bei Freiburg gestanden hatte, zwar der preußischen Armee aus dem Wege gingen, aber ihr doch am Fuße des Gebirges ziemlich nahe zur Seite blieben. Ihre Artillerie beschoß verschiedentlich die preußischen Kolonnen; preußische Batterien wurden aufgefahren, die Kanonade zu beantworten. Der Marsch ging langsamer, als der König erwartet hatte.

Schon hatten preußische Husaren des Vortrabs die Vorhöhen des Gebirges bei der Kirche zu Kunzendorf erreicht. Doch, da sie im Augenblicke nicht unterstützt werden konnten, mußten sie der Uebermacht weichen, als, von Daun gesendet, General d'Ayasassa mit sämmtlichen Carabiniers und Grenadieren zu Pferde der österreichischen Armee herbeieilte. Die preußische Infanterie war noch weit zurück; ehe sie die Höhen über Kunzendorf erreichen konnte, waren dort bereits auch zwei österreichische Infanterie-Regimenter unter dem General O'Kelly eingetroffen. — König Friedrich sah, daß der Feind ihm hier zuvorgekommen war; er änderte seinen Plan und ließ seine Kolonnen die Richtung über Bernsdorf auf Schönbrunn (bei Schweidnitz) nehmen, um das Gebirge von dort aus durch die Pässe von Bögendorf und Burkersdorf zu ersteigen.

Bald darauf stieg auch zahlreiche österreichische Infanterie — man sagt uns aber nicht in welcher Anzahl — von den Höhen bei Freiburg in die Ebene zwischen Oelse und Zirlau herab und schien hier den preußischen Nachtrab unter Zieten ernstlich angreifen zu wollen. Das konnte kaum einen anderen Zweck haben, als den Marsch der Preußen aufzuhalten und Zeit zu gewinnen für die Besetzung der entfernteren Pässe, auf die jetzt der Marsch des Königs gerichtet war. Das gelang auch zum Theil. Zieten ließ seine Truppen zwischen Oelse und Zirlau aufmarschiren, der König ließ seine Kolonnen, deren Spitzen ungefähr Schönbrunn erreicht hatten, halten, um Zieten nöthigenfalls unterstützen oder aufnehmen zu können. Doch es blieb bei einer Kanonade. Die Oesterreicher gingen auf die Höhen zurück, ohne einen ernsten Angriff versucht zu haben, und die preußische Armee setzte sich wieder in Marsch.

Damit ihm der Feind nicht auch hier wieder zuvorkomme, ließ nun der König seinen Vortrab mit verdoppelten Schritten auf das Gebirge zu eilen; die Hauptmasse der Kolonnen blieb weit zurück, und es geschah, was sich in solchen Fällen leicht ergiebt, wenn die vordersten Truppentheile sich bemühen, den vorangeeilten zu folgen, und andere nicht die Verbindung mit dem Schweif der Kolonne und dem Nachtrab verlieren wollen —: es enstanden Lücken und weite Zwischenräume in dem preußischen Heerzuge.

Das wäre nun für Daun der Augenblick gewesen, mit Heeresmacht zum Angriffe in die Ebene hinabzusteigen — wenn er das überhaupt wagen wollte. Doch konnte er das jedenfalls nur, wenn in dem Augenblick die Hochebene bei Hohengiersdorf, die zwischen den Pässen von Bögendorf und Burkersdorf und über beiden liegt, gehörig besetzt war, und er im Uebrigen seine Armee auf den Höhen zwischen Freiburg und Ober-Bögendorf beisammen hatte. — War das der Fall? — Wir sind leider! von dem, was an diesem merkwürdigen Tage auf österreichischer Seite geschah, nur so mangelhaft unterrichtet, daß darüber kein bestimmtes Zeugniß vorliegt. Doch aus den ungenügenden Maßregeln, auf die sich Daun beschränken mußte, um die Hochebene von Hohen-Giersdorf zu vertheidigen, und aus dem Verlauf, den das Gefecht dort nahm, dürfen wir wohl folgern, daß es nicht der Fall war; daß er auch zu der Zeit von der hier die Rede ist, nur einen Theil seiner Truppen, vielleicht nur einige

Brigaden, mit denen ein entscheidender Angriff nicht zu unternehmen war, auf den Höhen zwischen Freiburg und Bögendorf vereinigt hatte.

Zum Gefecht ist nichts gekommen — und konnte wahrscheinlich auch nichts weiter kommen — als die Reiterei, die unter d'Ayasassa bereits in der Ebene hielt. — Sie ging durch eine Lücke im ersten Treffen der Preußen — welches die erste Kolonne bildete — und fiel auf ein paar Bataillone des zweiten; brach auch in eines derselben ein, wurde aber dann von den preußischen Küraſſieren zurückgeschlagen.

Die Höhen bei Hohen-Giersdorf waren anfänglich nur durch Kroaten unter dem General Ried besetzt. Dann sendete Daun 3 Grenadier-Bataillone und 17 Stücke Geschütz dorthin. Da aber diese schwache Abtheilung ohne alle weitere Unterstützung blieb, wurde sie nach einem ziemlich heftigen Gefecht mit Verlust von dort vertrieben, und die 17 Stücke gingen verloren. Daun machte keinen Versuch, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen. Der linke Flügel der preußischen Armee stand die Nacht über auf der Hochebene von Hohen-Giersdorf, der rechte in der Ebene hinter Bögendorf.

Am folgenden Tage — 18. September — suchte der König im Gebirge weiter, wo möglich nach Waldenburg, durchzudringen. Aber Daun hatte während der Nacht seine Gegenmaßregeln getroffen. Laudon hatte bei Reußendorf, Charlottenbrunn und Thanhausen alle Zugänge nach Waldenburg wohl verwahrt. Daun lagerte mit dem rechten Flügel vor Waldenburg, mit dem linken an Freiburg hinter tiefen, steilen Gründen; Lacy stand bei Langen-Waltersdorf, von wo aus er den rechten Flügel, im Fall eines Angriffs, leicht unterstützen konnte. — Der König mußte sich damit begnügen, dem österreichischen Heere nahe gegenüber, zwischen Bärsdorf und Hohen-Giersdorf Stellung zu nehmen.

Die beiderseitigen Stellungen waren derart, daß man den Angriff auch heutzutage sehr schwierig finden würde. Der damaligen Taktik mußten sie für unangreifbar gelten. Hier blieben nun die beiden Armeen mehrere Wochen einander gegenüber, ohne weiter etwas unternehmen zu können.

Der König von Preußen war dabei entschieden im Vortheil; denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Oesterreicher in diesem Kriege den positiven Zweck verfolgten. Für den König war es daher immerhin schon ein Erfolg, wenn er seinen Gegner in Unthätigkeit gefesselt hielt und ihn

hinderte, irgend etwas zu unternehmen. Aber natürlich war das nicht ein Vortheil, der dem König genügen konnte. Er bedurfte eines positiven Erfolges gegen das österreichische Heer, um nach anderen Seiten hin freiere Hand zu gewinnen und sich gegen die Russen wenden zu können, deren fortwährender Unthätigkeit man sich keineswegs vrrsichert halten durfte; um nach Sachsen eilen zu können, das ihm verloren zu gehen drohte.

Friedrich II. beschäftigte sich mit dem Gedanken an eine Diversion nach Mähren, die den Feldmarschall Daun veranlassen konnte, entweder seine Gebirgsstellung zu verlassen oder wenigstens einen namhaften Theil seines Heeres nach der bedrohten Provinz zu entsenden. Das Eine wie das Andere konnte eine Gelegenheit bieten, etwas Ernstes gegen die österreichische Hauptarmee zu unternehmen.

Aber der Gang der Ereignisse sollte sich anders gestalten.

Von den Russen schien vor der Hand etwas Entscheidendes allerdings kaum zu besorgen. Die russischen Generale hatten sich zwar bewegen lassen, am 11. September von Herrnstadt aufzubrechen; ihre Armee war am 19. bei Carolath an der Oder unterhalb Glogau eingetroffen, Czernyschew war dort mit seinem Korps über den Fluß gegangen und hatte bei Beuthen Stellung genommen. — General Goltz war mit seinem kleinen preußischen Korps der Bewegung der russischen Armee bis nach Glogau gefolgt.

Wiederholt — am 13. und am 19. September — überbrachten österreichische Offiziere, die Daun am 5. und am 13. abgefertigt hatte, dem General Fermor, der an des erkrankten Saltykow Stelle den Befehl führte, die Aufforderung, bei Steinau über die Oder zu gehen, an die Katzbach vorzurücken und somit eine Diversion in Flanke und Rücken der preußischen Armee zu bewirken, sie erhielten aber natürlich beide Male eine ablehnende Antwort.

Ein Angriff der Russen auf Kolberg war unmittelbar von Petersburg aus eingeleitet worden. Die russische Regierung strebte nach dem Besitz dieser Festung, damit ihre Truppen in Pommern überwintern könnten, und die Eroberung schien leicht, da man glaubte annehmen zu dürfen, daß der König von Preußen in seiner anderweitig so vielfach be-

drängten Lage nichts werde thun können, um sie zu entsetzen. Am 26. August erschien eine zahlreiche russische Flotte, zu der bald auch noch einige schwedische Kriegsschiffe stießen, vor Kolberg. Die Transportschiffe, die ihr folgten, hatten 8000 Mann Infanterie unter dem General Demidow an Bord; 1300 Reiter, die zu Lande aus Preußen kamen, stießen dazu. Das war eine vollkommen hinreichende Macht, in sofern nur die Belagerung selbst in Betracht gezogen wurde.

König Friedrich verfügte, was man zu Petersburg gar nicht als etwas doch auch Mögliches gedacht hatte. General Goltz mußte auf seinen Befehl den General Werner am 6. September von Löben aus mit 1 Grenadier-, 2 Freibataillonen und 7 Schwadronen Husaren zum Entsatz nach Hinterpommern entsenden, eine geringfügige Schaar, auch nachdem zwei Garnison-Bataillone aus Stettin dazu gestoßen waren — die sich aber dennoch hinreichend erwies. Werner legte eine Strecke von 45 Meilen in dreizehn Tagen zurück, erschien den Russen ganz unerwartet schon am 18. September bei Kolberg und eröffnete sich sofort durch ein glückliches Gefecht gegen einen russischen Posten an der Persante die Verbindung mit der belagerten Feste. Die Russen hoben schon am folgenden Tage die Belagerung auf, ohne einen weiteren Angriff abzuwarten, verließen die bereits eroberte Münderschanze, ließen ihr Geschütz in den Laufgraben stehen und flüchteten auf ihre Schiffe, die am 13. wieder nach Kronstadt unter Segel gingen. — Die Reiterei eilte zu Lande nach Preußen zurück. —

Bedenklicher standen für Friedrich II. die Dinge in Sachsen, wo General Hülsen sich mit seinen wenigen Truppen (17 Bataillone und 25 Schwadronen) der Reichsarmee erwehren sollte, die unter dem Pfalzgrafen von Zweibrücken wohl 35 000 Mann stark gewesen sein muß, da mit den 35 Bataillonen und 7 Reiter-Regimentern Reichstruppen auch 7 Infanterie-, 3 Reiter-, 3 Husaren-Regimenter und 2 Kroaten-Bataillone Oesterreicher vereinigt waren.

Hülsen wurde durch drohende Umgehungen seines rechten Flügels zunächst von Meißen nach Strehla zurückmanövrirt. Hier bestand er am 20. August in rühmlicher Weise ein siegreiches Treffen, sah sich aber doch durch eine abermalige Umgehung genöthigt, nach Torgau zurück zu gehen. In der für sehr stark gehaltenen Stellung bei dieser kleinen Feste wagte ihn die Reichsarmee nicht anzugreifen, und die Operationen kamen für

fünf volle Wochen zu einem vollständigen Stillstand. Der Pfalzgraf von Zweibrücken wartete auf den regierenden Herzog von Württemberg, der sich wieder einmal zu einem besonderen Krieg mit Friedrich dem Großen aufgefordert fühlte und mit 10 000 Mann sehr schlecht disziplinirter Truppen aus Schwaben heranrückte — aber sehr lange auf sich warten ließ.

Es war nämlich bei diesem württembergischen Kriegszug hauptsächlich auf Beutemachen und Brandschatzungen Eintreiben abgesehen. Da kam denn der Herzog, am 29. Juli von Heilbronn aufgebrochen, nicht auf dem geradesten Wege. Er suchte vielmehr in einem wunderlichen Zickzack die Gebiete auf, die man allenfalls als feindliche behandeln konnte. Erst am 9. September traf er bei Merseburg ein, am 12. zu Halle a. d. Saale, wo allerdings die Entscheidung nicht lag, dagegen die Gelegenheit zu reicher Beute winkte. Erst auf ernst wiederholte Mahnungen, die Maria Theresias Gemahl als Kaiser von Deutschland an ihn richtete, erschien er von dort aus am 22. September bei Pretsch a. d. Elbe, im Rücken des Hülsenschen Korps.

Hülsen, dem der Herzog Ferdinand von Braunschweig in gewohnter Weise glaubte keinen Beistand leisten zu können, durfte sich natürlich nicht in oder bei Torgau einschließen lassen. Er zog sich (26. September) — mit wenig Geschick und nicht ohne Verlust — auf das rechte Ufer der Elbe zurück, Torgau ging, zu König Friedrichs großem Verdruß, ohne Widerstand verloren. — Der Herzog von Württemberg blieb auf dem linken Ufer des Stroms, die Reichsarmee folgte den Preußen auf das rechte und nöthigte sie, durch stets erneuerte Bedrohung ihrer Verbindungen mit der Mark, nach und nach bis unter die Kanonen von Wittenberg zurück zu gehen. Ein Angriff, den die Reichsarmee am 2. Oktober mit sehr geringer Energie unternahm, wurde ohne Mühe abgewiesen, doch sah sich Hülsen, da ihm die Wege über Jüterbogk und Treuenbrietzen nach Berlin verlegt waren, genöthigt, am folgenden Tage nach Koswig im Anhaltischen zurückzugehen. — Wittenberg wurde nun auf dem rechten Ufer der Elbe durch die Reichsarmee, auf dem linken durch die Württemberger belagert. — Leipzig wurde von der preußischen Besatzung verlassen.

Während diese Dinge in Pommern und Sachsen vorgingen, standen die beiden Hauptarmeen einander im schlesischen Gebirge unbeweglich gegenüber. Dem König von Preußen erregte diese Lage, die sich nicht ändern

wollte, eine Ungeduld, die sich nur zu gut erklären läßt. Er hatte zwar den Feldmarschall Daun in die Unmöglichkeit versetzt, irgend etwas zu unternehmen, aber das war, wie schon gesagt, nicht ein Erfolg, der ihm genügen konnte. Er bedurfte eines positiven Erfolges über diese österreichische Armee, um sich gegen andere Feinde wenden zu können. Er mußte diese Situation in dem Maße peinlicher empfinden, in dem nun wirklich seine Gegenwart an der Elbe nothwendiger wurde. Noch drückender empfand ohne Zweifel Daun die Lage, besonders da man in der Hofburg zu Wien stets von neuem auf Thaten drang und Erfolge sehen wollte; aber er wußte sich nicht herauszuhelfen. Selbst Laudon schrieb dem Staatskanzler Kaunitz vertraulich, daß von diesem Feldzug nichts Wesentliches mehr zu erwarten sei. Da kam endlich Hülfe und Befreiung von einer Seite, von der man sie im österreichischen Hauptquartier am allerwenigsten erwartet hätte.

Unter den russischen Generalen waren ihrer zwei, die einen größeren Eifer für den Krieg bethätigten, als die übrigen; das waren der General-Quartiermeister Stoffel und der Graf Czernyschew, von denen der letztere besonders durch ein persönliches Verlangen nach Kriegsruhm — oder nach etwas, das am russischen Hof für Kriegsruhm ausgegeben werden konnte — getrieben wurde. Diese beiden Herren waren schon im August, unmittelbar nach der Schlacht bei Liegnitz, auf den Gedanken gekommen, daß ein kühner Zug eines entsendeten russisch-österreichischen Korps auf Berlin eine mächtige Diversion bewirken und den König von Preußen veranlassen würde, seine Streitkräfte zu theilen und sich in Schlesien zu schwächen, wodurch dann die Oesterreicher hier freiere Hand gewinnen mußten. Montalembert, der französische Bevollmächtigte im russischen Hauptquartier, will diesen Gedanken eigentlich eingegeben haben. Bei dem sichtbaren Streben dieses Mannes, sich selbst mehr als billig zu verherrlichen, ist darauf nicht gar viel zu geben. Daß er aber die Ausführung mit Eifer betrieben hat, so gut wie der österreichische Bevollmächtigte, General Plunket — ein geborener Irländer — das wird wohl wahr sein. Saltykow zeigte sich nicht abgeneigt. Es wurde auch nach Petersburg darüber berichtet, was wohl Czernyschew veranlaßt haben mag. — Doch war hier immer noch vorzugsweise von einer Belagerung von Glogau die Rede, die früher von Wien aus vorgeschlagen war. Die russischen Generale schienen darauf zu bestehen, obgleich sie wohl wußten,

daß sie unmöglich sei — oder wie Montalembert meinte, eben deswegen. Fermor, der nun den Heerbefehl übernahm, konnte, indem er sich bereit erklärte, den Wünschen des Wiener Hofs gemäß, diese Belagerung zu unternehmen, mit vielem Anstand den Vormarsch an die Katzbach ablehnen. Der Schein war gewahrt.

Doch konnte Plunket — der wohl auf Czernyschews Einfluß rechnen mochte — wiederholt in das österreichische Hauptquartier melden, wenn Daun den Gedanken billige und Laudon in einem Brief an Saltykow den gemeinschaftlichen Zug nach Berlin vorschlage, werde man von Seiten der Russen auf das Unternehmen eingehen.

Der Entschluß wurde aber im russischen Hauptquartier gefaßt, ehe noch Plunket eine Antwort Dauns erhalten hatte. Ein Bote des letzteren, der am 19. September zu Carolath eintraf, erklärte in seinem Auftrag dem General Fermor ausdrücklich und bestimmt, daß die Belagerung von Glogau unmöglich sei, weil man kein Belagerungsgeschütz von Olmütz aus dorthin zu schaffen vermöge, was ein Brief Laudons an Saltykow bestätigte. — Irgend etwas aber mußte geschehen, irgend etwas mußte man wollen oder doch zu wollen scheinen; — an die Katzbach einer möglichen Schlacht entgegengehen wollte Fermor unter allen russischen Generalen am allerwenigsten — der Gedanke einer Expedition nach Berlin war von der russischen Regierung zu Petersburg gutgeheißen worden —: dazu entschloß sich Fermor auf eine neue Denkschrift hin, die Plunket einreichte, und der Vorschlag, einen gemeinschaftlichen Zug nach der preußischen Hauptstadt zu unternehmen, wurde nun von dem russischen Hauptquartier dem österreichischen gemacht.

Daun und Lacy waren natürlich hocherfreut, aber sie konnten es nicht über das Herz bringen, den möglichen Ruhm dieses Zuges dem beneideten Laudon zu überlassen. Den hatten die russischen Generale stets genannt; ihn setzten sie voraus an der Spitze der österreichischen Truppen, die vereint mit den russischen, Berlin brandschatzen sollten. Doch Ehre und Vortheil dieses Unternehmens wurden dem General Lacy vorbehalten — oder vielmehr er behielt sie sich selbst vor.

Von Seiten der russischen Generale wurde dieses Unternehmen von Anfang an und bis an das Ende lediglich als ein Freibeuterzug aufgefaßt und gedacht, von dem man nichts weiter erwartete, als eine vorübergehende Besetzung der preußischen Hauptstadt und die Möglichkeit, dort

durch Plünderung des Zeughauses und der Montirungskammern, durch Zerstörung der Kanonengießerei u. dgl. so viel Schaden anzurichten, als sich in wenigen Tagen thun ließ. Nebenher sollte dadurch dem Feldmarschall Daun „Luft gemacht" werden.

Nach einer Andeutung, die sich bei Arneth findet, scheint man sich auf österreichischer Seite — vielleicht entschiedener in der Wiener Hofburg, als in Dauns Hauptquartier — etwas mehr und Ernsteres dabei gedacht zu haben. In der That lag in dem Augenblick der Gedanke wohl nahe, aus dem Zuge eine ernstgemeinte Operation zu machen und sich bleibend im Herzen der preußischen Monarchie festzusetzen. Denn eben als man zur Ausführung schreiten wollte, fiel Torgau in die Hände der Reichsarmee, die damit ein entscheidendes Uebergewicht über Hülsens schwaches Korps gewonnen hatte; man durfte erwarten, daß die Preußen bald ganz aus den kursächsischen Landen verdrängt sein würden, und die Eroberung von Wittenberg war etwas, worauf man alsdann auch ohne weiteres rechnen konnte. Sich in der Mark zu behaupten, wenn man die Elbe und Wittenberg inne hatte, mußte auch nach den zur Zeit herrschenden strategischen Ansichten nicht unmöglich scheinen — und wie hoffnungslos König Friedrichs Lage wurde, wenn es gelang, das konnte selbst dem blödesten Auge kaum entgehen, wenn der Blick nicht wieder durch Oesterreichs Verlangen getrübt wurde, Schlesien unmittelbar zu erobern.

Inwiefern wußte man sich nun in der Wiener Hofburg und in Dauns Hauptquartier in diesem Sinne von der Lage Rechenschaft zu geben? — Darüber sind wir nur sehr mittelbar und sehr unvollkommen unterrichtet. Arneth sagt nur, nach einer Stelle in Fermors Schreiben, habe man glauben können, daß die gesammte russische Heeresmacht dem Korps Czernyschews nach der Mark folge —: aber kein Wort darüber, ob man darauf im Rath der Kaiserin zu Wien oder in Dauns Hauptquartier irgend neue Hoffnungen und Pläne gründete, und welche. So sind wir denn ausschließlich auf das angewiesen, was Stuhr aus dem Briefwechsel der französischen Diplomaten mittheilt — und zwar auch nur sehr ungenügend, da er, der überall eine geheime Politik wittert, weder unbefangen ist, noch in militärischen Dingen ein Sachverständiger.

Es wird wohl am besten sein, hier wörtlich zu wiederholen, was er einem Bericht Montazets vom 28. September und einem Schreiben des französischen Gesandten zu Wien, Grafen Choiseul, vom 12. Oktober

entnimmt. Dadurch, daß der erste Satz etwas seltsam verrenkt ist, dürfen wir uns dabei nicht stören lassen: — „Man glaubte noch immer", zu Wien nämlich: „daß, wenn nicht Unglücksfälle eintreten oder Ungeschicklichkeiten begangen würden, wie man sie gar nicht voraussetzen könne, im Stande zu sein, von der einen Seite durch die Reichsarmee und den Herzog von Württemberg sich in den Besitz der Elbe bis nach Dessau hinab zu setzen, während von der anderen Seite die Russen und Lacy Berlin einnehmen und plündern würden. So hoffte man, dem Könige von Preußen es unmöglich zu machen, wieder nach Sachsen zu gehen, indem ihm Daun hier zuvorkäme oder in Verbindung mit Lacy in der Mark beenge; und wenn alsdann Fermor, wie er es versprochen hatte, Winterquartiere in Pommern zu beziehen sich anschicke, würde Friedrich II. sich in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, ihn zur Schlacht aufzusuchen, wie er auf der anderen Seite gleichfalls der Armee von Daun eine Schlacht anbieten müsse, wenn er nicht gesonnen wäre, die Ausdehnung seiner Winterquartiere auf Schlesien zu beschränken."

Hier ist nun allerdings, wenn auch in etwas nebelhafter Weise, die Absicht und die Hoffnung ausgesprochen, sich in der Mark festzusetzen und den König von Preußen für den kommenden Winter auf den strategischen Besitz von Schlesien einzuschränken: ein Plan, der zu allen früheren einen geraden Gegensatz bildet. — Aber was ist hier dem Bericht Montazets, was dem Schreiben Choiseuls entnommen? — Inwiefern wurden diese Hoffnungen, die man zu Wien hegen mochte, auch in Dauns Hauptquartier getheilt, wo man im Allgemeinen wenig geneigt war, sich in großartigen Konzeptionen zu ergehen? — Darüber bleiben wir im Unklaren! — Charakteristisch für die Zeit und ihre Strategie ist vor allem, daß man das alles ohne Schlacht, ohne Sieg in einem heroischen Kampfe auf Leben und Tod zu bewerkstelligen hoffte. Vor allen Dingen selbst eine Entscheidungsschlacht zu suchen, war offenbar nicht die Absicht. Man dachte vielmehr — wenigstens im Kabinet der Kaiserin — man werde durch Manöver, durch Märsche, in den Besitz der gewünschten örtlichen Vortheile gelangen und den König von Preußen in die Nothwendigkeit versetzen können, seinerseits die Initiative zur Schlacht zu ergreifen, wenn er sie seinen Gegnern gleichsam nachträglich streitig machen, wieder entreißen wollte — wie das eben immerdar Sinn und eigentliches Wesen des Manövers ist. Ohne Zweifel wollte man dabei auch diesmal den Feld-

herren vorschreiben, in diesem Falle der Schlacht nicht auszuweichen; gewiß wollte man sie in gewohnter Weise zum voraus von jeder Verantwortung freisprechen —: aber, wie das ebenfalls immerdar vorausgesetzt und gehofft wird, wo man den „Zweck" durch Manöver zu erreichen denkt, erwartete man auch wohl hier im Stillen, König Friedrich werde, besorgt, „zwischen zwei Feuer zu gerathen", nicht wagen, diese Initiative zu ergreifen. Das zeigt sich selbst in dem dürftigen Auszug, den Stuhr uns giebt. Der Umstand, daß man nicht selbst die Entscheidung suchen wollte, läßt darüber kaum einen Zweifel. Freilich hätte man nach so vielen Erfahrungen den König Cid Campeador besser kennen sollen.

Bei der Ausführung des geplanten Zugs nach Berlin verspäteten sich die Oesterreicher um etwas, wie es scheint, weil Daun, trotz der Weisungen, die er vor kurzem erhalten hatte, in Wien nicht weiter anzufragen, sich doch selbst auf dieses Unternehmen, bei dem so wenig gewagt wurde, nicht einlassen wollte, ohne die förmliche Zustimmung aus Wien erhalten zu haben, die dort erst am 25. September ausgefertigt werden konnte. Von den Russen stand am 26. General Tottleben bei Rückersdorf, unweit Sagan, Czernyschew bei Freistadt. — Lacy konnte mit seinen 18 000 Mann erst am 28. aus der Gegend von Landeshut aufbrechen.

Tottleben marschirte über Sorau, Guben, Beeskow, Storkow, Wusterhausen und erreichte am 3. Oktober die Rollberge vor dem Kottbusser Thor Berlins; Czernyschew an demselben Tage Fürstenwalde, wohin er über Christianstadt, Sommerfeld, Guben und Beeskow gelangte. Selbst die russische Hauptarmee folgte dieser Bewegung, ging über die Oder und rückte über Sommerfeld, Guben und Fürstenberg in die Nähe von Frankfurt an der Oder, wo sie am 5. Oktober bei Lossow lagerte.

Lacy, der am 4. erst Kottbus erreichte, war nichts weniger als angenehm berührt dadurch, daß die Russen ihm in dieser Weise den Vorsprung abgewonnen hatten. Ob er als Eroberer Berlins genannt wurde, oder die preußische Hauptstadt den Russen ohne sein Zuthun in die Hände fiel, wie man nun erwarten konnte, das war ihm offenbar nichts weniger als gleichgültig. Erbittert schrieb er, nur wo Beute winke, nicht wo Thaten gefordert würden, seien die Russen so flink zur Stelle.

Der Ereignisse bei und in Berlin haben wir hier nur in der Kürze zu gedenken. Ein erster Angriff Tottlebens wurde durch die schwache

Besatzung zurückgeschlagen, und da am Abend des 4. der Prinz Eugen von Württemberg mit einigen Truppen, die bei Pasewalk den Schweden gegenüber gestanden hatten, in der unmittelbaren Nähe von Berlin eintraf, und dann am 5. auch General Hülsen mit seinem Korps, hätte man sich der Russen wohl erwehren können, obgleich auch Czernyschew näher — bis Lichtenberg und Weißensee — herangerückt war. Am 8. aber traf auch Lacy, nachdem er 40 Meilen in zehn Tagen zurückgelegt hatte, bei Mariendorf, eine Meile von der preußischen Hauptstadt ein, und nun standen die 16 000 — nach Tempelhof und Retzow 14 000 — Preußen, die hier vereinigt waren, einer mindestens doppelten Uebermacht gegenüber. Unter solchen Bedingungen wagten die preußischen Generale nicht mehr, es auf ein Treffen ankommen zu lassen, in dessen Folge die Hauptstadt, vom Feinde mit offener Gewalt genommen, arger Verwüstung verfallen konnte. Sie zogen sich zunächst hinter Spandau zurück, während der Stadtkommandant, General Rochow, dem russischen General Tottleben eine Kapitulation anbot, und sie auch mit ihm abschloß. Man wendete sich an die Russen, vielleicht nicht bloß, weil sie eben zunächst an den Thoren standen, sondern auch, weil man mit ihnen besser zu fahren hoffte, als mit den feindseliger gesinnten Oesterreichern. Tottleben namentlich war schon früher vom König von Preußen erkauft und that das Mögliche, um die Stadt überhaupt zu schonen, besonders aber gegen die Oesterreicher zu schützen.

Das gelang jedoch nicht ganz. Lacy verfiel über die Kapitulation, die ihn und seine Truppen vollständig ignorirte, in einen Zorn, den man wohl als Wuth bezeichnen könnte. Er verlangte gebieterisch seinen Antheil an der Eroberung, das heißt an der Beute; er bemächtigte sich des Kottbusser Thors, von dem er die russische Wache mit Gewalt vertreiben ließ; Oesterreicher in großer Zahl drangen in den Friedrichsstadt genannten Stadttheil, wo sie plünderten, und wie selbst der bekannte „österreichische Veteran" einräumen muß, gar übel hausten — wie sie denn auch im Schlosse zu Charlottenburg die dort aufgestellte Sammlung antiker Bildwerke theilweise zertrümmerten — wodurch doch in politischer und militärischer Hinsicht nichts Wesentliches gewonnen war. Wahrscheinlich um zu zeigen, daß er durch den ohne ihn geschlossenen Vertrag nicht gebunden sei, that der fein gebildete Welt- und Hofmann Lacy in seiner Erbitterung gegen Preußen und Russen gar nichts, um dem Unfug zu steuern. Die

Russen sendeten 8000 Mann in die Stadt, um sie zu beschützen, und es fehlte wenig daran, daß es zwischen ihnen und den Oesterreichern zu ernsten Raufhändeln gekommen wäre. Lacy bestand darauf, daß seinen Truppen noch zwei andere Thore eingeräumt würden; er haderte mit Tottleben und Czernyschew um einen österreichischen Antheil an der Brandschatzung, und die leidenschaftliche Aufregung, in der er sich befand, verräth sich auch darin, daß er über alle diese Dinge vom ersten Augenblick an vollständig vergessen hatte, den weichenden Feind zu verfolgen. Nur Kosaken jagten den Preußen nach.

Seltsamer Weise rügt Lacy in seinen Briefen an Daun als ein unverzeihliches Vergehen der Russen, daß sie versäumt hätten, den Preußen bei Berlin alle Rückzugswege abzuschneiden. Er vergißt dabei, daß die Russen allein den Preußen gar nicht in einem Maß überlegen waren, das ihnen gestattet hätte, an dergleichen zu denken — und besonders, daß er, Lacy selber, örtlich viel günstiger gestellt war als sie, um den Rückzug des Feindes wenigstens zu erschweren.

Daß die österreichischen Truppen im Zaum gehalten werden konnten, wenn man ernstlich wollte, zeigte sich in Potsdam, wo der General Esterhazy die Gewehrfabrik zerstörte und Brandschatzungen erhob, aber gute Mannszucht hielt und die königlichen Schlösser unangetastet ließ. Es zeigte sich auch in Berlin, als nachdrückliche Vorstellungen des niederländischen Gesandten Verelst dem Grafen Lacy begreiflich gemacht hatten, daß er schon aus Rücksicht auf seinen persönlichen Ruf dem Unwesen Einhalt thun müsse.

Da Lacy für weitere Unternehmungen in der Mark auf den Beistand der Russen nicht rechnen durfte, sendete er, wie Arneth berichtet, am 10. Oktober den Schweden, die er bei dem 18 Meilen entfernten Prenzlau voraussetzte, die aber zur Zeit bei dem noch etwas entfernteren Werbelow in der Nähe von Pasewalk standen, durch ein Husarendetachement eine Aufforderung, heranzurücken und sich mit ihm zu vereinigen, um dann mit gesammter Macht die Preußen unter dem Herzog Eugen von Württemberg aufzusuchen, — was bei Brandenburg gewesen wäre, wohin sie sich am 11. Oktober zurückzogen — sie zu „vernichten" und „die ganze Mark zu verwüsten".

Am 11. aber traf die Nachricht ein, daß König Friedrich heranrücke. Die Russen brachen sofort früh am folgenden Tage auf, legten

die elf Meilen bis Frankfurt a. d. Oder in zwei Tagen zurück und vereinigten sich dort mit der russischen Hauptarmee, die dann ihrerseits über die Oder zurückging und schon am 15. bei Landsberg a. d. Warthe stand. Die russischen Generale glaubten nicht ohne Grund, der König beabsichtige, sie anzugreifen, und sie müßten sich in Sicherheit bringen.

Lacys Vorschlag, die Preußen bei Brandenburg im Verein mit den Schweden zu „vernichten", war offenbar nicht sehr ernst gemeint. Er verweilte zwar nach dem Abmarsch der Russen noch einige Stunden bei Berlin, angeblich um auf eine Antwort aus dem schwedischen Lager zu warten, in Wahrheit wohl nur, um sich das Ansehen zu geben, als glaube er sich auch ohne die Russen behaupten zu können, so lange er eben wolle. Doch brach er ebenfalls noch am 12. um 4 Uhr Nachmittags auf, das heißt in einem Augenblick, wo der von ihm abgesendete Husarentrupp allerdings wohl im schwedischen Lager eingetroffen sein konnte, eine Antwort von dorther in Tempelhof bei Berlin zu erhalten aber noch für längere Zeit außer aller Möglichkeit lag.

Sein erster Marsch ging nach Trebbin. Da man den König von Preußen noch weit in der Lausitz wußte, hatte Lacy keinen Grund zu eilen; wohl aber konnte er sich durch Rücksicht auf die Reichsarmee, die eben Wittenberg belagerte, veranlaßt sehen, nur zögernd zurückzugehen, um für alle Fälle zu ihrer Unterstützung in ihrer Nähe zu sein. Ob ihn diese Rücksicht bestimmte, wissen wir nicht, doch sehen wir, daß er erst nachdem sich Wittenberg der Reichsarmee ergeben hatte, entschieden die Richtung auf Torgau einschlug. Er war am 13. in Jüterbogk; Arneth zufolge wäre er erst am 16. einen Marsch weiter bei Schweinitz eingetroffen. Sollte er wirklich zwei Tage bei Jüterbogk gerastet haben? — Weshalb? — Wittenberg hatte schon am 14. kapitulirt.

Der Kurmark gereichte Lacys Säumen an der Grenze nicht zum Heil. Er versichert zwar in seinen Berichten, auf diesem Rückzug die allerbeste Mannszucht beobachtet zu haben, — aber schon der übergroße Eifer, mit dem er das betheuert, ist verdächtig — namentlich in Verbindung mit den bitteren Klagen, die er zu gleicher Zeit am Wiener Hof darüber erhob, daß Tottleben durch den übereilten Vertrag die Plünderung Berlins unmöglich gemacht habe, und mit dem Vorschlag, „die ganze Mark zu verwüsten", den er unmittelbar vorher den Schweden gemacht hatte. Das Vertrauen zu diesen Berichten wird dann auch da-

durch erschüttert, daß Lacy darin rühmend vorgiebt, er habe die königlichen Schlösser zu Charlottenburg und Schönhausen auf das allerbeste geschont, während notorisch ist, daß diese Schlösser geplündert und verwüstet worden sind. Kursächsische Reiter, die zu Lacys Korps gehörten, hatten dort, wie sie sagten, Vergeltung geübt für die Verheerung der Landschlösser des Grafen Brühl, die König Friedrich verfügt hatte. So scheint denn auch selbst Arneth den Berichten Lacys keinen Glauben beizumessen. Der König sagt von Lacy ganz ohne Umschweife: „il pilla tout ce qu'il rencontra sur sa route" — und so lautet auch die Aussage aller unmittelbaren Zeugen.

Mit dem Verhalten des Herzogs Eugen von Württemberg und Hülsens während dieser Tage war der König unzufrieden und nicht mit Unrecht; sie thaten nichts, um Lacy auf seinem Rückzug zu drängen, und doch hätte ihre Macht dazu wohl ausgereicht.

Torgau.

König Friedrich errieth nicht sogleich die Absicht seiner Gegner, als ihm die erneuerte Thätigkeit der russischen Armee berichtet wurde. Er zweifelte natürlich nicht daran, daß eine sogenannte Diversion beabsichtigt sei, die den Feldmarschall Daun aus seiner peinlichen und in der That beschämend zu nennenden Lage erlösen sollte, aber er vermuthete das Ziel dieser Diversion nicht in der Mark, sondern in größerer Nähe. In diesem Sinn schrieb er noch am 30. September seinem Bruder Heinrich: „Daun will mich durch die Russen aus meiner Stellung ziehen, und ich ihn durch meine Entsendung nach Oberschlesien." (Daun veut me tirer de ma position par les Russes et je veux le tirer de la sienne par mon détachement de la haute-Silésie.) —

Bald darauf sah der König, daß Czernyschews Marsch auf Berlin gerichtet sei; er erfuhr auch, daß Lacy nordwärts aufgebrochen war, aber er glaubte ihn nach Sachsen bestimmt und setzte voraus, daß von Seiten der Russen nicht mehr als ein Handstreich auf Berlin beabsichtigt werde. Seine Gegenmaßregeln wurden zunächst (am 2. Oktober) nach einem entsprechenden Maßstab getroffen. Goltz, der bis dahin die Russen beobachtet hatte, sollte sofort nach Berlin eilen und sich dort mit Hülsen und mit

den Truppen vereinigen, die gegen die Schweden standen. War das ausführbar, dann hätte die dort vereinigte Macht wohl genügt, die Hauptstadt gegen Czernyschew und Lacy zu schützen. Aber der König vermuthete selbst, daß es dazu bereits zu spät sein könnte, rügte, wenn auch in milden Worten, daß Goltz, der in größerer Nähe die Absichten der Russen früher durchschauen konnte, nicht sogleich wie sie ihm klar wurden, nach der Mark aufgebrochen sei, und fügte dann hinzu, was der General thun müsse, im Fall es ihm nicht gelinge, Berlin noch vor dem Feinde zu erreichen; dann, heißt es da: „Müsset Ihr Euch den Russen in den Rücken setzen, gute Posten nehmen, ihnen allen möglichen Abbruch thun und insonderheit die Zufuhren aus Posen suchen abzuschneiden, alsdann sie aus Mangel an Subsistenz nicht lange dableiben können."

Doch nur wenige Tage später änderte sich die Ansicht des Königs von der Lage der Dinge; er widerrief infolge dessen, was beschlossen schien, und verfügte, was in einem ganz anderen Geist gedacht war. Offenbar bestimmte ihn der Umstand, daß auch die russische Hauptarmee die Richtung nach der Mark einschlug und sogar mit eilenden Schritten verfolgte. Wie sich ergiebt, folgerte er daraus, daß nicht bloß ein Handstreich auf Berlin beabsichtigt werde, sondern eine ernstgemeinte, entscheidende Operation; daß der Feind sich im Herzen des preußischen Staates festsetzen wolle. Wir haben bereits der Umstände gedacht, die den Gegnern solche Pläne nahelegten und ihre Ausführung möglich machten. Solches Unheil konnten natürlich die schwachen Heertheile unter Hülsen und Goltz nicht abwehren; der König erkannte die Nothwendigkeit, mit seiner Gesammtmacht nach der Mark zu eilen, wo nun die Entscheidung des ganzen Krieges zu liegen schien. Er setzte voraus, daß Daun ihm dorthin folgen würde. („Lacy est en Lusace, Daun y marche", schrieb er seinem Bruder am 7. Oktober.) Dann war mit Manövern nichts mehr auszurichten, es war vergeblich, durch gutgewählte Stellungen diese oder jene Verbindung, diese oder jene Festung decken zu wollen; ein entscheidender Sieg in offener Feldschlacht, in heroischen Kämpfen konnte dann — wie früher bei Leuthen — allein die Möglichkeit gewähren, Preußens Sache zu behaupten.

Friedrich der Große ging diesen Kämpfen in heroischer Stimmung entgegen. „Siegen oder Sterben ist mein Wahlspruch", schreibt er dem Bruder Heinrich in dem eben angeführten Briefe: „alle anderen Ent-

schlüsse sind gut unter anderen Bedingungen, aber nicht unter diesen." (— vaincre ou mourir est ma devise — tous les autres partis sont bons dans d'autres occasions, mais non pas dans celle-ci.) — Mit vollkommener Folgerichtigkeit und Klarheit traf er seine Anordnungen diesen Worten entsprechend und der Ansicht gemäß, die er sich von der augenblicklichen Lage gebildet hatte. — Schon am 5. Oktober wurde an Goltz der Befehl erlassen, sich so einzurichten, daß er sich am 9. bei Liegnitz mit dem königlichen Heere vereinigen könne, und für den weiteren Marsch so viel Brot und Mehl als irgend möglich aus Glogau mitzubringen. Die Besatzungen der schlesischen Festungen verstärkte der König in solcher Weise, daß man sie einer Belagerung aussetzen durfte, im Uebrigen aber — im freien Felde — ließ er nicht Einen Mann in Schlesien zurück. Er wollte seine ganze Macht beisammen haben zu dem Entscheidungskampfe, dem er in der Mark und an der Elbe entgegenzugehen glaubte. Dort lag jetzt die Entscheidung, nicht in Schlesien. In der That, was konnte hier inzwischen geschehen? — Nichts, was nicht leicht wieder gut zu machen gewesen wäre, falls er dort Sieger blieb, und was nicht gleichgültig war, wenn er dort unterlag.

Am 7. Oktober brach des Königs Heer auf und rückte aus seiner Stellung in den Bergen in die Ebene hinab nach Schweidnitz. An den folgenden Tagen wurde der Marsch fortgesetzt nach Brechelsdorf bei Jauer, und am 10. traf die Armee über Haynau bei Primkenau ein, wo sich Goltz mit dem König vereinigte.

Daun folgte dem preußischen Heer zur Seite. Leider wissen wir nicht aus erster Hand, was Daun in dem Augenblicke für Verhaltungsbefehle, und wozu er sich seinerseits verpflichtet, was er zu unternehmen versprochen hatte. Arneth beschränkt sich darauf, dem Feldmarschall Daun bei dieser Gelegenheit eine Lobrede zu halten — und der hatte in seiner Passivität doch höchstens nur in negativer Weise, indem er sich nicht einer Niederlage aussetzte, etwas dazu beigetragen, den König in die kritische Lage zu versetzen — in der dieser sich eigentlich gar nicht befand, da seine Gegner die großartigen Pläne, die er bei ihnen voraussetzte, gar nicht mit rechtem Ernst und Willen hatten — in der er sich aber glauben konnte und wirklich glaubte, da er diesmal den Genius seiner Feinde gar sehr überschätzte.

Wirkliche Auskunft über die damaligen Pläne des österreichischen

Hofes und Hauptquartiers giebt Arneth nicht. Wir finden darüber in allen bisher veröffentlichten Quellenschriften nichts als eine Andeutung in den Briefen des Grafen Brühl an den sächsischen General Riedesel, der sich im russischen Hauptquartier befand. Da ersehen wir (Eelking 125), daß in beiden Hauptquartieren, dem österreichischen wie dem russischen, „vermuthet" wurde, der König von Preußen wolle auf die russische Armee „losgehen." — Die russischen Generale gaben vor, sie wollten den Angriff erwarten, die Schlacht annehmen, wenn auch nicht auf dem linken Ufer der Oder, mit dem Fluß im Rücken. Daun seinerseits hatte „heiligst versichert", daß er dem König „aller Orten nachgehen" werde.

Nach allem, was vorher gegangen war und was Choiseul und Montazet von den Plänen der Oesterreicher erfahren hatten, ist nicht wohl zu bezweifeln, daß Brühl recht berichtet war, und daß man namentlich zu Wien solche Operationen beabsichtigte und vorschrieb. Es fragte sich nur, welchen Ernst des Willens man in die Ausführung legen werde, und da konnte sich wohl vom ersten Augenblicke an gar mancher Zweifel regen! — Unter allen russischen Generalen war Fermor derjenige, der sich seit dem Tage bei Zorndorf stets am wenigsten geneigt erwies, auf entscheidende Kämpfe einzugehen. Andererseits war auch Daun nicht der Mann, der sich in kühner Wagniß gefiel, und König Friedrich imponirte ihm und allen österreichischen Generalen gar sehr, das dürfen wir auch hier nicht vergessen. Lacy spricht zwar wohl gelegentlich davon, den König zu einer Schlacht zu „zwingen" — wenn dann aber der König ein Treffen suchte, ging man ihm doch gern aus dem Wege, wie noch neuerdings bei Schweidnitz. Besonders aber fiel dann diesmal noch ins Gewicht, daß die Russen schon längst für Daun wie für Lacy der Gegenstand eines leidenschaftlichen Hasses waren, der sie stets das Ungünstigste von ihnen erwarten ließ. Handelte es sich um ein Zusammenwirken der beiderseitigen Heere, so war Daun gewiß — auch durch Mißtrauen dazu bestimmt — doppelt und dreifach und bis zur Schüchternheit behutsam, das ließ sich vorhersehen.

Auch begann Daun diese neue Reihe von Operationen in einer Weise, die mit dem zum Grunde liegenden Gedanken im Widerspruch stand: er ließ Laudon mit etwa 30 000 Mann in Schlesien zurück, wir wissen nicht, ob aus eigenem Antrieb oder weil es von Wien aus vorgeschrieben war. Er hielt also nicht seine Streitkräfte zusammen, um in

der Mark die Entscheidung zu suchen und des Erfolgs gewiß zu sein. Wahrscheinlich waltete dabei — der Klarheit gegenüber, die sich in König Friedrichs Maßregeln zeigt — die etwas unklare Vorstellung, daß Laudon inzwischen Zeit und Umstände in Schlesien benützen sollte, da das Land ohne Vertheidigung preisgegeben schien. Fragt man bestimmter, was Laudon in Schlesien eigentlich sollte, so ergiebt sich, daß er Kosel belagern sollte, da die Belagerung von Neiße, besonders der vorgerückten Jahreszeit wegen, für unmöglich erklärt wurde. Die Eroberung von Kosel war aber jedenfalls ein sehr unbedeutendes Ereigniß, das die endliche Entscheidung des Kampfes in der That um nichts förderte; die Belagerung also eigentlich ein unnützes Unternehmen, das nur eine mittelbare und in der That untergeordnete Bedeutung haben konnte, insofern die Eroberung einer feindlichen Festung immerhin den Eindruck eines wirklichen Erfolgs macht und als Beweis einer behaupteten Ueberlegenheit gilt.

Es zeigt sich in diesen Anordnungen, in solcher Verwendung eines bedeutenden Theils der Streitkräfte außerhalb der zur entscheidenden gewordenen Region — wie freilich mit geringen Ausnahmen durchgehend in der Kriegführung von Seiten Oesterreichs — wieder ein gänzliches Verkennen der Aufgaben, die den Heeren Oesterreichs durch Wesen und Zweck dieses Krieges gestellt waren.

Die Ausführung und ihre Ergebnisse entsprachen denn auch in keiner Weise den Erwartungen des Wiener Hofes. Am 8. aufgebrochen, lagerte die österreichische Hauptarmee unter Daun am 10. — in dem Augenblicke, in dem der König von Preußen Primkenau erreichte — bei Neuland zwischen Löwenberg und Naumburg. Hier erhielt Daun, wie Cogniazzo berichtet, noch an demselben Tage die Nachricht, daß Berlin kapitulirt habe, und zugleich die, daß sich dabei die ärgerlichsten Zerwürfnisse zwischen Lacy und den Russen ergeben hatten. Der Offizier, Hauptmann Graf Kinsky, der, von Lacy gesendet, diese Nachrichten überbrachte, soll zugleich berichtet haben, daß die Russen am 8. Oktober bereits im Begriff gewesen seien, unverrichteter Dinge wieder an die Oder zurückzuweichen, daß nur Montalemberts Beredsamkeit sie abgehalten habe, das Unternehmen aufzugeben. Wie dem sei, daß Lacy in seiner maßlosen Erbitterung das Gehässigste von den Russen sagen ließ, ist nicht zu bezweifeln. Von dem Augenblicke an traute Daun den Russen nicht

mehr — wenn er ihnen je im Ernst getraut hatte — er rechnete nicht mehr auf sie, und da er sich ohne diese Verbündeten der beabsichtigten Offensive nicht gewachsen glaubte — fiel er sofort, schon hier, in die Vertheidigung zurück. Wahrscheinlich überzeugt, daß die Russen dem Angriff ausweichen würden, folgte er dem Könige nicht weiter. Er bog seitwärts aus, nach der Elbe hin, in der rein defensiven Absicht, Lacy aufzunehmen und Sachsen zu decken.

Der König marschirte am 11. nach Sagan, wo er seine Truppen einen Tag ruhen ließ, und setzte dann seinen Marsch am 13. nach Sommerfeld, am 14. nach Guben fort. Daun rastete am 11. bei Neuland und ging dann am 12. nach Logau zwischen Naumburg und Lauban, am 13. nach Penzig, den 14. in die Gegend von Rothenburg a. d. Neiße. So war er immer weiter abgekommen von der preußischen Armee, anstatt ihr, wie er „heilig verheißen" hatte, auf der Spur zu folgen. Noch standen die Russen bei Lossow in der Nähe von Frankfurt; hätten sie dort nun auch den Angriff festen Fußes erwartet, so wäre doch keine Aussicht gewesen, den König von Preußen „zwischen zwei Feuer zweier so ansehnlichen Hauptarmeen" zu bringen, wie Brühl gehofft hatte. Die Russen wären, wie man gestehen muß, übel berathen gewesen, wenn sie darauf gerechnet hätten.

Was die Operationen des Königs betrifft, wird in allen Geschichten des siebenjährigen Kriegs, man möchte sagen in herkömmlicher Weise, erzählt, seine Absicht sei gewesen, Czernyschews nach Berlin entsendetes Korps von der russischen Hauptarmee „abzuschneiden", indem er sich auf dessen Rückzugsstraße nach Frankfurt a. d. Oder setzte — in der Absicht natürlich, ihm alsdann eine Niederlage beizubringen. Aber so einfach liegen die Dinge in der That wohl nicht; der Plan des Königs hat im Laufe der Ausführung sichtlich mehrfache Aenderungen erfahren. Zunächst konnte er an das angeblich beabsichtigte Manöver überhaupt nicht denken, so lange die russische Armee bei Frankfurt auf dem linken Ufer der Oder stand, und besonders, wenn ihm Daun folgte, wie vorausgesetzt werden mußte.

Auch sehen wir, daß sein Plan zunächst ein kühnerer und großartigerer war, wie ihn die Umstände, die anscheinende Gefahr seiner Lage geboten —: er ging gerade auf die russische Armee los, zum Angriff, zur entscheidenden Feldschlacht. Das zeigt sich nicht nur in der Richtung seines

Marsches, sondern auch in der wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung, daß er entscheidenden Kämpfen entgegengehe, in seinem Wahlspruch: „Siegen oder sterben". — Er suchte durch weitgreifende Märsche einen Vorsprung vor Daun und damit die Zeit zu gewinnen, deren er bedurfte, um den Kampf mit den Russen auszufechten, ehe Daun die entscheidende Region erreicht haben konnte. — Gelang es, die russische Hauptarmee bei Frankfurt zu schlagen und über die Oder zurückzuwerfen, dann waren Czernyschew und Tottleben abgeschnitten, und es ist kaum abzusehen, wie sie sich retten konnten.

Den 14. hatte der König Guben erreicht, wie bereits erwähnt, am 15. sollte der Marsch in der Richtung auf Frankfurt, nach Fünf-Eichen (bei Fürstenberg) fortgesetzt werden. Danach zu schließen, machte König Friedrich sich darauf gefaßt, am 16. zum Angriff, zur Schlacht, zu schreiten. Wahrscheinlich rechnete er darauf, daß die Russen Stand halten würden, eben um die nach Berlin entsendeten Heertheile nicht preiszugeben.

Doch ehe der Marsch wirklich angetreten war, traf die Nachricht ein, daß die Russen bereits über die Oder zurückgegangen seien. (Tempelhof 4, 279.) Seltsamer Weise aber erfuhr der König nicht zugleich, daß Berlin bereits wieder vom Feinde verlassen sei, daß Czernyschews Truppen sich schon wieder mit der russischen Hauptarmee vereinigt hatten. Er glaubte sie noch bei Berlin. Das ergiebt sich aus seinem eigenen Bericht und aus der veränderten Richtung, die er seinem Marsch gab. Er ging am 15. nach Groß-Muckrow, und von dort sollte es weitergehen — nach Köpenick, selbstverständlich über Beeskow und Fürstenwalde. Zugleich entsendete der König auch an demselben Tage — 15. — den General Zieten mit 10 Grenadierbataillonen und „einigen Schwadronen" nach Frankfurt a. d. Oder (Ungedruckte Nachrichten 2, 437) —: ein Umstand, dessen keine der verschiedenen Geschichten dieses Krieges gedenkt und der doch nicht ohne Bedeutung ist. Offenbar sollte Zieten die russische Hauptarmee beobachten und den Rücken des Königs während seines Marsches auf Köpenick decken.

Zu Groß-Muckrow erfuhr dann der König, daß Berlin vom Feinde befreit war, aber auch daß Czernyschew und seine Truppen bereits mit der russischen Hauptarmee vereinigt und jenseits der Oder in Sicherheit seien. Wieder mußte der Plan und die Richtung des Marsches verändert

werden, da der Marsch nach Köpenick jetzt keinen Sinn mehr gehabt hätte. Der König beschloß nun, die Richtung auf die Elbe und Wittenberg zu nehmen, wahrscheinlich in der Hoffnung, den General Lacy auf seinem Rückzug ereilen und ihm eine Niederlage beibringen, vielleicht auch noch Wittenberg entsetzen zu können.

Um den Spreewald zu umgehen und in diese Richtung zu kommen, mußte aber die preußische Armee zunächst zwei Märsche fast gerade rückwärts gehen, nach Lübben, wo sie am 17. Oktober eintraf.

Bei Lübben verweilte der König dann mit seinem Heer zwei Tage, den 18. und 19.; den einen Tag ohne Zweifel, weil seine Truppen der Ruhe bedurften, den zweiten wohl, um Zieten abzuwarten, den er nun wieder zu sich rief. (Ungedruckte Nachrichten 2, 438.) Da die Russen der Schlacht ausgewichen und nach Landsberg a. d. Warthe zurückgegangen waren, glaubte er, daß sie nichts weiter unternehmen würden; mit solcher Bestimmtheit sogar, daß er ihnen gegenüber gar nichts stehen ließ, auch nicht zur Beobachtung.

Ueberhaupt hatte sich die kritische Lage, der König Friedrich in der Mark entgegenzugehen glaubte, eigentlich in Nichts aufgelöst — nicht bloß durch das Ausweichen der Russen, sondern auch durch das behutsame Zurückbleiben Dauns. Durch dieses Zurückbleiben war sogar das Ausweichen der Russen gerechtfertigt, insofern man zugiebt, daß die russischen Generale sich in diesem Kriege nicht aufgefordert fühlen konnten, rücksichtslos das Aeußerste zu wagen, und von der Ansicht ausgehen durften, es sei vorzugsweise an den Oesterreichern, um deren Interessen es sich vor allem handelte, entschlossen zu wollen und zu wagen.

Auch glaubte sich der König nun schon wieder stark genug, nicht nur Sachsen wieder zu gewinnen, sondern auch Laudons Unternehmungen in Schlesien zu durchkreuzen. Er entsendete am 19. aus Lübben den General Goltz mit 16 Bataillonen und 39 Schwadronen nach dieser Provinz, um den Entsatz von Kosel zu bewirken. Die Truppen unter Hülsen und dem Herzog von Württemberg, mit denen er sich zu vereinigen dachte, sollten ihm die entsendeten ersetzen, und damit fühlte er sich den Oesterreichern und der Reichsarmee gewachsen. — Vielleicht ließe sich darüber streiten, ob es zweckmäßig war, Goltz in dem Augenblick auf einen ent-

fernten Nebenschauplatz des Krieges zu entsenden. Behielt der König die dort verwendeten Truppen in Sachsen, so setzte ihn dieser Zuwachs von Macht vielleicht in den Stand, selbst Dresden wieder zu gewinnen, und konnte ihm auch der Verlust von Kosel nicht ganz gleichgültig sein, so war doch der Besitz von Dresden ohne allen Vergleich von größerer Bedeutung.

Es scheint zu dieser Zeit gewesen zu sein, daß einige Mehlvorräthe aus Spandau herbeigebracht wurden, wie der König selbst in seiner Geschichte des Feldzugs andeutet, und die Verpflegung der Armee wieder in der herkömmlichen Weise geregelt werden konnte. Eine Zeit lang hatte es damit, während des Marsches durch die Lausitz, etwas mißlich gestanden. Schöning berichtet zwar, Goltz habe aus Glogau auf vier Wochen Mehl für die ganze Armee nach Primkenau mitgebracht — einen Vorrath also, der bis zum 7. November ausgereicht hätte — doch ist das ganz entschieden ein Irrthum. Dazu hätte ein Wagenzug gehört, der nicht so leicht in der Geschwindigkeit zusammenzubringen ist und der einer Armee, die in starken Märschen zu einer Entscheidungsschlacht eilen wollte, sehr hinderlich gewesen sein müßte, — dessen aber in den Berichten nirgends gedacht wird. Dagegen erzählt der König selbst, daß die Armee gleichsam aus der Hand in den Mund lebte. (L'armée vivait au jour la journée.) Alle Vorräthe, die man in Sachsen gehabt hatte, waren zu Torgau, Leipzig und Wittenberg verloren gegangen.

Vom 13. bis zum 20. Oktober namentlich mußte man von dem leben, was sich an Ort und Stelle fand, — auf geregelte Requisitionen verfiel man nicht, man nahm einfach, was sich fand. Da ein solches Verfahren nicht gebräuchlich war und gewiß eine erwünschte Veranlassung zu sehr geräuschvollen Anklagen wurde, suchte der König es dadurch zu rechtfertigen, daß er Repressalien übe, für die in der That sehr argen Verwüstungen, die Russen und Oesterreicher sich in der Mark hatten zu Schulden kommen lassen. Eine solche Vergeltung wäre berechtigt gewesen, aber sie lag nicht im Interesse des Königs. Er hatte allerdings die Landsitze des Grafen Brühl absichtlich verwüsten lassen, er ließ bald darauf auch das kurfürstliche Schloß Hubertsburg plündern, als Vergeltung für die Plünderung von Charlottenburg. Aber wenn das auch besser unterblieben wäre, so wissen wir doch, weshalb er es that. Er sagt in seinen Briefen an d'Argens, solche Leute wie Brühl hätten für die Leiden, welche der

Krieg über die Menschheit verhängt, kein Gefühl; das Unglück eines Landes, eines Volkes lasse sie gleichgültig; man müsse sie in ihren allerpersönlichsten Interessen verletzen, um Eindruck auf sie zu machen, sie in ihren trivialen, persönlichen Lebensgenüssen stören, um ihnen das Ungemach des Krieges und die Nothwendigkeit des Friedens einleuchtend zu machen; nur dafür hätten solche Wesen Sinn und Gefühl. Das Land Sachsen zu verwüsten, dessen Hülfsquellen er brauchte, um im nächsten Winter seine Armee wieder herzustellen, konnte dagegen nicht Friedrichs Absicht sein.

Aber es zeigte sich nun, wie bedenklich es bei der damaligen Zusammensetzung der Armeen war, zu einer solchen regellosen Art der Verpflegung seine Zuflucht zu nehmen, und besonders unter solchem Vorwande. Ein preußischer Offizier erzählt: „Es wurde also nun aller Orten, wo wir hinkamen, den Bauern alles Rind- und Schafvieh, wie auch Pferde weg- und mitgenommen; das Korn und Getreide wegfouragirt und konnte sich jeder so viel holen, als er nur wollte. Das Schwein- und Federvieh wurde gleich geschlachtet und aufgegessen, und da man dem gemeinen Mann etwas zu viel den Willen ließ: so kam es auch, daß Kisten und Kasten aufgeschlagen und rein ausgeplündert wurden."

Gewiß konnten sich die Bande der Disciplin leicht gänzlich lösen, wenn solches Treiben längere Zeit über geduldet wurde. Der König machte ihm ein Ende, sobald die Möglichkeit einer regelmäßigen Magazinverpflegung wieder gegeben war. Etwas an Lebensmitteln wurde aus Spandau herbeigeschafft, und schon am 20. wurden, wie derselbe Offizier erzählt, die „Repressalien", die man „bis dato mit ziemlichem Eifer gebraucht" hatte, „auf das allerschärfste verboten; und hörte das Plündern nun völlig auf." (Ung. Nachrichten II, 437—439.)

Des Königs nächste Sorge mußte nun sein, die Truppen unter Hülsen und dem Herzog Eugen zu sich heran zu ziehen. Diese Generale hatten, als sie erfuhren, daß die Feinde Berlin wieder verlassen hätten und der König heranrücke, von Brandenburg aus einen verspäteten und schwachen Versuch gemacht, Wittenberg zu entsetzen. Sie waren am 15. nach Belzig vorgerückt; als sie aber dort erfuhren, daß Wittenberg bereits in Feindes Hand gefallen sei, gingen sie am 16. wieder zurück, und zwar nach Buckau unweit Ziesar, wo sie um einen ganzen Marsch weiter vom König entfernt waren als früher bei Brandenburg. Der König, unzufrieden mit ihren Operationen, sagt, sie seien dorthin gegangen, weil sie

sonst nichts mit sich selbst anzufangen wußten (embarassés de leurs personnes). Es hatte auch in der That keinen Sinn.

Zu Buckau erhielten sie den Befehl, sich bei Seyda mit dem König zu vereinigen. Sie brachen sofort (19.) auf und erreichten am 20. Treuenbrietzen.

Bald aber änderte der König seinen Plan. Vor allem mag wohl maßgebend geworden sein, daß die zu Spandau aufgehäuften Vorräthe sehr gering waren und nicht genügten. Dazu kam, daß die Reichsarmee, die sich auf das linke Ufer der Elbe zurückgezogen hatte und alle Uebergangspunkte besetzte, von Wartenburg an bis gegen Dessau hinauf den Uebergang über den Strom wenigstens erschweren konnte; endlich daß Lacy mit seinen Truppen bei Torgau in der linken Flanke der Preußen stand und Daun demnächst dort erwartet werden mußte.

Die Nothwendigkeit, sich auf Magdeburg zu basiren, wo die hauptsächlichsten Vorräthe angesammelt waren — aus denen man die Magazine weiter aufwärts an der Elbe ergänzt hatte — führte wie von selbst auf den Gedanken, die Vertheidigungslinie des Feindes an der Elbe zu umgehen. Die beiden Generale erhielten nun den Befehl, nach Magdeburg zurück und von dort auf dem linken Ufer der Elbe in solcher Weise wieder vorwärts zu gehen, daß sie am 25. bei Dessau eintreffen konnten, wo sich der König mit ihnen vereinigen wollte. — Alles, was sie an Brot und Mehl eben bei sich hatten, sollten sie zu Treuenbrietzen zurücklassen für die Armee des Königs — ein Beweis, wie spärlich es bei dieser immer noch um die Verpflegung bestellt war — dann sollten sie den Wassertransport weiterer Vorräthe von Magdeburg stromaufwärts sicher stellen. (Ung. Nach. 2, 52.)

Der König traf mit seiner Armee den 22. bei Jessen an der Schwarzen Elster ein, am 23. zu Wittenberg. Sowie er nahte, hatten seine Gegner nicht entfernt mehr daran gedacht, diesen Ort zu behaupten. Und in der That, wenn man es nicht auf eine Schlacht wollte ankommen lassen, war es zweckmäßig, nicht in der Feste, die nur einen geringen Widerstand leisten konnte, eine Besatzung gewisser Gefangenschaft preiszugeben. Es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, lag aber für die Heerführer der österreichischen und Reichstruppen zur Zeit ganz außer dem Bereich alles denkbaren: ein Beweis, wie entschieden man sich dem minder zahlreichen Feinde gegenüber auf eine passive Vertheidigung angewiesen

fühlte und glaubte. Man war demnach nur beflissen gewesen, die Festungswerke von Wittenberg zu schleifen, soweit sich das in wenigen Tagen thun ließ, und es scheint ziemlich gelungen zu sein.

Hülsens Vortrab überfiel und versprengte am 23. früh ein vorgeschobenes Korps württembergischer Truppen bei Köthen, und im Lauf des Tages traf dann der nach Magdeburg gewiesene und von dort wieder vorrückende preußische Heertheil pünktlich in der Gegend von Dessau ein. Hier vereinigte er sich am 26. mit dem König, der an eben diesem Tage bei Roslau über die Elbe gegangen war und bei Jonitz lagerte.

Inzwischen war auch Daun herangekommen. Er hatte sich am 22. bei Tristewitz unweit Torgau mit Lacy vereinigt und war dann am 24. bei diesem letzteren Ort über die Elbe gegangen, um in der bekannten Stellung auf den Höhen bei Siptitz zu lagern. Friedrichs Gegner hatten nun in dem engen Raum zwischen der Elbe bei Torgau und der Mulde gegen 110 000 Mann beisammen. (Dauns Armee zählte mit allen leichten Truppen, die dazu gehörten, = 69 244 Mann; die Reichsarmee hatte den Feldzug drei Monate früher mit = 35 000 Mann angetreten und konnte wohl nicht viel über 3000 verloren haben; der Herzog von Württemberg hatte 10 000 Mann herangeführt und seine Verluste konnten nicht bedeutend gewesen sein.) Der König hatte gewiß nicht über 60 000 Mann, und doch ging man ihm aus dem Wege. — Der Herzog von Württemberg, der den linken Flügel der feindlichen Gesammtmacht bildete, wich sofort aus der Gegend von Halle nach Merseburg zurück und verschwand bald ganz vom Kriegsschauplatz. Die Reichsarmee versammelte sich am 25. bei Düben und wich am folgenden Tage, in dem Augenblick in dem der König von Preußen erst über die Elbe ging, nach Leipzig zurück. Schon Hülsens Anrücken von Magdeburg her hatte genügt, sie, wie die Württemberger, zu verscheuchen. Bei Leipzig schien sie freilich standhalten und die Stadt schützen zu wollen, sie begann, ihre Stellung zu verschanzen. Daun hätte ohne bestimmte Befehle aus Wien auch gewiß nichts namhaftes weiter unternommen.

Das sind Erscheinungen, die sich auch wieder nur durch das moralische Uebergewicht erklären lassen, das Friedrich der Große seinen Gegnern gegenüber behauptete — und in denen sich wieder die Bedeutung eines solchen Uebergewichts zeigt.

Der Anstoß, der wieder eine um etwas gesteigerte Energie in die

Kriegführung der Verbündeten brachte, ging auch diesmal wieder von Rußland aus. Die Kaiserin Elisabeth zeigte sich im höchsten Grade unzufrieden damit, daß der Versuch auf Kolberg so schmählich mißlungen war, und hatte ernst und streng befohlen, daß die russische Hauptarmee ihre Winterquartiere in der Mark und Pommern behaupten solle. Die russischen Generale fühlten allerdings keinen Beruf, sich diese Winterquartiere zu erkämpfen. Sie überließen das gern den Oesterreichern; sie gingen nicht wieder vorwärts, sie vermieden es geflissentlich, irgend etwas zu thun, was den König herausfordern und die Heeresmacht Preußens wieder auf sie ziehen konnte, — aber gebunden durch die gemessenen Befehle ihres Hofes, wagten sie auch nicht, an die Weichsel zurück zu gehen; sie blieben unbeweglich in ihren Kantonirungsquartieren zwischen Landsberg a. d. Warthe und Soldin stehen, bereit, sich weiter auszudehnen und für den Winter festen Fuß zu fassen im Lande, wenn es den Oesterreichern gelang, sich siegreich an der mittleren Elbe zu behaupten.

Darauf also kam es nun vor Allem an, oder vielmehr das war geradezu entscheidend geworden, und man wußte sich das im Rath der Kaiserin Maria Theresia auch gar wohl zu sagen. Ein Kabinetsschreiben vom 23. Oktober machte es denn auch dem Feldmarschall Daun zur Pflicht, sich im Besitze des kursächsischen Landes zu behaupten, wenigstens bis an die Linie Torgau, Eilenburg, Leipzig; das sei eine unbedingte Nothwendigkeit; es solle deshalb auch, wenn zu solchem Ende nöthig, eine Schlacht „selbst unter zweifelhaften Umständen" gewagt werden, und wie immer, wurde auch diesmal wieder der Feldherr zum Voraus von jeder Verantwortlichkeit des Erfolges wegen freigesprochen. Eine Schlacht sollte gewagt „oder sonst etwas Entscheidendes unternommen" werden. (Hätte man sich dabei zu Wien irgend etwas bestimmtes zu denken gewußt, so würde man es wohl gesagt haben.)

Ferner wurde dem Feldmarschall vorgeschrieben, sowohl die Reichstruppen, als die Württemberger nicht einem Angriff der Preußen auszusetzen — davor hatte man seit den Erfahrungen bei Roßbach und Leuthen eine große Scheu. Daun sollte diese Verbündeten decken.

In wiefern das Alles dem österreichischen Feldherrn genehm war, muß dahingestellt bleiben, da uns nirgends darüber Auskunft gegeben wird. Jedenfalls ging er nicht mit großer Freudigkeit und Zuversicht an die Ausführung, auch spricht er in seinen Berichten aus dieser Zeit, als halte

er die preußische Armee seiner eigenen an Zahl überlegen. Ob er wirklich die Macht des Königs in solchem kaum glaublichen Grade überschätzte, oder ob er vorgab, sie für übermächtig zu halten, um die Erwartungen, die man zu Wien hegen mochte, die Forderungen, die von dort aus gestellt werden konnten, in etwas herabzustimmen, ist auch wieder nicht zu ermitteln. Doch hat er diesmal, scheint es, keine Einwendungen erhoben. Er marschirte sogar, fast unmittelbar nachdem er diese Weisungen erhalten hatte — den 27. — nach Eilenburg, ohne Zweifel in der Absicht, der Reichsarmee die Hand zu bieten. — Wäre er, wie hin und wieder, auch in der trefflichen Monographie des Grafen G. v. Walderſee gesagt wird, schon am 26. dorthin vorgerückt, so hätte er wohl mit der Reichsarmee zusammentreffen müssen.

Lacy, der dem Feldmarschall über die Elbe gefolgt war, nahm an demselben Tage mit seinem Korps Stellung bei Schilda. Welchem Zweck das entsprechen sollte, wird uns nirgends gesagt, und zu errathen wissen wir es nicht.

Den Versuch, die Reichsarmee zu decken, glaubte Daun jedoch sehr bald wieder aufgeben zu müssen. — Leider waltet, wie wir hier bemerken müssen, in Beziehung auf die Motive, durch welche die Operationen während der nächsten Tage bestimmt wurden, ein gewisses Dunkel, das ganz aufzuhellen die bis jetzt bekannten Quellen nicht genügen. — Der König war seinerseits ebenfalls am 27. mit seiner gesammten Macht — 77 Bataillonen, 140 Schwadronen und, die Bataillonskanonen mitgerechnet, 340 Stücken Geschütz — nach Kemberg vorgerückt. Die Nachrichten, die hier einliefen, ließen ihn glauben, daß nur Dauns Vortrab nach Eilenburg marschirt sei, und er sah in dieser Bewegung die Einleitung zu einer vollständigen Vereinigung der österreichischen und Reichsarmee. Die Vereinigung einer solchen Uebermacht auf Einem Punkte mußte er natürlich zu verhindern suchen, und er ging, wie er uns selber sagt, in der Absicht, sie zu verhindern, entschlossen vorwärts; am 29. nach Düben. — In der bereits erwähnten werthvollen Monographie des Grafen Walderſee wird gesagt, der König habe diesen Marsch bereit zur Schlacht ausgeführt und in der Erwartung, daß es eben bei Düben zur Schlacht kommen müsse. Der König selbst gedenkt dessen nicht, und es ist auch nicht wahrscheinlich. Wen und was hätte der König dort zu treffen geglaubt? — Gewiß nicht die bereits vereinigte österreichische und Reichsarmee, denn er

glaubte nur Dauns Vortrab nach Eilenburg vorgerückt, und der unmittelbare Zweck seiner Offensive war eben, diese Vereinigung zu hindern. — Möglicherweise mag der König wohl vorausgesetzt haben, daß Dauns Vortrab und die Reichsarmee bereits bei Eilenburg vereinigt seien, aber welchen Grund hätte er gehabt, anzunehmen, daß sie ihm bis Düben entgegenkommen würden? — Die Reichsarmee stand nicht in dem Ruf, sehr unternehmend zu sein.

In Düben ließ der König sofort die Bäckerei einrichten und ein Magazin anhäufen, in dem die aus Magdeburg — bis Dessau zu Wasser — herbeigebrachten Vorräthe gesammelt wurden. Der Ort, schon durch seine Lage einiger Vertheidigung fähig, wurde verschanzt; 8 Bataillone blieben unter dem General Sydow zu seinem Schutz zurück; ein neuntes ging als Besatzung nach Wittenberg.

Wie Arneth nach österreichischen Quellen erzählt, dachte Daun, als er erfuhr, daß die preußische Armee bei Düben eingetroffen sei, nicht mehr daran, sich mit der Reichsarmee zu vereinigen oder sie zu sich heranzuziehen; er war besorgt um Torgau und seine Verbindung mit der Elbe und brach ohne Säumen dorthin auf. Danach kann er den Rückmarsch nach Torgau erst in den Nachmittagsstunden des 29. Oktober angetreten haben und erst in der Dunkelheit dort eingetroffen sein, denn der König erreichte Düben erst um die Mittagszeit.

Den 30. wurde der Marsch des preußischen Heeres nach Eilenburg fortgesetzt. Tempelhof sagt: „Auf die Nachricht, daß die österreichische Armee sich wieder gegen die Elbe gewandt hatte", sei der König nach Eilenburg aufgebrochen; Walderſee berichtet: „In der Nacht zum 30. lief die Meldung ein, die Daunsche Armee lagere zwischen Eilenburg und Doberschütz." Keiner von Beiden nennt seine Quelle, und beide Angaben widersprechen dem, was der König selbst erzählt, dem zufolge Eilenburg von Anfang an das Ziel des Marsches war. Was Tempelhof anführt, wäre zudem wohl kaum ein Grund gewesen, den Marsch dorthin fortzusetzen in das Leere, und was Walderſees Angaben betrifft, frägt sich, ob die eingelaufenen Meldungen wirklich ausdrücklich besagten, daß gerade Dauns Armee bei Eilenburg lagere? — Der Umstand, daß der König, auch als er im folgenden Winter die Geschichte des Feldzugs niederschrieb, noch immer des Glaubens war, es sei überhaupt nur Dauns Vortrab, nicht sein Heer, dorthin vorgerückt, spricht sehr gewichtig dagegen. — Sicher

ist, daß er dort einen Feind zu treffen erwartete und den Marsch bereit zur Schlacht ausführte. Möglicherweise glaubte er die Reichsarmee mit Dauns Vortrab vereinigt vorzufinden. Das ist um so wahrscheinlicher, ja fast als gewiß anzusehen, da man bis zu dem Augenblick im preußischen Hauptquartier nicht wußte, daß die Reichsarmee schon am 27. — oder überhaupt — bis Leipzig zurückgegangen sei.

Bei Eilenburg zeigten sich Spuren, daß, wie der König sich ausdrückt, „die österreichischen Truppen, die hier gelagert hatten", in einiger Uebereilung aufgebrochen waren; sie sollen sogar eine Anzahl Zelte zurückgelassen haben. Im Allgemeinen ergab sich wohl, daß sie nach der Elbe hin zurückgegangen seien; näher scheint die Marschrichtung, welche sie eingeschlagen hatten, überhaupt nicht, oder doch nur bis in die Gegend von Mockrena und Auenhayn, ermittelt worden zu sein. Die zahlreichen Kroatenschwärme der österreichischen Armee hielten in der dortigen waldigen Gegend die preußischen Reiterpatrouillen überall sehr bald auf.

Mit Bestimmtheit erfuhr man dagegen in Eilenburg, daß die Reichsarmee bis Leipzig zurückgegangen sei. Die nächste Aufgabe, eine nothwendige vorläufige Einleitung für alles Weitere (un préalable nécessaire) war nun, die Reichsarmee weiter zurückzudrängen, sowohl, weil sie bei Leipzig der preußischen Armee, so bald diese sich gegen die Elbe wendete, im Rücken stand, als auch um ihre Vereinigung mit Daun vollends unmöglich zu machen.

Das hielt der König für nicht sehr schwierig. Darin, daß er nur 9 Bataillone und 35 Schwadronen Dragoner und Husaren gegen sie entsendete, zeigt sich, in welcher Achtung des römischen Reichs deutscher Nation eilende Exekutionsarmee bei ihm stand. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Pfalzgraf von Zweibrücken glaubte sich gegen alle Verabredung von Daun verlassen und preisgegeben, war entrüstet und in dieser Stimmung natürlich noch weniger als ohnehin schon dazu aufgelegt, ihr viel für das abstrakte allgemeine Beste zu wagen. Selbst die wenigen Preußen unter General Linden glaubte er nicht in seiner Stellung erwarten zu dürfen; er eilte über Borna und Altenburg nach Wechselburg an der oberen Mulde zurück, wahrscheinlich in der Idee, das Erzgebirge zu decken, — so lange er nicht angegriffen wurde, mit anderen Worten, so lange es nicht nöthig war. Nur seinen Nachtrab vermochten die preußischen Husaren noch einzuholen, und dem wurde denn auch ein nicht

unbedeutender Verlust zugefügt. Leipzig wurde den Preußen ohne Widerstand überlassen.

General Linden ließ 2 Bataillone als Besatzung dort und eilte schon am 1. November zum König zurück, den er noch bei Eilenburg fand. Er brachte erwünschte Nachrichten mit; der Feind im Rücken war beseitigt, eine Vereinigung desselben mit dem Feldmarschall Daun nicht mehr zu besorgen. Gegen diesen Letzteren konnten nun die weiteren Operationen ausschließlich gewendet werden, aber sie mußten auch mit größter Entschlossenheit gegen ihn geführt werden; denn auch jetzt noch war der Erfolg des ganzen Feldzugs unentschieden in der Schwebe und er mußte sich, wie von selbst, zu Ungunsten Preußens ergeben, wenn es dem König nicht gelang, den Lauf der Dinge mit siegreicher Gewalt in veränderte Bahnen zu lenken.

Ziemlich gut unterrichtet von dem, was im Rath seiner Gegner beschlossen war, wußte der König, daß die russischen Generale, deren Armee er vor Kurzem noch glaubte ganz unbeachtet lassen zu können, jetzt von ihrer Regierung den strenggefaßten Befehl erhalten hatten, sich für den Winter in der Mark und in Pommern zu behaupten — und daß sie diesen Befehl auch befolgen würden, wenn die Oesterreicher sich ihrerseits an der Elbe, wenigstens bis Torgau abwärts, zu behaupten vermochten. Er wußte, daß Daun eben deswegen aus Wien den Befehl erhalten hatte, sich jedenfalls in Sachsen, namentlich bei Torgau, zu halten und zu solchem Ende auch eine Schlacht zu wagen. Daun aus seiner Stellung zu vertreiben und ihn wo möglich bis nach Böhmen oder doch in das Grenzgebirge zurückzudrängen, war nun das, was, durch die Umstände geboten, versucht werden mußte, um das es sich handelte, und worin eine Entscheidung von sehr großer Tragweite lag.

König Friedrich hat sich veranlaßt gesehen, die Gründe, die ihn bestimmten, jetzt eine Schlacht zu suchen, zweimal darzulegen: einmal unmittelbar nach dem Ereigniß in einem Briefe an den Prinzen Heinrich, ein zweites Mal ausführlicher in seiner Geschichte des Feldzugs. Beide Male sagt er uns zunächst, was er von den Befehlen wußte, die aus Petersburg und Wien an die Armeen ergangen waren; dann fügt er in der Geschichte des siebenjährigen Krieges hinzu, die Absicht der russischen Generale sei gewesen, falls Daun einen Sieg erfocht oder sich bei Torgau zu behaupten vermochte, in die Kurmark zurückzukehren und ihre Winter-

quartiere, in Verbindung mit den Oesterreichern, an der Elbe zu nehmen: „die Folgen dieses Projekts wären unheilvoll und hoffnungslos für Preußen geworden. Durch diese Stellung hätten sie die Armee des Königs nicht nur von Schlesien und Pommern abgeschnitten, sondern auch von Berlin, dieser Säugamme der Armee, die Uniformen, Waffen, Ausrüstung und alles lieferte, was die Truppen bedurften. Man füge allen diesen Erwägungen noch hinzu, daß dann der Armee des Königs keine anderen Quartiere zu nehmen blieben, als jenseits (auf dem linken Ufer) der Mulde, zwischen der Saale, der Pleiße, Elster und Unstrut. Dieser zu enge Landstrich konnte nicht den Winter über Lebensmittel für so viele Truppen liefern. Und woher wären die Magazine für das Frühjahr gekommen? woher die Ausrüstung der Truppen (les uniformes)? woher die Rekruten? — Diese Armee, so eingeschränkt und auf die der Verbündeten (Preußens) zurückgeworfen, hätte diese ausgehungert, indem sie sich selbst aushungerte. Auch ohne tiefgehende militärische Kenntnisse zu haben, wird jeder verständige Mensch einsehen, daß, wenn der König es für den Herbst dabei bewenden gelassen und nichts weiter unternommen hätte, es eben so gut gewesen wäre, sich mit gebundenen Händen und Füßen der Gnade des Feindes zu überlassen. Man füge noch hinzu, daß der Vorrath von Lebensmitteln, den man zu Düben gesammelt hatte, kaum auf vier Wochen für die Verpflegung der Armee genügte, daß infolge des Frostes, der schon anfing empfindlich zu werden, die Elbe sehr bald (incessament) zugefroren sein mußte, daß folglich keine Lebensmittel mehr zu Schiff aus Magdeburg herbeigebracht werden konnten: mit einem Wort, man hätte sich in das äußerste Elend versetzt gesehen, wenn nicht entschlossene Maßregeln (de bonnes mesures) getroffen wurden, um den Feind zu entfernen und einen Landstrich zu gewinnen, der geeignet wäre, die Armee aufzunehmen und zu ernähren. Nach reiflicher Ueberlegung aller dieser Gründe wurde beschlossen, das Schicksal Preußens dem Ausgange einer Schlacht anzuvertrauen — wenn man nicht etwa durch Manöver dahin gelangen konnte, den Feldmarschall Daun aus der Stellung zu vertreiben, die er bei Torgau inne hatte (si toute fois on ne pouvait parvenir par des manoeuvres à déposter le maréchal Daun de Torgau, qu'il occupait).“

Dann geht der König darauf über, wie wenig Erfolg die Manöver versprachen, zu denen man hätte seine Zuflucht nehmen können, und wie

schwierig sie in der Ausführung gewesen wären. Man konnte nur Dresden bedrohen, oder die Schifffahrt auf der Elbe verhindern, vermöge welcher Daun seine Zufuhren erhielt. Aber Dresden hatte eine hinreichende Besatzung, und die Schifffahrt auf der Elbe konnte Daun entbehren, da ihm die Zufuhr zu Lande, auf dem rechten Ufer des Stroms, jedenfalls gesichert blieb. Schwierig aber oder selbst bedenklich wurde, wie der König bemerkt, jede Bewegung an die Elbe oberhalb Torgau für die preußische Armee durch die unerläßliche Rücksicht auf das Magazin zu Düben, das als das einzige das sie hatte, unter keiner Bedingung bloßgestellt werden durfte.

Es ist fast auffallend, daß der König, unter allem, was seine Lage schwierig machte und ihn zu einer Schlacht bestimmen mußte, nicht auch der Verhältnisse auf dem westlichen Kriegsschauplatze gedenkt. Denn daß er sich auf das Land nördlich der Unstrut beschränkt glaubte, wenn es ihm nicht gelang, dem Schlusse des Feldzugs durch einen Sieg eine günstigere Wendung zu geben —: das hatte seinen Grund doch wenigstens zum Theil auch in den Ereignissen eben auf jenem westlichen Kriegsschauplatz.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte nämlich seinen Feldzug dort mit gewohntem Geschick, rühmlich, aber doch nur mit halbem Erfolg geführt. Er hatte sich an der Diemel behauptet und dadurch Westphalen, wie den größten Theil der hannöverschen Lande gedeckt, aber Hessen war verloren gegangen, und die Franzosen waren sogar von Kassel aus weiter ostwärts vorgedrungen, sie hatten sich in Göttingen und Eisenach festgesetzt. Der Herzog Ferdinand aber scheint sich nie zu der Ansicht erhoben zu haben, daß der Krieg auf beiden Schauplätzen in seiner Gesammtheit als ein Ganzes aufzufassen sei, und daß die Entscheidung für beide Hälften an der Elbe liege; daß seine Hauptaufgabe sein mußte, die Heeresmacht der Franzosen von dem Meißener Lande abzuhalten und den Streitkräften Friedrichs dort die rechte Flanke zu decken. Er führte seinen Krieg für sich, als ob ihn der Krieg, den der König von Preußen an der Elbe zu bestehen hatte, gar nichts angehe. So richtete er auch jetzt nicht, wie wohl das gemeinschaftliche Interesse Englands und Preußens erfordert hätte, alle Anstrengungen darauf, Göttingen und wo möglich auch Kassel wiederzugewinnen, jedenfalls eine weitere Ausbreitung der Franzosen nach Thüringen zu verhindern; er machte anstatt dessen, zum

sehr großen und sehr entschieden ausgesprochenen Mißfallen Friedrichs II., einen Versuch, Wesel am Niederrhein wiederzuerobern. — Wenn der König inzwischen an der Elbe unterlag, was half dann Wesel?

Daun durch Manöver aus Sachsen zu vertreiben, kann der König wohl kaum im Ernst gehofft haben, da ihm die Ohnmacht der Mittel, die er anwenden konnte, vollkommen einleuchtete, und er außerdem wußte, was für bestimmte Verhaltungsbefehle der österreichische Feldherr von seinem Hofe erhalten hatte. Auch ist in den Briefen an seinen Bruder Heinrich nicht davon, sondern nur von einer Schlacht die Rede. Erst in der Geschichte des Krieges von des Königs Hand wird, wie wir eben gesehen haben, davon gesprochen, und zwar in solcher Weise, daß man allenfalls folgern könnte, daß er diesmal seinen Zweck lieber durch Manöver erreicht hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Dabei dürfen wir dann aber nicht übersehen, daß das Manuskript der Geschichte dieses Feldzugs, wie sie der König ursprünglich niedergeschrieben hatte, zufällig verbrannte und die Darstellung erst später aus dem Gedächtniß wieder hergestellt wurde. Zur Zeit der Ereignisse selbst scheint den König vielmehr die Sorge beschäftigt zu haben, Daun werde der Schlacht auch diesmal wieder ausweichen, der Feldzug enden, ohne daß es gelungen wäre, den gewünschten Umschwung herbeizuführen; nicht nur das äußerste Unheil abzuwenden, sondern auch die Ueberlegenheit der preußischen Waffen von neuem siegreich festzustellen. Charakteristisch sind in dieser Beziehung einige Worte in einem Briefe, den der König unmittelbar nach dem Siege — am 4. November — an den Bruder richtete: „ich kann die Befriedigung haben, Ihnen mitzutheilen .... daß Daun endlich bei Torgau Stand gehalten hat. (Je puis avoir la satisfaction de vous mander que le maréchal Daun ..... a enfin tenu ferme près de Torgau.)" — Daß dem König Landgewinn durch einen Sieg lieber sein mußte, als Landgewinn durch Manöver, liegt in der Natur der damaligen Verhältnisse. Ein Sieg, den er über Daun erfocht, entfernte zudem gewiß auch die Russen vom Kriegsschauplatze; ob Manöver, die ihm allenfalls einen erweiterten Landbesitz verschafften, aber, da sie das österreichische Heer intakt ließen, nicht die Möglichkeit, sich gegen sie zu wenden, diese Feinde bestimmten, an die Weichsel zurückzugehen, konnte dagegen zweifelhaft scheinen. Die Machtverhältnisse durfte der König für

hinreichend günstige, die Ueberlegenheit der Oesterreicher nicht für eine erdrückende halten.

Nachdem er den General Linden wieder an sich gezogen hatte, marschirte der König am 2. November nach Schilda, der Geschichte des siebenjährigen Krieges zufolge, um die Standhaftigkeit des Feldmarschalls Daun auf die Probe zu stellen (pour éprouver la contenance du maréchal Daun), d. h. um zu versuchen, ob er sich wohl aus seiner Stellung herausmanövriren ließ, und ihn anzugreifen, wenn das nicht gelang.

Doch, alles erwogen, was wir oben angeführt haben, verdient auch eine etwas abweichende Version beachtet zu werden, obgleich sie einer sehr unlauteren Quelle, nämlich Gaudys Tagebuch entnommen und stark tendenziös gefärbt ist.

Gewiß ist nämlich, daß König Friedrich ziemlich gut von dem unterrichtet, was zu Petersburg und Wien berathen und beschlossen wurde, dagegen zur Zeit nur sehr mangelhaft erfahren konnte, was in nächster Nähe um ihn her vorging. Die zahlreichen Kroatenschwärme der Oesterreicher erschwerten, oder verhinderten sogar, indem sie die Wälder in dieser waldreichen Gegend besetzt hielten, alle Rekognoszirungen; was man durch Landleute oder Spione und Ueberläufer erfuhr, widersprach sich in verwirrender Weise.

Endlich, so erzählt Gaudy, kam man im Hauptquartier des Königs zu der Annahme, daß Daun bei Schilda stehe, Lacy bei Mockrehna. Die einzige richtige Meldung über die Stellung des Feindes erhielt der König, heißt es da weiter, durch den Obersten Kleist von den grünen Husaren: „Der König wollte dieser Angabe aber keinen Glauben schenken, da der Ueberbringer derselben eben nicht in Gnaden stand."

Der König soll uns auch hier wieder als immerdar durch thörichte Launen beherrscht erscheinen. Angenommen, die Thatsache sei wahr, welchen Grund hätte Friedrich II. gehabt, Kleists Meldung für unfehlbar oder für glaubhafter als andere zu halten? — Gesehen hatte auch Kleist die österreichischen Stellungen nicht; er konnte eben auch nur berichten, was er von Landleuten u. dgl. gehört hatte.

Lacy hatte wirklich einige Tage über bei Schilda gestanden, und das mochte die falschen Berichte veranlaßt haben. Außerdem aber konnte unstreitig vieles für die Annahme sprechen, daß Daun dort stehe. Er hätte auf den dortigen Anhöhen, zwischen Teichen und sumpfigen Bächen eine Stellung gefunden, wie er sie liebte, und ohne Frage deckte er Dresden und seine Verbindungen bei Schilda besser als bei Torgau. Die gerade Rückzugsstraße an den Plauenschen Grund konnte ihm nicht leicht verloren gehen, wenn er bei dem ersteren Orte stand.

Am 2. November marschirte die preußische Armee in vier Kolonnen und bereit, sich zur Schlacht zu entfalten, nach Schilda. Der Vortrab unter dem Obersten Kleist stieß dort auf eine österreichische Abtheilung, die unter dem General Brentano im Marsch nach Belgern begriffen war; es kam zu einem Gefecht, in welchem die Oesterreicher 400 Mann an Todten und Gefangenen verloren, und von den gefangenen Offizieren erfuhr man nun endlich mit Bestimmtheit, wo die österreichische Armee zu finden sei. Mag Kleist in Gnaden gestanden haben oder nicht, der König glaubte seinem Bericht, so bald er besser begründet schien, als andere Nachrichten, die man hatte.

Für den folgenden Tag wurde der Angriff auf die österreichische Stellung bei Torgau beschlossen. Da der König vier Bataillone und ein Dragoner-Regiment bei Eilenburg zurückgelassen hatte, als Bedeckung der Kriegskasse und des Gepäcks, die dort blieben; da außerdem 8 Schwadronen Husaren bei Zscheppa blieben als Bedeckung der Packpferde und der Oberst Möhring mit einem Bataillon und 25 Schwadronen nach Pretsch entsendet wurde, wo man eine feindliche Abtheilung vermuthete, blieben im Ganzen 62 Bataillone und 108 Schwadronen für die Schlacht zur Verfügung, das heißt 30 000 bis 31 000 Mann Infanterie und etwa 13 000 Reiter, im Ganzen 44 000 Mann mit 256 Stücken Geschütz (124 Bataillonskanonen und 132 schweren Batteriestücken).

Ueber die bei Torgau vereinigten österreichischen Streitkräfte giebt ein Aufsatz in Streffleurs Militärischer Zeitschrift (1860) ziemlich genaue Auskunft. Wir erfahren da, daß Dauns Hauptarmee, in der Stellung mit dem linken Flügel bei Zinna, dem rechten auf den Weinbergen bei Süptitz in 21 Infanterie- und 13 Reiter-Regimentern = 33362 Mann zählte. (24 737 Mann Infanterie, 8625 Reiter.) — Dazu kamen denn unter dem General d'Ayasasa 6 Grenadier-Bataillone und 9 Karabinier-

Kompagnien = 3000 Mann. (2400 Grenadiere und 600 Reiter.) — Ferner Lacys Korps, das, mit dem rechten Flügel bei Zinna, mit dem linken an dem sogenannten großen Teich aufgestellt, mit der Hauptstellung einen eingehenden Winkel bildete, = 18 449 Mann stark. (8 Infanterie-, 6 Reiter-Regimenter; 9087 Mann Infanterie, 4012 Reiter; außerdem 163 Jäger, 2291 Kroaten, 2896 Husaren und Ulanen.) — Endlich zwei kleinere Korps leichter Truppen unter Ried, 3840 Mann. (Stabs-Infanterie 502, Jäger 154, Kroaten 1899, Stabsdragoner 647, Husaren 683.) — und Brentano 4341 (Kroaten 3044, Jäger 208, Husaren 1089) stark.

Im Ganzen also = 36 726 Mann Linien-Infanterie, wobei jedoch die Grenadiere etwas zu gering angeschlagen scheinen, 13 884 Mann Linien-Reiterei, 525 Jäger, 7531 Kroaten, 4668 Husaren und Ulanen, zusammen = 62,992 Mann.

(Das 6252 Mann starke Korps des Feldmarschalllieutenant Beck, das sich auf dem rechten Ufer der Elbe befand, ist natürlich nicht mitgerechnet.)

Ueber die Artillerie giebt Streffleurs Zeitschrift keine Auskunft, so daß wir uns an die älteren Angaben halten müssen, denen zufolge Dauns Armee 120 Bataillonskanonen und 240 schwere Parkgeschütze, im Ganzen = 360 Stücke führte. Diese Ueberlegenheit war unstreitig die gewichtigste des österreichischen Heeres.

Der Plan des Königs zur Schlacht wurde durch die Eigenthümlichkeit der österreichischen Stellung bestimmt; vor allem durch den Umstand, daß diese Stellung einem zunächst auf Düben und Eilenburg basirten und von dort heranrückenden Feinde gleichsam die rechte Flanke entgegenhielt. Dadurch war die Möglichkeit gegeben, das Heer, das sie inne hatte, in Front und Rücken zugleich anzugreifen, und was dann besonders zu einem Angriff in dieser Form einladen konnte, war, wie der König selbst anführt, die geringe Tiefe, welche diese Stellung auf dem schmalen Höhenzug von Süptitz nur haben konnte und wirklich hatte. Wenn je das gefürchtete „zwischen zwei Feuer genommen werden" eine Realität werden konnte, so war das hier nach dem großartigsten Maßstab der Fall.

Einen solchen Doppelangriff plante denn auch der König, und zwar wollte er selbst sich mit seiner Hauptmacht — mit 42 Bataillonen und 48 Schwadronen = 27,000 Mann, worunter ungefähr 6000 Reiter, und außer den Bataillonskanonen, 96 Stücke schweres Geschütz — in den Rücken des Feindes werfen, während Zieten mit dem Rest von 21 Ba-

taillonen und 54 Schwadronen, ungefähr 17 000 Mann, worunter gegen 7000 Reiter, mit 48 Batteriestücken und den Bataillonskanonen die Stirnseite der österreichischen Stellung angriff.

Unglücklich traf es sich dabei, daß man im Hauptquartier des Königs von der Stellung des Feindes nicht mit der Genauigkeit unterrichtet war, die nöthig gewesen wäre. Man wußte da nichts von Laeys Stellung und dachte sich Dauns linken Flügel — der zum rechten werden mußte, wenn die Armee, im Rücken angegriffen, rechtsum kehrt machte — auf dem Raths-Weinberge bei Torgau. Das war ein Irrthum. Dauns Stellung reichte von den Süptitzer Weinbergen herab nur bis Zinna. — Sehr auffallend ist eine Bemerkung, die wir in der Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift (1860) finden. Wir erfahren da — nicht ohne einige Verwunderung — „daß Feldmarschall Graf Daun die Stellung auf den Süptitzer Höhen keineswegs für vortrefflich hielt" und „eben im Begriff stand, selbe am 3. November zu verlassen, als er angegriffen wurde."

Wo wollte er denn hin, da er an eine Stellung bei Schilda nicht mehr denken konnte, seitdem er die preußische Armee dort wußte? — Doch nicht stromabwärts? — Dadurch hätte er seine Verbindungen mit Dresden schwieriger und seinen Rückzug nach einer etwa verlorenen Schlacht sehr unsicher gemacht; eine solche Bewegung hätte gar keinen vernünftigen Zweck gehabt. — Oder stromaufwärts nach Belgern oder weiter? Auf schmalem Raum zwischen der Elbe und der preußischen Armee hindurch, wobei dem Feinde die Flanke geboten werden mußte? Das ist nicht wahrscheinlich und noch weniger in Dauns behutsamer Weise. — In der Umgegend von Torgau selbst ist aber eine andere Stellung als die auf den Süptitzer Höhen nicht zu finden. — Also auf das rechte Ufer der Elbe hinüber, etwa in die Stellung bei Tristewitz, um sich der Schlacht zu entziehen? — Das hätte seinen Verhaltungsbefehlen aus Wien geradezu widersprochen.

Jedenfalls kam es nicht zu einer Veränderung der österreichischen Stellung, und es zeigten sich auch, als das preußische Heer in unmittelbarer Nähe des österreichischen eintraf, keinerlei Zeichen, daß man „im Begriff gestanden" hätte, sie vorzunehmen. Doch auch war die Disposition des Königs, wie wir eben gesehen haben, auf Voraussetzungen hin entworfen, die nicht ganz zutrafen.

Die Hauptmasse der preußischen Armee, mit der König Friedrich

selbst dem Feinde in den Rücken fallen wollte, mußte in ziemlich weitem Bogen um die österreichische Stellung herum über Auenhayn, Mockrehna, Wildenhayn und Weidenhayn durch die Wälder der sandigen Gegend, nach Neiden marschiren. Dort sollte sie, den linken Flügel an die Weinske, d. h. an die Elbniederung gelehnt, das Dorf im Rücken, in zwei Infanterietreffen aufmarschiren; der linke Flügel sollte in der Weise, wie König Friedrich öfter angeordnet hatte, durch eine vor das erste Treffen gestellte Avantgarde, ein Vortreffen von zehn Grenadier-Bataillonen verstärkt, zum Angriff auf den Torgauer Raths-Weinberg schreiten, der rechte Flügel zunächst „refüsirt" bleiben.

Zieten sollte mit der schwächeren Hälfte der Armee von Auenhayn die Richtung auf Großwig und Süptitz einschlagen, um im gegebenen Augenblicke die Weinberge über Süptitz, d. h. die österreichische Armee in der Front, anzugreifen. Seine näheren Verhaltungsbefehle hat Zieten mündlich unter vier Augen erhalten; wir wissen nichts weiter davon, als daß ihm aufgetragen war, da er den kürzeren Weg zurückzulegen hatte und wahrscheinlich zuerst im Angesichte des Feindes erschien, zunächst eine abwartende Stellung einzunehmen und nicht eher zum Angriff zu schreiten, als bis er gewiß sei, daß auch der König seinerseits das Gefecht begonnen habe. Der Schall des Feuers und bei der geringen Entfernung selbst der aufsteigende Rauch konnten ihn erkennen lassen, wenn das der Fall war.

Sehr bestimmt tritt in diesen Anordnungen hervor, daß hier eben so entschieden als in irgend einer anderen Schlacht, die Friedrich der Große je geplant hatte, eine Vernichtungsschlacht beabsichtigt war. Konnte pünktlich ausgeführt werden, was verfügt war, trafen die beiden Angriffe, so wie vorausgesetzt wurde, in der Zeit zusammen, dann war an dem Siege wohl nicht zu zweifeln, und die Niederlage der Oesterreicher wurde aller Wahrscheinlichkeit nach eine ebenso vollständige wie bei Leuthen. Dauns Armee verlor die Möglichkeit, sich durch Torgau auf das rechte Ufer der Elbe zurückzuziehen, und der Rückzug auf dem linken Ufer nach Belgern mußte, wenn nicht unbedingt unmöglich, doch ungemein schwierig geworden sein und hätte gewiß nicht ohne sehr große, vielleicht vernichtende Verluste ausgeführt werden können.

Noch dazu fehlte nicht gar viel daran, daß man den Feldmarschall Daun ganz unvorbereitet auf den Angriff in seinen Rücken getroffen

hätte. Die Anstalten, die er noch am Morgen des 3. November traf, beweisen, daß er den Feind von Süden her erwartete. Die Armee des Königs stieß zwar im Marsch schon bei Mockrehna auf Vorposten des General Ried, dann bei Wildenhayn auf das Korps dieses Generals, der, sowie die Preußen nahten, nach Weidenhayn zurückging, und dann, vereinigt mit den Grenadieren und Karabiniers unter dem Obersten Normann, nach Großwig auswich. Ob General Ried gewahr geworden ist, welche Richtung der weitere Marsch des Königs nahm, bleibt zweifelhaft; Zietens Heranmarsch, wenn ihn seine leichten Truppen entdeckten, konnte allerdings irre führen.

Die Armee des Königs setzte in drei Kolonnen, — deren erste aus den 10 Grenadier-Bataillonen der Avantgarde und dem ersten Treffen der Infanterie, die zweite aus dem zweiten Treffen der Infanterie, die dritte aus der Reiterei bestand — ihren Marsch durch die Domitzsche Haide fort. In einer Lichtung des Waldes hatte sich soeben das österreichische Dragoner-Regiment St. Ignon (später unter dem Namen Latour berühmt, jetzt Windischgrätz) gesammelt, um, erhaltenem Befehle gemäß, gegen Eilenburg zu marschiren. Da es sich an dieser Stelle ziemlich weit entfernt im Rücken der eigenen Armee wußte, scheint es alle Vorsichtsmaßregeln als unnütz angesehen und unterlassen zu haben; es befand sich unversehens zwischen der ersten und zweiten Kolonne des Königs; es fand zwar noch Zeit aufzumarschiren, unterlag aber in kurzem Kampfe mit den preußischen Husaren und wurde als taktischer Körper vollständig vernichtet. Nur wenige Reiter entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft und kamen fliehend in Dauns Lager an.

Mochten Rieds Berichte auch unsicher oder unvollständig gewesen sein, jetzt wußte Daun, was ihm bevorstand, und der Marsch der Preußen auf den schmalen Sandwegen durch den Wald ging so langsam, daß ihm alle Zeit blieb, seine Gegenanstalten zu treffen. Noch war die Stirnseite seiner Armee nach Süden gewendet; noch stand der Artillerie-Park bei Neiden, bis zur Zeit hinter der Stellung, wie sich nun die Dinge gewendet hatten, vor derselben. Diese Stellung zu verlassen, um gegen eine der beiden Hälften der getheilten preußischen Armee zur Offensive überzugehen, wie Graf Waldersee andeutet, dazu hätte sich wohl auch ein Mann von rascher arbeitendem Geist, als Daun war, nicht so leicht aus dem Stegreife entschlossen. Es war gar mancherlei Bedenken dabei. Vor allem

wäre zu erwägen gewesen, daß ein solcher Angriff in dem Augenblicke, wo die Situation klar wurde, wohl nur auf Zieten gewendet werden konnte, — denn wie hätte man in die Wälder gleichsam untertauchen wollen, wo alle Ueberſicht und Leitung verloren gehen mußte, um die Kolonnen des Königs, man wußte nicht bestimmt wo, aufzusuchen. Und wenn man denn auch einen Sieg über Zieten davongetragen hätte, und die Süptitzer Höhen wären inzwiſchen in die Hände des Königs gefallen, in welcher Lage befand ſich dann die öſterreichiſche Armee?

Daun ſcheint allerdings dieſe Betrachtungen, die wohl auch einen Anderen zurückhalten konnten, gar nicht angeſtellt zu haben, denn der Gedanke an eine Offenſive als etwas Mögliches oder Denkbares iſt ihm offenbar ſelbſt momentan nicht durch den Sinn gegangen. Wohl aber wußte er ſich zu ſagen, daß er den Hauptangriff im Rücken ſeiner bisherigen Stellung zu erwarten habe. Das zeigte ſich in den Anordnungen, die er traf. Er wendete nun die Stirn ſeines Heeres nach Norden, und zwar nicht, indem er ſeine Truppen einfach da, wo ſie eben ſtanden, rechtsumkehrt machen ließ. Das erſte Treffen, das bis dahin auf dem ſüdlichen Rande der Süptitzer Höhen geſtanden hatte, zog vermöge eines Kontremarſches auf die nördliche Kante dieſer Hügelreihe, ſo daß der rechte Flügel der nach Süden gewendeten Front auch wieder der rechte der nach Norden gekehrten wurde. In dem zweiten Treffen dagegen, das umgekehrt von dem nördlichen auf den ſüdlichen Rand verſetzt wurde, ſcheint im Gegentheil jedes Bataillon — oder vielleicht jedes Infanterie-Regiment — den Kontremarſch in ſich ausgeführt zu haben, und dann geradeaus in die neue Stellung gegangen zu ſein. Der frühere linke Flügel wurde hier zum rechten und umgekehrt. Die linke Flanke der öſterreichiſchen Armee, auf der abſchließenden Kuppe der Süptitzer Höhen, wurde durch drei Infanterie-Regimenter geſchloſſen, ſo daß Dauns Stellung zu einem länglichen, an der einen Seite — nach Torgau hin — offenen Karree wurde.

Dauns nächſte Sorge mußte nun ſein, den Artillerie-Park in Sicherheit zu bringen, der bei Neiden im Rücken der früheren, vor der Front der jetzigen Stellung ſtand. Er wurde eiligſt über die Elbe geſchafft. Das war eine Nothwendigkeit, denn bei der geringen Tiefe der öſterreichiſchen Stellung konnte ſich dieſſeits des Stroms kein Halteplatz finden, auf dem er vor dem feindlichen Feuer geſichert geweſen wäre. Die ſchweren

Geschütze aber, die bisher im Park vereinigt gewesen waren, wurden in die Stellung gebracht und in Batterien aufgestellt, wie man sie von solcher Macht in früheren Schlachten kaum jemals auf einem Punkte vereinigt hatte. Vor dem rechten Flügel wurde eine Batterie von 80 bis 100 Stücken gebildet; eine zweite auf den Weinbergen bei Süptitz, mit der Front nach Süden; eine dritte, eben dahin gewendete, bei Zinna.

Das waren ohne Zweifel die zweckmäßigsten Maßregeln, die sich zur Vertheidigung in der gegebenen Stellung treffen ließen. Nur das könnte man tadeln, daß Daun seine zahlreichen Kroaten nicht auch jetzt noch verwendete, um den Marsch des Königs durch den Wald zu erschweren und mehr oder weniger in Unordnung zu bringen. Wie hätte unter anderem der ohnehin beschwerliche Marsch der preußischen Artillerie gehindert werden können, wenn im Walde auch nur eine Anzahl Zugpferde erschossen wurden.

Zieten war mit seinen 17 000 Mann um 8 Uhr früh in einer Kolonne aus dem Lager aufgebrochen. An einem namenlosen Gewässer, bei der „rothen Furth-Brücke", suchten zwei Warasdiner Bataillone seinen Marsch aufzuhalten; sie wurden natürlich leicht überwältigt und verloren dabei zwei Kanonen. Zieten aber faßte hier den Entschluß, von den Verhaltungsbefehlen, die ihm der König ertheilt hatte, sehr wesentlich abzuweichen. Wodurch er sich dazu bewogen fühlte, darüber geben die Quellen keine Auskunft, doch möchte wohl Graf Walderfees Vermuthung, daß er durch die an der rothen Fuhrt gemachten Gefangenen von Lacys Stellung unterrichtet und dadurch bestimmt worden sei, das Richtige treffen. Wahrscheinlich fürchtete Zieten, selbst von Lacy in der Flanke angegriffen zu werden, wenn er zum Angriff auf die Weinberge bei Süptitz schritt. Anstatt den Marsch auf Großwig und Süptitz fortzusetzen, wie ihm vorgeschrieben war, wendete er sich durch den Wald weiter rechts — ostwärts — und nahm endlich am Saume des Waldes eine Stellung, in der er seinen rechten Flügel an den sogenannten Großen Teich bei Torgau lehnte und den linken Flügel der österreichischen Hauptstellung gerade vor sich hatte —: eine Stellung, in der er allerdings gegen einen Flankenangriff Lacys gesichert war, so lange er nämlich unthätig blieb und sich nicht von der Stelle rührte; sowie er aber thätig in den Gang der Schlacht eingreifen wollte, bei dem ersten Schritt vorwärts, verfiel er hier viel entschiedener, als bei Großwig und Süptitz

der Fall gewesen wäre, der Gefahr, der er aus dem Wege gehen wollte. Höchstens durch einzelne Brigaden von seinem linken Flügel konnte Zieten von dieser Stellung aus in die Schlacht eingreifen, aber auch das geschah nicht.

Während des Aufmarsches und in der Stellung am Waldrande wurde Zietens Heertheil von der österreichischen Artillerie aus, der großen Batterie auf dem Süptitzer Weinberge sowie aus der bei Zinna vereinigten lebhaft beschossen. Zieten vereinigte sein schweres Geschütz ungefähr vor der Mitte seines ersten Treffens (vor der Brigade Zeuner) und ließ das Feuer lebhaft erwidern. Bei der großen Entfernung, aus der man sich beschoß, scheint diese Kanonade hier keinen großen Schaden gethan zu haben; einen um so größeren that sie mittelbar auf einem anderen Theil des Entscheidungsfeldes.

Es soll ungefähr 1 Uhr Nachmittag gewesen sein, als die Spitzen der königlichen Kolonnen in der Nähe von Neiden aus den Wäldern in das Freie traten. Eine österreichische Abtheilung, die unter dem Obersten Ferrari bei diesem Dorfe stand (3 Grenadier-Bataillone und das Dragoner-Regiment Batthyany), war sichtlich überrascht durch die Erscheinung der Preußen und weder auf Widerstand noch auf einen Rückzug vorbereitet. Ein Theil der Grenadiere war eben nach Wasser gegangen. Man hatte von Dauns Hauptquartier aus diese Abtheilung nicht von dem benachrichtigt, was bevorstand, man hatte sie vergessen: ein Beweis, daß in Dauns Umgebung, indem man sich bereiten mußte, dem preußischen Doppelangriff zu begegnen, vielleicht nicht die unbedingteste Ruhe und Besonnenheit herrschte. Doch konnte sich Ferrari ohne großen Schaden in die Hauptstellung der Oesterreicher zurückziehen, da die preußische Reiterei nicht zur Stelle war, und König Friedrich auch die Grenadiere an der Spitze seiner Kolonne Halt machen ließ, damit die im Walde weit auseinandergezogene Kolonne die Möglichkeit gewinne, besser aufzuschließen.

Der König war, wie immer in entscheidenden Augenblicken, bei dem Vortrab, und wurde nun gewahr, daß die Dinge wesentlich anders lagen, als er gedacht hatte. Die Stellung der Oesterreicher war nicht ganz die vorausgesetzte, namentlich dehnte sich ihr rechter Flügel nicht bis auf den Rathsweinberg aus, besonders aber wurde entscheidend, daß Truppenbewegungen in der Elbniederung sich als unmöglich erwiesen. Der lockere Boden dieser vom Wasser der Elbe durchsickerten Wiesen war von sehr

vielen Abzugsgräben durchzogen; es läßt sich begreifen, daß taktisch geordnete Truppen und besonders Artillerie dort im späten Herbst nicht fortkommen konnten. Der König änderte demgemäß seinen Plan. Er beschloß nun den linken Flügel der Oesterreicher auf den beherrschenden Siptitzer Höhen auf der Nordseite der dortigen Weinberge mit seinem rechten anzugreifen. Um die Stelle zu erreichen, wo sich die preußische Infanterie, dem so veränderten Plan gemäß, der österreichischen Linie gegenüber, zum Gefecht ordnen sollte, mußten die Kolonnen des Königs bei Neiden eine Schwenkung ausführen und eine der bisherigen Marschrichtung beinahe entgegengesetzte Richtung einschlagen. Das führte, in Beziehung auf den Aufmarsch, Schwierigkeiten herbei, die nicht ohne Einfluß auf den Gang der Schlacht blieben.

Als eben die Einleitungen getroffen waren, den veränderten Plan zum Angriff auszuführen — es soll um 1½ Uhr Nachmittag gewesen sein — ergab sich ein Unerwartetes, das auf dieser Seite zu sehr nachtheiliger Uebereilung verleitete: der Wind, der scharf aus Süden wehte, brachte den Schall einer heftigen Kanonade und selbst kleinen Gewehrfeuers nach Neiden und in die Domitzscher Heide. Man sagt gewöhnlich, es sei der Lärm des Gefechts gewesen, das Zietens Vortrab an der Rothen Furt gegen zwei Bataillone Kroaten zu bestehen hatte. Doch dieses Gefecht kann unmöglich länger als eine mäßige Anzahl Minuten gedauert, unmöglich einen Irrthum veranlaßt haben, in dem man stundenlang befangen blieb. Was die Täuschung hervorrief und erhielt, muß wohl die lange fortgesetzte Kanonade gewesen sein, das Feuer, das die österreichischen Batterien aus der Hauptstellung während des Aufmarsches und später auf Zietens Heertheil richteten, und das von preußischer Seite erwidert wurde. König Friedrich glaubte Zieten bereits in ein ernstes Gefecht verwickelt und hielt es deshalb für nothwendig, den eigenen Angriff zu beschleunigen.

Wie er sich die Lage in dem Augenblick dachte, darüber liegen in den Quellen zwei sehr wesentlich verschiedene Angaben vor.

Gaudy, mit strenger Folgerichtigkeit stets beflissen, den königlichen Feldherrn als immerdar in ganz willkürliche Illusionen und Hirngespinnste verloren darzustellen, erzählt, man habe dem König wiederholt gemeldet, daß österreichisches Geschütz und Gepäck über die Elbbrücke nach dem rechten Ufer abfahre; er habe dies sogar selbst zum Theil aus der Gegend

von Reiden durch ein Fernrohr beobachten können. Dadurch sei der König verleitet worden zu glauben, Daun wolle sich dem Angriff entziehen und habe bereits den Rückzug angetreten. Als dann der Lärm eines Gefechts hörbar wurde, glaubte er, Daun habe Zietens Heertheil ernstlich angegriffen, um seinen Rückzug zu decken. Anzunehmen, der vorsichtige Daun habe sich in dem Augenblicke, wo er die preußischen Kolonnen, die zum Angriffe auf die bisherige Rückseite seiner Stellung heranmarschirten, auch ohne Fernrohr mit eigenen Augen sehen konnte, auf ein so gewagtes Unternehmen eingelassen, lag doch, wie man glauben sollte, nicht sehr nahe; es mußte dabei ein so hoher Grad entschlossener Kühnheit vorausgesetzt werden, wie ihn der König dem österreichischen Feldmarschall im Allgemeinen nicht zuzutrauen pflegte.

Einer anderen Ueberlieferung zufolge, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, rief der König aus, als er durch den Wiederhall der Kanonade überrascht wurde: „Mein Gott! Zieten greift schon an und ich habe meine Infanterie noch nicht heran!“ — Er glaubte, Zieten, der erst dann angreifen sollte, wenn das Gefecht diesseits, von der Nordseite, von Reiden her, in vollem Gange sei, habe seine Verhaltungsbefehle mißverstanden und sich übereilt; es schien nothwendig, rasch einzugreifen in das Gefecht, damit der Angriffsplan des Königs nicht ganz verfehlt wurde, und besonders, weil Zieten zu schwach war, als daß man ihn ohne die mittelbare Unterstützung eines Angriffs von dieser Seite seinem Schicksal überlassen konnte. Aber freilich mußte es dabei als ein schlimmer Umstand in das Gewicht fallen, daß die Infanterie des Königs noch nicht „heran“ war; nur die 10 Grenadier-Bataillone der Avantgarde und die Brigade Ramin des ersten Treffens waren zur Stelle, der Schweif der Kolonnen steckte noch weit zurück im Walde; die Reiterei, welche die dritte Kolonne bildete, war noch ganz außer dem Bereich des Schlachtfeldes.

Doch hielt es der König für unerläßlich, sofort mit dem, was eben zur Hand war, mit den Grenadier-Brigaden zum Angriff zu schreiten. Den Generalen, die noch zurück waren, wurde der Befehl gesendet, ihren Marsch zu beschleunigen, die Grenadiere wurden zur Eile getrieben, ihr Aufmarsch, ohnehin schwierig, da er im Walde ausgeführt werden mußte, wurde übereilt; einige Bataillone formirten sich, wie man das nennt, in der Inversion, oder, wie die Oesterreicher sagen, „mit verworfenen Flügeln“, bei anderen wurde das dritte Glied zum ersten.

Ein österreichischer Kritiker (in Streffleurs Zeitschrift, 1861, 1,84) will das „bei der trefflich geschulten preußischen Armee jener Zeit fast unbegreiflich" finden, doch hätte, wie man denken sollte, ein Blick auf die Karte und ein sehr mäßiger Grad von Scharfsinn wohl genügt, um auch ihm das Räthsel zu lösen. Die Armee des Königs war links abmarschirt, mußte also rechts aufmarschiren, hatte aber durch die Schwenkung der Kolonnen bei Neiden eine Richtung eingeschlagen, in der sie — im Großen und Ganzen — den Feind zu ihrer Linken hatte. Daher alle Schwierigkeiten.

Die Spitzen der preußischen Kolonnen, die sich mühsam durch einen Verhau und den Wald bewegten — nicht, wie auf dem Marsch bis Neiden auf Waldwegen und durch Gestelle, sondern quer durch die Schläge — trafen ziemlich senkrecht auf die österreichische Stellung, aber ungefähr auf deren Mitte, nicht auf den linken Flügel, der angegriffen werden sollte. Tempelhof, der allein über die Art, wie der Aufmarsch ausgeführt wurde, etwas Näheres mittheilt, berichtet, die Bataillone hätten sich, um in eine der österreichischen Linie gleichlaufende Aufstellung zu kommen, ein jedes für sich, rechts aus der Kolonne herausgezogen. Dadurch kamen denn die Bataillone allerdings vom linken zum rechten Flügel in die Reihenfolge, die ihnen durch die Ordre de bataille angewiesen war. Aber jedes Bataillon blieb in sich links abmarschirt und hatte den Feind zur Linken. An „Flügel vorziehen", eine Evolution, die der Herzog von Bevern auf dem Schlachtfelde bei Prag improvisirt hatte und die seitdem nicht wieder vorgekommen war, wurde nicht gedacht; zur Eile wurde getrieben; da marschirten einige Bataillone links auf in der Inversion, woran die Truppen damals durchaus nicht gewöhnt waren; andere marschirten rechts auf, so daß sie zunächst dem Feinde den Rücken zuwendeten, und machten dann Rechtsumkehrt, wodurch das dritte Glied zum ersten wurde — eine Formation, in der man sich wohl noch unsicherer fühlen mochte. Das Alles konnte gewiß im Walde nicht anders als mangelhaft ausgeführt werden, um so mehr, da die Truppen schon hier bedeutend durch das Feuer der feindlichen Artillerie litten — in doppelter Weise, nämlich durch die Geschosse und durch die von den Bäumen abgeschossenen Holzsplitter. Ein mächtiger Eichenast erschlug zwei Grenadiere unmittelbar vor dem König, der sich dadurch veranlaßt sah, vom Pferde zu steigen und die Bataillone zu Fuß ins Gefecht zu führen. Kaum in

gedachter Weise mangelhaft formirt, traten die fünf Bataillone der ersten Brigade in Linie zum Vormarsch gegen den Feind an, durch den Wald, wo bei jedem Schritt eine Anzahl Rotten den Bäumen ausweichen mußte. Es läßt sich denken, daß sie nicht anders, als sehr gelockert, in das Freie kommen konnten — in den Kartätschen-Bereich der gewaltigen österreichischen Batterien. Das Schlimmste war wohl, daß sie ohne alle Unterstützung durch Artillerie zum Angriff schreiten mußten. Die Batterien, die den preußischen Brigaden beigegeben waren, hatten sich nicht rechtzeitig durch den Wald zu arbeiten vermocht; aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal die ganze Zahl der Bataillonskanonen der Infanterie gleichzeitig folgen können; das Feuer der österreichischen Artillerie wurde durch nichts wenigstens theilweise abgelenkt und blieb ganz auf die zum Angriff heranrückenden Grenadiere konzentrirt. Daß es, während die Grenadiere bereits im Gewehrfeuer standen, zweien Brigade-Batterien gelang, links derselben neben dem Walde Stellung zu nehmen und ihr Feuer zu eröffnen, wollte wenig bedeuten, denn diese Batterien wurden durch das Feuer der fünffach überlegenen Batterie vor der österreichischen Mitte, wie Tempelhof berichtet, „in einem Augenblicke vernichtet"; sie konnten, nachdem sie eine erste Lage abgegeben hatten, nicht wieder zum Laden kommen, weil „Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde durch das feindliche Kartätschenfeuer in einem Augenblicke erschossen oder verwundet wurden."

Es soll 2½ Uhr gewesen sein, als die Grenadiere zum Angriff schritten, d. h. eine Stunde, nachdem Zieten das unbedeutende Gefecht an der rothen Furt gehabt hatte. Ein Irrthum, der nur durch dieses veranlaßt gewesen wäre, mußte demnach längst aufgeklärt sein.

Der ersten Grenadier-Brigade hatte sich die zweite zu ihrer Rechten angeschlossen. Diese 10 Bataillone wurden nach einem hartnäckigen Gefecht zurückgeschlagen. Sie wichen in Unordnung in den Wald zurück, nachdem sie zwei Drittheile ihrer Mannschaft verloren hatten.

Inzwischen hatte sich im Walde ein erstes Treffen von 13 Bataillonen formirt. Es bestand aus 10 Bataillonen des ersten Treffens und der ersten Kolonne (den Brigaden Ramin und Gablenz), und 3 Bataillonen, welche die Spitze der zweiten Kolonne bildeten und eben eingetroffen waren. Bei dem Aufmarsch scheint es diesmal ruhiger und ordentlicher hergegangen zu sein, als bei dem der Grenadiere. Doch übte die Zeit, deren man bedurfte, um dieses Treffen zu bilden, auch wieder, wie nicht zu ver-

kennen ist, einen nachtheiligen Einfluß auf den weiteren Gang des Gefechts. Auch diese Bataillone waren nämlich links abmarschirt und mußten links wieder aufmarschiren; das wurde diesmal durch successives Einschwenken der Züge bewerkstelligt; ein solcher Aufmarsch erfordert Zeit; die letzte Brigade der ersten Kolonne (Butzke, 5 Bataillone), die als eine Art von zweitem Treffen rechts über das erste hinausreichen sollte, war damit noch nicht fertig, als die weichenden Grenadiere durchgelassen werden mußten. Dieses erste Treffen kam demnach zu spät, um in ein noch stehendes Gefecht eingreifen zu können; es mußte, nachdem die Grenadiere eine vollständige Niederlage erlitten hatten, ein ganz neues Gefecht beginnen, und das hieß unter bei weitem weniger günstigen Bedingungen den Kampf aufnehmen.

Indessen, der neue Angriff konnte durch das Feuer zweier oder dreier Batterien unterstützt werden, die zu seiner Linken zum Auffahren gekommen waren, und schien zunächst einen günstigen Verlauf zu nehmen. Man kann nicht sagen, daß König Friedrich diesmal in seiner schiefen Ordnung mit einem „refüsirten" Flügel angegriffen hätte; er warf vielmehr den gesammten Heertheil, den er heranführte, mit Ausnahme der Reiterei, die noch zurück war, auf den strategisch entscheidenden Punkt, den linken Flügel der Oesterreicher. — Die preußische Infanterie warf nun das erste Treffen des Feindes zurück, drang bis auf die Höhe bis in die Stellung der Oesterreicher vor, und da noch drei Grenadier-Bataillone von der zweiten Kolonne, die nacheinander eintrafen, in die Linie eindoublirten, behauptete sie sich längere Zeit inmitten der österreichischen Stellung.

Daun glaubte hier die größten Anstrengungen machen zu müssen, um die Schlacht zu halten. Er führte zwei Infanterie-Regimenter, die er zwischen den beiden Treffen, oder vielmehr, wie die Dinge sich jetzt gestaltet hatten, zwischen den beiden vorwärts und rückwärts gewendeten Stirnseiten seiner Stellung noch in Reserve hatte, zusammt einem Dragoner-Regiment an die zumeist gefährdete Stelle. Er wurde hier durch eine Flintenkugel am Fuße verwundet; ein Beweis, daß er nöthig geachtet hatte, die Truppen persönlich bis nahe an den Feind zu führen und den Gang des Gefechts aus nächster Nähe zu überwachen.

Die 16 preußischen Bataillone litten in dem nahen Feuergefecht gegen eine Ueberzahl schwere Verluste, ihre Reihen lockerten sich; wenn sie ohne Unterstützung blieben, war nicht nur ein weiterer Erfolg unmöglich,

sondern auch ein endliches Mißlingen unvermeidlich, und sie blieben ohne Unterstützung. Als dann der Feldmarschall Daun auch noch vier Reiter-Regimenter von seinem rechten Flügel herbeirief, von denen zwei gegen die Stirnseite, zwei gegen die linke Flanke dieser Infanterie anritten, vermochten die gelichteten Bataillone diesem Stoße nicht mehr zu widerstehen. Sie wurden mit großem Verlust in Unordnung von den Höhen hinab in den Wald zurückgeworfen. Ein Grenadier-Bataillon wurde dabei bis auf einen ganz geringen Rest aufgerieben. Ein Regiment hatte die Hälfte seiner Mannschaft verloren.

Glücklicherweise war inzwischen auch der Rest der zweiten Kolonne unter Hülsen im Walde nahe am Fuße der Höhen eingetroffen, und es war dem General Hülsen gelungen, aus den letzten Truppen dieser Kolonne und der Brigade Butzke ein neues Treffen von 11 Bataillonen zu bilden. Er scheint dieses Treffen auch durch Artillerie verstärkt zu haben, obgleich der größte Theil der Batterien, die er mit sich führte, in dem österreichischen Verhau festgefahren, außer Thätigkeit bleiben mußte. An dieser Linie und ihrem wirksamen Feuer brach sich der Angriff der österreichischen Reiter, die nun ihrerseits mit Verlust zurückweichen mußten. Jetzt endlich erschien die Spitze der dritten Kolonne, der preußischen Reiterei, an dem linken Flügel Hülsens auf dem Schlachtfelde; sehnlich erwartet und verspätet, weil der Prinz von Holstein-Gottorp, der sie befehligte, durch eine Botschaft des Königs zur Eile aufgefordert, den Weg verließ, auf den er durch die Disposition gewiesen war, einen anderen kürzeren einschlug, um das Schlachtfeld schneller zu erreichen, seine Kolonne sich darüber mit der zweiten unter Hülsen kreuzte und halten mußte, bis diese vorüber war.

Der König griff sofort persönlich ein. Er hieß die Spitze der Reiterei die Bodenhindernisse, die sie aufhalten konnten — den Röhrteich und den Zscheitschken Graben — rechts umgehen, damit sie unverzüglich in das Gefecht eingreifen konnte. Zwei Küraſſier-Regimenter und das Dragoner-Regiment Bayreuth (jetzt Königin-Küraſſiere) schlugen die vier österreichischen Reiter-Regimenter aus dem Felde und befreiten dadurch Hülsens Infanterie vollends von ihren Angriffen. Dann warfen sich namentlich die Dragoner auf den rechten Flügel der österreichischen Infanterie. Vier von den neun Infanterie-Regimentern, die das gegen Norden und den König gewendete Treffen bildeten — die vier vom rechten Flügel —

wurden durch den entschlossenen Angriff dieser Reiter gänzlich gesprengt, erlitten schwere Verluste und möchten wohl überhaupt an diesem Tage kaum wieder gefechtsfähig geordnet worden sein. Der siegreiche Angriff der Dragoner wurde endlich dadurch aufgehalten, daß ein Infanterie-Regiment in der Linie einen Haken rückwärts bildete. Dagegen erlag in der Mitte ein Infanterie-Regiment den Angriffen der preußischen Kürassiere.

Daun hatte inzwischen auch seine Reiterei vom äußersten rechten Flügel herbeigerufen; sie fiel den durch wiederholte Angriffe gelockerten preußischen Dragonern in den Rücken. Auch ein Reiter-Regiment aus der Mitte, das noch nicht gefochten hatte, und ein Theil der früher geworfenen Kavallerie ging zu neuem Angriff auf die preußischen Kürassiere vor, die nun ihrerseits, geworfen, bis an den Wald zurückgehen mußten.

Hülsens Infanterie nahm nun das Gefecht auf. Aber sie schritt nicht in der besten Verfassung zum Angriff auf die Höhen, und die, wie es scheint, jetzt durch Normanns Grenadiere ergänzte Linie der Oesterreicher; sie war bereits durch die Angriffe der österreichischen Reiterei und das wirksame Feuer der österreichischen Geschütze gar sehr erschüttert, drang zwar bis auf die Höhen vor, vermochte aber hier dem Gegenangriffe der österreichischen Infanterie und Reiterei nicht Stand zu halten und wich in einer Unordnung, die durch das hereinbrechende Abenddunkel vermehrt wurde.

Der Prinz von Holstein war nun auch mit dem Rest der preußischen Reiterei — 23 Schwadronen — herangekommen, aber unbekannt mit dem Gelände, hatte er den Rohrteich und den Zscheitschken-Graben nicht zu seiner Rechten — im Westen — umgangen, und infolge dessen konnte sein Eintreffen nicht von irgend welchem Nutzen sein. Er wollte der österreichischen Reiterei, die Hülsens weichenden Bataillonen folgte, in die Flanke fallen und ritt gegen sie an; die Oesterreicher schwenkten gegen ihn ein, zu einem Zusammenstoß konnte es aber doch nicht kommen, denn der hier für Reiterei unüberschreitbare, oben genannte Graben lag zwischen ihnen. So entspann sich denn hier ein ebenso wunderliches als ohnmächtiges Feuergefecht, das auf eine Entfernung von kaum dreißig Schritt mit Pistolen und Karabinern geführt wurde.

Der Feldmarschall Daun ließ zwei Bataillonskanonen herbeibringen und die preußische Reiterei mit Kartätschen beschießen; er ließ drei Reiter-Regimenter herbeirufen, die bis zur Zeit den linken Flügel der gegen

Zieten gewendeten Front gebildet hatten; ein viertes gesellte sich dazu, die Masse konnte den Zscheitschken-Graben in und bei dem Dorfe Zinna überschreiten und zum Angriff vorbrechen, die preußische Reiterei wurde bis gegen Reiden zurückgeworfen.

So waren denn alle Truppen des Heertheils, den der König herangeführt hatte, geschlagen, bis auf vier Bataillone und eine Batterie Zwölfpfünder, die den Schweif der Reitereikolonne gebildet hatten und nun am Abend auf dem linken Flügel der geschlagenen Infanterie zwischen dem Walde und dem Rohrteich Stellung nahmen. Doch dürfen wir uns den Gang der Schlacht und das Ergebniß der bisherigen Kämpfe nicht so denken, wie sie oft genug rhetorisch und romantisch geschildert worden sind; so, als sei die österreichische Armee unerschüttert siegreich geblieben, bis dann spät am Abend ein unerwarteter, unberechenbarer Glücksfall, fast ein blinder Zufall zu nennen, den Preußen einen unverhofften Sieg in die Hände gespielt habe. Ein urplötzlicher Theatercoup oder vollends ein blinder Zufall entschied überhaupt zur Zeit des siebenjährigen Krieges Schlachten so wenig als in unseren Tagen.

Der Gang der Schlacht ist in hohem Grade merkwürdig und fordert vielfach zum Nachdenken auf. Der König hatte einen entscheidenden Angriff mit gesammter Macht beabsichtigt, der in der ihm geläufigen Art ausgeführt werden sollte: in zwei Treffen, verstärkt, wie bei Leuthen, durch ein doppeltes Vortreffen von Grenadier-Bataillonen, das auf den Punkt fiel, wo die Entscheidung erfolgen, auf den Theil der feindlichen Linie, der durchbrochen werden sollte. — Schon vorhin waren wir veranlaßt, uns darüber auszusprechen, welcher Erfolg wahrscheinlich zu erwarten stand, wenn dieser Angriff auf den Höhen über Groswig und Süptitz mit dem Angriff Zietens zusammentraf, wie das in der Absicht des Königs lag, da Zieten den Befehl hatte, anzugreifen, sobald er wahrnehmen konnte, daß auf der anderen Seite, von Norden her, das Gefecht in vollem Gange sei.

Anstatt dessen hatte sich auf dieser Seite eine successive Verwendung der preußischen Streitkräfte ergeben. Allerdings wurde sie unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen ausgeführt. Der erste Angriff der Grenadier-Bataillone war übereilt unternommen, weil der König glaubte, eilig eingreifen zu müssen, um nicht Zietens Heertheil im Kampfe mit einer Uebermacht ohne Unterstützung zu lassen. Er wurde mit so geringen

Mitteln unternommen, daß er in der That nicht gelingen konnte, und in einem Augenblicke, wo noch keine schlagfertige Reserve zur Hand war. Die folgenden Treffen waren niemals in dem Falle gewesen, in ein noch stehendes Gefecht eingreifen zu können, wie das die Bedingung einer zum Voraus berechneten successiven Verwendung der Truppen ist; sie waren stets erst dann in Thätigkeit gekommen, wenn die früher verwendeten Bataillone bereits vollständig geschlagen waren, immer in dem Falle gewesen, ein ganz neues Gefecht unter ungünstigen Bedingungen anzufangen.

Die Oesterreicher hatten in jedem dieser aufeinanderfolgenden Gefechte die Uebermacht gehabt und waren Sieger geblieben. Doch waren auf ihrer Seite nicht die taktischen Vorkehrungen getroffen, die den endgültigen Erfolg gegen solche ausdauernd wiederholten Angriffe sicher stellen konnten; sie hatten nicht mehrfache Reserven zur Unterstützung des bedrohten Punktes hintereinander aufgestellt. So waren denn die successiven Angriffe der Preußen, obgleich zurückgeschlagen, doch keineswegs ohne Wirkung geblieben; sie hatten vielmehr den endlichen Erfolg mächtig vorbereitet, denn sie hatten das österreichische Heer unverkennbar in solcher Weise zerrüttet, daß es, wie ja auch die Erfahrung bewiesen hat, nur noch eines Stoßes bedurfte, um sie gänzlich zu werfen. Man erwäge nur: von Seiten Oesterreichs wird ein Verlust von mehr als achtzehntausend Mann eingestanden; in der Wirklichkeit war er vielleicht noch um etwas größer. Doch wie dem sei, die Gesammtzahl fiel jedenfalls fast ausschließlich auf die 36 000 Mann, aus denen Dauns Hauptarmee, die Grenadiere eingerechnet, bestand; und von der Gesammtzahl dann wieder eine Gesammtheit von wenigstens 15 000 Mann auf die bisherigen Gefechte, und zwar weit überwiegend auf die Regimenter, die gegen den Heertheil des Königs verwendet worden waren. In welchem Zustande konnten namentlich die zwölf Infanterie-Regimenter sein, welche die Nordfront der österreichischen Stellung und die Flanke über Groswig gebildet hatten, und von denen vier von der preußischen Reiterei gänzlich gesprengt worden waren? — In welchen Zustand dieser überwiegende Theil der österreichischen Hauptarmee versetzt war, ergiebt sich wohl schon daraus, daß mehrere tausend versprengter Oesterreicher sich in der Nacht an den Feuern der Preußen im Walde einfanden.

Den König hatte, wie bekannt, eine matte Kartätschkugel auf die

Bruſt getroffen; ſein Pelz, der mit Sammet gefütterte Rock und ein goldenes Etui, das er in der Bruſttaſche trug, retteten ihm das Leben. Als die Dunkelheit einer Herbſtnacht dem Gefecht ein Ende machte, das heißt nach fünf Uhr, übergab er den Befehl an Ort und Stelle dem General Hülſen und ging für ſeine Perſon erſt nach Neiden zurück, dann nach Elsnig. Die geſchlagenen Truppen ſollten ſich am Striebach wieder ſammeln und ordnen. Dem Könige war nicht entgangen, in welchem Zuſtande ein großer Theil der öſterreichiſchen Armee ſich befand, und er gab deshalb, da auch Zieten mit einem ganz intakten Heertheil in ihrem Rücken ſtand, die Schlacht keineswegs verloren. Nach einigen Aeußerungen gegen ſeine Umgebung hielt er es nicht für unmöglich, daß ſich Daun während der Nacht zurückziehe. Anordnungen, die er traf, deuten darauf, daß er ſich bereitete, den Kampf am folgenden Morgen zu erneuern. Weichen wollte er gewiß nicht; es wurde nicht entfernt irgend etwas verfügt, das einen Rückzug einleiten konnte. Zieten erhielt den Befehl, ſich näher an den Heertheil des Königs heranzuziehen.

Die Entſcheidung ſollte noch an dieſem Abend erfolgen. Daun war freilich ſehr weit davon entfernt, an einen Rückzug zu denken; er hielt die Schlacht für gewonnen und fertigte ſogar etwas voreilig einen Offizier mit der Siegesbotſchaft nach Wien ab, und dennoch war, noch ehe der folgende Tag graute, die ſo viele blutige Stunden über vertheidigte Stellung verlaſſen und das öſterreichiſche Heer auf dem Rückzug!

Zieten hatte in ſeiner Stellung, mit dem rechten Flügel am großen Teich, unthätig gezaudert. Es heißt, er habe die erhaltenen Befehle dahin mißverſtanden, daß er erſt dann thätig in das Gefecht eingreifen ſolle, wenn ihm der Angriff des Königs den Feind flüchtig entgegen treibe. Das wäre ſeltſam. Zieten ſtand zum erſten Male an der Spitze eines Heertheils; er war zum erſten Male berufen, in ſo bedeutenden Verhältniſſen ſelbſtändig zu handeln, und er hatte die Lage, die Stellung anders gefunden, als in ſeinen Verhaltungsbefehlen vorausgeſetzt war. Es wäre erklärlich, wenn er unter ſolchen ungewohnten Umſtänden ſchwankend geworden, nicht zu einem Entſchluß zu kommen vermocht hätte. Thatſache iſt, daß die Generale unter Zietens Befehlen, vor allen Saldern, der die Garde-Brigade kommandirte, und der nachherige Feldmarſchall Möllendorf, zur Zeit Oberſtlieutenant und Führer des Garde-Regiments, den wackeren, damals ſchon befahrten Huſaren lange

vergeblich bestürmten, zum Angriff überzugehen. Der Einfluß, den Zieten und sein Heertheil diese Stunden über auf den Gang der Schlacht übten, beschränkte sich darauf, daß sie acht Infanterie-Regimenter, die in der Hauptstellung der Oesterreicher die nach Süden gewendete Front bildeten, und Lacys Heertheil da, wo sie eben standen, fest und in Unthätigkeit hielten.

Erst nach längerer Zeit gab Zieten dem Drängen seiner Untergebenen nach und befehligte eine seiner vier Infanterie-Brigaden, die den rechten Flügel seines zweiten Treffens bildete (5 Bataillone unter dem General Tettenborn), zum Angriff auf das Dorf Süptitz am Fuß der Höhen. General Tettenborn soll seine Dispositionen um 3½ Uhr getroffen haben, sein Angriff selbst muß also ungefähr gleichzeitig mit dem der letzten 11 Bataillone Hülsens stattgefunden haben. Ziemlich zu derselben Zeit scheint auch der Befehl des Königs eingetroffen zu sein, sich seinem Heertheil mehr zu nähern.

Tettenborn drang trotz des tapferen Widerstandes, den ein österreichisches Bataillon leistete, in das Dorf ein und eroberte den unteren Theil desselben; in dem höher gelegenen Theil, der durch den Röhrgraben von dem unteren getrennt ist, behaupteten sich die Oesterreicher vornehmlich dadurch, daß sie die verlorene Hälfte in Brand steckten, wo denn die Flammen ein weiteres Vordringen der Preußen verhinderten.

Die übrigen drei Infanterie-Brigaden Zietens marschirten nun hinter der fechtenden Brigade Tettenborn weg — ihrer zwei im ersten, die dritte im zweiten Treffen — in der Richtung auf Groswig und litten dabei nicht unbedeutend durch das Feuer der österreichischen Artillerie. Lacys Reiterei machte einige Bewegungen, als ob sie den Truppen Zietens in die linke Flanke fallen wollte, wurde aber durch das Feuer der preußischen Artillerie, und auch wohl durch die Haltung der preußischen Reiter-Regimenter im Zaume gehalten.

Als aber die Spitze der Kolonnen Zietens etwa 1200 Schritt über Süptitz hinausgekommen war, mußte die Brigade Saldern (die Garde) einschwenken und zwischen dem Dorf und der Schäferei Süptitz über den Röhrgraben, durch das sogenannte Süptitzer Hölzchen, zum Angriff auf die Weinberge vorgehen, um Tettenborns Angriff „zu unterstützen" —: ein mit ungenügenden Kräften unternommenes, nicht durch Artillerie eingeleitetes oder unterstütztes, improvisirtes Beginnen, bei dem man sich

schwerlich etwas recht Bestimmtes gedacht hatte. Sollte sich etwas daraus ergeben, so mußte wenigstens ein zweites Treffen diesem Angriff folgen. Salderns fünf Bataillone drangen mit großer Tapferkeit bis auf die Höhen vor, dort aber begegneten sie dem Kartätschen-Feuer der großen österreichischen Batterie und den vier Infanterie-Regimentern Harrach, Leopold Daun, Harsch und Sincère (8 Bataillone), die den rechten Flügel des nach Süden gewendeten österreichischen Treffens bildeten. Die preußische Brigade wurde, nach einem hartnäckigen Gefecht, mit großem Verlust von den Höhen hinab- und über den Röhrgraben zurückgeworfen. Es war bereits dunkel, als dies geschah. Salderns Mißerfolg muß demnach in der Zeit zusammentreffend mit Hülsens Rückzug entschieden worden sein.

Daß seine Bataillone sofort im Dunkeln wieder geordnet, daß sie fast unmittelbar darauf zu einem neuen Angriff verwendet werden konnten, ist gewiß ein Beweis einer trefflichen Disziplin dieser erlesenen Truppe und des trefflichen Geistes, der in ihr herrschte. Während sie ihren Marsch auf Groswig zu fortsetzte, bemerkte General Saldern bei dem Schein des brennenden Dorfs Süptitz, daß die österreichischen Bataillone sich links bewegten, gegen Zinna hin, wahrscheinlich um zu „schließen", die entstandenen Lücken auszufüllen. Das können nur die acht Bataillone gewesen sein, mit denen seine Brigade eben gefochten, und es würde daraus hervorgehen, daß auch diese Bataillone in dem ersten und einzigen Gefecht, das sie bis dahin bestanden hatten, durch schwere Verluste gelichtet worden waren.

Ein vom König zu Zieten gesendeter Offizier entdeckte auf dem Rückwege einen Damm, der zwischen den unmittelbar am Fuß der letzten und höchsten Kuppe der Süptitzer Höhen gelegenen, sogenannten Schafteichen hindurchführte; er theilte seine Entdeckung dem General Saldern mit, und zu gleicher Zeit soll der Süptitzer Schäfer den General Zieten von dem Dasein dieses Dammes unterrichtet haben. Salderns Entschluß war schnell gefaßt; er zog ein Bataillon aus dem zweiten Treffen (der Brigade Grumbkow) heran, ließ dieses und dasjenige, das die Spitze seiner Brigade bildete, das eine mit rechts-, das andere mit linksum, neben einander im Reihenmarsch über den Damm eilen und die Höhen hinansteigen; entschlossen folgte er mit seinen übrigen Bataillonen, und die Höhen waren glücklich erstiegen.

In mehreren Darstellungen dieser Schlacht wird nun berichtet, Saldern habe die Höhen verlassen gefunden und ohne Gefecht eingenommen. Man sagt, infolge des „Schließens“ nach dem rechten Flügel hin, sei die Höhe von Truppen entblößt worden. Berenhorst wird wohl der erste gewesen sein, der den Hergang in dieser Weise erzählte. Er berichtet: der „ruhmwürdige Befehlshaber des Regiments des Königs“ — „Möllendorf ist sein Name“ — habe sich an die Spitze seines Regiments gesetzt und die ganze Zietensche Infanterie über einen „ihm wohlbekannten Damm“, zwischen zwei kleinen Teichen, „glücklich auf die entblößten Weinberge“ geführt. Doch sind hier mehrere Irrthümer zu rügen. Das Garde-Regiment, an dessen Spitze Möllendorf stand, war keineswegs das erste, das über den Damm ging; von den beiden Bataillonen, welche die Spitze der Brigade bildeten und ihn zuerst überschritten, gehörte das eine zu dem Regiment „Markgraf Karl“, das andere zu dem Regiment „Forcade“; dann ging auch nicht die gesammte Infanterie Zietens über den berühmt gewordenen Damm, sondern außer der Brigade Saldern nur noch die Brigade Grumbkow, die ihr auf demselben Wege folgte. Die Brigade Zenner erstieg die Höhen auf dem Wege durch das Süptitzer Hölzchen, auf dem Saldern seinen ersten, mißlungenen Angriff unternommen hatte, und ihr schloß sich die Brigade Tettenborn an. Endlich fand Saldern die Höhen nicht verlassen. Eine Schanze, die der Prinz Heinrich dort das Jahr zuvor hatte anlegen lassen, war besetzt und mußte erobert werden, und überhaupt stieß seine Brigade schon in dem Augenblick, wo sie den Kamm des Hügels erreichte, auf feindliche Truppen.

Mit wem es aber Salderns Bataillone zunächst zu thun hatten, das ist bei der Unordnung, die in den Reihen der österreichischen Armee bereits herrschte, nicht ganz leicht zu ermitteln. Die drei Infanterie-Regimenter, die ursprünglich die Flanke der österreichischen Armee auf der äußersten Höhe geschlossen hatten, waren ohne Zweifel im Lauf der Schlacht rechtshin gezogen und gegen die wiederholten Angriffe des Königs verwendet worden, doch aber nicht ganz; das preußische Regiment „Prinz von Preußen“ hatte auf der Höhe ein Gefecht mit einem dieser drei Infanterie-Regimenter, mit dem ungarischen Regiment „Erzherzog Karl“, zu bestehen, und der General Migazzi, dessen Brigade jene drei Regi-

menter gebildet hatten, wurde in diesem Gefecht mit dem Regiment „Prinz von Preußen" verwundet und gefangen.

Seiner beiden anderen Regimenter wird allerdings nicht weiter gedacht, und eben so wenig jener neun anderen, welche die gegen Norden und den König gewendete Front gebildet hatten. Sie wurden hier im Augenblick der Gefahr nicht herbeigerufen, obgleich, was davon noch um die Fahnen versammelt war, sich in der Nähe befunden haben muß. Diese elf Infanterieregimenter und die Grenadiere waren, wie sich eben darin zeigt, nicht mehr gefechtsfähig.

Dagegen ist wohl mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß die vier Regimenter (Harrach, Leopold Daun, Harsch, Sincère), die unter den Generalen Herberstein und Brinken den rechten Flügel des südwärts gewendeten Treffens bildeten, das Gefecht zunächst aufnahmen. Selbst Daun scheint dies in seinen vertraulichen Mittheilungen an die Kaiserin zu sagen. Jedenfalls können sie nicht nach jenem ersten Gefecht zwischen Süptitz und der Schäferei vom Schlachtfelde verschwunden sein, nachdem sie darin Sieger geblieben waren, und mochten sie sich auch nach links hin zusammengezogen haben, wie Saldern zu sehen glaubte, so mußten sie doch immerhin noch näher zur Hand sein, als der linke Flügel der etwas später gegen den entscheidend gewordenen Punkt heranrückte.

Es wird auch gesagt, den Oesterreichern sei in diesem letzten Gefecht zu großem Nachtheil gerathen, daß sich bei ihnen ein sehr fühlbarer Mangel an Munition eingestellt habe. Die Patronen seien nicht zu ersetzen gewesen, weil Daun den Artilleriepark und damit alle Vorräthe gleich zu Anfang der Schlacht auf das rechte Ufer der Elbe gesendet habe, um sie in Sicherheit zu bringen. Das können wir wohl nur mit großen Einschränkungen gelten lassen. Es mag wahr sein in Beziehung auf einen großen Theil der österreichischen Artillerie; desjenigen Theils nämlich, der gegen die wiederholten Angriffe des Königs verwendet worden war. Und auch die elf Infanterieregimenter, die da im Gefecht gestanden hatten, mochten wohl ihre Taschenmunition so ziemlich verfeuert haben; doch war das nicht von entscheidender Bedeutung, da diese Bataillone höchst wahrscheinlich jedenfalls auch sonst nicht mehr gefechtsfähig und mit oder ohne Patronen für diesmal nicht weiter verwendbar waren. — Den vier Regimentern unter Herberstein und Brinken konnte es wohl an Schießbedarf nicht fehlen, denn sie hatten bis zu der Zeit nur ein kurzes

Gefecht, eben mit der Brigade Saldern, die ihnen jetzt wieder begegnete, bestanden und konnten mithin wohl nicht schlechter versorgt sein als ihre Gegner. — Die vier weiteren Regimenter vollends, die unter dem Feldmarschalllieutenant O'Kelly bei Zinna den linken Flügel des gegen Süden gewendeten Treffens bildeten, und Lacys Infanterie hatten an diesem Tage noch nicht einen einzigen Schuß abgefeuert.

Sehr zu beachten ist gewiß auch, daß Daun selbst in seinen vertraulichen Mittheilungeu an die Kaiserin Maria Theresia, in denen er die Ursachen der Niederlage bespricht, eines etwanigen Mangels an Schießbedarf während der Schlacht auch nicht mit einer Silbe gedenkt. Er erwähnt nur, daß es, nachdem die Höhen verloren waren, nicht möglich gewesen sei, die Truppen mit Munition zu einer neuen Schlacht am folgenden Tage zu versehen.

In dem Hergang dieses letzten Gefechts, wie er von unmittelbaren Theilnehmern erzählt wird, zeigt sich dann auch, daß es selbst der bei Zinna und auf den Weinbergen verwendeten Artillerie keineswegs an Patronen fehlte: ein Umstand, der um so schwerer in das Gewicht fallen mußte, da die preußische Infanterie auch diesen letzten Angriff ausführen mußte, ohne ihrerseits durch Artillerie unterstützt zu sein. Zietens Batterien hatten der Bewegung nicht folgen können, und wahrscheinlich wohl auch nur die wenigsten Bataillonskanonen. Nur die eine und die andere der wenigen Batterien von des Königs Heertheil, die am Rande des Waldes aufgefahren waren, suchte aus der Entfernung mitzuwirken, schossen aber in der Dunkelheit unter die preußischen Truppen so gut wie unter die österreichischen.

Ein Offizier der Brigade Saldern erzählt in seinem Tagebuch: „Unser Regiment stieß auf das feindliche, Erzherzog Karl" (und machte den General Migazzi zum Gefangenen. Dieser General bemühte sich, ein preußisches Bataillon zu ordnen, das er in der Dunkelheit für ein österreichisches seiner Brigade hielt. Viele österreichische Soldaten, einem ähnlichen Irrthum verfallen, wollten sich in die preußischen Glieder einrangiren, ein Beweis, wie hier alles durcheinander gekommen war) — „Wir mußten bei Attackirung der Weinberge eine doppelte Kanonade aushalten, weil wir sowohl von den Feinden, als auch von des Königs Korps oder unserem linken Flügel wegen Finsterniß der Nacht und aus Unwissenheit, weil sie noch nicht glaubten, daß wir so weit vor, und uns

vor Feinde hielten, stark kanoniret und mit Haubitzen von ihnen geängstiget wurden, welches uns auch vielen Schaden verursachte." (Ungedruckte Nachrichten II, 447.)

Der Widerstand, auf den Salderns oder vielmehr Zietens Truppen stießen, wurde hartnäckiger, als sie weiter vordrangen; ohne daß sie es in der Dunkelheit bemerkt hätten, waren die Truppen, die sie zuerst bekämpft hatten, durch andere abgelöst oder vielmehr ersetzt worden. Es waren die Bataillone vom linken Flügel unter O'Kelly, Truppen, die an diesem Tage noch gar nicht gefochten hatten, die ihnen jetzt in geschlossener Linie gegenüberstanden; die Regimenter Merci, Botta, Karl Lothringen und ein Bataillon Ahremberg (das andere stand im Dorf Süptitz); nach einer vorliegenden Notiz hätte hier auch noch das Regiment „Erzherzog Karl" mit in Reihe gestanden, doch könnte diese Nachricht wohl auf einem Mißverständniß beruhen.

Inzwischen hatte ein Major Lestwitz — später General, vom König hoch geehrt und reich belohnt — auf der Seite des Königs aus der im Walde zerstreuten Mannschaft, aus Leuten der verschiedensten Regimenter, drei Bataillone gesammelt und geordnet. Als dann General Hülsen das neu entbrannte Gefecht auf der Höhe gewahr wurde, führte er noch zwei von den vier intakt gebliebenen Bataillonen herbei und ließ die Höhen auch seinerseits durch diese fünf Bataillone angreifen. Dieser Angriff, der auf die rechte Flanke der Linie O'Kellys traf, soll die letzte Entscheidung gebracht haben. Die hier vereinigten österreichischen Bataillone wurden vollständig geschlagen und in die Dunkelheit und Tiefe gegen Torgau hinab geworfen.

Weiter scheint kein nennenswerthes Gefecht mehr stattgefunden zu haben. Zwar ließ Lacy noch vier Regimenter Infanterie gegen die verlorenen Höhen und Zietens siegreiche Preußen anrücken, aber diese Truppen unternahmen nichts Ernstliches mehr, und ihre Führer konnten sehr gute Gründe dafür anführen, daß sie sich auf nichts weiter einließen. Die gesammte österreichische Armee, mit alleiniger Ausnahme des Lacyschen Korps, hatte nämlich inzwischen ein Seitenstück zu dem Rückzug der preußischen bei Breslau geliefert, sie war einfach auf und davon gegangen! — Ohne daß irgend jemand den Befehl dazu gegeben hätte, strömten die Bataillone, die Batterien, die Reiter-Regimenter von verschiedenen Seiten nach Torgau und weiter über die Elbbrücke: ein Beweis, daß die Armee

sich besiegt fühlte und von der Vorstellung beherrscht wurde, ein längeres Verweilen auf dem Schlachtfelde müsse verderblich werden.

Fünf und zwanzig preußische Bataillone standen nunmehr siegreich und leidlich geordnet auf den Höhen bei Süptitz; ihnen gegenüber acht Bataillone von Lacys Heertheil in der Tiefe. Unter diesen Bedingungen blieb freilich nichts Anderes zu thun, als dem Rückzug, der sich in solcher Weise von selbst ergeben hatte, seinen Lauf zu lassen, und den Truppen Lacys fiel die Aufgabe zu, ihn zu decken. Es wäre gewiß nicht mehr möglich gewesen, den Dingen eine günstigere Wendung zu geben, selbst wenn die höheren Führer ihre Fassung bewahrt hätten, aber auch das scheint keineswegs der Fall gewesen zu sein; Daun schildert sie in seinen Berichten als verstimmt und entmuthigt.

Der Rückzug soll mit Ruhe und in Ordnung stattgefunden haben. Das mag wahr sein in Beziehung auf Lacys Heertheil, der den Befehl erhielt, auf dem linken Ufer der Elbe nach Dresden zurück zu eilen, um die bekannte Stellung hinter dem Plauenschen Grunde zu besetzen, ehe der Feind sie erreichen konnte. In Beziehung auf die Hauptarmee ist es kaum zu glauben. Wie konnte da maßvolle Ordnung herrschen, wo Truppen, ohne daß man ihre Bewegungen zum Voraus berechnet und geregelt hätte, von verschiedenen Seiten her in einer dunklen Novembernacht in einem engen Städtchen, oder an zweien seiner vier Thore zusammen trafen, um durch ein einziges, drittes, weiter zu marschiren?

Unter einer Reihe von Fragen, die aus dem Kabinet der Kaiserin an den Feldmarschall Daun gerichtet wurden, und die er beantworten sollte, befand sich auch die folgende: „Woher die Konfusion gekommen und das Geschrey, nach Torgau zu gehen?“ — Daun antwortete auf die erste Hälfte dieser Frage: „von der dunklen nacht, den vielen blessirten Generals- Stabs- und anderen officiers“ — auf die zweite Hälfte wußte er keine andere Antwort als: „ist ohnmöglich zu eruiren.“

Eine andere dieser Fragen lautete: „Ob wir nicht den anderen Tag noch aushalten können und Contenance halten?“ (in der Erwartung ohne Zweifel, daß dann der König sich zurückgezogen haben würde, ohne einen erneuten Kampf zu wagen). — Darauf erwiderte Daun: „Sobald quaestionirte Anhöhe verloren war, hat man den champ de bataille nicht mehr erhalten können, und wurde (würde) die haltend Contenance des anderen Tages la ruine totale de l'armée nach sich gezogen haben.“

Einen gar seltsam befremdenden Eindruck macht es dann, daß der Feldmarschall am Schlusse dieser Urkunde, die Niederlage der Oesterreicher als das Ergebniß eines ausdrücklichen und sehr entschiedenen göttlichen Willens bezeichnet —: „Gott hat es absolute so haben wollen, sonsten wäre es nicht möglich, daß es so unglücklich hätte endigen können.“ — Und um der Seltsamkeit gleichsam die Krone aufzusetzen, fügt Daun noch hinzu: „Dieu est juste.“

So war denn Schlachtfeld und Sieg den Preußen überlassen. Auch die Stadt Torgau glaubten die Oesterreicher nicht behaupten zu können; sie wurde noch in der Nacht verlassen, wie es scheint, nicht ohne einige Uebereilung und Unordnung, denn als die Preußen sie am folgenden Morgen in Besitz nahmen, fiel ihnen auch ein Theil der dort von den Oesterreichern geschlagenen Ponton-Brücke (20 Pontons) in die Hände.

Nach allen Wechselfällen des Tages konnte der Sieg für die Preußen nur ein theuer erkaufter sein. Sie hatten an 10 000 Mann an Todten und Verwundeten und gegen 3000 an Gefangenen verloren, im Ganzen demnach fast = 0,3 ihrer gesammten Mannschaft. Was den Verlust der Oesterreicher betrifft, so betrug er nach den neuesten Veröffentlichungen (in Streffleurs Zeitschrift 1860) an Todten 2837; an Verwundeten 6919; an Gefangenen, worunter ohne Zweifel viele Verwundete, die auf dem Schlachtfelde liegen blieben, 8134 Mann; im Ganzen also, 140 Mann hinzugerechnet, welche drei sächsische Reiter-Regimenter außer Gefecht hatten, = 18 130 Mann. Diese Zahlen sind offiziell, und es frägt sich doch, ob sie ganz zuverlässig sind; ob nicht den Listen entnommen, die, wie der „österreichische Veteran“ berichtet, eigens angefertigt wurden, um der Kaiserin vorgelegt zu werden, und darauf berechnet, deren leicht erregtes Gemüth nicht allzu peinlich zu berühren. Doch kann der Verlust wohl auch in der That kaum viel größer gewesen sein; König Friedrich schätzte ihn im Ernst nicht höher als zwanzigtausend Mann, und selbst aus den mitgetheilten Zahlen läßt sich so ziemlich folgern, in welchen Zustand Dauns Armee versetzt sein mußte. Der Verlust betrug allerdings nach diesen Zahlen nur 0,28 der Gesammtmacht, aber er war sehr ungleich vertheilt und hatte weit überwiegend gerade die auf dem Schlachtfelde entscheidenden Waffengattungen, die Linien-Infanterie und Reiterei betroffen, während die leichten Truppen gleich dem Heertheil Lacys, wenig gelitten hatten. Der Verlust von 11 951 Mann, der die Infan-

terie betroffen hatte, war fast ganz auf die 27 737 Mann gefallen, welche die 48 Bataillone der sogenannten Hauptarmee Dauns vor der Schlacht zählten; diese Bataillone hatten mithin = 0,43 ihres Bestandes eingebüßt und zählten im Durchschnitt nicht mehr viel über 300 Mann ein jedes. Aber auch hier war der Verlust wieder sehr ungleich vertheilt; er hatte vorzugsweise die Grenadiere und die 22 Bataillone getroffen, welche die wiederholten Angriffe des Königs zu bestehen gehabt hatten. Von diesen sollen verhältnißmäßig viele kaum noch 200 bei den Fahnen gezählt haben. Das ist sehr wahrscheinlich. Zeigt sich doch in dem Hergang während des letzten Akts der Schlacht, daß sie nicht mehr verwendbar waren.

Allerdings hatte auch in der preußischen Armee eine Anzahl Bataillone schwerlich weniger als = 0,43 ihrer Kombattanten verloren, aber die Preußen waren schließlich Sieger geblieben, das macht einen ganz gewaltigen Unterschied! — Ein und derselbe Verlust, den Zahlen nach, erschüttert die Truppen ohne allen Vergleich weniger, wenn er zum Siege geführt hat, als wenn er das Ergebniß einer Niederlage ist. Ganz gewiß waren die in solcher Weise gelichteten preußischen Bataillone, sobald sie am folgenden Morgen wieder geordnet werden konnten, in einer bei weitem besseren Verfassung, als selbst diejenigen österreichischen, die geringere Verluste erlitten hatten.

Was die Siegeszeichen betrifft, waren den Ermittelungen des Grafen Walderſee zufolge 50 Stück Geschütz, nämlich 46 Kanonen, 3 Haubitzen und 1 Mörser von den Preußen erobert worden. Dagegen lesen wir in Streffleurs Zeitschrift (1860, 1, 87) folgende, etwas räthselhafte Angaben: „Die Artillerie verlor: 3 Dreipfünder, 10 Sechspfünder, 4 Zwölfpfünder, 2 siebenpfündige Haubitzen, also 39 Stücke —" was ist hier verschrieben? die Gesammtzahl oder die einzelnen Zahlen oder beides?

Nach den preußischen Urkunden hat die preußische Armee keine Kanonen verloren; die Oesterreicher geben an, deren acht erobert zu haben. Doch könnte hier wohl ein Mißverständniß walten, denn nach dem Gange der Ereignisse ist in der That nicht wahrscheinlich, daß ihnen preußische Geschütze in die Hände gefallen sein könnten. Ergaben sich doch für die preußische Infanterie die Schwierigkeiten des Tages vorzugsweise daraus, daß sie ihre Angriffe, nur von sehr wenigen Batterien aus der Entfernung ungenügend unterstützt, ausführen mußten. — Bei den Reiterangriffen

können allerdings — müssen vielmehr eine Anzahl Geschütze zeitweise in der Gewalt der österreichischen Reiter gewesen sein, aber wo hätten diese Reiter in der Geschwindigkeit die Mittel hergenommen, sie zurück und in Sicherheit zu bringen.

„Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß von nun an die Ruhe den König verlassen, daß er alles überstürzt und dadurch Fehler begangen habe."

So sagt Graf Walbersee in Verbindung mit seiner Darstellung des ersten Angriffs der preußischen Grenadiere. Es ist aber eine Bemerkung, die er, gleich der Angabe, daß der König in dem Augenblicke an einen bereits begonnenen Rückzug Dauns geglaubt habe, nicht hätte vertrauensvoll aus einer sehr trüben Quelle, nämlich aus Gaudys Tagebuch, in seine, im Ganzen treffliche Darstellung der Schlacht bei Torgau übertragen sollen.

„Alle Augenzeugen" reduziren sich in Wahrheit auf Gaudy und sein Tagebuch, und hätte Graf Walbersee seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich auf diese Schlacht gerichtet, hätte er sich weiter in diesem Tagebuche umgesehen, so wäre ihm gewiß nicht entgangen, daß Gaudy durchaus beflissen ist, den König so darzustellen, als habe er in jedem Gefecht ohne Ausnahme so ziemlich vollständig den Kopf verloren. Wer sich aber des gemessenen Ganges der Schlacht bei Leuthen erinnert, der besonnenen Ruhe des Rückzugs von dem verlorenen Schlachtfelde bei Hochkirch, des bei Sohr, bei Roßbach, bei Liegnitz augenblicklich — in der Sekunde — gefaßten entscheidenden Entschlusses, wird wohl kaum versucht sein, ihm das auf sein Wort zu glauben. — Uebereilt wurde hier doch eigentlich nur der Angriff der Grenadiere. Was die folgenden Angriffe der Infanterie des Königs betrifft, bleibt es fraglich, ob man sie nicht eher als verspätet bezeichnen könnte.

Bemerkenswerth ist unter anderem auch die bedeutende Rolle, welche die österreichische Artillerie auch in dieser Schlacht, wie früher schon namentlich bei Kolin, gespielt hat. Auf Seiten der Preußen sehen wir die Artillerie bei Roßbach, wie bei Zorndorf, bei Kunersdorf, bei Liegnitz, immer nur zu Anfang, während der Einleitung zur Schlacht mächtig eingreifen, in dem weiteren Verlaufe der Gefechte aber meist zu einer Nebenrolle herabsinken. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung wohl in

der geringen Manövrirfähigkeit der damaligen Artillerie, infolge welcher die Batterien eigentlich nur in einer Vertheidigungsschlacht durch alle Phasen des Gefechts hindurch in gleichmäßiger, energischer Wirksamkeit bleiben konnten. Den Bewegungen des Angriffs vermochten sie meist nur in ungenügender Weise zu folgen; der angreifende Theil, und das waren die Preußen in fast allen Schlachten, durfte meist in den späteren Stadien einer Schlacht nur auf eine sehr entfernte und bedingte Unterstützung durch seine Artillerie rechnen und mußte zuweilen ganz oder fast ganz darauf verzichten. Hier hätte, bei der geringen Tiefe der österreichischen Stellung, die Artillerie des Doppelangriffs von großer Wirkung sein können, aber es kamen nur verhältnißmäßig wenige Stücke zur Stelle.

Die Oesterreicher traten den Rückzug nach Dresden — die Hauptarmee auf dem rechten, Lacys Korps auf dem linken Ufer der Elbe — wie wir den geheimen Berichten Dauns entnehmen, in sehr gedrückter Stimmung an. „Le plus grand mal est", schreibt Daun seiner Kaiserin, „que tous ces Messieurs" — die Generale nämlich — „Lacy aucunement excepté, voient fort noir. En effet ist es auch nicht weiß, mais encore muß man sich in die Umstände schicken." Es fehlte auch nicht an Hader unter den Generalen, wie das eben in solchen Fällen zu sein pflegt, und namentlich wurde von vielen Seiten her dem General Lacy, der als ein in auffallender Weise bevorzugter nicht beliebt war, der Verlust der Schlacht zur Last gelegt, was er natürlich gar sehr übel nahm. Dem Feldmarschall Daun hatten die letzten Ereignisse einen solchen Eindruck gemacht, daß er nun die preußische Armee der österreichischen auch an Zahl überlegen glaubte.

Auf die Frage, die aus dem Kabinet der Kaiserin an ihn erging: „Was wir in Sachsen behaupten können?" — nach der verlorenen Schlacht versteht sich — antwortete Daun zwar: „Was wir dermalen im Besitz haben, Dresden bis Dippoldiswalde". — Die Aussicht aber, die der Armee durch diese Worte eröffnet wurde, war für niemanden im Heere eine erfreuliche, auch für Daun selber nicht. Man erinnerte sich mit Schrecken des letztvergangenen Winters, des Ungemachs, das man in dem Lager am Plauenschen Grunde ausgestanden hatte, der engen Kantonnirungsquartiere, der Krankheiten, die in der Armee ausgebrochen waren; ein Rückzug nach Böhmen war der allgemeine Wunsch aller Generale und ohne Zweifel auch aller Offiziere und selbst der Mann-

ſchaften, obgleich man ſehr gut wußte, daß damit Dresden aufgegeben geweſen wäre, der einzige Gewinn, den vier blutige Feldzüge gebracht hatten. Daun ſelbſt theilte dieſen Wunſch, und wenn er den erſehnten Rückzug nicht anordnete, ſo unterblieb es nur, weil er einen Entſchluß von ſolcher Tragweite ſelbſtverſtändlich nicht faſſen und ausführen durfte, ohne die Genehmigung des Hofs. Durch einen ſeltſam gewundenen, auf Schrauben geſtellten, an die Kaiſerin gerichteten Brief vom 10. November ſuchte er aber unverkennbar die Regierung zu dem gewünſchten Entſchluß zu bewegen und zu bewirken, daß ſie den Rückzug anordne.

Indem wir hier diejenigen Stellen aus dieſem Brief einfügen, aus denen ſowohl die Abſicht als die im öſterreichiſchen Heere herrſchende Stimmung vorzugsweiſe hervorgeht, erlauben wir uns, das wunderliche Gemiſch von Franzöſiſch und Deutſch, das Daun ſchreibt, in Deutſch aufzulöſen — natürlich ohne jeglichen Anſpruch, dem Deutſch des Feldmarſchalls gleichzukommen. Im unmittelbaren Anſchluß an die Bemerkung, daß die Lage im Allgemeinen en effet nicht hell gefärbt ſei, fährt Daun fort: „Nun iſt freylich nichts anderes mehr zu thun, als allmögliches anzuwenden, das Plauener Lager mit der Dippoldiswalder Poſition zu erhalten, mithin es alſo auf alle extremitaeten ankommen zu laſſen, folgents noch auf eine Schlacht" — wohl zu bemerken —: „inſolang kein anderer Befehl von Hof kommet, denn es iſt keine andere Partei zu ergreifen (als dieſe) oder die, ſich nach Böhmen zurückzuziehen, um die Grenzen zu decken und Dresden einer Beſatzung zu überlaſſen, die große Gefahr liefe, verloren zu gehen, mit allem, was ſich dort findet, was nicht wenig iſt, und das kann man nicht ohne (ausdrücklichen) Befehl thun, und iſt es alſo an dem Kabinet, zu ermitteln (d'éplucher) und zu entſcheiden, was für den Dienſt E. M. am angemeſſenſten iſt. Gewiß ſollte man glauben, daß der Feind nicht eine ſo große Ueberlegenheit hat, noch auch in der Lage ſei, mit ſo großem Nachdruck (avec tant de vigueur) zu agiren, aber es iſt auch wahr, daß die Erfahrung zeigt, daß dieſem Feinde alles gelingt und daß er erlangt, was man nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht glauben ſollte; es iſt das ein Glück, das er hat, ich weiß nicht aus welcher Urſache (à quel tître). Es iſt auch wahr, daß das Lager bei Plauen große Unbequemlichkeiten hat, indem es da an Holz fehlt, und daß die Ausdehnung bis Dippoldiswalde ſehr groß iſt; aber es verhält ſich ebenſo für den Feind. Wenn wir viele Kranke

haben werden, müßte es bei dem Feinde ebenso sein, und selbst in einem noch höheren Grade, da er seine Truppen mehr ermüdet hat. Daß er sich (stets) besser aus der Sache zieht (als wir), ist wahr, aber es ist das auch wieder eines der unbegreiflichen Dinge. Ich kann ihn in diesem Augenblick uns nicht um mehr als 10 000 Mann überlegen glauben, noch auch, daß er so sehr im Stande sei, sich von neuem zu schlagen, aber nichts scheint für ihn unmöglich. Das Lager bei Plauen ist allgemein verhaßt des Ungemachs wegen, das die Truppen dort im vorigen Jahr ausgestanden haben, und das uns vermöge der großen Sterblichkeit während des Winters viele Leute gekostet hat. Es wird auch diesen Winter wieder eben so sein und schlimmer, da wir weniger Ortschaften haben, die Leute unterzubringen, da viele Oerter seiter vorigem Jahr verheeret worden, auch die Stadt Dresden selber nicht die Helfte der Leute mehr unterbringen kann. Aber es giebt dennoch in dem gegenwärtigen Fall (dans le cas extrème d'aprésent), kein anderes Mittel, als sich da, um welchen Preis es auch sei, zu behaupten oder sich gänzlich zurückzuziehen. Es ist also, wie ich schon gesagt habe, an dem Kabinet, einen der Lage, in der sich die politischen Angelegenheiten befinden, entsprechenden Plan zu entwerfen, denn militärisch giebt es keine anderen als die angeführten Mittel (Möglichkeiten), die (beide) äußerste sind."

Nebenher macht Daun auch einen Versuch, sich von der Verantwortung für die verlorene Schlacht loszusagen, indem er darauf verweist, daß man ihm ausdrücklich befohlen habe sie zu liefern, und andeutet, daß er das, sich selbst überlassen, nicht gethan haben würde. Er sagt: „Il est certain, que nous sommes dans une violente situation und daß mithin guter Rath sehr theuer ist. On a voulu absolument de bataille, vor den Ausschlag kann kein Mensch repondiren, wohl vor die dispositions. Diese Schlacht war freilich unglücklich, hat aber ebenfalls dem Feind sehr viel gekostet, de sort que le mal auroit pu être encore plus grand, mais ce n'empeche pas, daß Unsere Umstände allezeit dabey übel sind, et le plus grand mal est, daß wir halt keine Männer haben."

Keine brauchbaren Männer von Kopf, meint Daun, und giebt durch dieses seltsame Geständniß denn doch eine Art von Erklärung der Erscheinungen, die er wenige Zeilen früher für unbegreiflich erklärt hatte. Ob sein Urtheil ein durchaus gerechtes war, haben wir hier nicht

zu untersuchen. — Dann kömmt Daun noch einmal darauf zurück, daß die Kaiserin dies alles reiflich erwägen und dann von ihrem Kabinet aus dem Kommandirenden bestimmte Befehle ertheilen müsse.

In der Hofburg zu Wien verstand man sehr wohl, was der Feldmarschall eigentlich für Befehle haben wollte, aber natürlich sträubte sich Alles gegen den Gedanken, Sachsen zu verlassen und Dresden aufzugeben, vor Allen Maria Theresia selbst. Wie zu erwarten war, erging auch an die Armee der Befehl, sich jenseits des Erzgebirges zu behaupten, die Gründe aber, welche die Kaiserin in einem Briefe an Daun (vom 14. November) dafür geltend machte, sind, wie sie Arneth im Auszuge mittheilt, zum Theil recht eigenthümlicher Natur. Sie verkenne die Vortheile nicht, äußert die Kaiserin darin, die Winterquartiere in Böhmen in vielfacher Beziehung gewähren würden; aber die Wohlfahrt ihres Hauses (die hier ausschließlich maßgebend gedacht wird) gebiete, über alle Bedenken hinweg zu gehen, den Winter über in Sachsen zu bleiben und Dresden zu behaupten. Denn wenn man die Armee nach Böhmen zurückziehe, werde der König von Preußen ihre Entfernung benützen, um sich mit einem Theil seines Heeres in Sachsen festzusetzen, mit dem anderen aber die Franzosen nicht nur aus Hessen zu verdrängen, nicht nur bis an den Main, sondern bis über den Rhein zurückzutreiben; einen großen Theil des „Reichs" in Kontribution zu setzen, endlich die schwedische Armee und die mecklenburgischen Lande zu Grunde zu richten. Die verderblichen Folgen seien einleuchtend; sie, die Kaiserin, sei daher entschlossen, eher das Aeußerste zu wagen, als die Armee nach Böhmen zurückzuziehen.

Einen Augenblick schien auch der österreichische Heerbefehl ganz in Unordnung gerathen zu sollen. Daun hatte, verwundet, den Befehl dem General O'Donel, als dem im Dienstrang ältesten der anwesenden Generale, übergeben. Die Kaiserin legte ihrerseits dem Feldmarschall Daun unter anderen Fragen auch die vor: „Was er vom Lacy haltet für diesen Winter?"

Daun antwortete darauf: „Er wäre nützlich und nöthig; et c'est l'unique (!) homme de tête so Euer May. in Ihrer armée haben, er will aber absolute seine Sachen in Richtigkeit stellen, worzu er den Winter haben müßte. Avec cela il se sent trop lui-même, voilà le

grand mal, dabei verdroſſen und unwillig, voulant à force paraître dégouté."

Doch ehe dieſer Beſcheid nach Wien gelangt ſein konnte, ehe ihn Daun niedergeſchrieben hatte ſogar, lief im Hauptquartier ein Schreiben der Kaiſerin ein, durch das der Heerbefehl in Lacys Hände gelegt wurde. Von acht Feldzeugmeiſtern und Generalen von der Kavallerie die ſich bei der Armee befanden, war Lacy im Dienſtrang der jüngſte. Daran daß die ſieben anderen ſich unter ſeine Befehle fügen würden, war gar nicht zu denken, und doch konnten ſie nicht entbehrt werden. Daun erſchrak, hielt das kaiſerliche Schreiben zurück und machte Vorſtellungen. Er war dabei allerdings genöthigt, ein nicht ſehr ſchmeichelhaftes Bild von der öſterreichiſchen Generalität zu entwerfen, aus dem eben auch hervorging, daß man „halt keine Männer" habe; aber er meinte doch, es müſſe dabei bleiben, daß O'Donel das Kommando behalte, das ihm von rechtswegen zukomme; er ſei von allen noch der brauchbarſte; „er hat doch Vernunft" und werde ſich gern von Lacy leiten laſſen, denn beide ſeien irländiſcher Abkunft und dieſe Nation halte zuſammen.

Es blieb denn auch dabei, daß der ältere dieſer beiden Irländer der Form nach den Befehl führte, der jüngere aber die wirkliche Leitung der Dinge in Händen hatte.

Inzwiſchen hatte Lacys Korps auf dem linken Ufer der Elbe bereits am 7. November die Stellung hinter dem Plauenſchen Grunde erreicht. Die öſterreichiſche Hauptarmee, die, durch Becks Heertheil gedeckt, auf dem rechten Ufer des Stroms zurückging, zog am 8. durch Dresden wieder auf das linke hinüber und lagerte zunächſt bei dem großen Garten.

Aus den Briefen Dauns an die Kaiſerin iſt leicht zu entnehmen, daß es nur noch eines ſtarken Druckes bedurfte, um die öſterreichiſche Armee zum Rückzug nach Böhmen zu beſtimmen, ſo unerwünſcht das auch der Kaiſerin Maria Thereſia ſein mochte. Dieſer Druck aber erfolgte nicht.

Der König Friedrich wußte natürlich ſehr wohl und beſſer als jeder andere, daß der Erfolg hier ſeinem Entwurfe und ſeinen Abſichten bei weitem nicht entſprochen hatte. Die öſterreichiſche Armee war nicht in dem Grade entwaffnet, wie er gehofft hatte. Auch zeigt ſich in ſeinen

Briefen aus dieser Zeit weniger Freude über den erfochtenen Sieg, als Mißmuth, hervorgerufen durch ein theuer erkauftes und doch nur unvollständiges Ergebniß der Schlacht. So schrieb er dem Bruder Heinrich am 15., die Vortheile die dieser Sieg gewähre, bestünden mehr darin, daß Unheil abgewehrt sei, als darin, daß er etwa einen namhaften Gewinn zur Folge haben könnte (ses avantages consistent plutôt dans les malheurs dont ils nous préservent que dans les grands succès qui pourraient s'en suivre) — und am 19. dem General Goltz: „Ich hätte sehr gewünscht: daß der Feind hieselbst totaliter geschlagen worden wäre. Es ist auch gewiß von uns darauf angelegt gewesen und wäre zu wünschen: daß wir völlig darunter reussirt hätten, so aber werden die Oesterreicher dem Ansehen nach ihre vorjährige Stellung bei Dresden zu behaupten suchen." —

Um so auffallender ist es, daß der König nicht die äußersten Anstrengungen machte, den erfochtenen Sieg durch eine energische weitere Kriegführung zu vervollständigen und den beabsichtigten Gewinn dennoch zu erzwingen. Die Mittel dazu hätten nicht gefehlt, denn der bei Torgau erlittene Verlust wurde durch die in Düben und bei dem Gepäck zurückgelassenen Truppen, die nun herangezogen werden konnten, größtentheils ersetzt — und wie sehr wird nicht durch einen erfochtenen Sieg und die moralische Ueberlegenheit, die er gewährt, jede weitere That erleichtert! — Aber es ist, als ob Friedrich durch den langen und wechselvollen Feldzug ermüdet gewesen wäre, als ob er dem Gefühl der Ermüdung nachgegeben hätte.

Daß die preußische Armee auch den 5. noch auf dem Schlachtfelde verweilte, mag eine unbedingte Nothwendigkeit gewesen sein. Es war gewiß nicht leicht, den Heertheil, den der König zum Kampf geführt hatte, wieder zu ordnen, besonders aber die im Walde zerstreute Artillerie, die da und besonders in dem großen Verhau vor der österreichischen Stellung stecken geblieben war, wieder vollständig zusammen zu bringen, und sollte dies auch am 4. November schon gelungen sein, so bedurften wohl Mann und Roß — und gewiß die Gespanne mehr noch als die Leute — eines Tags der Ruhe.

Nur Lacys Heertheil wurde an diesem Tage durch 8 Bataillone (von Zietens Heertheil) 40 Reiter- und Husaren-Schwadronen, 1 Freibataillon und Kleists freiwillige Reiterei unter dem Grafen Wied

verfolgt, ohne daß sich etwas Erhebliches daraus ergeben hätte. Erst am 6. folgte der König mit der Armee seinem Vortrab, und zugleich ließ er den Herzog Eugen von Württemberg mit 8 Bataillonen und 23 Schwadronen über die Elbe gehen, um jenseits die feindliche Hauptarmee zu verfolgen. Dazu war es jetzt etwas zu spät, auch wurde Dauns oder, wenn man will, O'Donels Rückzug durch das Korps des General Beck gedeckt, das bis dahin bei Trieſtewitz gestanden hatte.

Am 8. erreichte der König Meißen, sein Vortrab unter Zieten wurde nach Wilsdruf vorgeschoben und trieb die Vorposten des Feindes über den Plauenschen Grund zurück. Wie der König in seiner Geschichte dieses Feldzugs sagt, wußte man, daß bis zur Zeit nur Lacys Heertheil hinter dem Plauenschen Grunde lagerte; da habe man gehofft, in der Verfolgung der feindlichen Truppen über den Grund kommen und sich jenseits festsetzen zu können — unerwartet aber habe man auf dem Windberge ein weiteres österreichisches Korps wahrgenommen und solcher Macht gegenüber von dem Vorhaben abstehen müssen. Es waren die bisher mit der Reichsarmee vereinigten österreichischen Bataillone und Schwadronen, die jetzt über Noſſen zur Verstärkung herangezogen wurden, während die Reichstruppen in Kantonnirungen bei Chemnitz zurückwichen. Es war nichts geschehen, die Vereinigung dieser Schaaren mit der Hauptmacht Oesterreichs zu verhindern, der sie die bei Torgau erlittenen Verluste großentheils ersetzten. Die Nachrichten, die über diesen letzten Theil des Feldzugs vorliegen, sind aber so dürftig, daß wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen wissen, ob sich das am 8. oder am 11. November begeben hat. Wahrscheinlich war es am achten.

Am 10. ließ der König den Herzog Eugen von Württemberg, der auf dem rechten Elbe-Ufer stand, mit 8 Bataillonen und einem Dragoner-Regiment über Herzberg und Beeskow nach der Neumark aufbrechen (18 Schwadronen dieses Korps kehrten zur Armee des Königs zurück). Eine Entsendung die etwas Befremdendes hat. Was sollten diese 4500 Mann den Ruſſen gegenüber? — Es war vorauszusehen daß die Ruſſen, nachdem die Schlacht, die sie abgewartet hatten, unglücklich für die Oesterreicher ausgefallen war, ohne Weiteres über die Weichsel zurückgehen würden. Thaten sie es aber nicht, so konnte dieses unbedeutende Korps sie gewiß nicht dazu zwingen. Tempelhof sagt, es sollte den Streifereien der Koſaken wehren. Dazu hätten einige Schwadronen

Husaren genügt, wenn es überhaupt noch der Mühe lohnte, nachdem die Russen bereits das Land weit umher in eine Wüste verwandelt hatten. Vor Dresden dagegen hätten diese Truppen dem König wohl von einigem Werth sein können, wenn er hier noch weitere Vortheile gewinnen wollte. Die Entsendung nicht gut zu heißen, wenn der König dies beabsichtigte, beweist in gewissem Sinn, daß er bereits darauf verzichtet hatte, die Oesterreicher zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen. Aber ob er daran recht that, ist die Frage. Die Stimmung, die in der österreichischen Armee herrschte, berechtigt wohl, zu glauben, daß sie Dresden und Sachsen aufgab, wenn der König diesmal ein Manöver ausführte, das ihm vielleicht schon ein Jahr zuvor anzurathen war: wenn er mit seiner Hauptmacht bei Dippoldiswalde Stellung nahm und seinen Vortrab nach Maxen vorschob. Auf eine neue Schlacht ließ es dann das österreichische Heer unter Laeys behutsamer Leitung gewiß nicht ankommen, und Dresden wieder zu gewinnen, war unstreitig von größerer Bedeutung, als den Streifereien der Kosaken in der Neumark zu wehren!

Tags darauf (11. November) ließ der König seinen verstärkten Vortrab bis auf die Höhen bei Benerig vorrücken, und am 12. folgte er mit der Armee bis ins Lager bei Unkersdorf. An demselben Tage wurde bei Meißen eine Schiffbrücke geschlagen, und mit 8 Bataillonen, 1 Dragoner-Regiment und 300 Husaren wurde General Queis hinüber gesendet, um dort auf den Höhen bei Proschwitz, die Elbe im Rücken, zu lagern und Becks österreichischen Heertheil zu beobachten. Diese Entsendung war nothwendig, nachdem der Herzog Eugen von Württemberg sich entfernt hatte. Denn so wenig von den Oesterreichern eine ernst gemeinte Offensive zu besorgen war, so leicht konnten sie daran denken, Beck mit seinen leichten Truppen einen Handstreich auf Berlin versuchen zu lassen, und darin ein Mittel sehen, die Aufmerksamkeit des Königs von sich abzulenken und sich in ihrer beengten Lage „Luft" zu verschaffen.

In einem Brief vom 15. setzte der König seinem Bruder Heinrich die Gründe auseinander, die ihn bewogen hatten, die Schlacht bei Torgau zu suchen und zu liefern. Er sei gewiß gewesen, daß Russen und Reichstruppen sich zurückziehen würden, wenn er diese Schlacht gewann, und habe hoffen dürfen, „wenigstens" eine angemessene (convenable) Stellung für den Winter zu erobern. Das sei auch erfolgt.

Man ist versucht zu sagen, Friedrich der Große zeige sich hier nicht auf der Höhe, auf der man gewöhnt ist ihn zu sehen.

Sein Blick war zur Zeit mehr auf die Franzosen, Sachsen und Reichstruppen in Niederhessen, bei Göttingen, in Thüringen und im Vogtlande gerichtet, als auf die österreichische Armee am Plauenschen Grunde. Seine nächste Sorge war, die Reichstruppen weiter zurück zu drängen. Er entsendete deshalb den General Hülsen mit einem kleinen Korps nach Freiberg, während ein anderes kleines Korps unter dem General Linden, den Reichstruppen über Nossen, Mitweida und Penig in den Rücken gehen sollte. Der österreichische General Hadik, der einstweilen an der Stelle des Pfalzgrafen von Zweibrücken den Befehl über die Reichsarmee führte, wich darauf am 21. November von Chemnitz nach Zwickau und am 23. auch von hier, um den Tag darauf über die Saale zu weichen.

Dann war der König darauf bedacht, den Herzog Ferdinand von Braunschweig zu einem Winterfeldzug in Bewegung zu bringen. Er hatte es sehr entschieden mißbilligt, daß der Herzog die Franzosen unangefochten im Besitz nicht nur von Niederhessen, sondern selbst von Göttingen ließ; daß er nicht alles aufgeboten hatte, um nach Hessen vorzudringen, den einen oder den anderen feindlichen Heertheil zu schlagen und die gesammte Heeresmacht Frankreichs an den Main zurückzudrängen; daß er anstatt dessen den Versuch auf Wesel unternommen hatte, der in der damaligen Lage der Dinge so gut wie nichts helfen konnte, selbst wenn er gelang. Frankreich fühlte sich gewiß nicht in seinem Organismus, in seinen Lebensbedingungen gefährdet, auch wenn ihm Wesel verloren ging; die hannoversch-verbündete Armee aber lief Gefahr, ihren eigensten Kriegsschauplatz, die Gesammtheit der Länder, die sie zu schützen berufen war, und alle ihre einheimischen Hülfsmittel zu verlieren, wenn den Franzosen Kassel und Göttingen als Ausgangspunkte für weitere Operationen blieben. Eine bloß passive Vertheidigung der Diemel reichte auf die Länge nicht aus, solchem Unheil zu wehren, da eine solche Flankenstellung ihren Werth verliert, wenn man darauf verzichtet, von ihr aus nach Zeit und Umständen zu offensiven Operationen zu schreiten, wenn man sich in ihr unthätig neutralisiren läßt. Auch konnte das für das Ganze entscheidende Kriegstheater an der Elbe ohne Zweifel wieder, wie im Spätherbst 1757, in der bedenklichsten Weise gefährdet werden, wenn Oester-

reicher und Reichstruppen sich nicht nur auf Thüringen sondern auch auf die Gegenden am Fuß des Harzgebirges stützen konnten, als auf Landstriche die in ihrer eigenen, oder in ihrer Bundesgenossen Gewalt waren. Der Herzog Ferdinand versäumte oder vernachlässigte, was entscheidend werden konnte, um eine „Diversion" auszuführen, deren Tragweite jedenfalls eine geringe bleiben mußte. Eine Diversion und die Folgen, die man von einer Diversion erwartet, das sind Begriffe und Vorstellungen, die nicht selten auch da, wo man dergleichen auszuführen unternimmt, etwas im Unklaren bleiben.

Der König erwähnt in seinen Briefen an den Herzog Ferdinand und wohl absichtlich, der Gefahren nicht, die ihm selbst von Niedersachsen her drohen konnten, dagegen macht er für eine Offensive nach Niederhessen Gründe geltend, die der allgemeinen politischen Lage und den unmittelbarsten Interessen seines Verbündeten, Englands, entnommen waren.

In Frankreich war, da der Krieg im Allgemeinen sehr unglücklich ging und eine große Erschöpfung, namentlich der finanziellen Mittel, sich fühlbar machte, ein entschiedenes Verlangen nach Frieden erwacht, und hatte selbst den leitenden Minister Choiseul-Stainville ergriffen, der leicht von einem Extrem zum anderen überging, immer leidenschaftlich auftrat und selbst Frau v. Pompadour in seinem Sinn zu bestimmen wußte.

In England war (am 25. Oktober) König Georg II. plötzlich gestorben, und mit seinem Enkel, Georg III., war eine Friedenspolitik auf den Thron gelangt, deren eigentliches Wesen der König von Preußen natürlich nicht gleich in den ersten Wochen vollständig zu durchschauen vermochte, um die er aber wußte. Daß der junge König von England, seine Mutter und deren vertrauter Rathgeber, der Schotte Lord Bute den Krieg los sein wollten, um sich ausschließlich mit innerer Politik zu beschäftigen und da Veränderungen zu bewirken, die man fast eine Revolution hätte nennen können, das konnte Friedrich II. nicht errathen, und eben so wenig, daß die Regierung Englands durch dieses geheime Verlangen ihres Königs bestimmt werden könnte, einen Frieden zu schließen, durch den sie ihn und Preußen treulos preisgab. Er sah zur Zeit nur das Verlangen nach Frieden, das den Wünschen Frankreichs entgegen kam, und darin eine Möglichkeit den allgemeinen Frieden, auch seinen

Frieden mit Oesterreich herbeizuführen, Aussichten, die er nicht anders als freudig begrüßen konnte. Da beschäftigte ihn dann aber auch der Gedanke, der Umstand, daß die französische Armee Hessen (und selbst hannoversche Landestheile) im Besitz habe, könne die Friedensunterhandlungen und den Abschluß erschweren. Denn er wußte, wie er dem Herzog Ferdinand am 26. Dezember schrieb, daß die französische Regierung ihren Armeen vorschrieb, sich in Hessen zu behaupten, damit sie dieses Land und einige andere Gebiete als „Aequivalent" für einige, und zwar die bedeutendsten der in Amerika und Indien verlorenen Besitzungen bieten könne.

Die englische Regierung konnte auf diese Weise allerdings in große Schwierigkeiten verwickelt werden, da sie vor allem auf die öffentliche Meinung im eigenen Lande Rücksicht zu nehmen hatte, die nicht dulden wollte, daß die Interessen Englands irgend, und wenn auch nur in geringem Maße, denen Hannovers und seiner Verbündeten geopfert würden.

Es war ohne Zweifel ein bedeutendes Hinderniß des Friedens zwischen England und Frankreich aus dem Wege geräumt, wenn man den Armeen Frankreichs die hessischen Lande entreißen konnte. Was den Geist des Königs zu dieser Zeit vorzugsweise beschäftigte, war mithin von entscheidender Bedeutung in Beziehung auf die höchsten Interessen Preußens und Europas.

Doch wäre es nicht zu rechtfertigen, wenn der König darüber aus den Augen verloren und vernachlässigt hätte, was ihm vor allem nahe lag und von seiner persönlichen Thätigkeit abhing.

Daß es, infolge der Stimmung, der moralischen Verfassung in welcher sich die österreichische Armee befand, nicht unmöglich gewesen wäre, sie ganz aus Sachsen zu vertreiben, dafür bürgen Aeußerungen aus dem Hauptquartier dieser Armee, die wiederholt laut wurden, auch nachdem das geschlagene Heer glücklich die Stellung am Plauenschen Grund erreicht hatte und sich von dem preußischen Sieger nicht unmittelbar weiter bedrängt sah. Wie sich aus dem Zusammenhang ergiebt, ergingen aus dem Hauptquartier Klagen nach Wien über das Ungemach, dem die Armee, auf den engen Raum zwischen Dresden und Dippoldiswalde beschränkt, ausgesetzt sei, über die Schwierigkeiten der Verpflegung, über die Krankheiten, die wieder, wie das Jahr zuvor, ein-

reißen könnten. Der Zweck aller dieser Klagen war natürlich kein anderer, als der Kaiserin selbst und ihrem Kabinetsrath die Nothwendigkeit des ersehnten Rückzugs nach Böhmen einleuchtend zu machen, und zu bewirken, daß der Befehl dazu von Wien aus gegeben würde.

Aber solche Wünsche hatten gerade in dem Augenblick weniger als jemals Aussicht, in der Hofburg zu Wien erhört zu werden. Der Herzog Choiseul-Stainville drang eben zu dieser Zeit mit einer Heftigkeit, durch die man sich in Maria Theresias Kabinet gar sehr verletzt fühlte, auf Frieden, den er als eine unbedingte Nothwendigkeit bezeichnete. Er stellte die Fortsetzung des Kriegs als vollkommen hoffnungslos dar, und so wenig die Franzosen sich zu Lande oder zur See eigener Großthaten zu rühmen hatten, so ließ er es dabei nicht an sarkastischen Bemerkungen über die Ohnmacht der österreichischen Kriegführung fehlen, die nach fünf Feldzügen keine anderen Erfolge aufzuweisen habe als die Eroberung von Dresden und von Glatz.

Die geringen Fortschritte, die man trotz unermeßlicher Opfer gemacht hatte, mochten wohl die österreichischen Staatsmänner veranlassen, auch den Gedanken in das Auge zu fassen, daß es sich vielleicht unmöglich erweisen könnte, das Ziel vollständig zu erreichen; daß man vielleicht genöthigt sein könnte, sich mit einem halben Gewinn, mit Glatz und einem Theil von Schlesien, zu begnügen. Offiziell aber war diese Möglichkeit im Rath der Kaiserin noch nicht zur Sprache gekommen, der Plan, Preußen gänzlich zu zertrümmern, keineswegs aufgegeben. Gegen einen Sonderfrieden Frankreichs mit England hätte man nichts einzuwenden gehabt, vorausgesetzt, daß er die Neutralität Hannovers herbeiführte und französischer Hülfe gegen Preußen freie Hand ließ. Ein allgemeiner Friede dagegen, der Preußen einschloß, konnte in dem Augenblick nicht erwünscht sein. Aber wie sollte man den dringenden, zu Zeiten selbst stürmischen Aufforderungen Frankreichs begegnen, mit welchen Gründen, wenn Dresden, der wichtigste Theil des geringen Gewinns, den fünf Feldzüge gebracht hatten, wieder aufgegeben werden mußte, und die hoffnungslose Ohnmacht österreichischer Kriegführung, die Choiseul rügte, von neuem dargethan schien.

Das durfte nicht sein. Die Klagen des Hauptquartiers wurden aus der Wiener Hofburg durch die Aufforderung beantwortet, die preußischen Truppen aus Freiberg zu vertreiben, sich dieses Ortes zu bemächtigen

und sich dadurch eine weitere Ausdehnung und größere Sicherheit der Winterquartiere in Sachsen zu verschaffen. Lacy, der als der eigentliche Leiter der Dinge im Hauptquartier angesehen wurde, und an den sich auch die Kaiserin unmittelbar wendete, stellte in einem Bericht vom 29. November, der nicht bekannt gemacht worden ist, dessen Inhalt sich aber aus der Antwort der Kaiserin entnehmen läßt, einen Versuch auf Freiberg als etwas geradezu Unmögliches dar und ließ die Gelegenheit nicht unbenützt, auch der Schwierigkeiten der Verpflegung von neuem zu gedenken und den ersehnten Rückzug nach Böhmen abermals in Anregung zu bringen.

Selbstverständlich fand er damit kein Gehör. „Sein schreiben vom 29. komt alsogleich an", antwortete Maria Theresia: „obwohlen in selbe die entreprise gegen Freuberg nicht mehr statthaben solle, so hoffe doch noch, daß sie etwas spätter wird können vollführt werden. Es wären alle extremitaedten ehender anzuwenden, ehe wir nach böhmen gehen, dann dis wurde gewis uns den unglücklichsten Friden alsogleich zuzihen, welches wohl das größeste unglick wäre." Die Kaiserin will „eygends wem" nach Böhmen senden, um die Sache wegen der „vivres" zu beschleunigen, und deutet an, daß sich die Verpflegung in Sachsen erleichtern ließe, wenn man „etwas von unnöthigen Leuten", Bagage, oder „etwas Cavallerie dahin abgeben", das heißt wohl nach Böhmen zurücksenden könnte. Bei alledem scheint Maria Theresia für einigermaßen zweifelhaft gehalten zu haben, ob es möglich sein werde, sich in Sachsen zu behaupten, denn ihr Schreiben schließt mit den Worten: „ich hoffe noch zu Gott und zu ihme (Lacy nämlich), das er noch uns herauszihen wird und wir in sachsen bleiben werden."

Es erwies sich möglich und sogar lediglich von dem eigenen Ermessen der österreichischen Regierung und Generalität abhängig, denn König Friedrich verlegte seine ermüdete Armee in Winterquartiere und verzichtete sogar, vermöge einer Konvention, die am 11. Dezember geschlossen wurde, und in der man sich bis zur Aufkündigung Waffenruhe in den Winterquartieren zusicherte, ausdrücklich auf jedes weitere Unternehmen gegen die österreichische Armee. Nur nach Thüringen entsendete er Truppen, um den Winterfeldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu unterstützen. Und doch wäre der wiedergewonnene Besitz der sächsischen Hauptstadt bei den Friedensunterhandlungen, denen man ent-

gegenſah, gewiß nicht weniger ſchwer in das Gewicht gefallen als die Wiedereroberung Heſſens, und es lag nicht außer aller Möglichkeit, beides zu erreichen.

Wie der König vorausgeſehen hatte, dachten die Ruſſen nicht mehr daran ſich für den Winter in der Neumark und in Pommern zu behaupten, nachdem der Sieg bei Torgau den Preußen zugefallen war. Der neue Feldherr, Feldmarſchall Buturlin, den an der Spitze eines Heers zu ſehen ſelbſt in Rußland für alle halbwegs verſtändigen Menſchen ein Gegenſtand der Verwunderung war, der noch tief unter Saltykow ſtand, zeigte ſich, als er kaum am 6. November im Hauptquartier eingetroffen war, von der Unmöglichkeit überzeugt, hier den Winter über ſtehen zu bleiben. Die Schwierigkeiten, die ihm und dem geſammten Hauptquartier unüberwindlich ſchienen, waren zum ſehr großen Theil das eigene Werk der Ruſſen. Die Ruſſen ſelbſt hatten das Land weit und breit umher verwüſtet und zu einer Einöde gemacht, es war nicht zu verwundern, daß ſie weder Lebensmittel noch Fourage mehr darin zu finden wußten. General Tottleben war ſogar mit ſeinem Koſakenſchwarm bei Schwedt über die Oder gegangen, zu einer Expedition, die keinen eigentlich militäriſchen, überhaupt gar keinen Zweck hatte, als auch in der Uckermark zu plündern. Auch wurde ſie aufgegeben, ſo wie der Huſarengeneral Werner, der mit ſehr wenigen Truppen den Schweden gegenüberſtand, ſich an die Oder wendete.

So wich denn die ruſſiſche Armee, vom 12. November an, langſam an und über die Weichſel zurück; nur Tottleben blieb mit ſeinen leichten Truppen einſtweilen noch an der Oder ſtehen. Doch als der Herzog Eugen von Württemberg bei Schwedt erſchien, wich auch dieſer Schwarm nach Weſtpreußen und Polen zurück, von Werner verfolgt, nicht ohne Verluſt. Nur um den gemeſſenen Befehlen der Kaiſerin Eliſabeth zum Schein zu entſprechen, mußte Tottleben einige Bezirke in Hinterpommern, zwiſchen Köslin und der weſtpreußiſchen Grenze inne behalten.

Der Herzog Eugen von Württemberg fand an der Oder nichts mehr zu thun und konnte ſich gegen die Schweden wenden, die er, vereinigt mit dem Oberſten Belling, der ihnen während einiger Zeit allein gegenüber geſtanden hatte, bald, wie in jedem Herbſt geſchah, wieder unter die Kanonen von Stralſund zurücktrieb.

Auch in Schleſien endete der Feldzug ohne weitere Ereigniſſe.

Laudon hatte zwar die Belagerung von Kosel begonnen und suchte sogar durch ein nicht unbedingt ritterliches Mittel eine baldige Uebergabe des Orts herbeizuführen. Nämlich, da er zu wissen glaubte, daß die Besatzung großentheils aus österreichischen Ueberläufern bestehe, verkündete er einen Generalpardon für alle solche, wenn sie sich wieder bei den österreichischen Fahnen einfinden wollten. Doch da dieses Mittel nicht den gewünschten Erfolg hatte, und dem General Laudon zur Pflicht gemacht war, vor allem das Belagerungsgeschütz keiner Gefahr auszusetzen, ließ er sich durch die Ingenieure, welche die Belagerung führen sollten und die Arbeiten in dem sumpfigen Gelände so spät im Herbst sehr schwierig fanden, bewegen, das Unternehmen aufzuheben, sobald bekannt wurde, daß General Goltz, dessen Korps für doppelt so stark ausgegeben wurde als es wirklich war, zum Entsatz herannahe.

Laudon wich in die Grafschaft Glatz zurück, und eine Konvention sicherte auch hier die Ruhe der Winterquartiere.

1761.

Winterfeldzug in Hessen.

Die Unterhandlungen zwischen Friedrich II. und dem Herzog Ferdinand zogen sich aus dem eben abgeschlossenen Jahre in das neue beginnende hinüber. Der Herzog sah sehr wohl ein, wie wünschenswerth nicht nur, sondern dringend nothwendig es sei, den Feind aus Thüringen, aus dem Süden der hannoverschen Lande, endlich aus Hessen zu vertreiben — er wurde vom König fortwährend zur That aufgefordert, und dennoch vergingen Wochen und Monate, ehe es zur That kam. Der Herzog sah oder glaubte sich durch schwer zu besiegende Schwierigkeiten stets von neuem aufgehalten. Besonders erregte die Verpflegung große Bedenken, da man nicht hoffen durfte, in dem verwüsteten Hessen das Nöthige auftreiben zu können. Die Vorräthe, deren man zu dem Zuge bedurfte, mußten von Weitem herbei und an die Diemel geschafft werden. Die durch Ueberschwemmungen unterbrochene Schifffahrt auf der Weser, die verdorbenen Winterwege führt der Herzog namentlich wiederholt als Ursachen der Verspätung an.

Endlich, gegen Ende Januar (22.) kündigt Herzog Ferdinand an, daß er zu Anfang des nächstfolgenden Monats in der Lage sein werde, den lange gehegten Plan auszuführen. Der Entwurf zu den beabsichtigten Operationen, den er in seinem Brief dem König mittheilt, ist ganz im Geist der Zeit und ihrer Strategie gehalten, und seltsamer Weise billigt ihn der König, im Widerspruch mit sich selbst und mit den Rathschlägen, die er früher bei einer ähnlichen Gelegenheit eben dem Herzog gegeben, mit der Kritik, die er damals geübt hatte.

Ausgeschlossen bleibt selbstverständlich in dem Entwurf des Herzogs der Gedanke, den Rückzug des Feindes durch das „unsichere Mittel" einer Schlacht zu erzwingen; ausgeschlossen aber auch der, die Franzosen wenigstens theilweise in ihren Quartieren aufzuheben, in denen sie ziemlich sorglos standen, verlassen, wie gewöhnlich, von einem großen Theil ihrer Offiziere, die zu den Winterfreuden nach Paris geeilt waren. Es sollte ein Manöver werden; der Feind sollte dadurch genöthigt werden, das Gelände bis gegen den unteren Main ohne Kampf zu räumen, und war das gelungen, dann glaubte der Herzog den Zweck endgültig erreicht; er glaubte dann Kassel ungestört belagern und erobern zu können, auch wenn die feindlichen Streitkräfte ohne Verlust davon gekommen, ganz intakt geblieben waren.

Der Marschall Broglie, sagt der Herzog in dem eben erwähnten Brief, hat zwei Hülfsquellen, aus denen er seine Verpflegung bezieht: den Main und die Wetterau einerseits, andererseits Thüringen und Franken mit der Werra. Wenn ihm nicht beide Hülfsquellen zugleich abgeschnitten wurden, so war es nach der Meinung des Herzogs unmöglich, ihn aus Hessen zu vertreiben, denn er konnte sein Heer entweder in dem verschanzten Lager zwischen Kassel und dem Weißenstein versammeln oder über die Fulda zurückführen und den Uebergang über diesen Fluß vertheidigen. In beiden Fällen konnte sich aus dem Unternehmen des Herzogs Ferdinand, nach dessen eigener Ansicht nichts weiter ergeben, als daß er, nachdem er seine Subsistenzmittel aufgezehrt hätte, wieder den Rückzug über die Diemel antrat.

Die Streitkräfte mußten also getheilt werden, um den Feind mit Macht auf beiden Flügeln zugleich zu umgehen. Am 9. Februar sollten die Truppen auf den Sammelpunkten vereinigt sein. Die Hauptmacht (50 Bataillone, 38 Schwadronen) unter des Herzogs eigener Führung

bei Warburg an der Diemel; ein Korps zur Rechten unter dem Erbprinzen (20 Bataillone, 22 Schwadronen) bei Brilon und Stadtbergen; zur Linken General Spörcken (mit 17 Bataillonen, 20 Schwadronen, 24 Geschützen schweren Kalibers, 1 Regiment Husaren und 2 Brigaden, d. h. schwachen Scharen Jäger) auf dem rechten Ufer der Weser, zwischen Duderstadt und Mühlhausen in Thüringen. Göttingen, befestigt und in den Händen der Franzosen, auch neuerdings reichlich mit Lebensmitteln versehen, blieb von hannoverschen Truppen leicht umzingelt. Am 10. sollte alles rasten, am 11. aufbrechen gegen den Feind.

Der Erbprinz sollte durch das Waldeckische vorrücken, 7 Bataillone, 10 Schwadronen von seinen Truppen zur Belagerung von Marburg abgeben, dann aber wieder durch 7 Bataillone 12 Schwadronen von der Hauptarmee verstärkt, den Feind längs der Eder angreifen und dessen Hauptarmee alle Zufuhren abschneiden, die ihr von Fritzlar und auf der Fulda zukommen konnten. Dann sollte der Erbprinz 8 Bataillone 12 Schwadronen bei Fritzlar stehen lassen und sich mit dem Rest seiner Truppen — d. h. mit 12 Bataillonen 12 Schwadronen, weniger als 6000 Mann, da die Bataillone des verbündeten Heeres damals durchschnittlich nicht 400 Mann stark waren — gegen Kassel und die Hauptmacht des Feindes zurückwenden.

Der Herzog selbst wollte über Wolfshagen auf Kassel vorgehen; konnte er den Feind nicht hindern, sich zwischen Kassel und dem Weißenstein zu „formiren", dann wollte er in dessen Flanke Stellung nehmen, sein Lager heftig kanoniren und versuchen, sich des Weißensteins zu „bemächtigen"; der Erbprinz sollte in dessen Rücken Stellung nehmen — also ohne Zweifel auf das rechte Ufer der Fulda hinüber gehen. Hatte aber der Marschall Broglie seine Armee auf dem rechten Ufer der Fulda versammelt und die Stadt vor der Front behalten, dann mußte von neuem überlegt werden, was weiter geschehen sollte; der Herzog wußte es vor der Hand nicht zu sagen. Ob er dem Feind auf das jenseitige Ufer folgen könne, mußte von den Umständen abhängen.

Der Weißenstein wurde gewiß nicht angegriffen, wenn ihn der Herzog Ferdinand angemessen besetzt fand und die französische Hauptmacht in unmittelbarster Nähe. Es war das in der That ein dem beabsichtigten Manöverkrieg fremder Gedanke, der gar nicht hinein gehört, und er ist auch wieder in das Gebiet der Vorstellungen zu verweisen, mit denen

man sich wohl beschäftigt, so lange die Dinge in der Ferne liegen, die aber nicht einmal als Möglichkeiten ernstlich erwogen werden, wenn es zur Sache kommen soll.

Eigentlich ging der Herzog von dem Gedanken aus, daß das Magazin zu Kassel zur Zeit nicht bedeutend sein könne, daß daher die Sperrung der Zufuhren durch die Seitenkorps den Feind sofort zum Rückzuge zwingen werde. Der Gedanke, daß der Marschall Broglie der Offensive des Herzogs gleich von Kassel aus mit einer Gegen-Offensive begegnen und dessen Manöver durchkreuzen konnte, bleibt ausgeschlossen.

Wir haben bereits gesehen, daß die Umgehung durch den Erbprinzen nicht die einzige war, auf deren Erfolg der Herzog Ferdinand rechnete. General Spörcken sollte mit seinen 10 000 Mann vertreiben, was vom Feinde jenseits der Werra von Eisenach bis an die Unstrut stand, dann bei Vach auf das linke Ufer der Werra hinüber gehen und sich womöglich des großen feindlichen Magazins zu Hersfeld bemächtigen.

Der Marschall Broglie hatte als seinen äußersten rechten Flügel das sächsische Korps unter dem Prinzen Xaver von Sachsen, in dessen Abwesenheit vom Grafen Solms befehligt, bis Langensalza an die Unstrut vorgeschoben, wahrscheinlich in der Hoffnung, es werde diesem Korps dort leicht gelingen, Rekruten aus den kursächsischen Landen und sächsische Landeskinder, die gezwungen unter den preußischen Fahnen dienten, als Ueberläufer an sich zu ziehen. Hinter ihm stand, von Langensalza bis Eisenach in Kantonnirungen vertheilt, ein französisches Korps unter dem Grafen Stainville.

Spörcken war seiner Aufgabe solcher Ueberlegenheit gegenüber nicht recht gewachsen; dringend wiederholte der Herzog Ferdinand die an den König gerichtete Bitte, ihn durch preußische Truppen unterstützen zu lassen. Der König bestimmte dazu eine Abtheilung, die unter dem Obersten Lölhöfel an der Helbe bei Ebeleben und Kindelbrück gestanden hatte, und eine zweite, die sich unter dem General Syburg bei Weißenfels an der Saale sammelte, um jene erste nöthigenfalls zu unterstützen und die Flanke der preußischen Winterquartiere in Sachsen zu decken. Lölhöfel, der 3 Freibataillone, 10 Schwadronen Küraſſiere und 300 Husaren unter seinen Befehlen hatte, war am 30. Januar von Stainville überfallen worden, wobei eines seiner Bataillone der Gefangenschaft verfiel, und war nach Schloß Heldrungen ausgewichen, während Stainville über die

Unſtrut in ſeine frühere Stellung zurückging. Syburg hatte bei Weißenfels 3 Grenadier-Bataillone, 10 Schwadronen Küraſſiere und 500 Huſaren. Beide erhielten den Befehl, vorzurücken, und vereinigten ſich am 14. Februar bei Straußfurt an der Unſtrut. General Syburg führte nun dem Namen nach den Befehl über das Ganze, das weniger als 5000 Mann gezählt haben ſoll, da die Regimenter noch nicht wieder hergeſtellt waren; die eigentliche Leitung der Dinge aber hatte der König einem ſeiner Flügel-Adjutanten, dem Hauptmann Wilhelm von Anhalt, anvertraut, einem jüngeren Mann, von deſſen Fähigkeiten er eine ſehr hohe Meinung hegte. Dieſer Flügel-Adjutant erhielt den Auftrag, mit Spörcken zu korreſpondiren, und die geheimen Verhaltungsbefehle des Königs, die verfügten, daß die preußiſchen Truppen Spörckens Angriff unterſtützen und ſeinen Bewegungen bis Eiſenach folgen ſollten; dort ſollten ſie anhalten, um ihm, während er weiter über Vach auf Hersfeld in Heſſen vorging, den Rücken gegen die Reichsarmee zu decken, die ihre Winterquartiere in Franken, in Thüringen bis nach Ilmenau, Arnſtadt und Erfurt ausgedehnt hatte.

Den Marſchall Broglie traf der Angriff in der That unvorbereitet, obgleich er, wie aus ſeinem Bericht vom 12. Januar hervorgeht, ein ſolches Unternehmen des Herzogs Ferdinand vorausſah. Er hatte es nicht ſo früh im Jahre erwartet, und als er nun die erſten Bewegungen der hannoverſchen Armee wahrnahm, glaubte er, ſie hätten keinen anderen Zweck als den, ſeine entſendeten Truppen aus Thüringen und vom rechten Ufer der Werra zu verdrängen und ſich Göttingens zu bemächtigen. Er ſendete Verſtärkungen dorthin. Der Marquis St. Pern mußte mit einem Korps von 14 Bataillonen, denen ſeltſamer Weiſe nur 60 Reiter beigegeben waren, nach Mühlhauſen eilen.

Schon in den nächſten Tagen aber blieb dem franzöſiſchen Feldherrn kein Zweifel darüber, daß er einen umfaſſenden Angriff abzuwehren habe, der ihn vom Untermain abzuſchneiden drohe. Da Göttingen wohl auf einige Zeit ſich ſelbſt überlaſſen bleiben konnte, beſchloß Broglie nun gerade umgekehrt, alle ſeine Truppen aus den Gegenden jenſeits der Werra zurückzuziehen, und eine ſo zahlreiche Macht, als in der Eile möglich war, zwiſchen der Werra und Fulda zuſammenzuziehen. Die Beſatzungen von Münden und Witzenhauſen wurden eilig nach Kaſſel herangezogen, allen anderen Regimentern, die zwiſchen den beiden genannten Flüſſen in

Quartieren standen, wurde Melsungen als Sammelplatz angewiesen; St. Pern, Stainville und Graf Solms mit seinen Sachsen erhielten den Befehl, über die Werra zurück nach Sontra zu gehen, wahrscheinlich um von dort aus der Umgehung durch den Erbprinzen zu begegnen und die Verbindung mit dem Main zu sichern.

St. Pern erhielt diesen Befehl zuerst und ging schon am 13. über die Werra zurück. General Spörcken wurde das nicht gewahr; die Nachrichten, die er hatte, besagten vielmehr, der Feind bei Mühlhausen sei durch die Heertheile Stainvilles und des Grafen Solms verstärkt worden, und da ihm selbst aufgetragen war, im Einverständniß mit dem preußischen Korps unter Syburg vorzugehen, suchte er vor allem, eben auch am 13., auf einem Umwege über Schlotheim, das er am Abend desselben Tages erreichte, die Verbindung mit ihnen. Nun wurde verabredet, daß die Preußen bei Merxleben, die Hannoveraner bei Thamsbrück über die Unstrut gehen sollten, zum gemeinschaftlichen Angriff auf den Feind bei Langensalza. Als Graf Solms, der 9 Bataillone Sachsen, aber nur zwölf Husaren unter seinen Befehlen hatte, am 14. den Heranmarsch des Feindes gewahr wurde, nahm er Stellung auf dem Thalrande hinter Langensalza, den rechten Flügel an den sumpfigen Bach gelehnt, der von Uffhoven her durch das Städtchen in die Unstrut fließt. Stainville mit seinen französischen Truppen lehnte seinen linken Flügel an diesen selben Bach, der die beiden Korps trennte und gegenseitige Unterstützung so gut wie unmöglich machte.

Die Unstrut war infolge anhaltenden Regens aus den Ufern getreten, der Uebergang besonders für Fußvolk und Geschütze sehr schwierig; Spörcken und Syburg zauderten zweifelnd am Ufer und ließen nur Reiterei hinübergehen, um die Haltung des Feindes zu prüfen. Eben aber hatte Stainville den Befehl Broglies erhalten, sich in kein Gefecht einzulassen und schleunig zur Hauptarmee zu stoßen. Er brach sofort nach Gotha auf. Graf Solms erhielt denselben Befehl erst, als es zu spät war. Der Hergang ist charakteristisch für den damaligen Zustand, für die damalige Disziplin der französischen Armee, für den Kavalier-Leichtsinn, mit dem da alle ernsten Dinge behandelt wurden, und der die französischen Edelleute trotz ihrer unzweifelhaften ritterlichen Tapferkeit zu den unbrauchbarsten Offizieren machte. Der junge Herr, der dem sächsischen General den betreffenden Befehl überbringen sollte,

hielt für das, was ihm vor allem obliege, seine ritterliche Kampfbegier zu befriedigen oder zur Schau zu stellen, sich mit den Plänklern der preußischen Reiterei herum zu tummeln und harmlose Pistolenschüsse mit ihnen zu wechseln. Erst als er sich darin genug gethan hatte, entledigte er sich seines Auftrages. Nun aber konnten die sächsischen Bataillone den Angriffen der verfolgenden Reiterei nicht mehr entgehen; sie litten schwere Verluste; 2000 Gefangene und 5 Kanonen fielen in die Hände der Sieger. Solms rettete sich mit den Trümmern seines Korps nach Eisenach und von dort über die Werra.

Spörcken verfolgte ihn auf dem Umwege über Mühlhausen — woraus hervorzugehen scheint, daß man dort noch immer einen Feind voraussetzte; seine Vortruppen erreichten aber doch Eisenach bereits am 17. Februar.

Syburg blieb mit seinem Heertheil in der Gegend von Langensalza stehen und mußte etwas später langsam durch das nördliche Thüringen an die Saale zurückgehen. Was von Reichstruppen in diesen Gegenden stand, ging ihm ohne Kampf aus dem Wege und wich nach Ilmenau. Nur die Citadellen von Erfurt blieben von ihnen besetzt.

In Hessen war der Erfolg nicht ein so vollständiger; vielmehr schlug der zu Anfang im Wesentlichen günstige Gang der Ereignisse zuletzt gänzlich zum Vortheil des französischen Heeres um.

Der Herzog Ferdinand, der mit seiner Hauptmacht den Habichtswald rechts umgehen wollte, erreichte am 13. Niedenstein und achtete es nicht nöthig, weiter gegen Kassel vorzurücken, weil er erfuhr, daß sich das französische Heer dort nicht versammelt hatte, der Weißenstein nicht besetzt sei. — Ein Versuch, sich Marburgs durch einen gewaltsamen Angriff zu bemächtigen, mißlang, und der General Breitenbach, der die vom Erbprinzen dorthin entsendeten Truppen befehligte, wurde dabei erschossen. — Ein erster Angriff auf Fritzlar, den der Erbprinz am 12. unternahm, mißglückte desgleichen; doch mußte die kleine Feste, als Geschütz herbeigebracht war, am 15. kapituliren.

Der Erbprinz erhielt nun den Befehl, einen „Versuch" auf Melsungen zu machen und „Detachements" nach Hersfeld und Rothenburg zu entsenden.

Im Geist des Herzogs Ferdinand aber begannen sich Zweifel zu regen und zwar weil, so viel er wußte, der Marschall Broglie nirgends eine bedeutende Heeresmacht zu sammeln schien. Er setzte infolge dessen, wenigstens halb und halb, bei dem Marschall den jedenfalls eigenthümlichen Plan voraus, eine Armee überhaupt gar nicht oder doch nur theilweise zu sammeln, und da viele Städtchen in Hessen mit ihren alten Ringmauern einiger Vertheidigung fähig waren, einen großen Theil seiner Infanterie zu einer örtlichen Vertheidigung stehen zu lassen, wo sie sich eben befand. In einem Briefe vom 15. schreibt der Herzog darüber dem König von Preußen: „Er (Broglie nämlich) scheint vielmehr (anstatt seine Truppen zu sammeln) alle besetzten Plätze halten und mich zwingen zu wollen, dieselben anzugreifen, um Zeit zu gewinnen und vielleicht die (französische) Armee des Niederrheins in Bewegung zu setzen." (Il parait qu'il veut soutenir toutes les places qu'il occupe, et me forcer de les attaquer, pour gagner du temps et pour mettre peut-être l'armée du Bas-Rhin en mouvement.)

Da der Herzog zu sehen glaubte, daß die Sache auf diese Weise sich in die Länge ziehen und schwierig werden konnte, erwachte bei ihm ein Wunsch, der ihm sonst nicht eben geläufiger war als anderen, auch den ausgezeichneten Generalen seiner Zeit, und der ihm fern gelegen hatte, als er den Plan zu dieser Expedition entwarf. „Aus diesem Grunde", schreibt er, „wünschte ich sehr, die Sache durch ein Treffen (par quelque action) bald entscheiden zu können."

Warum beschränkte sich sein Wunsch nicht darauf, die französischen Streitkräfte insoweit vereinigt zu sehen, daß er einen Feind vor sich habe, den er zum Lande hinaus manövriren könne, wie anfangs beabsichtigt war? — Besorgte er etwa, die französische Armee am Niederrhein werde nach dem schwach besetzten Westphalen vordringen und ihm auch dazu die Zeit nicht lassen?

Zunächst beabsichtigte er, Truppen gegen Kassel zu entsenden und sich mit dem Rest dem Erbprinzen zu nähern, um ihn nöthigenfalls unterstützen zu können. — Gegen wen? wenn nirgends eine namhafte Macht des Feindes im Felde stand. — Der Umstand, daß sich die Dinge in Hessen anders gestalteten, als man erwartet hatte, daß der Marschall Broglie nicht seine Streitkräfte bei Kassel versammelt hatte, um dann die Macht des Manövers anzuerkennen und den Rückzug anzutreten,

sobald er sich gehörig umgangen sah, scheint für den Augenblick eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit im Geist Herzog Ferdinands hervorgerufen zu haben.

Der Marschall Broglie hatte inzwischen Kassel, wo er eine Besatzung von 14 Bataillonen zurückließ, bereits am 15ten verlassen; er war nach Melsungen zurückgegangen, um sich dort mit den aus ihren Winterquartieren zusammengerufenen Truppen zu vereinigen. Bald trieben ihn die Ereignisse weiter. Als er am 16. erfuhr, daß Fritzlar sich ergeben habe, der Erbprinz über die Schwalm gehe, und die Sachsen bei Langensalza eine Niederlage erlitten hätten, eilte er sofort nach Hersfeld, das er am 17. früh am Tage erreichte. Hier, wo seine hauptsächlichsten Vorräthe für den Winter aufgehäuft waren, wo St. Pern, Stainville, die Sachsen sich mit ihm vereinigen sollten, schien er sich behaupten zu wollen. Er gedachte auch des französischen Heeres am Niederrhein, aber nicht, um es zu einer Offensive nach Westphalen aufzufordern; ausschließlich auf unmittelbare Vertheidigung bedacht, rief er von dort her eine Verstärkung von 18000 Mann an den Main herbei.

Der Herzog Ferdinand konnte dem Erbprinzen nur mit Mühe folgen. Alle Flüsse waren ausgetreten, die Wege grundlos; die Unwegsamkeit Deutschlands zu jener Zeit machte sich in Verbindung mit der bösen Jahreszeit doppelt geltend. Doch am 17. von Niedenstein aufgebrochen, erreichte er am 18. die Gegend zwischen der Eder und der Schwalm, am 19. Schwarzenborn, sein Vortrab unter Lord Granby Neukirchen. Die Richtung seines Marsches bedrohte die Verbindung Hersfelds mit dem Main, während der Erbprinz den Franzosen bei Hersfeld gerade gegenüber bei Ober-Geisen eine beobachtende Stellung nahm.

An demselben Tage bemächtigte sich Spörckens Vortrab unter dem General Luckner der Werra-Brücke bei Vach. Es war dabei nur zu einem ganz unbedeutenden Gefecht gekommen, doch wurden Luckners Truppen für den Vortrab eines preußischen Korps gehalten, das man 15—20000 Mann stark glaubte, und Stainville und die Sachsen wähnten sich kaum schnell genug nach Fulda zurückziehen zu können.

Der Marschall Broglie erfuhr noch an dem nämlichen Tage, was bei Vach vorgegangen war. Die 20000 Preußen in seinem Rücken scheinen ihm großes Bedenken gemacht zu haben; noch an demselben Abend ging auch er eilfertig auf dem Wege nach Hünfeld und Fulda

zurück, nachdem er zuvor die großen Vorräthe, die zu Hersfeld gesammelt waren, den Flammen übergeben hatte. Die dortige Stiftskirche, ein großartiger und merkwürdiger Bau aus den ersten Jahrzehnten des elften Jahrhunderts, von den Franzosen als Magazin benutzt, ging dabei mit in Flammen auf und ist seitdem als Ruine ein Denkmal des siebenjährigen Krieges.

Bei Fulda, das er am 21. erreichte, nachdem St. Pern, Stainville und Solms bei Hünfeld zu ihm gestoßen waren, traf Broglie auch die Reiterei, die ihre Quartiere theils im Fuldaischen, theils im Würzburgischen gehabt hatte. Was er hier beisammen hatte, soll im Ganzen nur 21 000 Mann betragen haben. Er war damit eigentlich jeder einzelnen Abtheilung der hannoversch-verbündeten Armee überlegen, selbst der Hauptmacht des Herzogs Ferdinand, die in ihren 22 schwachen Bataillonen und 30 Schwadronen gewiß zur Zeit nicht viel über 12 000 Mann zählte. Nur wenn es dem Herzog gelang, die Truppen des Erbprinzen und Spörckens mit seinen eigenen zu vereinigen, konnte sich der Marschall einer namhaften Uebermacht gegenüber sehen. Aber der Feind wird im Felde gewöhnlich um etwas überschätzt und besonders unter Bedingungen, wie sie hier vorlagen; die Haltung der französischen Truppen soll nach dem eiligen Rückzug der letzten Tage keine sehr zuversichtliche gewesen sein; die Bataillone und Schwadronen heran zu ziehen, die der Marquis Rougé aus den Oberhessischen Quartieren zwischen Marburg und Gießen gesammelt hatte, schien nicht thunlich, und am Ende hatte Broglie gar keinen Grund, bei Fulda Stand zu halten und etwas zu wagen, nachdem er sein Hauptmagazin zu Hersfeld verloren gegeben hatte. Zu einem entscheidenden Rückschlag aber wären die Truppen, die dieser Feldherr hier eben zur Hand hatte, wohl in der That nicht genügend gewesen. Es war also nicht nur ganz natürlich, sondern auch wirklich den Umständen angemessen, daß er noch weiter zurückging, so wie er sich hier von neuem ernstlich bedroht glauben konnte.

Das war nun allerdings in den nächsten Tagen nicht eigentlich der Fall; es wurde nicht einmal ernstlich beabsichtigt. Nur der Erbprinz rückte am 22. nach Schlitz vor, und Luckner mit seinen leichten Truppen — von Spörckens Abtheilung — nach Hünfeld. Mit seinen übrigen Truppen suchte Spörcken über Hersfeld die Vereinigung mit der sogenannten Hauptarmee des Herzogs Ferdinand, die erst am 23.

Grebenau erreichte und, wie es scheint, ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die unter dem Marquis Rougé versammelten feindlichen Truppen richtete; wenigstens wurde ihr Vortrab unter Lord Granby an die Ohm, nach Kirchhain und Homberg vorgeschoben. Dennoch glaubte Broglie sich nicht länger einer Gefährdung seiner Verbindungen mit Rougé aussetzen zu dürfen. Dieser General erhielt den Befehl, gegen den Main zurückzuweichen und das Magazin zu Friedberg sicher zu stellen. Broglie selbst brach schon am 23. wieder auf, erreichte am 26. mit seinem Hauptquartier Büdingen und verlegte seine Truppen von Frankfurt bis Salmünster. Das ziemlich zu Grunde gerichtete Korps der Sachsen wurde über den Main zurückgeschickt, um sich nach Möglichkeit wieder herzustellen. Hier, in der Nähe des Mains, wollte Broglie suchen sich zu behaupten, falls er noch weiter gedrängt wurde. — Rougé ging zunächst nach Gießen zurück und sollte sich von dort in die Wetterau wenden. Marburg, Gießen, Ziegenhain hatten hinreichende Besatzungen.

So weit war demnach alles nach Wunsch und glücklich für die Verbündeten Preußens gegangen, und doch war dem Herzog Ferdinand gar nicht wohl dabei zu Muthe. Er, der nur Manöver beabsichtigt hatte, erwachte jetzt zu dem Bewußtsein, daß eigentlich nichts gewonnen, oder daß wenigstens alles scheinbar Gewonnene ein sehr unsicherer Besitz sei, da die Streitkräfte des überlegenen Feindes so gut wie ganz intakt geblieben waren; daß es nur vom Feinde abhing, zur Offensive überzugehen, sobald er sich gehörig gesammelt hatte, und daß er selbst, da er seine gesammelt kaum hinreichenden Streitkräfte vor feindlichen Festungen zersplittern mußte, dann in eine sehr bedenkliche Lage gerathen könne.

Das Alles „entging", wie uns Westphal, der Vertraute, oder vielmehr leitende Genius des Herzogs sagt, dem „Scharfsinn" dieses Fürsten „so wenig, daß er sogleich in Erwägung zog, ob es nicht gerathen sei, nur etwas leichte Truppen in Hessen zu lassen und den Flüchtlingen mit dem ungetheilten Heere auf dem Fuße bis an den Main zu folgen. Die Sache war nicht bloß glänzend, sie hatte zugleich so viel Realität in sich, daß der Rest der Expedition danach würde gemodelt worden sein, hätte sich nur eine Art von Möglichkeit finden lassen, für die Subsistenz Rath und einige Sicherheit zu schaffen, so geschwind als es nöthig gewesen wäre, zu verhindern, daß der Feind sich auch nicht an dem Main setze."

Die Maingegenden hatten wenig vom Kriege gelitten; sie waren

nicht, wie Niederheſſen, vier Jahre über verwüſtet worden. Mit dem vielen Gelde, über das die engliſchen Intendantur-Beamten verfügten, hätte es wohl möglich ſein müſſen, dort im Lande, wenn nicht anders, doch von Tag zu Tage, für die Verpflegung einer ſo mäßigen Truppenzahl zu ſorgen, wenn dieſe Beamten redlich und ihrer Aufgabe gewachſen waren. Aber, wie der Herzog gelegentlich klagt, waren ſie weder das Eine noch das Andere. Auch wollte man „Sicherheit", vollkommene Sicherheit der Verpflegung, ehe man ſich auf irgend eine Operation einließ, und die glaubte man nur zu haben, wenn man ſich aus rückwärtigen Magazinen verſorgt wußte.

Da man nicht Rath zu ſchaffen wußte, blieb es dabei, daß man nicht weiter ging, den Feind im Felde nicht zum Kampf herausforderte noch ſonſt weiter beunruhigte und die Feſtungen, vor allen Kaſſel, zu belagern ſuchte. Wie aber Herzog Ferdinand ſeine Lage beurtheilte, welche Zweifel ihn ſchon beunruhigten, als der Marſchall Broglie noch bei Fulda ſtand, das geht aus dem merkwürdigen Brief hervor, den er am 21. Februar aus Ober-Aula an den König von Preußen gerichtet hatte. —

Der Herzog giebt darin Rechenſchaft von dem, was ſich in den letzten Tagen ereignet hatte, und fügt dann hinzu: „Der Marſchall v. Broglie hat 17 Bataillone in Kaſſel und 5000 Mann in Göttingen zurückgelaſſen. Dies veranlaßt mich, zu glauben, daß derſelbe ſeine Armee zu vereinigen beabſichtigt, um dann wieder zurück zu kommen und beide Plätze zu befreien. Mein ſchneller Marſch auf Hersfeld hat ihn gehindert, ſich dort zu konzentriren, und ihn zugleich genöthigt, das große Magazin, welches er an genanntem Punkt beſaß, in Brand zu ſtecken." — Von den Vorräthen ſei nur wenig gerettet. „Der Feind iſt nach Fulda abmarſchirt; obgleich ich ihn auch von dort zu vertreiben wünſchte, ſo wage ich mit dem Gros der Armee doch nicht weiter vorzugehen, ſondern werde den Erbprinzen dorthin abſenden müſſen, um zu ſehen, ob er den Feind zu einem weiteren Rückzug wird zwingen können."

„Nachdem ich Marburg nicht zu nehmen vermochte, ſo beſitzt der Feind den Vortheil über mich, dort ein Truppenkorps ſammeln zu können, und daſſelbe alsdann gegen Korbach in Marſch zu ſetzen; dies würde mich ſehr beunruhigen, weil dadurch ſowohl meine Magazine als die zum Angriffe von Kaſſel verwendeten Truppen bedroht werden würden."

„Ich habe in der That erfahren, daß vor kurzem drei Brigaden vom Niederrhein in Laasphe eingetroffen ſind, und ich zweifle nicht, daß ſich dieſelben den Truppen anſchließen werden, welche ſich in der Umgegend von Gießen und Marburg ſammeln, um alsdann meine rechte Flanke zu umgehen.“

„Ich ſehe mich ferner genöthigt, dem Grafen v. d. Lippe, welcher vor Kaſſel ſteht, eine Verſtärkung von acht Bataillonen zugehen zu laſſen, indem derſelbe bisher nur einundzwanzig ſehr ſchwache Bataillone beſaß. Doch weiß ich nicht, ob dies hinreichen wird, den mit einer ziemlich ſtarken Beſatzung verſehenen Platz zur Uebergabe zu zwingen.“

„Wenn ich mich noch genöthigt ſehe, das anfänglich für die Belagerung von Marburg beſtimmte Korps zu verſtärken und meine rechte Flanke zu decken, ſo werde ich ſehr wenige Truppen zurückbehalten, und ich weiß nicht, ob ich mich dann im Stande befinden werde, dem Feinde die Spitze zu bieten, im Falle er mich angreifen würde. Mein einziger Wunſch beſteht darin, eine Schlacht herbeiführen zu können, ehe der Feind ſich zu ſammeln vermag, doch wage ich dies kaum mehr zu hoffen, nachdem die Truppen, welche ſich von Niederheſſen zurückgezogen haben, zwiſchen die Werra und Fulda zurückgegangen ſind, und diejenigen, welche ſich in der Umgegend von Marburg und Gießen befinden, geſicherte Rückzugspunkte haben, ſo daß ich nicht darauf rechnen kann, dieſelben mit Vortheil anzugreifen, im Falle ſich dieſelben von eben genannten Punkten nicht zu weit entfernen.“

„Wenn E. M. in Betracht ziehen, daß ich gegenwärtig zwölf Meilen von meinen Magazinen an der Diemel entfernt bin, daß ich die Feſtungen Kaſſel und Ziegenhain in meinem Rücken und Marburg in meiner Flanke habe, ſo werden Sie finden, daß ich mich keineswegs in einer geſicherten Lage befinde.“

Zum Schluß bittet der Herzog, der König möge, um die linke Flanke gegen die Reichstruppen zu decken, den General Sybburg bis Bach und deſſen leichte Truppen nach Meiningen vorgehen laſſen.

Zwölf Meilen von den Magazinen! — das war in den Augen der damaligen Strategen eine ganz gewaltige Entfernung. Die augenblicklichen Umſtände: der unaufhörliche Regen, die grundlos gewordenen Wege, machten aber auch in der That die Entfernung zu einer ſehr bedeutenden. Wie der Herzog die erſehnte Schlacht hätte herbeiführen können, während

er sich nicht getraute, dem Feinde auch nur bis Fulda zu folgen, bleibt freilich schwer zu errathen.

König Friedrichs Antwort ist in mancher Beziehung fast noch merkwürdiger als der Brief des Herzogs. Der König hatte die falsche Nachricht erhalten, daß die Franzosen Göttingen geräumt hätten, und außerdem hatte ein Gerücht, dem zufolge auch Marburg bereits in die Hände der Hannoveraner gefallen war, seinen Weg bis zu ihm gefunden; er mochte infolge dessen guten Muths sein, und so schrieb er denn von Leipzig aus am 27. Februar dem Herzog in zuversichtlicher Stimmung: „Ich halte Ihre Lage keineswegs für so schlimm, als Sie dieselbe ansehen. Nachdem Sie dem Feinde die bedeutendsten Magazine weggenommen haben, so glaube ich nicht, daß derselbe, da er keine Subsistenzmittel mehr besitzt, wieder umkehren werde. Obgleich man die Dinge nur dann recht zu beurtheilen vermag, wenn man sich an Ort und Stelle befindet, so scheint es mir dennoch in der gegenwärtigen Lage vorzugsweise Sache des Marschalls v. Broglie zu sein, eine Schlacht zu suchen, während gerade Sie dieselbe vermeiden müssen, weil ersterer durch den Gewinn einer Schlacht gerettet wird. Wenn Sie derselben ausweichen, so werden Sie ihn gerade hierdurch vertreiben, während (indem?) Sie, wenn Sie fortfahren, ihn auf seinen Flanken zu umgehen, ihn unfehlbar in die Richtung gegen Gießen auf Frankfurt zurückwerfen."

Die Truppen unter Syburg stünden zur Zeit zu Rudolstadt in Thüringen, um die Reichstruppen aus der dortigen Gegend zu vertreiben, und deckten, indem sie diese beschäftigten, mittelbar die linke Flanke des Herzogs. Er, der König, wisse, daß Stainville bei Vach geschlagen worden sei, und daß die Franzosen Göttingen geräumt hätten; infolge dessen erwarte er, daß auch Kassel sich demnächst werde ergeben müssen, „weil Herr v. Broglie ihm unmöglich zu Hülfe eilen kann;" man behaupte ferner, daß auch Marburg bereits genommen sei; er wünsche, daß die Nachricht sich bestätigen möge: „mag dies nun der Fall sein oder nicht, so begreife ich kaum, auf welche Weise Broglie wieder umkehren könnte, da derselbe, nachdem er das Magazin von Hersfeld verbrannt, und Sie das von Fritzlar weggenommen haben, keine Depots mehr besitzt. Um Ihre Expedition im Allgemeinen zu beurtheilen, so glaube ich, daß Sie von Seiten des Feindes einigen Widerstand in Ziegenhain und Marburg finden, sich aber trotzdem ganz Hessens, mit Ausnahme von

Gießen, bemächtigen werden. Iſt dieſes Ziel erreicht, ſo haben Sie ſo ziemlich alles geleiſtet, was man von Ihnen erwarten kann."

Seltſam! als im Winter 1758 die Heere Frankreichs über den Rhein zurückgetrieben wurden, forderte der König den Herzog Ferdinand auf, ſich nicht mit Manövern zu begnügen, die den Feind zum Rückzug veranlaſſen könnten, ſondern anzuſtreben, was allein den Erfolg zu einem wirklichen und endgültigen machen könne: eine Schlacht zu ſuchen, und in ihr die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte. — Wenn der Herzog den offenen Entſcheidungskampf nicht unter den eben obwaltenden Umſtänden ſuchen wolle, könne er ſich gezwungen ſehen, ihn ſpäter zu ungelegener Zeit anzunehmen, ſchrieb damals der König. Dann wieder, ohne Kampf und Sieg ſei alles Gewonnene unſicherer Beſitz. — Es genüge nicht, den Feind aus dem hannoverſchen Lande zu vertreiben, die Hauptſache ſei vielmehr, ihm ſo große Verluſte als möglich zuzufügen. — Wenn es nicht gelinge, deſſen Streitkräfte weſentlich zu zertrümmern, wenn der Feind nur vor dem Herzog weiche, ohne eingeholt und geſchlagen zu werden, bliebe ihm immer die Möglichkeit, ſich zu beſinnen und umzukehren, und der Herzog werde, wenn Kampf und Sieg im Augenblick verſäumt bleibe, trotz alles ſcheinbaren Erfolges in einigen Monaten um ſo ſchwierigere Aufgaben zu löſen haben. Die Aeußerung des Königs, daß eine Behutſamkeit, die eine wirkliche Entſcheidung zu meiden ſuche, den Herzog für die Zukunft in Schwierigkeiten und Gefahr verwickeln könne, hatte eben der Herzog durch eine cyniſche Randbemerkung als widerſinnig bezeichnet.

Jetzt war es gerade umgekehrt der Herzog Ferdinand, der die Unſicherheit des ſcheinbar erlangten Erfolges empfand und die Nothwendigkeit, ihn durch einen Sieg ſicher zu ſtellen — und der König war es, der, in entſchiedenem Widerſpruch mit den drei Jahre früher ausgeſprochenen Anſichten, diesmal das ſtrategiſche Manöver für hinreichend, einen offenſiven Rückſchlag von Seiten der Franzoſen nicht für möglich halten wollte und den entſcheidenden Kampf nicht zu ſuchen ſondern zu meiden rieth.

Wie erklärt ſich dieſer Tauſch der Rollen? — Wir dürfen ſagen, wie die Dinge in dem Augenblick lagen, hatte der König — ganz abgeſehen von den zur Zeit herrſchenden und maßgebenden Anſichten, auch von ſeinem eigenen freieren Standpunkte aus — Recht, zu ſagen, es ſei

(jetzt) an dem Marschall Broglie, die Schlacht zu suchen, der Herzog habe sie zu meiden. — Der Herzog Ferdinand hatte, als er seinen Plan entwarf, die Nothwendigkeit nicht eingesehen, zuerst und vor allem die Entscheidung im offenen Kampf herbeizuführen; er hatte daran nicht gedacht. Das war nun versäumt; die Streitkräfte des Herzogs waren in vorzeitigen Belagerungen zersplittert. Dagegen war es ihm gelungen, durch strategische Manöver vorläufige Vortheile zu gewinnen, die zu wirklichen, zu endgültigen werden konnten, wenn der Feind nicht seinerseits gleichsam einen höheren Einsatz daran wagen und die Initiative ergreifen wollte, wenn er das nicht that, ehe jene vorläufigen Erfolge zu einem gewissen Abschluß gelangt sein konnten, wie in diesem Fall durch die Eroberung von Kassel geschehen sein würde. Da war es denn allerdings die Aufgabe des Marschalls Broglie, eine Schlacht zu suchen, die des Herzogs, sie mit seinen zur Zeit unzureichenden Streitkräften zu meiden und die Dinge hinzuhalten, bis Kassel gefallen sein konnte. Dann, wenn es sich nicht mehr darum handeln konnte, diese Feste zu entsetzen, hätte auch Broglie nach den Ansichten der Zeit vor der Hand keinen Grund mehr gehabt, die Entscheidung zu suchen. Aber Kampf und Schlacht läßt sich einem wirklich entschlossenen Feinde gegenüber auf die Länge nicht meiden, wenn man nicht bis in das Unbestimmte und weiter, als der Feind zu folgen vermag, ausweichen kann, wenn man an einen bestimmten Punkt gebunden ist, über den hinaus man nicht zurückgehen darf, den man schützen muß, wie hier die Belagerung von Kassel, — oder die Entscheidung im Waffengang läßt sich nur dadurch meiden, daß man eben diesen Punkt und mit ihm den Erfolg des Feldzuges aufgiebt. Wie früher dem ursprünglichen Feldzugsplan des Herzogs Ferdinand lag mithin schließlich auch dem Rath des Königs, wie immer und überall, wo man den Erfolg von einem Manöver erwartet, die in dem Briefe des Königs sogar ausdrücklich ausgesprochene Voraussetzung zum Grunde, daß der Feind nicht wagen werde, die Initiative zu ergreifen. Doch waltet dabei der Unterschied, daß der Herzog, als er seinen Plan entwarf, wohl auch andere Möglichkeiten hätte erwägen sollen, während man sich jetzt an diese Voraussetzung halten mußte, wenn man nicht das ganze Unternehmen aufgeben wollte.

Aber scheint somit der Rath, den der König am 27. Februar ertheilte, den Umständen, wie sie zur Zeit waren, entsprechend und dadurch

gerechtfertigt und, in sofern er sich auf einen ganz bestimmt gegebenen Fall und die im Augenblick obwaltenden Umstände bezieht, auch nicht den Grundsätzen der Kriegführung widersprechend, die der König im Allgemeinen befolgte und lehrte, so läßt sich dasselbe doch nicht von der Billigung sagen, die der Feldzugsplan des Herzogs früher im Ganzen erfahren hatte. Dadurch, daß der König diesmal den Herzog Ferdinand nicht, wie sonst immer ihn sowohl als den Prinzen Heinrich, von Anfang an aufgefordert hatte, vor allem den taktischen Erfolg zu erstreben, wenn sich irgend die Gelegenheit dazu ergab; dadurch, daß er anstatt dessen seinen Entwurf unbedingt gut hieß, war er sich selbst untreu geworden; man kann sagen, er stieg zu dem Wasserpaß seiner Zeitgenossen herab. Zu seiner Rechtfertigung ließe sich allenfalls einwenden, daß im Kriege nicht immer das Aeußerste erstrebt zu werden braucht; daß es namentlich in der Vertheidigung genügt, einen hinreichenden Grad von Energie zu entfalten, das heißt einen Grad von Energie, der eben hinreicht, die Anstrengungen des Feindes zu neutralisiren; einen mäßigen, wenn von dem Feinde Kühnes und Großes nicht zu besorgen ist. Man könnte hinzufügen, daß der Herzog Ferdinand sich überhaupt nicht in einer so gewaltsamen Lage befand als der König; nicht wie dieser zu heroischen Entschlüssen und Thaten aufgefordert war, um einen übermächtigen Feind abzuschütteln, damit er gegen einen anderen freie Hand gewinne; endlich, daß man berechtigt war, von den Franzosen nur einen sehr geringen Grad von wagendem Unternehmungsgeist zu erwarten. Aber das Alles erklärt doch nicht, warum diesmal der König ein ganz anderes Verfahren anrieth als früher unter ganz ähnlichen, beinahe identischen Bedingungen und demselben Feinde gegenüber. Es gab keinen Grund, Energie und Tüchtigkeit des französischen Heeres und seiner Führer jetzt geringer anzuschlagen als früher. Jedenfalls hätte, scheint es, der König auch diesmal erwägen sollen, was ihm fast immer gegenwärtig war, nämlich daß eine Rechnung, die darauf beruht, daß man dem Feinde den Entschluß zur Initiative nicht zutraut, unter Umständen wohl täuschen kann; daß nur der taktisch durch die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte besiegelte Erfolg unter allen Bedingungen entscheidend ist.

In diesem besonderen Fall hätten wohl die sehr starken Besatzungen, die Broglie in Göttingen und Kassel zurückließ, als ein Beweis angesehen werden sollen, daß dieser Feldherr keineswegs gesonnen sei,

Hessen aufzugeben, daß er nur wich, um verstärkt wiederzukehren. Denn gewiß hatte er diese Besatzungen nicht dorthin gelegt, um sie der Kriegsgefangenschaft verfallen zu lassen.

Der König rechnete freilich darauf, daß Kassel sich nur kurze Zeit halten, daß der Herzog bald in der Lage sein werde, seine Streitkräfte zu sammeln und einer Offensive des Feindes — wenn sie dann ja noch stattfand, was nicht einmal wahrscheinlich zu achten war — mit einer angemessenen Macht zu begegnen. Doch das war eben nur ein Rechnungsfehler im Besonderen, der, an sich durch nichts veranlaßt oder gerechtfertigt, einfach aus dem größeren, allgemeineren Rechnungsfehler hervorging; daraus, daß der König für diesmal dem französischen Heere und seinen Führern noch weniger Entschluß und Tüchtigkeit zutraute, als wirklich bei ihnen zu finden war.

Der Herzog Ferdinand ließ natürlich den Brief des Königs nicht unbeantwortet, aber er sprach nicht mehr von einer Schlacht, die er wünsche oder vollends beabsichtige. Sein Streben beschränkte sich darauf, die Dinge in der Schwebe zu erhalten, bis Kassel gefallen wäre. Schon jener klagende Brief vom 21. Februar, in dem er das Verlangen nach einer Schlacht ausspricht, ohne sie wirklich zu suchen, schließt mit den Worten: „Wenn ich nicht Zeit gewinne, um Kassel zu nehmen, so muß diese ganze Expedition mißlingen, und meine Lage dürfte dann mißlicher werden, als sie früher gewesen ist“ — und von Tag zu Tage sehen wir fortan Muth und Zuversicht bei ihm sinken. In einem Briefe vom 27. Februar bittet er von neuem, Syburg bei Bach und Eisenach zu lassen, „bis in dem Unternehmen gegen Kassel in irgend einer Weise eine Entscheidung eingetreten ist; ich fürchte, daß sonst der Marschall wieder zur Besinnung kommen und seine Armee in Verbindung mit derjenigen des Niederrheins operiren lassen könnte, wodurch meine ganze Expedition vereitelt werden würde..... Wenn Kassel einmal genommen ist, so werde ich von dieser Expedition eine ziemlich günstige Meinung erhalten und mich der Hoffnung hingeben, auch die anderen Plätze erobern zu können.“

Den Gedanken, daß eine so wesenlose Hülfe, wie er vom König verlangt, irgend einen Einfluß auf den Gang der Dinge üben oder vollends den Ausschlag geben könnte, dürfen wir wohl zu den sehr seltsamen rechnen.

In seiner Antwort auf den oben angeführten Brief des Königs

stellt dann der Herzog Ferdinand (1. März) seine Lage mit gesteigertem Nachdruck als eine überaus schwierige dar. Die Sorge um die Verpflegung war es, die sie in seinen Augen vorzugsweise zu einer schwierigen machte. Die französische Besatzung von Kassel sei eine vollständige kleine Armee zu nennen; die hannoverschen Truppen, welche sie belagerten, befänden sich in einer durchaus verwüsteten Gegend, und bei dem augenblicklichen Zustand der Wege vermöge weder Proviant noch Fourage, weder Artillerie noch Munition schnell genug und in hinreichender Menge einzutreffen —: „ich selbst erhalte die hiesige Armee nur mit den Mitteln, welche ich im Darmstädtischen finde; dies kann noch einige Tage, vielleicht auch noch länger ausreichen, so daß ich nicht genöthigt bin, die Armee auf einem zu engen Raume zusammenzudrängen. Wenn sich jedoch dieses gräuliche Regenwetter nicht bald ändert, und die Straßen (nicht bald) wieder fahrbar werden, um meine Transporte heranzuziehen, so werde ich mich aller Hülfsquellen beraubt sehen." — die Franzosen hätten alle ihre Magazine in Hessen in Brand gesteckt, und es sei nur wenig davon gerettet worden.

Erwägen wir außer dem Inhalt auch Ton und Haltung dieser Briefe, so können wir uns kaum der Ueberzeugung erwehren, daß der Herzog, auch wenn die Schwierigkeiten gehoben wurden, die ihn, wie er glaubte, hinderten, weiter vorzurücken, um den Feind aufzusuchen, das heißt, wenn Mittel gefunden wurden, die Verpflegung sicher zu stellen, sich doch schwerlich zu dem Entschluß emporgearbeitet hätte, dem Feinde bis dahin zu folgen, wo er nicht mehr ausweichen konnte, wo er Stand halten, wo es zu der angeblich gewünschten Schlacht kommen mußte. Das wäre so gar weit wohl nicht gewesen, denn daß der Marschall Broglie auch Frankfurt aufgegeben hätte, ohne einen Kampf darum zu wagen, dürfen wir wohl eigentlich nicht annehmen.

So viel sich den Worten des Herzogs in Ermangelung anderer Nachrichten entnehmen ließ, wurde die hannoversch-verbündete Armee zur Zeit von Tag zu Tag durch Ankäufe verpflegt, die im Hessen-Darmstädtischen bewirkt und aller Wahrscheinlichkeit nach baar bezahlt wurden. Wenigstens wissen wir die betreffenden Worte nicht anders zu deuten. Ist nun die Frage, ob sich diese Art der Verpflegung nicht auch dann noch durchführen ließ, wenn man noch zwei oder drei Märsche weiter vorwärts ging, wirklich im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand ernst-

haft und eingehend erwogen worden? — Ist das geschehen, so wäre es von hohem Interesse, zu wissen, wie diese Frage beantwortet wurde, was für unüberwindliche Schwierigkeiten man dabei zu sehen glaubte, aus welchen Gründen es unmöglich geachtet wurde. — Leider geben die Quellen darüber keine Auskunft. Wie die Dinge liegen, sind wir veranlaßt zu glauben, daß Energie und Selbstvertrauen des Herzogs Ferdinand nicht so weit reichten, als seine Einsicht wohl gereicht hätte. Ein Fall, der öfter vorkömmt.

In dem Maß, wie die Thätigkeit des Herzogs erlahmte und seine Zuversicht schwand, schien die hoffnungsvolle Stimmung des Königs sich zu steigern. Er blieb, nach seinen Briefen an den Herzog zu schließen, unbedingt guten Muths. Sein Brief vom 4. März beginnt gleich mit den Worten: „Erlauben Sie mir, daß ich ..... Ihnen vor allem von ganzem Herzen zu dem herrlichen Erfolge Glück wünsche, welchen Sie bei Ihrer Expedition errungen haben; ich kann dieselbe jetzt nicht anders als glorreich geendigt und vollkommen vollendet betrachten."

„Ich bitte Sie, sich nicht darüber zu beunruhigen, daß der Feind etwa von neuem beginnen werde, nachdem Sie demselben seine sämmtlichen Magazine zerstört haben, welche er in diesem Lande besaß; gesetzt auch, daß ihm die Lust käme, wieder umzukehren, so wird er vor allem für die Verpflegung seiner Truppen Vorkehrungen treffen müssen. Ihre trefflichen Manöver haben ihn soweit gebracht, daß er wenigstens einen Zeitraum von vier Wochen bedürfte, um dies zu bewerkstelligen. Haben Sie einmal diese Zeit gewonnen, so wird, wie ich mir schmeichle, damit alles gewonnen, und Sie Herr der festen Plätze sein."

Mit Kassel, meint der König, werde der Herzog bald fertig sein, wenn er der Besatzung freien Abzug anbiete unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Großbritannien oder dessen Verbündete zu dienen.

Es frägt sich aber, ob der König die Lage der Dinge wirklich durchaus in diesem rosigen Lichte sah, ob der Brief nicht vielleicht bestimmt war, einerseits den Muth des Herzogs aufrecht zu erhalten, andererseits als Sporn zu dienen und den Herzog zu den äußersten Anstrengungen zu veranlassen. Diese letztere Absicht scheint besonders darin hervorzutreten, daß der König mit großem Nachdruck daran erinnert, um was für großartige, weitreichende Interessen es sich bei dieser Expedition handle: „Ich bitte Sie", sagt der König, „sich die großen Vortheile vorzustellen,

welche Sie durch dieſes Meiſterſtück erringen werden, wenn Sie daſſelbe vollkommen zu Ende führen; die Franzoſen würden hierdurch gezwungen werden, Frieden zu ſchließen. Ihre Lage dürfte um Vieles beſſer werden, als dies bisher der Fall geweſen, der Feind hingegen ſich genöthigt ſehen, ſeine Abſicht, eine zweite Armee am Niederrhein zu formiren, um ſie von dorther zu bedrohen, aufzugeben. Der Hof von London wird dadurch in die Lage verſetzt werden, ganz bequem nach dem Wunſche und dem Willen ſeiner Alliirten Frieden zu ſchließen, ohne hierbei durch die Verhältniſſe in Deutſchland ſehr geſtört zu werden."

Am Schluß zeigt ſich auch, daß der König die Eroberung von Kaſſel doch nicht für ganz ſo leicht hielt, als er in den erſten Sätzen des Briefes vorgab. Er macht darauf aufmerkſam, daß der Herzog dazu eine „zahlreiche Artillerie" ſchweren Kalibers verwenden müſſe, und räth, auch den eingeſchloſſenen Theil der Stadt heftig zu beſchießen, um den Muth des Feindes zu brechen. Der Schaden, den einige Häuſer dabei erleiden könnten, ſei gering zu achten im Vergleich mit dem Vortheil, die Stadt der Gewalt des Feindes zu entreißen.

Nebenher erwähnt der König auch, daß Syburgs kleines Korps dadurch, daß es den Feind unter glücklichen Gefechten aus dem nördlichen Thüringen verdränge, und ſomit die Reichsarmee vollauf beſchäftige, dem Herzog viel weſentlichere Dienſte leiſte, als wenn es beobachtend bei Eiſenach und Bach ſtände.

Diesmal ſollte der Herzog Recht behalten gegen Friedrich II., was den endlichen Erfolg der Expedition betrifft. Sie ſcheiterte infolge des zu Anfang, als die Verhältniſſe günſtig lagen, verſäumten taktiſchen Erfolges.

Herzog Ferdinand wußte nichts beſſeres, als ſeine Truppen zwiſchen der Schwalm und der Ohm Kantonnirungsquartiere beziehen zu laſſen, während vor Kaſſel in der Nacht vom 1. zum 2. März die Laufgräben eröffnet wurden. Auch Ziegenhain wurde belagert, die Schlöſſer von Marburg und Waldeck blieben eingeſchloſſen. So waren denn die Streitkräfte des Herzogs gar ſehr zerſplittert. Was er beiſammenhielt, giebt Weſtphal zu 18 000 Mann an, wobei allem Anſchein nach auch das Korps des Erbprinzen mitgerechnet iſt, das durch einen Theil der früher unter Spörcken vereinigten Truppen verſtärkt, zuerſt bei Lauterbach

ſtand, dann nach Büdingen vorrückte und franzöſiſche Vortruppen von dort vertrieb.

Der franzöſiſche Kommandant zu Friedberg übergab zwar auch das dortige große Magazin übereilt den Flammen, ſo bald ſich feindliche Streifparteien in der Nähe zeigten, aber der Herzog durfte doch daraus nicht auf einen weiteren Rückzug der franzöſiſchen Armee ſchließen, denn er erfuhr ſehr bald, daß es nicht auf Befehl des Marſchalls Broglie geſchehen ſei, vielmehr deſſen höchſten Zorn erregt habe. Auch hatte er keinen Grund zu glauben, daß ſich aus dem Verluſt dieſer Vorräthe große Verlegenheiten für die Franzoſen ergeben könnten.

„Ich bin hier ſozuſagen ganz von meinen Magazinen getrennt", ſchrieb der Herzog am 5. März, „und lebe nur von dem, was ich in dem Lande vorfinde; wenn die Franzoſen auf den Gedanken kommen, mir hierin nachzuahmen, ſo werden ſie, obgleich ſie ihre Magazine zerſtört (haben), dennoch von neuem vorrücken können; thun ſie dies, ſo iſt es unmöglich, einer Schlacht auszuweichen; denn wenn ich nur um zwei Stunden Wegs zurückgehe, ſo ſtehe ich wieder in der ſchrecklichen Wüſte Heſſens, und würden mir alle Hülfsquellen zur Erhaltung meiner Truppen mangeln."

Kaum vierzehn Tage früher hatte er den Wunſch ausgeſprochen, vor allem eine Schlacht herbeiführen zu können — jetzt war ſeine größte Sorge, daß es nicht möglich ſein werde, ſie zu vermeiden. Doch liegt darin weder ein Widerſpruch, noch ſelbſt ein Mangel an Folgerichtigkeit. Nachdem der Herzog einmal die Gelegenheit verſäumt hatte, den Erfolg taktiſch ſicher zu ſtellen, war es, wie geſagt, ſeine Aufgabe, die Dinge womöglich ohne Entſcheidung hinzuhalten, und es war natürlich, daß er dem Augenblick, wo er zur Schlacht gezwungen werden konnte, nicht ohne Sorge entgegenſah. Es ſpricht ſich hier aus, wie die Verhältniſſe gar wohl in ihr Gegentheil umſchlagen können, wenn man es verſäumt, die Gunſt des Augenblicks zu nützen; das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es glüht.

Die Art aber, wie der Herzog der Sorge Worte leiht, mit der er einer möglichen Schlacht entgegenſieht, iſt charakteriſtiſch für die Zeit. Er ſieht in einem zwei Tage ſpäter, am 7. März, geſchriebenen Brief, auch den Fall voraus, daß er, durch die Unmöglichkeit, die Verpflegung ſeiner Armee länger an Ort und Stelle zu bewirken, gezwungen ſein könnte,

ſeinerſeits eine Schlacht zu ſuchen, wenn er nicht ohne weiteres die Eroberung Heſſens aufgeben und den nahezu unmöglich geachteten Rückzug durch das verwüſtete Niederheſſen antreten wollte. — „Ich werde alsdann“ — wenn die Schwierigkeiten der Verpflegung ſich ſteigern — „gezwungen ſein, die Sache ſo bald als möglich durch eine Schlacht zur Entſcheidung zu bringen, ſo daß das Schickſal Heſſens, ſowie dieſer ganzen Expedition noch völlig vom Zufall abzuhängen ſcheint.“ — das ſind die Worte des Herzogs. Die Schlacht iſt nach den Anſichten der Zeit das Gebiet des Zufalls und das unſicherſte aller Mittel, die Entſcheidung herbeizuführen.

Immer aber kömmt der Herzog auf die Forderung zurück, Syburgs kleines Korps möge nach Eiſenach und Bach zurückgeſendet werden. Er macht darauf aufmerkſam, daß er in beiden Flanken umgangen werden könne. Um ſeine Rechte zu decken, laſſe er die wenigen unter dem General Hardenberg in Weſtphalen zurückgelaſſenen Truppen an die Diemel rücken. Die Linke aber bleibe preisgegeben, wenn nicht Syburg mit ſeinen vier- oder fünftauſend Preußen bei Eiſenach ſtehe. Wäre er dort, dann könnte man den Feind — der zwiſchen Friedberg und Hanau ſtand — für ſeine Verbindungen mit dem Main beſorgt machen. Wenn das irgend einen Sinn haben ſoll, müſſen wir darunter wohl Broglies Verbindungen mit der Reichsarmee in Franken verſtehen.

In der erſten Hälfte des März änderte ſich dann die Lage ſehr weſentlich zu Ungunſten der Verbündeten Preußens. Der Marquis de Rougé war aus der Nähe von Marburg zuerſt nach Gießen, dann nach Friedberg zurückgewichen; der Ritter du Muy war mit den erwarteten Verſtärkungen vom Niederrhein in Frankfurt eingetroffen, und außerdem hatte Broglie Zeit gehabt, die Reiterregimenter heranzuziehen, die jenſeits des Mains in Quartieren lagen. Der franzöſiſche Feldherr hatte nun nicht weniger als 45 000 Mann zwiſchen Friedberg und Hanau beiſammen und konnte ſeinen Gegner mit großer Uebermacht angreifen.

Dennoch war die franzöſiſche Regierung einen Augenblick nahe daran, Heſſen aufzugeben. Wenn man erwägt, daß der Verſailler Hof zur Zeit ſehr ernſtlich an den Frieden dachte, daß ihm eben deshalb mehr als jemals daran liegen mußte, irgend einen Gewinn in Händen zu haben, der gegen die unermeßlichen Verluſte jenſeits der Meere in die Wagſchale gelegt werden konnte, iſt es allerdings ſchwer, ſich eine ſolche Anwandlung

von Schwäche zu erklären. Aber es war so. Der Marschall Broglie schildert in seinen Berichten ein Vorrücken durch das verwüstete Hessen zum Entsatz von Kassel, nachdem er seine Magazine eingebüßt hatte, als eine reine Unmöglichkeit. Durfte und konnte man wirklich den Entsatz nicht versuchen, dann war es allerdings gerathen, wenigstens die Besatzung der Gefangenschaft zu entziehen, und so wurde denn wirklich der Marschall Broglie von der französischen Regierung ermächtigt, dem Herzog Ferdinand die Uebergabe von Kassel anzubieten — wahrscheinlich gegen freien Abzug der Besatzung. Am Ostertage, 22. März, sollte diese, in Herzog Ferdinands Hauptquartier sehr unerwartete Eröffnung dort gemacht werden.

Inzwischen aber hatte sich der Marschall Broglie, unmittelbar nachdem die Truppen unter du Muy zu ihm gestoßen waren, zu dem Entschluß ermannt, den Entsatz von Kassel zu versuchen. Vielleicht wurde er auch dadurch dazu ermuthigt, daß der Erbprinz von Braunschweig, so wie die Verstärkungen vom Niederrhein her bei der französischen Armee eingetroffen waren, von Büdingen zurückwich, ohne daß dafür irgend ein bestimmter Grund angeführt würde. Doch war der Marschall Broglie ein viel zu unterrichteter Krieger, als daß er daran denken konnte, geradeaus zu gehen und den außer allem Verhältniß schwächeren Gegner zu einer Schlacht heraus zu fordern. Es sollte ein Manöver werden; „künstliche Bewegungen", wie sie die Zeit von einem großen Feldherrn erwartete, sollten zum Ziele führen. Broglie wollte zunächst Marburg entsetzen, dann den rechten Flügel der Kantonnirungsquartiere seines Gegners umgehen und sowohl dessen rückwärtige Verbindungen als das Belagerungskorps vor Kassel „bedrohen". Dadurch sollte der Herzog Ferdinand nicht allein zum Rückzug an die Diemel gezwungen, sondern dieser Rückzug auch sehr schwierig gemacht werden.

Schon am 11. März ließ Broglie seine Truppen in der Gegend von Friedberg näher zusammenrücken. Am 13. wurden Herzog Ferdinands vorgeschobene Truppen aus Hungen und Lich zurückgedrängt. Eben in dem Augenblick, wo dies geschah, erhielt der Herzog einen Brief Friedrichs II., der, am 10. März unterschrieben, allerdings, wenigstens auf den ersten Blick, sehr viel zuversichtlicher gehalten zu sein schien, als den Umständen entsprach. Der König sagte darin, daß er die Schwierigkeiten der Lage wohl zu ermessen wisse: „der Punkt, worin ich jedoch

nicht mit Ihnen übereinstimmen kann, ist die Besorgniß, welche Sie hegen, daß der Marschall Sie angreifen, oder seine Operationen von neuem beginnen könnte. Erlauben Sie mir, Ihnen hierbei zu bemerken, daß ich meinen Kopf zum Pfande setze, daß Sie von seiner Seite nichts zu fürchten haben; ich wollte sogar wetten, daß er mit seiner Armee vor dem Beginne des Monats Juni nicht ins Feld rücken werde."

Doch tritt uns hier die Absicht, Muth und Zuversicht des Herzogs aufrecht zu erhalten, besonders deutlich entgegen, denn unmittelbar fügt der König hinzu: „Ich will hiermit nicht gesagt haben, daß Sie sich nicht auf alle Ereignisse gefaßt machen sollen, welche von Seiten des Marschalls Broglie herbeigeführt werden könnten, oder daß Sie die Ergreifung von Maßregeln gegen alle von seiner Seite gegen Sie gerichteten Unternehmungen vernachlässigen sollen, sondern ich wünsche nur, daß Sie nicht zu sehr ähnlichen (derartigen) Befürchtungen Raum geben, immer eine sichere Haltung bewahren und an nichts verzweifeln. Ich gebe zu, daß Sie in vielen Dingen auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen werden, allein man muß sich geschickt und mit Vorsicht zu helfen wissen und jedes Hinderniß zu überwinden suchen." Auch giebt der König den Rath, der Besatzung von Kassel eine vortheilhafte Kapitulation anzubieten.

Solche Versuche, zu ermuthigen, gelingen überhaupt selten; sie mißlingen in der Regel, wenn der Mahnende sich dabei auf eine vorausgesetzte Lage der Dinge beruft, der die Wirklichkeit nicht ganz entspricht, und das war hier der Fall. Der Ermahnte zeigt sich dann wohl auch noch beleidigt durch die stillschweigende Voraussetzung, die solchen Mahnungen zum Grunde zu liegen scheint, daß es eigentlich nur ihm an der erforderlichen Energie fehle. So antwortete denn auch diesmal der Herzog Ferdinand in etwas gereizter Stimmung.

Er setzt in seinem Brief vom 13. März von neuem auseinander, welche Schwierigkeiten die Verpflegung mache, und berichtet dann, daß der Marschall Broglie seine Truppen gesammelt, Verstärkungen an sich gezogen habe, nach Friedberg vorgerückt sei und eben an diesem Tage die Vortruppen des hannoverschen Heeres zurückgedrängt habe: „Ich zweifle nicht, daß er mich ungesäumt angreifen oder doch wenigstens suchen werde, mir meine Subsistenzmittel abzuschneiden. Da wir gegenseitig nur zwei Tagemärsche von einander entfernt sind, so treffe ich

Vorbereitungen, denselben auf den Höhen von Homberg zu empfangen, um die Schläge, welche er gegen mich zu führen gedenkt, so gut als möglich abzuwehren."

Die Empfindlichkeit des Herzogs zeigt sich dann aber in dem, was er in Beziehung auf Syburgs unbedeutendes Korps sagt. Wenn diese wenigen Bataillone und Schwadronen bei Eisenach und Bach gestanden, wenn sie leichte Truppen bis nach Meiningen und Neustadt an der fränkischen Saale „vorpoussirt" hätten, würde „Herr v. Broglie" wohl nie gewagt haben, „die Gegend am Main zwischen Würzburg und Hanau von Truppen zu entblößen, wie er es vor kurzem wirklich gethan hat"; er wäre dann über die Maßregeln, die er zu ergreifen habe, sehr lange in Ungewißheit geblieben.

Das Unheil, das Mißlingen der Expedition, das nun mit jedem Tage wahrscheinlicher wurde, rührte also, dieser Darstellung zufolge, nicht daher, daß der Herzog Ferdinand es versäumt hatte, seinen Gegner mit Hülfe eines taktischen Sieges über den Main und wahrscheinlich auch über den Rhein zurückzuwerfen, sondern daher, daß nicht 4000 Preußen bei Eisenach standen. Der Gedanke, daß Broglie nicht gewagt haben würde, die Gegend zwischen Hanau und Würzburg „von Truppen zu entblößen", um bei Friedberg eine entscheidende Uebermacht zu sammeln, wenn Syburg mit 4000 Preußen dreiundzwanzig Meilen von Würzburg, bei Eisenach stand — und zwar während keine irgend nothwendige oder auch nur beachtenswerthe Verbindung Broglies in der Richtung über Würzburg lag —: dieser Gedanke hat für uns andere, die wir einer anderen Zeit angehören, etwas ungemein Befremdendes! — Auch hatte Broglie die französischen Truppen, die ihre Winterquartiere zwischen Hanau und Würzburg gehabt haben könnten, bereits bei Fulda, mithin zur Zeit, als Syburg mit seinen geringen Streitkräften bei Eisenach stand, an sich gezogen.

Zu einer Schlacht bei Homberg an der Ohm kam es übrigens nicht. Broglie, der seinen Zweck durch Manöver zu erreichen hoffte, suchte sie nicht, und der Herzog Ferdinand fand großes Bedenken dabei sie anzunehmen, als der Augenblick den wirklichen Entschluß von ihm forderte.

Broglie schritt langsam und methodisch vorwärts; sein rechter Flügel unter Stainville (10 000 Mann stark) war es, der die hannoverschen Vortruppen aus Hungen und Lich vertrieben hatte; er

veranlaßte am 14. den Erbprinzen, der nach Grünberg vorgerückt war, durch eine Kanonade, nach Homberg zurückzuweichen, während die Mitte des französischen Heeres unter des Marschalls eigener Führung (24 000 Mann) nach Groß-Buseck und der dortigen Gegend vorrückte. — Der linke Flügel (12 000 Mann) hatte sich unter du Muy bis gegen Wetzlar ausgedehnt, und ging von dort aus am 18. über die Lahn, seine Vortruppen bis Frohnhausen.

Herzog Ferdinand ließ darauf die Belagerungen von Marburg und von Ziegenhain aufheben und zog die Truppen von dorther (bis auf 2 Bataillone, die den letzteren Ort beobachten sollten) zu seiner Hauptarmee an die Ohm. Broglie schritt bedächtig weiter in dem Bemühen, die Rechte seines Gegners zu umgehen; du Muy mußte am 19. nach Marburg vorrücken. Der Herzog Ferdinand errieth natürlich die Absicht, glaubte aber die Manöver des Feindes durch ein Gegenmanöver paralysiren zu können, da Broglie seine eigene Rechte bloßzustellen schien. Der Herzog ließ den Erbprinzen von Braunschweig wieder in die Gegend bei Grünberg vorrücken, um die Verbindungen des französischen Heeres mit Frankfurt zu „bedrohen" —: ein Beginnen, das vor der Hand nichts als eine leere Demonstration war, aber einen in der damaligen Kriegführungsweise nicht unbedeutenden Grad von Realität gewinnen konnte, wenn die französische Armee sich noch weiter links ziehen wollte, und Stainville infolge dessen Hungen und Lich verließ, um an die Lahn vorzurücken. Diese beabsichtigte Bewegung des Feindes hoffte der Herzog durch sein Manöver aufzuhalten. Daß aber ein taktischer Strich durch die strategische Rechnung gemacht werden könne, scheint er nicht gehörig erwogen zu haben. Es war freilich, was man zu jener Zeit im Allgemeinen stets am wenigsten erwartete, namentlich wenn man nicht dem König von Preußen gegenüberstand; hier aber geschah es.

Der Umstand, daß der Erbprinz in seiner Stellung bei Grünberg von Homberg aus nicht leicht rechtzeitig unterstützt werden konnte, mußte dazu einladen. Broglie verstärkte am 20. seinen rechten Flügel, am 21. März wurde der Erbprinz mit großer Uebermacht angegriffen und erlitt eine verhältnißmäßig sehr empfindliche Niederlage.

Ob der Herzog Ferdinand in der Stimmung, die durch diesen Unfall hervorgerufen wurde, noch gewagt hätte, die defensive Schlacht

auf den Höhen von Homberg anzunehmen, wie früher seine Absicht gewesen war, muß dahingestellt bleiben. Er glaubte jetzt zu sehen, daß der Marschall Broglie ihn nicht angreifen, sondern stets bemüht sein werde, ihn zu umgehen und seine Verbindungen mit der Diemel zu gefährden; daß er selbst daher die französische Armee aufsuchen und angreifen müsse, wenn er die taktische Entscheidung herbeiführen wollte. Das aber war ein Anderes!

Der Herzog schrieb darüber dem König von Preußen noch am 23., indem er über das unglückliche Treffen berichtet: „Nachdem es dem Feinde gelungen, mir die einzigen Hülfsquellen, welche ich besessen, abzuschneiden, so bleibt mir kein anderer Ausweg übrig, als zwischen der Alternative zu wählen, mich entweder zurückzuziehen, oder die feindliche Armee auf der Stelle anzugreifen. Wähle ich das Erste, so muß ich bis in die Nähe der Weser zurückgehen, da sonst Alles Hungers sterben müßte, sobald ich in jenen Theil von Hessen käme, welcher nur eine gräuliche Wüste darbietet. Greife ich den Feind an, so kann ich dies nur dadurch thun, daß ich meine Vortheile aufgebe, um ihn in seinen eigenen anzugreifen. Um gegen Grünberg und Gießen, wo noch das Gros der feindlichen Armee steht, zu marschiren, muß man die Ohm passiren; während ich diese Bewegung ausführe, ziehe ich mir die Truppen vom Niederrhein, welche bei Marburg und Wetzlar stehen, auf den Rücken. Rücke ich aber diesen entgegen, so setzt der Marschall über die Ohm und bedroht meine Flanke. Werde ich dann geschlagen, so sind wir ohne Rettung verloren. Ich glaube ohne alle Uebertreibung, die gewiß nicht meine Sache ist, die französische Armee auf vierzigtausend Mann schätzen zu dürfen, während ich derselben höchstens sechzehntausend Mann Infanterie und fünftausend Mann Kavallerie entgegenzustellen vermag. Dies ist mit Ausnahme der acht- oder zehntausend Mann, welche vor Kassel stehen, die ganze Stärke der Armee . . . . . Diese außerordentliche Schwäche an Zahl bindet mir die Hände; dieselbe wird mich zwar nicht hindern, den Feind anzugreifen, allein ich glaube hierfür einen geeigneten Zeitpunkt wählen und noch so lange warten zu müssen, bis ich denselben nicht mehr zugleich in Fronte und Flanke habe. Ich halte es deshalb in dieser Lage für das Beste, mich allmälig zurückzuziehen; vielleicht gewinne ich auf diese Weise noch acht Tage, ehe sich der Feind mit dem Gros seiner Armee Kassel zu nähern vermag. Sollte

unterdeſſen die Stadt fallen, ſo werde ich mir helfen können; fällt dieſelbe aber nicht, ſo iſt meine Expedition mißlungen."

Es war aus dieſen Zeilen nicht ſchwer herauszuleſen, daß der Herzog in dem Augenblick, in dem er ſie niederſchrieb, ſeine Expedition bereits als unwiderruflich mißlungen betrachtete. Was er dem Entgegengeſetztes hinzufügt, waren Vorſtellungen, mit denen er ſich vielleicht ſelbſt zu tröſten ſuchte, über deren Leerheit er ſich aber ſchwerlich täuſchen konnte. So hatte er namentlich ganz und gar keinen Grund anzunehmen, daß Kaſſel innerhalb der nächſten acht Tage fallen könnte, da die Belagerung noch ſehr wenig vorgeſchritten war. Der Herzog ſah auch wohl, daß nur noch eine gewonnene Schlacht den Schiffbruch des Unternehmens abwehren konnte, aber eben die Worte, in denen er zu ſagen ſcheint, daß er es unter halbwegs günſtigen Bedingungen darauf wagen wolle und werde, verrathen nur zu deutlich, daß er den Entſchluß dazu nicht über ſich vermochte.

Zuletzt tritt auch in dieſem merkwürdigen Brief das ſeltſame Verlangen nach einem preußiſchen Heertheil, der bei Eiſenach und Bach Wache hielte, wieder in überraſchender Weiſe hervor. Der Marſchall Broglie, ſagt der Herzog, habe bisher den Vortheil gehabt, ein reiches Land und bedeutende Magazine am Main hinter ſich zu haben —: „da er jedoch, im Falle er mir folgt, in denſelben verwüſteten Landſtrich kommen wird (d. h. nach Niederheſſen), ſo wird er keine großen Fortſchritte machen können, insbeſondere wenn er ſich gehindert ſieht, Subſiſtenzmittel aus Thüringen zu beziehen. Wenn mir noch ein Strahl von Hoffnung bleibt, ſo iſt dies das baldige Erſcheinen eines preußiſchen Truppenkorps an der Werra. Sollte mir jedoch Ew. Majeſtät dieſe Hülfe verſagen, ſo muß ich mich in Allem auf mein eigenes Glück verlaſſen."

Daß in der damaligen Lage der Dinge, wo alles auf die nahe Entſcheidung hindrängte, ein preußiſches Korps nicht mehr rechtzeitig an der Werra eintreffen konnte, war gewiß nicht ſchwer zu berechnen — aber wie ſich zu ergeben ſcheint, hatte der Herzog ein entſchiedenes Verlangen, ſich ſelbſt zu überreden, die Expedition ſei nicht daran geſcheitert, daß er es verſäumt hatte, die taktiſche Entſcheidung im rechten Augenblick herbeizuführen, ſondern ganz ohne ſein Verſchulden lediglich dadurch, daß

nicht General Syburg mit 4000 Preußen bei Eisenach und Vach stehen geblieben war.

Den Rückzug glaubte der Herzog nicht länger aufschieben zu dürfen. Schon am 22. früh sendete er das Gepäck voraus, und noch an demselben Abend brach er auf, um sich durch einen Nachtmarsch, der nach Ziegenhain ging, der Nähe des Feindes und einem möglichen Angriff zu entziehen; nach einem Rasttag ging der Rückzug weiter nach Fritzlar. Daß er sich dorthin wendete, bedarf kaum einer Erklärung; er wollte seiner Verbindung mit den Magazinen im Paderbornschen und seiner Rückzugsstraße an die Diemel sicher sein — aber er mußte sich natürlich sagen, daß er in dieser neuen Stellung die Belagerung von Kassel keineswegs vollständig deckte; jedenfalls nicht gegen einen Feind, der, in der Gewißheit, zu Kassel noch ansehnliche Vorräthe vorzufinden, mit Brot auf einige Tage versehen, von Ziegenhain in raschem Marsch die Richtung auf Melsungen und weiter genommen hätte — Es war gewiß wohl kaum möglich, sich darüber zu täuschen, daß er durch diese Richtung seines Rückzugs die Sache vollends verloren gegeben hatte.

Der Marschall Broglie, der den Rückzug seines Gegners nicht eigentlich erzwungen hatte, folgte sogar nur sehr langsam und bedächtig dessen Schritten und dachte seltsamer Weise nicht im entferntesten daran, den weichenden Feind etwa durch einen solchen, doch in der That nicht allzu kühnen, gegen das Belagerungskorps vor Kassel geführten Streich empfindlich zu treffen. Er verlegte erst am 25. sein Hauptquartier nach Schweinsberg an der Ohm (zwei Märsche vom Feinde entfernt) — ließ zwar seinen Vortrab gegen Ziegenhain vorrücken, zeigte sich aber doch ganz ausschließlich darauf bedacht, den Herzog Ferdinand durch fortgesetzte Umgehung seines rechten Flügels, durch „Demonstrationen" gegen dessen Rückzugslinie an die Diemel zum abschließenden Rückzug zu bestimmen. Er ließ zu solchem Ende seinen linken Flügel unter du Muy nach Korbach vorrücken, und das schien auch in der That zu genügen. — Der Herzog Ferdinand ließ am 28. die Belagerung von Kassel aufheben, wie Tempelhof sagt, weil der Feind die Verbindung mit der belagerten Feste über Melsungen wieder gewonnen hatte. Da der Marschall Broglie zur Zeit an der Ohm stand, seine Vorhut bei Ziegenhain, sein linker Flügel bei Korbach, könnte das jedenfalls nur eine vorläufig sehr harmlose Verbindung durch Boten gewesen sein. Der Herzog selbst

ſagt in ſeinen Briefen an den König, er habe befürchtet, Marſchall Broglie werde ein Korps auf Kaſſel und Münden entſenden, und wenn man es darauf hätte ankommen laſſen, würde es nicht mehr möglich geweſen ſein, die Belagerungsartillerie zu retten.

Nachdem die Belagerungsartillerie in Sicherheit gebracht war, ging der Herzog Ferdinand ſelbſt mit ſeiner Armee am 30. und 31. März in zwei Märſchen über die Diemel zurück, und der Winterfeldzug war beendet. Auch die franzöſiſche Armee nahm ihre früheren Quartiere wieder ein. Später jedoch ging ſie etwas gegen den Main zurück, ohne Zweifel, um die Verpflegung zu erleichtern.

Charakteriſtiſch und, inſofern es ſich darum handelt, die zu einer vergangenen Zeit geltenden und maßgebenden Anſichten kennen und verſtehen zu lernen, in hohem Grade belehrend iſt die Art und Weiſe, in der Tempelhof den Herzog Ferdinand zu rechtfertigen ſucht. Daß der Herzog hätte vor allem den taktiſchen Erfolg ſuchen, daß er zu dem „unſicheren und gewagten Mittel“ einer Schlacht hätte greifen können, um ſeinen Zweck zu erreichen; daß er dann ſpäter eine Schlacht hätte wagen können, um ſich in Heſſen zu behaupten, — das ſind Dinge, an die Tempelhof gar nicht denkt; auch nicht, um ſie abzulehnen. Es ſind Vorſtellungen, die für ihn gar nicht exiſtiren; ſie liegen ganz außerhalb des Geſichtskreiſes der Strategie, die ihm und ſo ziemlich allen ſeinen Zeitgenoſſen als die normale vorſchwebt. Er ſagt uns ſogar ausdrücklich, der Herzog habe, als er an der Ohm angelangt war, den Feind in einer Stellung vor ſich geſehen, die nicht „tournirt“, gegen die durch „bloße Bewegungen nichts mehr ausgerichtet werden konnte“. — „Das will ſagen, der Heerführer der Alliirten war nunmehr genöthigt, ſich in den Grenzen des Vertheidigungskriegs zu halten.“ — Ausdrücklich beſeitigt er zunächſt auch den Gedanken, daß der Rückzug etwa durch den unglücklichen Ausgang des Treffens bei Grünberg veranlaßt worden ſein könnte. Dazu ſei der Verluſt dort zu geringfügig geweſen. Der entmuthigende Eindruck, den dieſer Unfall gleichwohl machte, wie aus den Briefen des Herzogs hervorgeht, gehört auch wieder zu den Dingen, die für Tempelhof gar nicht da ſind.

Ihm zufolge iſt die Expedition an der Unmöglichkeit geſcheitert, die Verpflegung des Heeres bei einer ſo weit in die Ferne reichenden Operation zu regeln. Er verweiſt bei dieſer Gelegenheit wieder auf die

Berechnungen, vermöge welcher er dargethan zu haben glaubt, daß eine Armee sich nur auf zwölf, allerhöchstens auf fünfzehn Meilen von „ihrem Hauptmagazin“ entfernen könne, da das gewöhnliche, reglementsmäßige Proviantfuhrwesen den Nachschub von Lebensmitteln über diese Entfernung hinaus nicht mehr pünktlich und regelrecht zu bewirken vermöge. Die Armee des Herzogs stand aber an der Ohm bereits dreizehn Meilen weit von ihren Magazinen im Paderbornschen entfernt, eine Entfernung, die durch den üblen Zustand der Wege zu einer bedenklichen gemacht wurde. Zwischenmagazine in angemessener Nähe anzulegen, war aber nicht möglich in dem verwüsteten Hessen — und dann! selbst die Möglichkeit vorausgesetzt, wäre es nicht einmal rathsam gewesen, denn so lange die Festungen in Hessen nicht erobert waren, konnte man durch eine feindliche Offensive zum Rückzuge gezwungen werden, und dann gingen diese Magazine in einer oder anderer Weise verloren! — Daß der Feind aber zu seiner Zeit wieder die Offensive ergriff, konnte, wie Tempelhof ausdrücklich betont, gar nicht verhindert werden, da er seine Streitkräfte in einer Stellung sammeln konnte, gegen die „durch bloße Bewegungen“ — folglich, wie wir weiter folgern sollen, überhaupt — nichts weiter auszurichten war; die man nicht einmal erreichen konnte, müssen wir hinzufügen, da die Nachfuhr der Lebensmittel bis dahin nicht möglich war.

So hatte denn also der Herzog etwas schlichthin Unmögliches unternommen? — Eine Expedition, die an den Schwierigkeiten scheitern mußte, die in der Sache selbst lagen? — Durch welche Gründe, durch was für Hoffnungen war man denn bewogen worden, sich überhaupt darauf einzulassen? — Durch welche Gründe und Hoffnungen war denn dieses Unternehmen überhaupt berechtigt?

Auch diese naheliegenden Fragen gehören in die Reihe derjenigen, die für Tempelhof gar nicht da sind.

Durfte man etwa hoffen, daß die festen Plätze in Hessen, vor allem Kassel, sich nach geringfügigem Widerstande bald ergeben würden? — Gerade nach Tempelhofs Bericht war das keineswegs der Fall. Gerade Tempelhof schildert uns eine Belagerung im Winter als ein überaus schwieriges, nahezu hoffnungsloses Unternehmen; etwas, das ein „Wagestück ist und bleibt“; etwas, auf das ein General nur durch „höchst dringende Ursachen“ bewogen werden kann, sich einzulassen. Und

dennoch, fügt er hinzu, war dieses hoffnungslose Unternehmen eine Nothwendigkeit, theils weil es ohne den Besitz der Festungen unmöglich war, sich im Lande zu behaupten, theils aber, weil der Herzog sie unmöglich konnte „in seinem Rücken liegen lassen" und weil er „beinahe eben so viele Truppen hätte zurücklassen müssen, die Besatzungen zu beobachten, und die Gemeinschaft mit seinen verlassenen Quartieren zu sichern, als er zum Belagern selbst gebrauchte."

So führt uns Tempelhof von Schwierigkeit zu Schwierigkeit, oder eigentlich von Unmöglichkeit zu Unmöglichkeit, ohne je gewahr zu werden, daß gerade wenn sich die Dinge wirklich so verhielten, wie er sie schildert, die Expedition überhaupt einer Rechtfertigung bedarf. Sie ist ihm ein Gegebenes, das sich von selbst versteht, ohne daß er sich gefragt hätte warum?

In dieser Weise dreht sich die strategische Argumentation der Schule, der auch Tempelhof angehört, häufig im Kreise herum, in einer eigenthümlichen Unklarheit, die nie nach dem letzten Grunde fragt, und zu der im Allgemeinen sehr nüchternen Auffassungsweise einen seltsamen Gegensatz bildet. Sie bleibt dann auch auf einem ganz willkürlich gewählten Punkt stehen, ohne gewahr zu werden, daß dieser Punkt nicht der wirkliche Abschluß und Endpunkt der angeregten Gedankenreihe ist; daß die eigentlich entscheidende Frage erst jenseits desselben liegt.

Retzow geht einfacher und bestimmter zu Werke. Er schildert die Expedition als ein verkehrtes Unternehmen, das gar nicht gelingen konnte, und fügt dann hinzu, Herzog Ferdinand habe es nicht aus eigenem Antrieb unternommen; der König habe ihn dazu veranlaßt und somit auch hier wieder Unheil gestiftet. — So also lautete das Urtheil, das im Kreise des Prinzen Heinrich gefällt wurde. Der Abschluß, zu dem Retzows Argumentation führen sollte, war ein zum Voraus gegebener; darum geht seine Kritik gar nicht auf die Frage ein, ob das Unternehmen, anders geleitet, nicht doch vielleicht hätte gelingen können. Er geht vielmehr ohne weitere Untersuchung von der zuversichtlich hingestellten Behauptung aus, der Plan sei so gut als irgend möglich angelegt, die Ausführung „trefflich" gewesen, um desto gewisser zu dem Ergebniß zu kommen, daß die Sache wohl an sich unmöglich gewesen sein muß, da selbst die trefflichsten Maßregeln nicht hatten zum Ziel führen können.

Bemerkenswerth ist auch die Haltung des Königs bei diesem Um-

schwung der Dinge. Das Mißlingen einer Expedition, die er geplant hatte, und die ihn von dem lästigen Feinde in seiner rechten Flanke befreien sollte; die Gewißheit, daß er sich nun wieder gegen diesen Feind zu wahren habe, konnte ihn nicht anders als sehr peinlich berühren. Daß dem so war, zeigt sich auch in seinem Briefe (vom 31. März) an den Flügeladjutanten Anhalt, der die Operationen der Generale Syburg und Schenkendorf in Thüringen leitete. Von dem Korps Syburgs sollte sogleich „etwas" nach Eisenach und Bach entsendet werden, und die Truppen, die dorthin gingen, sollten sich für eine „Avantgarde" ausgeben. Diese Demonstration soll dem Herzog Ferdinand „etwas Luft" machen. In einer eigenhändigen Nachschrift fügt der König hinzu: „Ich besorge, daß die Brédouille in Hessen Suiten nach sich ziehen wird."

In seinen Antworten auf die klagenden Briefe des Herzogs dagegen zeigt sich der König beflissen, weder Tadel noch Bedenken auszusprechen. Er ist nur darauf bedacht, den unglücklichen und entmuthigten Feldherrn wieder aufzurichten. Er spricht mit Anerkennung von dem Geschick, mit dem der Herzog, nachdem das Unternehmen einmal verfehlt war, wenigstens sein Heer ohne wesentlichen Verlust zurückgebracht habe, und fügt hinzu, über das Geschehene müsse man sich trösten.

Bald mußte der König dem Herzog auch in Beziehung auf den bevorstehenden Sommerfeldzug mit seinem Rath beistehen. Da man gute Verbindungen in den Niederlanden hatte, erfuhr man von dort her Vieles und Zuverlässiges über das, was in Frankreich vorging. Bald wußte man zu Hannover und zu Braunschweig so gut wie in London, daß Frankreich beabsichtige, den Krieg diesmal mit zwei Armeen zu führen, von denen die eine unter dem Marschall Broglie von Hessen aus operiren, die zweite, stärkere, unter dem Prinzen Soubise vom Niederrhein her in Westphalen eindringen und die beiden festen Orte dieses Landes, Münster und Lippstadt erobern sollte. Wie es scheint, glaubte man die Stellung des Herzogs Ferdinand an der Diemel nach den Erfahrungen des vorigen Feldzugs nicht anders überwältigen zu können, als indem man sie in dieser Weise von weitem her überflügelte.

Der braunschweigische Hof und die hannoversche Regierung, beide fühlten sich durch diese Aussicht weniger beunruhigt, als durch den Umstand, daß Göttingen in den Händen der Franzosen war. Von dort aus schien der Feind tiefer in das Herz der hannoverschen Lande eindringen

zu können. Durch die Flankenstellung an der Diemel glaubten sich die Herren zu Braunschweig und Hannover trotz der Erfahrungen des vergangenen Jahres nicht hinreichend geschützt. Von beiden Orten her wurde verlangt, der Herzog Ferdinand solle ein Korps in Westphalen zurücklassen, um Münster und Lippstadt zu decken, mit der Armee aber auf das rechte Ufer der Weser zurückgehen und sich den Franzosen bei Göttingen gerade entgegenstellen. Wir hören hier wieder die Stimme der hannoverschen Geheimen Räthe, die uns schon bekannt sind.

Dem Herzog Ferdinand gefiel dieser Vorschlag natürlich nicht. Was er hauptsächlich dagegen einzuwenden hatte, ist seltsamer Weise in seinen, an den König von Preußen gerichteten Auseinandersetzungen nicht ausdrücklich gesagt; es ergiebt sich nur aus dem Zusammenhange und läßt sich dahin zusammenfassen, daß er, einmal mit der Hauptmacht über die Weser zurückgegangen, nicht im Stande sein würde, das Korps in Westphalen und die dort bedrohten Plätze in entscheidenden Augenblicken rechtzeitig zu unterstützen. Münster und Lippstadt würden verloren gehen, und damit würde „die untere Weser, d. h. die Quelle unserer Existenzmittel, völlig bloßgestellt sein." Wäre es dem Herzog auch gelungen, den Marschall Broglie inzwischen an der Leine aufzuhalten, so würde er sich doch nach diesem Verlust auf Hameln, selbst auf Minden und Nienburg zurückziehen oder alle Plätze an der Weser, Westphalen und die unmittelbare Verbindung mit Holland und England aufgeben müssen, um sich auf die Vertheidigung „des Innern von Hannover und Braunschweig" zu beschränken, sobald Soubise von Münster aus gegen die Weser vorrückte.

Der Herzog wollte lieber wie bisher seine Stellung an der Diemel behaupten. Wenn er zugleich ein Korps in Westphalen aufstelle, könne er von dieser Stellung aus „größere Anstrengungen" machen, um Münster und Lippstadt zu unterstützen „und somit die untere Weser zu decken sowie die Verbindung mit Holland und England zu sichern." — Das heißt, in Jominis Redeweise übersetzt, er könne sich zwischen Soubise und Broglie auf einer inneren Operationslinie bewegen. — Freilich sieht der Herzog auch dabei Schwierigkeiten. Von der Diemel aus werde er den Marschall Broglie nicht hindern können, in das Hannoversche einzudringen und in diesem Lande, gleich bei Eröffnung des Feldzuges Kontributionen auszuschreiben. Er könne allerdings, von der Diemel aus, die

rückwärtigen Verbindungen Broglies bedrohen und ihn dadurch zwingen, eine bedeutende Macht zu deren Deckung in Hessen zurück zu lassen, aber da der französische Feldherr an der Spitze eines dem hannoverschen an Zahl weit überlegenen Heeres stehe, würden ihm doch immer Truppen genug übrig bleiben, um ein „starkes Korps an der Leine aufzustellen", und dem werde er, Herzog Ferdinand, nur eine schwache Abtheilung entgegen werfen können.

Er müsse also erwarten, daß das ganze flache Land verwüstet werde, wenn er an der Diemel stehen bleibe, was er doch für „militärisch richtiger" halte. Er würde es deshalb für zweckmäßig halten, daß man „jetzt schon" die Festungswerke von Hildesheim und vielleicht auch die von Hannover schleifen lasse, damit der Feind sich nicht dort festsetzen könne, wie er es zu Göttingen gethan habe.

Der logische Zusammenhang scheint hier etwas unsicher zu werden, wenigstens ist nicht recht ersichtlich, in welcher Weise diese letzte Folgerung aus dem früher Gesagten hervorgeht. Zwischen den Zeilen ist aber leicht zu lesen, daß den hannoverschen Geheimen Räthen vor allen Dingen vor den Kontributionen bangte, die auch auf ihren Landgütern erhoben werden konnten.

Der Gedanke, Festungen im eigenen Lande, die man im Besitz, vorläufig sogar in nicht bedrohtem Besitz, hat, zu schleifen, bloß damit der Feind sich nicht darin festsetzen könne, hat etwas in hohem Grade Befremdendes und ermangelt doch der Folgerichtigkeit nicht, wenn man von dem Standpunkt der damals herrschenden strategischen Lehre ausgeht, die den Gedanken ausschließt, daß die diesseitige Armee jemals für den Feind unmittelbar selbst das strategische Objekt, gänzliche Entwaffnung des Gegners der unmittelbare Zweck kriegerischer Operationen werden könnte. — Der Gedanke, daß der übermächtige Feind vor allem die diesseitige Armee aufsuchen, zum offenen Kampf zwingen und im Kampf zertrümmern könne, daß ihm das gesammte wehrlos gewordene Land zufallen müsse, wenn das gelungen sei, und daß er dann, wenn er keinen Feind mehr vor sich habe, des Besitzes sicher sei, auch wenn es im Lande keine befestigten Punkte gebe, auf die er sich stützen könnte —: dieser Gedanke kommt demgemäß gar nicht in Betracht. — Man denkt sich einen Feind, der, womöglich ohne Wagniß und Kampf, bloß durch Manöver, so viel „Terrain", so viel örtliche Vortheile als möglich zu gewinnen sucht. Sind

nun keine befestigten Punkte im Lande, deren er sich bemächtigen kann, die ihm dann zur Stütze werden, so bleibt die Hoffnung, man werde ihn schließlich wieder zum Lande hinaus manövriren können, wie weit er sich auch hinein manövrirt haben mag — ja es steht zu erwarten, daß er das gewonnene oder ermanövrirte Gelände am Schluß des Feldzugs leichten Kaufs wieder aufgiebt, weil der Gewinn kein hinreichender geworden ist und seine Winterquartiere darin nicht gehörig gesichert wären. — Finden sich dagegen befestigte Punkte im Lande, die der Feind belagern kann, deren er sich wahrscheinlich bemächtigt, weil wir nur geringe Aussicht haben, sie rechtzeitig entsetzen zu können, dann müssen wir erwarten, ihn festen Fuß in unserem Gebiet fassen zu sehen, so daß wir der numerischen Ueberlegenheit bedürfen würden, um ihn wieder daraus zu vertreiben, ohne entschiedene Uebermacht kaum daran denken dürfen und selbst im Besitz einer solchen noch große Schwierigkeiten zu überwinden hätten.

In dem besonderen eben vorliegenden Fall aber war eine solche Berechnung von Seiten des Herzogs Ferdinand vollkommen berechtigt, weil er gerade einen solchen Feind vor sich hatte, wie diese Berechnung voraussetzt.

Doch in Zweifeln befangen, wendete sich der Herzog an Friedrich den Großen, um dessen Meinung zu erfragen und im Austausch der Ideen die eigenen endgültig festzustellen, vielleicht aber auch zum Theil, um sich den hannoverschen Geheimen Räthen gegenüber auf das Urtheil des anerkannt großen Feldherrn berufen zu können.

König Friedrich antwortete am 13. April, er sei nicht einen Augenblick im Zweifel darüber gewesen, daß die Stellung an der Diemel jeder anderen vorzuziehen sei, „und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil, wenn Sie einmal mit dem Gros Ihrer Armee die Weser passiren, die Franzosen Ihnen immer mehr und mehr Terrain abgewinnen, und Sie sich dann nur zu bald in die Nothwendigkeit versetzt sehen würden, sich gegen Stade zurückzuziehen, wodurch Ihr Feldzug einen sehr schlimmen Ausgang nehmen könnte. Sie können, wenn Sie die Stellung an der Diemel halten, allerdings nicht völlig verhindern, daß der Feind Einfälle in das Hannoversche und Braunschweigische unternehme; allein diese Einfälle werden dann bei weitem nicht so viel Schaden anrichten, als wenn dort der Kriegsschauplatz wäre. Zudem werden Sie, wie Sie ganz richtig bemerken, im Falle der Feind die Weser passiren sollte, immer im Stande

sein, denselben im Rücken zu fassen. Der Plan, an der Diemel Stellung zu nehmen, ist deshalb unbestreitbar der beste und jedem anderen vorzuziehen."

Herzog Ferdinand befolgte den Rath des Königs, und vermochte er auch nicht, sich den ganzen Feldzug über buchstäblich an der Diemel zu halten, da diese Stellung vom Niederrhein her mit allzu großer Uebermacht in Flanke und Rücken bedroht wurde, so gelang es ihm doch, die hannoverschen Lande dadurch zu schützen, daß er sich auf dem linken Ufer der Weser zu behaupten wußte.

Wir aber werden später auf die Ansichten zurückkommen müssen, die der König hier ausspricht. Denn was er hier für den besonderen Fall anräth, stellt er in seinen theoretischen Schriften als allgemeine Lehre auf.

Vorbereitungen und Operationspläne.

Die Höfe zu Wien und zu Versailles waren schon seit längerer Zeit dahin übereingekommen, daß die Kriegführung einerseits mit der preußischen Heeresmacht, andererseits mit der hannoverschen als eine in zwei gesonderte Hälften getheilte Aufgabe behandelt werden solle, deren letztere Hälfte Frankreich ausschließlich übernahm, während Oesterreich im Verein mit Rußland den Kampf mit Preußen auszufechten hätte, ohne sich an den Operationen auf dem westlichen Kriegsschauplatz unmittelbar zu betheiligen. Schon der politische Zweck des Krieges war danach für Oesterreich und Frankreich nicht mehr ganz derselbe; von einem Zusammenwirken auf ein gemeinschaftliches strategisches Ziel, von einem durchgehenden, berechneten Ineinandergreifen der Operationen, von einem gemeinsamen Operationsplan war vollends nicht mehr die Rede.

Dadurch war aber nicht ausgeschlossen, daß man sich in kritischen Augenblicken gegenseitig beistand, besonders wenn dies an der gemeinschaftlichen Grenze der beiden Kriegsschauplätze möglich oder nothwendig wurde. Auch hatte der Marschall Broglie, als er sich in Hessen hart bedrängt glaubte, den General Hadik, der die österreichischen Truppen bei der Reichsarmee befehligte, aufgefordert, ihm Beistand zu leisten, aber eine ablehnende Antwort erhalten. General Hadik hatte erklärt, er habe

den ausdrücklichen Befehl, bis „auf weitere Ordre“ keinerlei Operation gegen den Feind zu unternehmen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Aeußerungen eines österreichischen Generals am Hof zu Versailles sehr übel aufgenommen wurden. Besonders der leidenschaftliche Choiseul-Stainville sprach nicht nur gegen den österreichischen Botschafter zu Paris die Drohung aus, daß Oesterreich, wenn seine Truppen des Beistandes bedürften, erwarten müsse, von Seiten Frankreichs eben solchen ablehnenden Bescheid zu erhalten, sondern er fügte auch noch manches Beleidigende hinzu, und was noch wichtiger war, er drang mit Ungestüm auf Unterhandlungen, auf einen Kongreß, auf Frieden. Durch die beleidigenden Worte, die er gesprochen hatte, ließen sich die österreichischen Staatsmänner nicht aus dem Geleise bringen, nicht zu leidenschaftlichen Erwiderungen hinreißen, denn sie wußten, daß zu Großes auf dem Spiele stand, als daß man Empfindlichkeiten Raum geben dürfe. Es wurde stets maßvoll und vorsichtig darauf geantwortet, aber wie schwer es der Kaiserin Maria Theresia persönlich auch fallen mochte, mußte man sich doch zu Friedensunterhandlungen bereit finden lassen, so wenig auch die Lage der Dinge, wie sie zur Zeit war, einen Frieden hoffen ließ, der den Ansprüchen Oesterreichs irgend entsprochen, irgend einen Ersatz für die unermeßlichen gebrachten Opfer gewährt hätte. Man durfte die Aufforderungen, die aus Versailles nach Wien gelangten, um so weniger einfach zurückweisen, da man besorgen mußte, daß Frankreich für sich allein Frieden schließen würde, wenn man sich durchaus ablehnend verhielt, und den Krieg ohne Verbündete fortzusetzen hoffnungslos, bei der Erschöpfung Oesterreichs, die sich bereits sehr fühlbar geltend machte, nahezu unmöglich schien. So willigte man denn in einen Kongreß, der sich zu Augsburg versammeln sollte. Aber daß Frankreich sich der Unterhandlungen bemächtige und sie für alle Verbündeten führe, wie zu Versailles beabsichtigt wurde, darein wollte man nicht willigen, und desgleichen war man bemüht, den Waffenstillstand abzulehnen, den Frankreich in der Besorgniß vorschlug, demnächst noch weitere Verluste zu erleiden.

Doch in dem Maße, wie der Winterfeldzug in Hessen eine für Frankreich günstigere Wendung nahm, wurde auch Choiseul-Stainvilles Verlangen nach Frieden weniger ungestüm. In dem leicht beweglichen Geist dieses keineswegs unbedeutenden, aber eigenthümlich unsteten Mannes trat nun wieder der Gedanke als maßgebend in den Vordergrund, daß

eine energische Fortsetzung des Krieges jedenfalls die nächste Aufgabe sei. Nicht daß er eine weitgehende Fortsetzung desselben nicht für verderblich, den Zustand von Erschöpfung, dem auch Frankreich bereits verfallen war, nicht für bedenklich gehalten hätte, wie bisher, aber er wollte nun zunächst in dem Sommerfeldzug dieses Jahres, der entscheidend und der letzte werden sollte, mehr als je zuvor Erfolge und Vortheile in Deutschland gewinnen, durch welche die ungeheueren Verluste Frankreichs in den Kolonien wenigstens einigermaßen aufgewogen würden, und die sich im Lauf der Unterhandlungen als Kompensationsobjekte verwerthen ließen. Schon eine Denkschrift vom 26. März, die, von Choiseul-Stainville an William Pitt gerichtet, die Unterhandlungen einleiten sollte, fiel infolge dessen so ziemlich zu Oesterreichs Zufriedenheit aus. Der Krieg Oesterreichs und seiner Verbündeten mit dem König von Preußen wurde darin gänzlich von dem besonderen Kriege zwischen Frankreich und England getrennt gehalten. Es wurde nämlich erklärt, daß der König von Frankreich allerdings seinen besonderen Frieden mit England mit dem allgemeinen europäischen Frieden verbunden zu sehen wünsche, doch aber, eben um den allgemeinen Frieden zu beschleunigen, nothwendig achte, sich zunächst mit Seiner Majestät von Großbritannien über die Hauptpunkte ihres besonderen Friedens zu verständigen, da die Interessen (objets), welche diesen Krieg veranlaßt hätten, den Irrungen in Deutschland gänzlich fremd seien. Als Grundlage dieses besonderen Friedens wurde vorläufig der Besitzstand vorgeschlagen, wie er am 1. September in Ostindien, am 1. Juli in Afrika und Westindien, am 1. Mai in Europa sein werde. Doch fügte die Denkschrift vorsichtig hinzu, daß die nähere Feststellung dieser Termine der Unterhandlung vorbehalten bleibe. Damit war die Möglichkeit vorbehalten, Eroberungen, die man etwa inzwischen noch in Deutschland machen konnte, gehörig zu verwerthen; in Ost- und Westindien war nichts mehr zu verlieren. Von einer Vermittelung zwischen Oesterreich und den Mächten, mit denen es Krieg führte, auf welche Frankreich Anspruch gemacht hatte, und von einem Waffenstillstande war, zur großen Befriedigung des Wiener Kabinets, nicht weiter die Rede.

Aber nachdem Frankreich so ganz unerwartet große Verluste jenseits der Meere erlitten hatte, mußte dem leitenden Minister dieses Reichs natürlich daran gelegen sein, daß die Eroberungen, die man zwischen dem

Rhein und der Elbe zu machen hoffte, bei dem Friedensschluß zu Frankreichs, nicht Oesterreichs Vortheil in Rechnung gebracht würden.

Der Herzog Choiseul beantwortete denn auch die Bemerkungen, die ihm der österreichische Botschafter am französischen Hof, Graf Starhemberg im Auftrag des Staatskanzlers Kaunitz zu machen hatte, durchaus in diesem Sinn.

Starhemberg äußerte nämlich — seinem Bericht vom 28. Mai 1761 zufolge — da Frankreich, nach der augenblicklichen Lage der Dinge, wohl genöthigt sein werde, einen für die Krone England sehr vortheilhaften Frieden einzugehen, sollte es wenigstens „in Rücksicht auf seine eigene und der ganzen Allianz Ehre und Interesse" dahin trachten, daß der König von Preußen nicht ebenfalls zu einem vortheilhaften Frieden gelange.

Da Choiseul fragte, was er unter einem für Preußen vortheilhaften Frieden verstehe? — antwortete Starhemberg: einen Frieden, bei welchem dieser König nichts oder sehr wenig einbüßen „und anmit sein Ansehen, Stolz und Uebermuth annoch vermehret würde".

Choiseul wendete ein, die Absicht des österreichischen Hofs gehe also dahin, daß Frankreich durch seine an England „zu machende sacrifices" einen für Oesterreich vortheilhaften Frieden erkaufen solle, was gegen alle Billigkeit wäre. — Starhemberg betheuerte, Oesterreich hege gewiß nicht die Absicht, seinen Verbündeten etwas Unbilliges zuzumuthen. —

Choiseul wurde dadurch auf die nahe liegende Frage geführt, ob Oesterreich, wie daraus zu folgen schien, zugeben wolle, daß alle Eroberungen, die Frankreich in Deutschland gemacht habe oder noch machen könne, in seinem eigenen Interesse gegen die Vortheile, die England in den überseeischen Landen davongetragen habe, in Rechnung bringe? — Da kam die Einschränkung; Starhemberg erwiderte, wenn diese Frage etwa heißen sollte, daß man eroberte preußische Provinzen zu dem Länderbesitz rechnen wolle, den Frankreich im eigenen Interesse verwerthen dürfe, so werde der österreichische Hof darein niemals willigen; sei aber nur von über England gemachten Eroberungen die Rede, dann scheine es billig, daß diese der französischen Regierung zu statten kämen. — Frankreich hatte zur Zeit in der That preußische Provinzen am Rhein, Geldern und Cleve mit der Festung Wesel in Besitz.

„Sie geben also zu", fragte Choiseul weiter, „daß alle Eroberungen,

die wir in Deutschland auf Kosten Englands und seiner Verbündeten (sur l'Angleterre et ses alliés) gemacht haben oder machen werden, zu unserem Vortheil (pour notre compte) gemacht sein sollen?"

Unter den Verbündeten Englands schien außer Hannover, Hessen-Kassel und Braunschweig auch der König von Preußen verstanden werden zu können; Starhemberg legte sofort von neuem Verwahrung ein, indem er theilweise zustimmte: die Eroberungen auf Kosten Englands allerdings, nicht aber diejenigen, die auf Kosten des Königs von Preußen gemacht worden seien oder gemacht würden; diese müßten als zu Gunsten (pour le compte) der Kaiserin Maria Theresia gemacht betrachtet werden.

Choiseul scheint dadurch gereizt worden zu sein, denn er äußerte nun, Oesterreich werde es für ein großes Glück achten müssen, wenn der König von Preußen sich damit begnügen wolle, einen Frieden zu schließen, in welchem jede der kriegführenden Mächte das Ihrige behalte, wie vor dem Kriege; wenn er nicht seinerseits auf einer Entschädigung bestehe. Der Herzog-Minister fügte sogar noch hinzu: die österreichische Regierung habe lediglich sich selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn der Friede unglücklich für sie ausfalle, da alle Kriegsoperationen immer eben so schlecht ausgeführt als angelegt worden seien; da man stets aller Warnungen aus Versailles ungeachtet auf die Mitwirkung der Russen gerechnet habe; es würden im bevorstehenden Feldzug wieder dieselben Fehler begangen werden, und da Oesterreich, anstatt alle Kräfte anzuspannen, mit einer schwächeren Armee als jemals früher im Felde erscheinen werde, sei nicht zu hoffen, daß man in Schlesien Eroberungen machen oder den Feind aus Sachsen vertreiben könne. Oesterreich werde es für ein Glück halten müssen, wenn es nicht einen Theil von Böhmen oder Mähren verliere und im Frieden abtreten müsse.

Der strenge Tadel der österreichischen Kriegführung war nicht eigentlich ungerecht zu nennen, aber er war unberechtigt im Munde des französischen Ministers, denn ohne allen Vergleich um viele Grade hatte sich die französische Kriegführung schwächer und haltungsloser erwiesen als die österreichische. Doch, wie dem sei, wichtiger als dergleichen ist jedenfalls, was mittelbar aus diesen Aeußerungen des französischen Ministers hervorgeht. Wir ersehen aus ihnen, daß der ursprüngliche Zweck des Krieges in Europa, in Deutschland insbesondere, so gut wie

in Indien und Amerika, seitens des Versailler Kabinets als hoffnungslos bereits vollständig aufgegeben war. Da man im Gefühl der steigenden Erschöpfung, der Ohnmacht, den Eroberungen in den Kolonien entsagen mußte, um derentwillen Frankreich den Krieg gewagt und begonnen hatte, war es natürlich genug, daß man dem eigenen Lande keine weiteren Opfer auferlegen wollte, um jene Zertrümmerung Preußens, jene Demüthigung des „Marquis de Brandebourg“ herbeizuführen, die Frau v. Pompadour ehemals so leidenschaftlich betrieben und sich so leicht gedacht hatte. War das doch nicht eigentlich Frankreichs Sache und jedenfalls etwas sehr Nebensächliches im Vergleich mit den großartigen Interessen, die jenseits des Oceans aufgegeben werden mußten. Es handelte sich nur noch darum, einen leidlichen Frieden zu erhalten, durch den man wenigstens Ein und Anderes von den verlorenen Kolonien wieder gewann. Allenfalls wollte man nebenher auch noch dafür sorgen, daß auch Oesterreich zu einem leidlichen Abschluß des Krieges mit Preußen komme.

Zum Theil infolge dieser Wendung der französischen Politik, war man denn auch in Oesterreich, wo solche Resignation nicht so natürlich war und nicht so nahe lag, nachgerade dahin gelangt, das ursprüngliche Ziel für unerreichbar zu halten. Man sagte sich, daß dieses Ziel ohne Frankreichs Beistand nicht zu gewinnen und auf Frankreich nicht mehr unbedingt zu rechnen sei und auf Rußland, bei der zunehmenden Kränklichkeit der Kaiserin Elisabeth, eben auch nicht; da suchte man sich denn an den Gedanken zu gewöhnen, daß man auch mit einem geringeren Gewinn als man ursprünglich gehofft hatte, immerhin leidlich zufrieden sein könne.

In diesem Sinn war denn auch eine Denkschrift gehalten, die Graf Kaunitz zu der Zeit ausarbeitete, in der Frankreich ungestüm auf Frieden drang. Kaunitz geht darin allerdings von dem Satz aus, daß es sehr bedenklich sei, in dem Augenblick schon auf Friedensunterhandlungen einzugehen, denn gewöhnlich lege man bei Friedensverhandlungen die auf beiden Seiten gemachten Eroberungen zu Grunde, in dieser Beziehung aber habe man zur Zeit nicht viel vor dem Feinde voraus. Man sei zwar im Besitz von Preußen, der Grafschaft Glatz und der Cleviſchen Lande, dagegen aber seien ganz Kursachsen bis auf Dresden und ganz Mecklenburg in der Gewalt des Feindes. In dieser Lage der

Dinge werde der König von Preußen bei seiner bekannten Gesinnung wohl nicht zu bewegen sein, auch nur die Grafschaft Glatz abzutreten. Aber nachdem er alle diese Bedenken aufgezählt hat, kömmt Kaunitz doch zu dem Schluß, daß man dennoch auf Unterhandlungen eingehen müsse; außer der unsicheren Haltung der Verbündeten zwinge auch die Erschöpfung der eigenen Finanzen dazu. Allerdings hoffe man für den bevorstehenden Feldzug noch Rath schaffen zu können, für eine weitere Zukunft werde das aber nicht mehr der Fall sein; man werde sich dann in die Nothwendigkeit versetzt sehen, sich dem Gebot des Feindes zu unterwerfen. Denn nach der Meinung „der Generalität" dürfe man nicht hoffen, in dem bevorstehenden Feldzuge größere Vortheile davon zu tragen als in den früheren oder entscheidende Erfolge. — Daß an eine Möglichkeit, die Streitkräfte Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands und Schwedens vereint gegen den Einen Feind, Preußen, zu verwenden, wie man einst gehofft hatte, jetzt nicht mehr zu denken sei, hatte Kaunitz schon in den ersten Sätzen dieser Denkschrift angedeutet.

So schloß er denn, daß man allerdings eher an Frieden als an eine Verlängerung des Krieges denken müsse. Nur gebiete die Klugheit, die Forderungen Oesterreichs im Lauf der Unterhandlungen nicht anders als stufenweise herabzumindern. Es wäre allzu gefährlich, ehe noch die Absichten der Bundesgenossen wie der Gegner bekannt seien, von den durch die Allianzverträge erworbenen Ansprüchen etwa gleich zu Anfang so weit herabzugehen, daß man auf Schlesien verzichte, und seine Forderungen auf die Erwerbung der Grafschaft Glatz beschränke. Man möge also bei der Erklärung stehen bleiben, daß die Kaiserin-Königin nicht ganz Schlesien verlange, sondern sich mit einem Theil dieses Landes begnügen wolle.

Auch was den Verbündeten Oesterreichs zugestanden werden könne oder müsse, erörtert Kaunitz in dieser Denkschrift. Er wirft die Frage auf, ob es dem Interesse Oesterreichs entspreche, daß Rußland in den bleibenden Besitz der Provinz Preußen gelange und kann sie natürlich nicht bejahen. Er findet es durchaus nicht wünschenswerth, daß Rußlands große Macht sich noch weiter ausdehne und den Grenzen Deutschlands näher rücke, besonders da Polen gar keinen Schutz gewähre. Er gedenkt der vielen Völkerschaften griechischer Konfession, die von der Moldau an bis zum Schwarzen Meere angesiedelt seien, und folgert,

daß von Rußland eine noch größere Gefahr drohe als selbst von Preußen. Er sieht die Gefahr verdoppelt, wenn etwa der künftige Kaiser von Rußland, Herr der Provinz Preußen, auch noch im Besitz seiner holsteinischen Erblande bleibe, festen Fuß in Deutschland, Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstag gewinne. Da könnte er dann Ansehen und Einfluß des Hauses Oesterreich beschränken, vielleicht selbst nach der Kaiserkrone Deutschlands streben. Es sei „als ein großes Unglück und politisches Uebel" anzusehen, wenn das geschehe.

Und dennoch führt der Haß gegen Preußen, der ihn durchaus beherrschte, den Grafen Kaunitz dahin, daß er auch hier einen günstigen Ausweg zu sehen glaubt. Es komme darauf an, meint er, daß der künftige Kaiser, dessen Reich die Provinz Preußen erwerbe, zugleich auf seine holsteinischen Erblande verzichte. Geschehe das, dann werde aus dieser Kombination doch auch wieder ein dreifacher Vortheil hervorgehen —: dem Großfürsten Thronfolger von Rußland werde die Möglichkeit benommen, Einfluß in Deutschland zu üben — des Königs von Preußen Macht werde namhaft geschmälert, und es werde ihm ein gefährlicher Nachbar an die Seite gesetzt, der ihn beständig im Zaum halten könne — und endlich sei auch das Gottorpische Erbe in Holstein nützlich zu verwenden. Dieses Erbe sei der Krone Dänemark zu überlassen, die dafür entweder thätigen Antheil an dem Kriege gegen Preußen nehmen oder ihrem eigenen Anerbieten gemäß die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst abtreten müsse — und durch die Aussicht auf die Erwerbung dieser Lande könne man alsdann wieder Hannover gewinnen und seine Verbindung mit Preußen lockern.

Mußte man auch auf Schlesien verzichten, so sollte doch jedem möglichen weiteren Aufschwung Preußens vorgebeugt werden. Es entging dem Grafen Kaunitz nicht, daß die beiden fränkischen Nebenlinien des Hauses Hohenzollern in Franken dem Aussterben nahe waren und daß ihre ansehnlichen Besitzungen dem Kurhause Brandenburg anheimfallen konnten. Darin lag nach des österreichischen Kanzlers Ansicht eine große Gefahr für Oesterreich und für Deutschland. Der König von Preußen konnte dann seine Heeresmacht vermehren — sich in das Herz Deutschlands auszubreiten suchen, und den ganzen fränkischen Kreis in die größte Gefahr bringen. Dieses Unheil abzuwenden, mußte Oesterreich, im Einverständniß mit den übrigen deutschen Höfen und mit Frankreich — das

also durch das Oberhaupt des deutschen Reiches aufgefordert werden sollte, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands maßgebend einzumischen — bei dem Friedensschluß dahin wirken, daß Anspach und Bayreuth zu einer preußischen Sekundogenitur bestimmt würden und somit selbständige kleine Staaten blieben.

Nicht minder spähte Kaunitz nach einem Gewinn umher, der dem Hause Oesterreich Schlesien ersetzen könne, und da nahm er es als eine glückliche Fügung wahr, daß auch die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach wahrscheinlich in naher Zukunft aussterbe. Er meinte, es lasse sich behaupten, daß die pfälzischen Wittelsbacher kein Nachfolgerecht in Bayern hätten, obgleich es ihnen im westphälischen Frieden ausdrücklich vorbehalten war; daß die bayerischen Lande demnach, wenn die zur Zeit dort herrschende Linie ausstarb, als eröffnetes Reichslehen anzusehen seien, das dem Reich anheimfalle, wo dann das Haus Oesterreich sich dasselbe aneignen könne. Kaunitz traf schon jetzt in der Stille Anstalten, diese phantastischen Ansprüche durch Leute vom Fach wohl oder übel juristisch weiter begründen zu lassen.

Auch in diesen weit umher schweifenden Kombinationen, die einen Ersatz suchen für unwiederbringlich Verlorenes, lag sehr unzweideutig das Geständniß, daß man der Hoffnung auf einen wirklichen Sieg und Erfolg so gut wie vollständig entsagte. Seltsam freilich, daß dies zu einer Zeit geschah, in der sich die Widerstandsmittel Preußens zusehends verminderten und bald gänzlich zu erlahmen drohten. Aber man empfand eben zu Wien die eigene Erschöpfung, und vor allem, es war die Persönlichkeit Friedrichs des Großen, die seine Sache hielt. Es war der königliche Held und Feldherr Friedrich, an dessen Ueberwältigung man nach allen gemachten Erfahrungen verzweifelte. Das zeigt sich namentlich in dem amtlich abgegebenen Gutachten der österreichischen Generale, dem zufolge von einem neuen Feldzug kein besseres Ergebniß zu erwarten stand als von den früheren. Bei der Ueberlegenheit, über die man verfügte, bei der ungünstigen geographischen Gestaltung Preußens lag die Unmöglichkeit, vor die sich die österreichischen Generale gestellt glaubten, gewiß nicht in der Sache selbst. Es war die Person des Gegners, der sie sich nicht gewachsen fühlten.

Nur an einem der gegen Preußen verbündeten Höfe wollte wenigstens die Person, welche die entscheidende Stimme hatte, den ursprünglichen

Zweck des Krieges, die Demüthigung Friedrichs II., nicht aufgeben. Die gottesfürchtige Kaiserin Elisabeth von Rußland war es, die sich unversöhnlich erwies. Trotz der Apathie, in die sie versunken war, die sie unzugänglich machte und an den Geschäften weniger als jemals Theil nehmen ließ, war man zu Petersburg entschlossen, den Krieg mit größerer Energie fortzusetzen als je zuvor und selbst entschiedener als bisher als selbständige, im eigenen Interesse kriegführende Macht, nicht bloß als Hülfsmacht einzuschreiten. Es war dort eben weibliche Leidenschaftlichkeit maßgebend, nicht eine besonnen rechnende Politik.

Mit der französischen Regierung hatte die österreichische keinen gemeinschaftlichen Operationsplan zu verabreden, seitdem die Führung des Krieges in zwei so gut wie ganz von einander unabhängige Hälften zerlegt worden war. Nur mit dem russischen Hof hatte man sich darüber zu verständigen, was im nächsten Feldzug unternommen werden sollte. Doch auch das konnte nicht geschehen, so lange nicht festgestellt war, wer den Befehl über Oesterreichs Heere führen sollte, wer folglich um seine Meinung befragt werden mußte, und darüber zu einem Entschuß zu kommen, hatte diesmal seine besonderen Schwierigkeiten.

Unzählige Stimmen erhoben sich in Oesterreich entschiedener als je zuvor gegen Daun, der unbedingt verurtheilt wurde. Kaunitz vor allen wünschte ihn entfernt zu sehen, um Laudon an seine Stelle zu erheben, den einzigen Mann im österreichischen Heere, den er, der Staatskanzler, den Aufgaben dieses Krieges gewachsen hielt. Auch die verbündeten Mächte hatten schon Versuche gemacht, zu bewirken, daß der allzu bedächtige Feldmarschall beseitigt werde. Das alles wußte Daun; wie es scheint, wußte er gar wohl zu ermessen, um wie viel seine Stellung schwieriger wurde — und wir sind wohl aufgefordert, berechtigt sogar, aus seinem Benehmen im Lauf der folgenden Feldzüge zu folgern, daß er seit der Niederlage bei Torgau auch das Vertrauen zu sich selbst und zu der Armee unter seinen Befehlen so ziemlich verloren habe. Auf das Letztere deuten sowohl sein gegen die Kaiserin amtlich ausgesprochenes Urtheil über die Generale als auch einige andere Aeußerungen, die wir später anführen müssen.

Durch so vieles Zusammentreffende bestimmt, äußerte Daun den, wie sich ergiebt, wohl ganz entschieden ernst gemeinten Wunsch, des Heerbefehls enthoben zu werden. Einen Augenblick schien auch der Hof geneigt, ihn beim Wort zu nehmen; Kaunitz machte seinen Einfluß in diesem Sinn geltend, der Kaiser und dessen Vertrauter, der alte Feldmarschall Neipperg waren dem ehemals gefeierten Sieger von Kolin nicht gewogen. Aber wen sollte man an seine Stelle setzen? — Kaunitz hatte zwar längst seine Wahl getroffen, aber Laudon an die Spitze des Heeres zu stellen, erwies sich als unmöglich; er war buchstäblich der jüngste aller Feldzeugmeister und Generale von der Kavallerie. Die älteren Generale zeigten sich empört durch den Gedanken, unter die Befehle des fremden Emporkömmlings von unbedeutender Herkunft gestellt zu sein, es hätte davon gar nicht die Rede sein können, man hätte diese älteren Herren sämmtlich beseitigen müssen, und die dadurch erregte Unzufriedenheit wäre um so bedenklicher gewesen, da mehrere der Generale, die man hätte entfernen müssen, der einflußreichen österreichischen Aristokratie angehörten. Kurz, es ging nicht, ganz abgesehen davon, ob die Kaiserin Maria Theresia wirklich zu dem Fremden, dem Protestanten, Laudon, kein unbedingtes Vertrauen fassen konnte, wie sie gegen Montazet, dessen eigenen Berichten zufolge, geäußert haben soll. Die Unmöglichkeit einer solchen Ordnung des Heerbefehls hatte sich bereits erwiesen, als die Kaiserin verlangt hatte, daß Lacy vorübergehend den Befehl übernehme. Friedrich II. konnte einen seiner jüngeren Generallieutenants zum Diktator ernennen, die Macht der Kaiserin Maria Theresia reichte, der Aristokratie und dem Herkommen gegenüber, nicht so weit, daß sie Aehnliches hätte verfügen können.

Unter jenen älteren Generalen aber, die mit so vielem Stolz auf ihrem Recht bestanden und den Dienst unter einem jüngeren verweigerten, war kein einziger, wie Daun selber geltend gemacht hatte, den man zu einer selbständigen Stellung an der Spitze einer Armee berufen konnte, keiner, bei dem auch nur der Gedanke vorübergehend verweilen konnte, wenn davon die Rede war. Es zeigte sich, daß man, wie Daun klagte, „halt keine Männer" habe. Man dachte in dieser Verlegenheit auch an ältere Herren, die sich längst zurückgezogen hatten, an den Fürsten Wenzel Liechtenstein, den Sieger von Piacenza (1746), dem seines Alters wegen der Feldmarschall Serbelloni, ein

noch langsamerer Mann als Daun, zur Seite stehen sollte. Die Kaiserin selbst hatte ihrem Schwager, dem Herzog Karl von Lothringen das Kommando, auch nach der unerhörten Niederlage bei Leuthen, nur sehr ungern entzogen. Jetzt beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, es ihm wieder zu verleihen. Aber obgleich hinzugefügt wurde, daß ihm Nadasdy oder selbst Laudon als Gehülfe zur Seite stehen sollte, verbreitete doch die Kunde, daß der Hof damit umgehe, den allgemeinsten Schrecken in der ganzen Armee. Die Ernennung des Herzogs hätte wohl, da ohnehin im Heere, wie die oben angeführten Meinungsäußerungen der „Generalität" verriethen, keine übergroße Zuversicht herrschte, in verhängnißvoller Weise lähmend gewirkt. Das Unheil wurde glücklich abgewendet, man kehrte am Ende wieder zu Daun zurück und mit Recht, denn er war in der That unter den Wenigen, auf welche die Wahl gezwungener Weise beschränkt bleiben mußte, ohne Vergleich der Beste.

Daß Daun mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde, das war durch die Umstände geboten. Man mußte ihm selbst und der Welt beweisen, daß er durch die Niederlage bei Torgau nicht das Vertrauen der Kaiserin und der Regierung verloren habe. — Als treu ergebener Unterthan fügte er sich natürlich dem Wunsch der Kaiserin, doch übernahm er den Befehl über das Gesammtheer diesmal ausdrücklich nur unter der seltsamen Bedingung von neuem, daß man nicht von ihm verlange, er solle Eroberungen machen. Daß in einem Kriege wie dieser, der seinem Wesen nach recht eigentlich ein Eroberungskrieg war, der überhaupt gar keinen Sinn hatte, wenn er nicht von Seiten Oesterreichs eben als ein Eroberungskrieg und im Geist eines solchen geführt wurde, ein Feldherr die Uebernahme des Kommandos an eine solche Bedingung knüpfte, ist gewiß sehr eigenthümlich, und daß man es ihm gelten ließ von Seiten des Hofes, ihm den Heerbefehl dennoch übergab, gewiß auch ein Beweis, wie sehr Hoffnungen und Erwartungen bereits herabgestimmt waren. Diese Bedingung, die Daun stellte, und die Meinung, mit der er sich über die Generalität vernehmen ließ, versprachen gewiß keine großen und glänzenden Erfolge.

Die ersten Eröffnungen in Beziehung auf das, was in dem bevorstehenden Feldzug geschehen sollte, gingen von Petersburg aus. Sie stellten eine energische Thätigkeit der russischen Armee in Aussicht und

verlangten eine solche auch von den Heeren Oesterreichs, ohne jedoch die beiderseitigen Operationen in Verbindung zu bringen oder von einander abhängig zu machen.

Es hatte sich nämlich in Petersburg ein schwedischer General v. Liewen Gehör zu verschaffen gewußt und sehr in das Einzelne ausgeführte Pläne vorgelegt, denen zufolge die russische Armee im Verein mit den Schweden Stettin belagern sollte. Der russische Hof schien anfangs darauf einzugehen, doch wurde dem Entwurf bei weiterer Berathung eine in etwas veränderte Wendung gegeben. Einer Note zufolge, die schon zu Anfang Dezember 1760 dem österreichischen Botschafter zu Petersburg, Grafen Esterhazy zugestellt wurde, sollte die russische Armee früh im Felde erscheinen und sich in ihrer Gesammtheit nach Pommern wenden, um zunächst Kolberg zu erobern, dort ein Hauptmagazin anzulegen und darauf an die untere Oder vorzugehen. Hier wollte man alsdann Küstrin belagern, dadurch den Schweden freie Hand verschaffen, auf Berlin vordringen, den Feind angreifen, wie schwach oder wie stark er auch sein möge, und selbst die Gefahr nicht scheuen, etwa eine Schlacht zu verlieren, denn der König von Preußen könne einen Sieg (der allgemeinen Lage der Dinge nach) doch nicht benützen und werde auch durch eine siegreiche Schlacht immerhin geschwächt. Russischerseits aber müsse man den Verlust auf der Stelle „repariren" und seine Pointe demungeachtet verfolgen.

Von Oesterreich verlangte die russische Regierung, daß Laudon mit einem Heer von 60 000 Mann nach Schlesien gesendet werde, um dort, wie ausdrücklich betont wurde, ganz unabhängig von dem Feldmarschall Daun den Befehl zu führen und den Feldzug gleich mit einer Belagerung zu eröffnen. — Eine zweite österreichische Armee sollte sich in Sachsen versammeln und darauf bedacht sein, dieses Land zu befreien, den König von Preußen aber von der Elbe zu verdrängen (was in dieser Verbindung nur heißen kann, ihn in das Brandenburgische zurückzudrängen). Auch diese Armee sollte eine Schlacht nicht scheuen, selbst „au risque", daß sie geschlagen werden könnte (eine Zumuthung, die sehr gewagt scheint, wenn man sich erinnert, daß von dem Feldmarschall Daun die Rede war). — Wenn die russische Armee in der Gegend von Berlin eingetroffen sei, werde der König jedenfalls die Hälfte der seinigen gegen sie entsenden müssen, und es

werde alsdann der österreichischen und Reichsarmee ein Leichtes sein, Sachsen zu befreien. Der König aber werde alsdann genöthigt sein, entweder gegen die Russen oder gegen die Oesterreicher eine Schlacht zu wagen. Den Sieg müsse man benützen; dem Feinde nicht Zeit lassen, sich zu erholen und ihn zwingen, sich auf Magdeburg zurückzuziehen; dann dürfe man hoffen, „bald ganz mit ihm fertig zu werden."

Hier war es nun in einer zur Zeit nichts weniger als gewöhnlichen Weise auf die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte abgesehen, aber es ließ sich ohne Prophetengabe vorhersehen, daß die russische Generalität das Alles nicht mit der Energie ausführen werde, die dabei vorausgesetzt wurde. In der Wiener Hofburg, wo man stets den Wunsch hegte, die eigenen Armeen durch das russische Heer unmittelbar unterstützt zu sehen, gefiel dieser Plan weder ganz, noch unbedingt, doch wollte man keine Einwendungen erheben, indem man sich mit dem unter gewissen Bedingungen zutreffenden Gedanken tröstete, daß mehr auf den Nachdruck ankomme, mit dem militärische Operationen ausgeführt, als auf die Gegend, in die sie versetzt werden.

Jedenfalls hatte man alle Ursache, diesen Plan eher mit Befriedigung aufzunehmen als denjenigen, den der Feldmarschall Daun einreichte, und auf den auch diesmal wieder General Lacy bedeutenden Einfluß geübt haben mochte.

Diesem Entwurf zufolge sollte die österreichische Hauptarmee, oder vielmehr fast die Gesammtmacht Oesterreichs an der Elbe in Sachsen verwendet werden. Sie sollte sich da schon zu Anfang des Monats April in solcher Weise versammeln, daß der rechte Flügel auf dem rechten Ufer der Elbe auf den Weinbergen bei Boxdorf Stellung nahm, die Mitte hinter dem Plauenschen Grunde, der linke Flügel bei Dippoldiswalde.

Und was dann weiter? — In dieser Stellung, auf den engsten Raum beschränkt, sollte die österreichische Armee, weit davon entfernt die Initiative zu ergreifen, den Feind beobachten und abwarten, was er für Bewegungen machen, und was „die Umstände an die Hand geben" würden. — Das ist eine Redensart, bei der Daun und sein Rathgeber sich unmöglich etwas Bestimmtes gedacht haben können. Sie setzten offenbar auch die preußische Hauptarmee unter ihrem König in Sachsen voraus —: glaubte nun etwa Graf Daun, das Herannahen der Russen werde den König von Preußen früher oder später nöthigen, sich gegen

diesen Feind zu wenden, und er selbst werde dann freie Hand gewinnen, und in Sachsen irgend etwas — er wußte vor der Hand gewiß nicht was — zu unternehmen? — In dem Plan ist nichts der Art angedeutet, und die Voraussetzung widerspricht auch den Bedingungen, die Daun bei der Uebernahme des Befehls gestellt, und durch die er zum Voraus jeden Gedanken an Eroberungen abgelehnt hatte. Jedenfalls lag dergleichen für Daun und Lacy so unbestimmt als eine sehr zweifelhafte Möglichkeit gedacht oder kaum gedacht, daß es gar keine Realität hatte, in nebelgrauer Ferne. Wir werden sehen, daß beide später, als die Verhältnisse sehr günstig lagen, den Vorschlag zur Offensive, den untergeordnete Generale machten, sehr bestimmt ablehnten.

Damit aber die Armee mit Ruhe und Sicherheit beobachten und abwarten könne, sollte sie noch durch fünf Infanterie- und drei Reiter-Regimenter von Laudons Heer verstärkt werden. Laudon, sagt der Entwurf, werde dennoch in Schlesien oder vielmehr in der Grafschaft Glatz 20 000 Mann behalten; ein Korps, das von Neustadt in Oberschlesien aus Neiße und Kosel, ein anderes, das von Trautenau aus die Landeshuter Gegend beobachtete, mitgerechnet, sogar gegen dreißigtausend Mann; und das sei genug, um sich defensiv zu behaupten, Böhmen und Mähren gegen feindlichen Einbruch zu decken.

Laudon hätte, diesen Anordnungen gemäß, in 24 Bataillonen, 8 Reiter- und 3 Husaren-Regimentern, 4000 bis 6000 Kroaten mitgerechnet, allerdings etwa 30 000 Mann unter seinen Befehlen vereinigt, die Hauptarmee aber in 69 Bataillonen, 20 Reiter- und 6 Husaren-Regimentern, ohne die 6000 bis 8000 Kroaten, die dazu gehörten, nicht weniger als 70 000 Mann gezählt, die zum „Abwarten" bestimmt gewesen wären.

Daun setzt die Hauptmacht König Friedrichs in Sachsen voraus und die Preußen dennoch auch in Schlesien im Besitz der Initiative — und das, während man auch ohne die Russen und Schweden einer Uebermacht von 3 gegen 2 gebot. Es ließe sich daraus wohl folgern, daß der König dem Feldmarschall Daun seit dem Tage bei Torgau mehr als jemals imponirte, daneben aber vermag man sich kaum des Verdachts zu erwehren, daß hier auch wohl persönliche Rücksichten gewaltet haben könnten. Daun war natürlich dem aufstrebenden Laudon, von dem er wußte, daß Kaunitz ihn gern an die Spitze der gesammten Streitkräfte Oesterreichs gestellt hätte, nichts weniger als gewogen, Lacy vollends verfolgte den

glücklichen und besonders den ruhmgekrönten Nebenbuhler mit einer neidischen, giftigen Feindseligkeit, die in allen seinen Aeußerungen hervorbricht und ihm nicht gerade zur Ehre gereicht. Beide waren, scheint es, bedacht, den Angefeindeten auf eine unbedeutende Nebenrolle zu beschränken und zu keinen Erfolgen gelangen zu lassen.

Die französischen Militärbevollmächtigten am österreichischen Hofe und in Dauns Hauptquartier klagen vielfach über Intriguen, die ihnen zufolge da herrschten. Diese Klagen waren wieder unberechtigt in ihrem Munde, da es auch in dieser Beziehung im französischen Heere jedenfalls noch sehr viel schlimmer stand als im österreichischen, aber sie scheinen an sich nicht ungerecht gewesen zu sein.

Wie dem sei: Beobachten und Abwarten in Sachsen, passive Vertheidigung in Schlesien, das war, wie Arneth sehr treffend bemerkt, der gesammte Inhalt dieses Operationsplanes. Es war wohl nicht möglich, Zweck und Wesen gerade dieses Krieges vollständiger zu verkennen, oder absichtlich zu ignoriren.

Daß dieser Plan dem kaiserlichen Hof höchlich mißfiel, bedarf keiner Erklärung. Selbst was den Kriegsschauplatz in Sachsen betraf, hätte man gewünscht, daß Daun den Machtbereich der österreichischen Waffen durch irgend eine, wenn auch beschränkte und bescheidene Offensive, etwa gegen Freiberg, wenigstens um etwas erweiterte; selbstverständlich wäre dabei nicht von einer Schlacht, nur von Manövern die Rede gewesen. Doch da der Kommandostab nun einmal in Dauns Händen bleiben sollte und mußte, glaubte man von dem Feldherrn nicht verlangen zu dürfen, was er für unmöglich erklärt hatte. Man scheint darauf ein für allemal verzichtet zu haben.

Anders jedoch verhielt sich die Sache in Beziehung auf Schlesien. Kaunitz war überzeugt, daß man Friedensunterhandlungen und selbst den Frieden nicht mehr lange werde vermeiden können, und daß man eben deshalb eine energische Thätigkeit gerade auf Schlesien wenden müsse, um dort Eroberungen zu machen und bei dem Friedensschluß wenigstens einen Theil dieses Landes in Händen zu haben. Ein „Promemoria“ (vom 15. Februar), das Laudon einreichte, ging nicht ganz so weit, sprach nicht von Eroberungen, widersprach aber doch sehr entschieden einer Verminderung der Streitkräfte in Schlesien, durch welche, wie hier geltend

gemacht wurde, selbst die Vertheidigung des österreichischen Gebiets gefährdet werden konnte.

Laudon führte an, daß die Streitkräfte, die ihm verblieben, wenn er die verlangten Regimenter nach Sachsen entsende, an Zahl beträchtlich geringer sein würden als das preußische Korps, das unter dem General Goltz in Schlesien stand. Wie leicht könne, wenn hier nur eine so geringe österreichische Macht vereinigt bleibe, der König von Preußen gerade dadurch auf den Gedanken geführt werden, eben in Schlesien angriffsweise vorzugehen und in die Grafschaft Glatz einzudringen, um die befestigte Hauptstadt dieser Landschaft wieder zu erobern. Gerade in dem Augenblick, in dem man sich ernstlich mit dem Friedensschluß beschäftige, müsse ihm vor allem daran gelegen sein, sich der Feste wieder zu bemächtigen, deren Abtretung Oesterreich verlange. Anstatt zu thun, was ihm eine Möglichkeit dazu eröffnen könnte, müsse man vielmehr bemüht sein, die Preußen aus dem schlesischen Gebirge, aus der Landeshuter Gegend zu vertreiben.

Wie immer, wurden auch diesmal Laudons Vorstellungen von dem Staatskanzler Kaunitz mit Nachdruck unterstützt. Da Daun keine Offensive beabsichtige, habe er auch ohne Verstärkungen Truppen genug, und es sei zur Zeit wichtiger, Glatz zu behaupten, als Sachsen. So suchte Kaunitz nicht nur die Verminderung der Streitkräfte in Schlesien zu hintertreiben, sondern auch dem Krieger, dem er mit Recht vor allen vertraute, eine so viel als möglich von Dauns Befehlen unabhängige Stellung zu verschaffen.

Beides gelang. Durch ein Reskript der Kaiserin wurde Laudon verständigt, daß er zwar „in der Hauptsache an den Feldmarschall angewiesen" sei, „doch nicht also, daß er umb alle Kleinigkeiten sich anfragen solte, oder gute gelegenheiten dem feind was anbringen zu können, oder ein oder anderes vorzunehmen, nicht allsogleich ohne rückfrage unternehmen könne und solle."

Mit alledem war aber noch kein Operationsplan gegeben, da es bei dem Vorschlag Dauns, eigentlich gar nichts zu thun, unmöglich sein Bewenden haben konnte; und doch wußte man, wie sich ergiebt, dem Feldmarschall Daun gegenüber nicht weiter zu kommen. Man wendete sich in dieser eigenthümlichen Art von Verlegenheit an den russischen Hof, um ihn zu Aeußerungen zu veranlassen, die weiter führen konnten.

Dauns sogenannter Operationsplan wurde dabei dem russischen Hof gegenüber wohlweislich mit Stillschweigen übergangen. Kaunitz verleugnete ihn sogar ausdrücklich, indem er (13. März 1761) dem österreichischen Botschafter zu Petersburg schrieb, man habe noch keinen Operationsplan mittheilen können, weil die österreichischen Streitkräfte auf allen Punkten den Feind vor sich hätten, und nichts weiter zu thun vermöchten, als sich eben nach den Bewegungen des Gegners und nach den Operationen der Verbündeten richten. Das Schreiben ist überhaupt — ohne Zweifel mit Absicht und Berechnung — gehalten, als ob Oesterreichs Heere von einem übermächtigen Feinde hart bedrängt wären. „So lang wir allein die ganze feindliche Macht zu bekämpfen haben, und ihr in Sachsen die vortheilhaftesten Stellungen, in Schlesien aber die Festungen zu statten kommen, ist leicht zu ermessen, daß ohne anderwärtige Diversion nichts Wesentliches zu bewirken und es ganz zur Unzeit, ja höchst schädlich sei, allzuviel zu wagen." So äußerte sich Kaunitz. Sobald sich aber der Feind auf einer oder anderer Seite schwächen müsse, oder eine vortheilhafte Gelegenheit biete, würden die österreichischen Armeen mit allem Nachdruck zu Werke gehen und die Gelegenheit zu entscheidenden Unternehmungen nicht versäumen, so versicherte Kaunitz weiter; alles komme darauf an, daß „die russische Armee baldmöglichst zu entscheidenden Operationen schreite." — Das war der eigentliche Kern des Schreibens. Der von Seiten Rußlands bereits mitgetheilte Operationsplan wurde dabei ebenso geflissentlich ignorirt als derjenige, den Daun entworfen hatte.

In der That wurde der früher nach Wien mitgetheilte Entwurf im Rath der Kaiserin Elisabeth zu Petersburg, wahrscheinlich unter österreichischem Einfluß, wieder aufgegeben. Welcher Gedankengang dahin geführt hat? — darüber ist uns leider! nichts überliefert. Im Allgemeinen geschieht es wohl, daß sich bei weiterer Erwägung Bedenken regen, wenn man sich ja einmal zu einem Gedanken erhoben hat, der über den Kreis gewohnter Vorstellungen hinausgeht, und wir dürfen wohl vermuthen, daß es gerade die Männer vom Fach, die Generale waren, die zumeist Einwendungen zu machen hatten, gegen einen Plan, der ihnen wahrscheinlich in das Abenteuerliche auszuschweifen schien.

Wie dem sei, an die Stelle jenes ersten Planes trat ein zweiter, der in der Wiener Hofburg sehr freudig aufgenommen wurde. Diesem

neuen Plan zufolge, der gegen Ende April zu Petersburg festgestellt wurde, sollte ein russischer Heertheil in Pommern eindringen und sich mit Hülfe einer russisch-schwedischen Flotte Kolbergs bemächtigen; die Hauptmacht aber, bei Poten vereinigt, nach Schlesien marschiren, und zwar in der Richtung auf Breslau. In Schlesien sollte sie sich mit Laudon vereinigen, der wenigstens fünfzigtausend Mann unter seinen Befehlen haben, und auch mit einer „hinlänglichen Belagerungsartillerie und Zubehör" versehen sein müsse. Wolle die preußische Armee die Vereinigung verhindern, so werde man sie angreifen, wozu der kommandirende Feldmarschall Buturlin nicht nur unbedingte Vollmacht, sondern auch den „gemessenen Befehl" erhielt. Daun müsse angewiesen werden, den König von Preußen in Sachsen festzuhalten oder ihm, wenn das nicht gelang, auf dem Fuß nach Schlesien zu folgen.

Ein Courier wurde sofort — wie der sächsische Minister Brühl erfuhr „gegen den 23. April" — mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen an Buturlin abgefertigt, und natürlich wurde der neue Plan unverweilt auch dem Grafen Esterhazy mitgetheilt, der dann auch seinerseits nicht säumte, den (österreichischen) Major Klebeck mit der Nachricht als Courier nach Wien abzufertigen. Das geschah am 23. April. Klebeck machte auf der Durchreise zu Warschau am 4. Mai der dort hausenden kursächsischen Regierung die nöthigen Mittheilungen; am 8. Mai traf er zu Wien ein. Es ist nothwendig, diese Daten zu beachten.

Noch an demselben Tage, an dem der Courier die österreichische Hauptstadt erreichte, am 8. Mai, wurden die nöthigen Weisungen an Daun und Laudon ausgefertigt. Wie es scheint, war man erfreut, sich dem Feldmarschall Daun gegenüber auf den russischen Operationsplan berufen zu können, um von ihm Truppen zur Verstärkung Laudons zu erlangen, als ob das eine dem österreichischen Hof durch die Forderungen der Bundesgenossen auferlegte Nothwendigkeit sei. Man ist veranlaßt zu glauben, Kaunitz habe es, mit Daun verfeindet, bis zu dem Augenblick nicht gewagt, dem Feldmarschall, dem General Lacy und ihren zahlreichen Anhängern unter den älteren Generalen gegenüber, mit einer solchen Forderung aufzutreten, wie sehr ihm auch daran gelegen war, den Schwerpunkt des Krieges nach Schlesien zu verlegen.

Laudon wurde durch ein kaiserliches Reskript ermächtigt, selbständig zu unternehmen, was er zweckmäßig finde, um den russischen Operations-

plan auszuführen, worüber er sich nur mit Buturlin zu verständigen habe. — Der Form nach dem Grafen Esterhazy, dem Wesen nach der Kaiserin Elisabeth, schrieb Maria Theresia freudig erregt, daß sie von neuer Hoffnung belebt sei, da es nun an den nöthigen Streitkräften nicht fehle, „um den gefährlichen Feind zu bezwingen".

Friedrich II. war seinerseits eifrig bemüht, seine Armee wieder herzustellen und sich zu neuen Kämpfen vorzubereiten, die immer schwerer wurden.

Dem Prinzen Heinrich scheint inzwischen einleuchtend geworden zu sein, daß er, während der Staat in dringender Gefahr schwebte, in seiner Zurückgezogenheit eine etwas seltsame Rolle spiele. Sie wurde ihm peinlich; er suchte sich dem König wieder zu nähern, damit er sich von neuem um ein Kommando bewerben könne. Die Wege die er dabei nahm, waren auch wieder recht eigenthümlich. Er verurtheilte in seinen Briefen an den König den Herzog Ferdinand von Braunschweig, indem er ihn zu vertheidigen schien. Der Herzog, sagt er, habe sich allerdings einen zu großen Theil seines Kriegsschauplatzes nehmen lassen, aber man dürfe eben von den Menschen nicht mehr verlangen, als sie zu leisten vermögen, und müsse Nachsicht üben. Wenn man von den Menschen das Unmögliche verlange, fordere, daß sie jede Regung von Selbstbewußtsein (amour propre) unterdrücken, Opfer verlange, die über das menschliche Vermögen gehen, versetze man sie in die grausame Alternative, zu versuchen, was sie nicht können, oder ihre Unfähigkeit einzugestehen. Daran schließt sich in vorsichtigen Worten das Geständniß, daß er wohl dem König gegenüber einigermaßen im Unrecht sein könnte: „Indem ich so die Sache der Menschheit vertheidige, vertheidige ich meine eigene, denn ich erkenne, daß ich allen Schwächen unterlegen bin, die der Unvollkommenheit unserer Art ankleben; ich erröthe nicht, es vor Ihrem Richterstuhl einzugestehen, man müßte sonst sich schämen, als Mensch geboren zu sein." (En plaidant ainsi la cause de l'humanité je plaide la mienne, car je reconnais que j'ai succombé à toutes les faiblesses qui sont attachées à l'imperfection de notre espèce; je ne rougis pas d'en convenir devant votre tribunal, autrement il faudrait être honteux d'être né homme.)

Da der König gütig und freundschaftlich antwortete, bot der Prinz seine Dienste an, aber in sehr vorsichtiger Weise, eigentlich nur für den Fall, daß sein Bruder zweckmäßig erachte, ihn wieder zu „verwenden wie früher" (de m'employer comme par le passé), mit anderen Worten, wenn er ihm wieder das Kommando einer Armee anvertrauen wolle. Im Uebrigen sprach der Prinz viel von dem elenden Zustand seiner Gesundheit, die in der That schlecht gewesen sein soll, stellt es als zweifelhaft hin, ob er im Stande sein werde, sich den Beschwerden eines Feldzugs auszusetzen, und hält sich auf diese Weise die Möglichkeit offen, zurück zu treten, wenn ihm etwa nicht das selbständige Kommando einer Armee anvertraut wurde. Er war eben, wie Graf Henckel versichert, ein Mann von stolzer Denkungsart, der sehr wohl wußte, was er sich selbst und was ihm sein Bruder schuldig war.

Der König beruhigte ihn dadurch, daß er ihm das Kommando in Sachsen anvertraute. Nun aber tritt uns von dieser Seite eine Erscheinung entgegen, die wirklich in ihrer Art etwas Befremdendes hat und in die Reihe derjenigen gehört, die stets ein Räthsel bleiben für Weise wie für Thoren. Wir haben gesehen, daß der Prinz Heinrich und seine Anhänger den König, seine Politik und seine Strategie zu Anfang des Krieges schonungslos und selbst in wegwerfender Weise verurtheilten; daß sie in den Maßregeln seiner Politik und in seinen militärischen Operationen nichts sehen wollten oder zu sehen wußten, als eine ununterbrochene Reihe der allerverkehrtesten Thorheiten. Aber seitdem waren fünf thatenreiche, verhängnißvolle Jahre verflossen. Der König hatte fünf Jahre hindurch, in einer Folge von Heldenkämpfen, die ganz Europa staunend erwog und betrachtete, möglich gemacht, was der Prinz und sein Anhang vom ersten Augenblick an für unmöglich erklärten, was überhaupt zu unternehmen in ihren Augen die ärgste aller Thorheiten war. Des Königs Geist hatte Preußens Fahne durch alle Wechselfälle des beinahe beispiellos ungleichen Kampfes hochgehalten. Man sollte denken, daß so großartige Erfahrungen auch der Verblendung die Augen öffnen müßten. Mochte der Prinz Heinrich selbst sich auch in einer gehässigen Verstimmung, die nicht großartig genug war, um als leidenschaftlich bezeichnet werden zu können, für eine verkannte Größe und dem königlichen Bruder weitaus überlegen halten, so hatte doch auch er im Jahre 1760 gesehen, daß die Sache auch ohne ihn ging und sogar noch

um etwas besser, seitdem er nicht mehr dabei war. Aber selbst zugegeben, daß von ihm persönlich, da man es bei ihm vorzugsweise mit Regungen des Gemüths zu thun hatte, die der kritische Verstand so wenig zu beseitigen als zu rechtfertigen vermochte, eine Aenderung der Ansichten, die er noch zu Ende des Jahres 1759 in so verkehrter Schroffheit ausgesprochen hatte, nicht zu erwarten stand — so liegt es doch nahe zu glauben, daß an den Offizieren, die seine Umgebung bildeten, eine solche Reihe weltgeschichtlicher Ereignisse nicht habe vorbeigehen können, ohne einen belehrenden Eindruck zu machen. Dennoch sehen wir sie weder belehrt noch bekehrt. Wir finden in ihren Tagebüchern und Briefen immer wieder denselben mit unzureichendem Verständniß flach oder überhaupt kaum irgendwie begründeten, aber sehr scharf und im höchsten Grade zuversichtlich ausgesprochenen Tadel aller Anordnungen und Maßregeln des Königs, wie das alles ja auch in Gaudys ungedrucktem Tagebuche zum Vorschein kömmt und in den gedruckten Werken, welche die Schützlinge des Prinzen Heinrich vierzig Jahre später zu dessen Erbauung herausgaben. Es giebt wohl keine Lösung des Räthsels als diejenige, die in dem alten Spruch liegt, daß niemand so blind ist als der, der nicht sehen will.

Die Ergänzung und Herstellung der preußischen Armee gelang den Umständen nach über alle Erwartung, so daß der König dadurch überrascht war, als er die Regimenter in Sachsen bereiste. „Meine Aushebungen gehen vortrefflich", schrieb er am 20. März dem Bruder Heinrich, „meine neue Reiterei (das heißt neu errichtete Freidragoner und Freihusaren) wird am 1. April im Stande sein, in Thätigkeit zu treten, und ich denke, daß die (neu errichteten) Freibataillone einen Monat später bereit sein werden, ins Feld zu rücken. Ich habe die Regimenter auf dem Wege über Chemnitz bereist und kann Ihnen zu meiner großen Befriedigung versichern, daß wir hundertmal besser (gerüstet) sind, als man sich denken sollte" (que nous sommes cent fois mieux qu'on ne saurait se l'imaginer).

Einen Augenblick schien es sogar, als sollte die Gelegenheit geboten werden, die Armee noch sehr viel besser herzustellen. Die österreichische Regierung hatte nämlich, bestimmt durch die allerdings gegründete Voraussetzung, daß es dem König von Preußen sehr viel schwerer fallen müsse, als dem Beherrscher der weiten und zum Theil auch damals schon-

volkreichen österreichischen Lande, die nöthige Mannschaft zur Ergänzung seines Heeres aufzutreiben, die Auswechselung der Gefangenen schon seit ein paar Jahren eingestellt und den König dadurch allerdings in Nachtheil versetzt. In dem Maß aber, wie in Oesterreich die Finanznoth sich mit steigendem Gewicht geltend machte, fühlte man sich gehindert durch die Nothwendigkeit, so und so viele tausend Gefangene Jahre lang ernähren, und darauf Summen verwenden zu müssen, deren man zur energischen Fortführung des Krieges nur zu nothwendig bedurft hätte, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht doch besser sei, wieder auf ein Cartel, auf Auswechselung der Gefangenen, einzugehen.

Daun sprach sich in eigenthümlicher Weise und aus eigenthümlichen Gründen dagegen aus. „Il y a du pour et du contre", schreibt er (am 13. November 1760), wie gewöhnlich schlechtes Französisch und noch schlechteres Deutsch durcheinander: „Gewiß ist, daß der Feind bei dieser Auswechselung mehr als wir profitiret, denn seine Soldaten sowohl als Offiziere und besonders Generale sind mehr werth als die unsrigen, so daß man (der Feind) mehr Vortheil daraus ziehen wird, als Euer Majestät, deren gefangene Generale größtentheils keine großen Helden sind." (Car tant soldats qu'officiers et surtout generaux vaillent plus que les notres, ainsi on tirera plus de profit que V. M. dont la plupart de ses généraux prisonniers ne sont pas de grands héros.)

So wiederholt Daun in neuer Wendung die Klage, daß man „halt keine Männer" habe. Merkwürdig aber ist es, daß in dieser Weise eine durchgehende Inferiorität Oesterreichs dem nördlichen, protestantischen Deutschland gegenüber unumwunden eingeräumt wird, ohne daß je gefragt würde, worin sie wohl ihren eigentlichen Grund habe. Daß sie ihren Grund in der im siebenzehnten Jahrhundert gewaltsam durchgeführten Gegenreformation habe, und in dem Zustande der Universitäten, der Schulen und der Literatur, der daraus hervorgegangen war, das konnten die Klagenden selber zur Zeit nicht einsehen, dafür hatte ihre eigene Erziehung gesorgt; die Kaiserin Maria Theresia hätte eine solche Beantwortung der Frage, für die ihr jede Möglichkeit des Verständnisses fehlte, einfach mit Entrüstung aufgenommen, und ohne Zweifel hätten auch der Beichtvater und der Kardinal Erzbischof von Wien sie als eine Art von Gotteslästerung verurtheilt. Man nahm die eingestandene Inferiorität hin, als

ein Zufälliges, für das es, eben weil es ein Zufälliges ist, gar keine Erklärung giebt oder geben kann.

Die preußische Armee war, so weit sich nachrechnen läßt, ohne einige Freibataillone, die noch in der Formation begriffen waren, bis auf 106 000 Mann ergänzt; davon standen ungefähr 90 000 in Sachsen und Schlesien, 13 000 Mann unter dem Herzog Eugen von Württemberg zum Theil vorläufig noch in Mecklenburg, zum Theil bereits in Hinterpommern den Russen Tottlebens und etwa 3000 unter Belling den Schweden gegenüber. Diese preußische Macht zu bekämpfen, waren auf der anderen Seite unter Daun, Laudon und Serbelloni, der die Reichsarmee führte, Kroaten, Husaren, die Reichstruppen und die österreichischen Bataillone und Schwadronen, durch die man sie verstärkt hatte, alles zusammen gezählt = 140 000 Mann und wohl noch etwas mehr vereinigt. Dazu mußten im Lauf des Feldzugs noch 55 000 bis 60 000 Russen kommen, ohne die Kosaken zu zählen, und 15 000 oder 17 000 Schweden. Man mußte sogar darauf gefaßt sein, daß wenigstens vorübergehend auch Abtheilungen des französischen Heeres von der Werra her in der Flanke der preußischen strategischen Stellung erschienen. Es war ein sehr ungleicher Kampf.

Er wurde besonders dadurch immer schwieriger, daß Friedrichs Heer in immer steigendem Verhältniß durch sächsische und mecklenburgische Rekruten, Ueberläufer und angeworbene Kriegsgefangene ergänzt, von Jahr zu Jahr mehr von seinem inneren Gehalt und kriegerischen Werth verlor. Niemand wußte besser als König Friedrich selbst, daß seine Armee nur der Zahl, wenn man will nur dem Schein, nicht dem Wesen nach hergestellt war, daß man der Armee, an deren Spitze er sich jetzt sah, nicht Aufgaben stellen durfte, wie seine alten Bataillone sie bei Kesselsdorf und Leuthen und an so manchem anderen Tage gelöst hatten; daß er mit den geringen und mehr und mehr zusammenschwindenden Mitteln sehr sorgfältig haushalten, seine Truppen zu schonen und zu erhalten, seine „coups de vigueur" sorgfältig aussparen müsse. Er erklärt selbst in seiner Geschichte dieses Krieges, „ehrlich gestanden" sei die preußische Armee nicht mehr in einer Verfassung gewesen, sich alle Tage schlagen zu können; er habe sich daher genöthigt gesehen, alles was sie noch im thatsächlichen Kampfe zu leisten im Stande war, für die wichtigsten, entscheidenden Augenblicke aufzusparen (pour être de bonne fois, ajoutons à ces considérations,

que l'armée prussienne ne se trouvait pas en état de se battre tous les jours et que le roi était obligé de ménager les efforts de ses troupes pour les moments les plus importants et les plus décisifs).

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß er etwa auf den strategischen Wasserpaß seines Bruders Heinrich herabgesunken wäre und sein Heil lediglich von klug und fein angelegten Manövern erwartet hätte, wie eine mangelhaft unterrichtete Kritik aus dem Gang dieses unter allen am entschiedensten mißverstandenen Feldzugs glaubte herauslesen zu können. Der König vergaß auch jetzt das wirkliche Wesen des Krieges, die wirklichen Elemente der Entscheidung nicht und behielt sich ausdrücklich coups de vigueur für die entscheidenden Augenblicke vor —: aber er konnte und durfte eine Schlacht nicht mehr im Sinn einer Kriegführung suchen, die einen positiven Zweck verfolgt, mehr als je zuvor nur um die feindliche Offensive zu lähmen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot; er durfte sie nur unter besonders günstigen Bedingungen liefern und mußte sich, überall, wo ihn nicht die Gunst der Umstände zur rasch entschlossenen That aufforderte, Glück dazu wünschen, wenn der Feind sich imponiren und den Erfolg eines Manövers gelten ließ, ohne ihn auf die Waffenprobe zu stellen. Mehr als je war König Friedrich darauf angewiesen, die Intensität des kriegerischen Elements, die Energie der Kriegführung nicht unvorsichtig, oder wie man auch wohl sagen dürfte, muthwillig zu steigern, wie ein genialer aber leidenschaftlicherer und minder besonnener Feldherr — Napoleon zum Beispiel — sich an seiner Stelle vielleicht hinreißen ließ zu thun.

Was seinen Operationsplan im Besonderen betrifft, ging der König von der Ansicht aus, daß Oesterreich, eben weil Friedensunterhandlungen in naher Aussicht standen, seine Anstrengungen vorzugsweise oder vielleicht so gut wie ausschließlich auf Schlesien wenden werde, um in dem Augenblick, wo die Unterhandlungen begannen, oder doch ehe sie zum Abschluß kamen, im Besitz wenigstens eines bedeutenden Theils dieses Landes zu sein. War doch Schlesien der Preis, um den der Krieg geführt wurde. König Friedrich hatte die Absichten seiner Gegner richtig errathen. Im österreichischen Kabinet war man darüber verwundert und vermuthete halb und halb, der zwischen Petersburg und Wien verabredete Operationsplan könnte dem König verrathen worden sein. Arneth versucht,

geschichtlich festzustellen, daß dem wirklich so gewesen sei, und läßt sich dabei zu Bemerkungen über den damaligen russischen Thronfolger, den unglücklichen Enkel Peters des Großen verleiten, die peinlich berühren, da die Erinnerung an das tragische Schicksal dieses Fürsten doch nicht zu bannen ist. Arneth beruft sich auf einen späteren Bericht des österreichischen Botschafters zu Petersburg; darin wird erzählt, der Thronfolger, Kaiser geworden, habe sich in Gegenwart von zwanzig Personen gerühmt, der König von Preußen sei durch ihn stets sofort von allen zwischen Oesterreich und Rußland verabredeten Plänen in Kenntniß gesetzt worden; der Staatssekretär Wolkow habe die Vermittelung übernommen.

Der österreichische Botschafter befand sich selbstverständlich nicht unter den zwanzig unmittelbaren Zeugen dieser Scene. Er berichtet nach Hörensagen. Die Anekdoten über Peter III., von denen in Umlauf gesetzt, die bald darauf seine Mörder wurden, sind aber nur mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Daß der damalige Erbe des russischen Throns, ein begeisterter Verehrer des großen Königs von Preußen, diesem gern alles mitgetheilt hätte, was er irgend erfuhr, daran ist nicht im entferntesten zu zweifeln, aber er erfuhr sehr wenig, und es fehlten ihm auch die Mittel, dieses Wenige nach Preußen mitzutheilen. Couriere konnte er nicht senden, und von geheimen Agenten, die zwischen ihm und dem König von Preußen hin und her gegangen wären, zeigt sich nirgends eine Spur. Was den Staatssekretär Wolkow betrifft, so war der allerdings ein Vertrauter des Großfürsten und in gewissem Sinne auch wohl zu solchen Dingen zu brauchen. Aber er war ein Elender, der eben diesen Großfürsten im entscheidenden Augenblick in der schnödesten Weise verließ und verleugnete. Er war nicht der Mann der es, bloß aus Hingebung für einen Fürsten, der ihm vertraute, auf die Knute und Sibirien gewagt hätte. Wahrscheinlich hätte er, um sich für alle Fälle sicher zu stellen, das Geheimniß seines Herrn nicht bewahrt, sondern ebenfalls im tiefsten Geheimniß an der richtigen Stelle verwerthet.

In Beziehung auf den besonderen Fall, von dem hier die Rede ist, werden wohl die folgenden Daten genügen, mit entschiedener Klarheit festzustellen, wie sich die Sache eigentlich verhielt. Der Plan, daß die russische Armee sich in Schlesien mit dem Heer unter Laudon vereinigen solle, wurde zu Petersburg erst „gegen den 23. April" festgestellt. Bis

dahin war ausgemacht gewesen, daß die russische Armee zuerst Kolberg erobern und dann durch Pommern und die Neumark auf Küstrin vorrücken sollte. „Gegen den 23." erst wurden die neuen veränderten Verhaltungsbefehle, die dadurch nothwendig geworden waren, aus Petersburg an den kommandirenden Feldherrn Buturlin abgefertigt, der sie frühestens am 3. Mai erhalten haben kann. Am 23. April war auch der Courier von Petersburg aufgebrochen, der den neuen Operationsplan nach Wien überbrachte und am 8. Mai dorthin gelangte.

Arneth erwähnt auch des russischen Generals Tottleben, als eines Mannes, der dem König von Preußen den Operationsplan der Verbündeten verrathen habe. Tottleben hatte sich allerdings dem preußischen Interesse für Geld verkauft und theilte mit, was er irgend wußte. Ein polnischer Jude, Namens Sabatki, den der Prinz Heinrich gemiethet hatte, ging als Sendbote zwischen Tottleben und den preußischen Hauptquartieren hin und her. Tottleben konnte von dem Operationsplan natürlich nur aus Buturlins Hauptquartier etwas erfahren. Das wird nicht vor dem 6. oder 7. Mai geschehen sein. Er fertigte unmittelbar darauf den Juden Sabatki mit ziemlich richtigen Mittheilungen über die zu Wien und Petersburg vereinbarten Beschlüsse in das preußische Hauptquartier ab, wo dieser Bote, wie der König ausdrücklich bemerkt, am 12. Mai eintraf. (Le juif Sabatki est arrivé hier, schreibt der König seinem Bruder am 13. Mai aus Hausdorf.)

Schon am 26. Januar aber hatte der König von Leipzig aus dem General Goltz, der in Schlesien den Befehl führte, im tiefsten Vertrauen mitgetheilt, was er von den Operationen des Feindes „präsumire". Obgleich man noch nicht wissen könne, was der Feind werde unternehmen wollen, „so kann man doch vorläufig wohl sehen, daß des Feindes größte Attention auf Schlesien gerichtet sein wird, und derselbe seine größten forces dahin wenden wird." Nähere Weisungen kann der König noch nicht geben; da er es jedoch „für ganz unmöglich" hält, daß Goltz „das Gebirge souteniren könne", soll dieser General, sofern er sich nicht durch die Russen genöthigt sehe, nach Breslau zu gehen, um diese Stadt zu decken, „den schönen Posten am Zobtenberge" nehmen. — „Das Einzige also, so Ich Euch positiv schreiben kann, ist dieses: daß Ihr die Armee menagiren und en entier conserviren müsset, damit solche nicht etwa einen échec erlitten habe, wenn Ich selbst hinkomme."

Schon also war der Entschluß des Königs im Wesentlichen gefaßt, den Schauplatz des Krieges hauptsächlich nach Schlesien zu verlegen, um dort jedem wesentlichen Verlust vorzubeugen, der bei dem Friedensschluß in das Gewicht fallen konnte.

Am 11. März schrieb der König dem General Goltz bereits ganz bestimmt: „— — Sonsten melde Ich Euch im größten Vertrauen und unter dem Siegel des Mir bis dato zu haltenden unverbrüchlichen Geheimnisses, daß Ich Meine Anstalten so mache, damit Ich ohngefähr zu Anfange Mai mit 30 Bataillons und einigen 60 Eskadrons über Torgau nach Schlesien gehen könne, und werde Ich selbst hinkommen, um alsdann en force gegen den Feind zu agiren und ihm recht tüchtig Widerstand zu thun."

Sollte es möglich sein, daß zu der Zeit etwas von Wünschen, die noch nicht Pläne waren, und am allerwenigsten Rußlands Pläne, von denen man damals in Petersburg noch gar nichts wußte, dem König verrathen worden wäre? — Das ist nicht denkbar, die Unmöglichkeit ist evident. Oder wollte man dennoch annehmen daß es geschehen sei, so müßte man wenigstens zugeben, daß die betreffende Mittheilung zu der Zeit nur aus Wien, nicht aus Petersburg kommen konnte.

Am 17. April endlich, also auch noch fast eine Woche ehe der Operationsplan in Petersburg festgestellt war, und drei volle Wochen früher als man zu Wien darum wußte, schrieb der König dem General Goltz, er werde am 1., 2. oder 3. Mai bei Mühlberg über die Elbe gehen und sieben Tage brauchen, um die Lausitz zu durchschreiten. Sollten die Oesterreicher alsdann auf Görlitz marschiren (d. h. sollte Daun mit seiner Armee dem König auf dem Marsch nach Schlesien folgen), dann werde ohne Zweifel auch Laudon sofort auf der anderen Seite in Thätigkeit treten. Goltz soll sich alsdann vorsehen, das Gebirge verlassen, da es nicht anders sein kann, und sein ganzes Korps vereinigen. Es werde dann darauf ankommen, sich mit dem König zu vereinigen. Doch glaubt der König aus mancherlei Gründen nicht, daß Daun ihm nach Schlesien folgen werde. Fouragemangel namentlich werde ihn daran verhindern.

Am 3. Mai trat Friedrich II. den Marsch nach Schlesien an; erst am 12., als er bereits seit neun Tagen mit der Ausführung seines Plans beschäftigt war, erhielt er Tottlebens Mittheilungen. Sie bestimmten natürlich seinen Entschluß nicht und hatten überhaupt kaum

einen Werth für ihn, als insofern sie ihm die Gewißheit brachten, daß er sich in seinen Voraussetzungen nicht geirrt habe.

Der König hatte beschlossen, seine Hauptmacht nach Schlesien zu verlegen. Clausewitz wirft die Frage auf, ob es nicht vortheilhafter für ihn gewesen wäre, die Offensive gegen Daun in Sachsen zu ergreifen, während die Russen das entscheidende Kriegstheater noch nicht erreicht hatten. Wenn der König, sagt Clausewitz, seine schlesischen Festungen nur mit starken Besatzungen versah und sich um die Russen vor der Hand gar nicht kümmerte, konnte er leicht im Mai 80 000 Mann in Sachsen vereinigen, und einer solchen Macht war Daun nicht gewachsen, da die Reichsarmee noch in Franken zurück war. „Ein entscheidender Angriff auf die Stellungen bei Maxen und Dippoldiswalde würde Daun gewiß aus seinem Lager hinter dem Plauenschen Grunde vertrieben und dem Könige vielleicht einen entschiedenen Sieg verschafft haben; dann war die Belagerung Dresdens ein Gegenstand, der gar nicht außer seinem Vermögen lag. Aber freilich muß man sagen, daß die Oesterreicher auch nach einer verlornen Schlacht alles aufgeboten haben würden, Dresden zu entsetzen, und daß, wenn dies gelang, dem Könige von dieser Unternehmung nichts übrig geblieben wäre, als eine beträchtliche Schwächung seiner Streitkräfte."

Trotz der Wendung „wenn dies gelang" glauben wir zu sehen, daß Clausewitz eigentlich annimmt, die Eroberung von Dresden wäre wohl selbst nach einer gewonnenen Schlacht nicht gelungen; wir fügen hinzu, wir glauben, daß eine Schlacht nicht stattgefunden hätte und daß, die Belagerung von Dresden möglich zu machen, ein Flußübergang, weiteres Manövriren und Zeit erforderlich gewesen wären. Wie wir Daun kennen, wie wir die Stimmung kennen, die ihn zur Zeit beherrschte, dürfen wir wohl annehmen, daß schon ernstliche Anstalten zu einem „entscheidenden Angriff" auf die Stellung bei Dippoldiswalde ihn zum Rückzug bestimmt haben würden; aber schon aus persönlichen Rücksichten, wohlbekannt mit den obwaltenden Verhältnissen, hätte er schwerlich gewagt, die kursächsische Hauptstadt ihrem Schicksal zu überlassen. Wußte er doch, welchen Werth man am österreichischen Hof auf die Behauptung Dresdens legte, und was für gewichtige Stimmen bereit waren, sich gegen ihn zu erheben, wenn er weitere Blößen gab. Daun mied ohne Zweifel die Schlacht, aber er ging höchst wahrscheinlich nicht nach Böhmen zurück,

sondern auf das rechte Ufer der Elbe hinüber, um dort zunächst die Stellung unmittelbar hinter Dresden einzunehmen, die er schon das Jahr zuvor inne gehabt hatte. Und wie erwünscht wäre ihm ein Vorwand gewesen, Verstärkungen von Laudons Heer an sich zu ziehen, anstatt Truppen an dasselbe abzugeben.

König Friedrich hat offenbar an eine Offensive in Sachsen gar nicht als an etwas auch Mögliches gedacht; sein Blick war schon vom Januar an auf Schlesien geheftet. Wäre aber auch der Gedanke daran in seinem Geist erwacht, so würden wohl die Gründe dagegen, die Clausewitz anführt, ihn bewogen haben, diesen Gedanken wieder fallen zu lassen. Wir haben bereits gesehen, wie ein Element, das zur Zeit eigentlich niemand in Rechnung zog, nämlich die allmälige Abnutzung der preußischen Streitkräfte, allein den Krieg der Entscheidung näher führte, indem sie des Königs Thätigkeit auf einen immer engeren Kreis beschränkte. Konnte er auch im Jahre 1759 nicht mehr wie zwei Jahre früher die Hoffnung hegen, eine rasche Entscheidung herbei zu führen, nicht mehr wie 1758 einen positiven Gewinn anstreben, so vermochte er doch noch den Feldzug mit einer beschränkteren Offensive gegen die Oesterreicher und gegen die Russen zu eröffnen, die wenigstens den Zweck hatte, die Pläne seiner Feinde zu durchkreuzen und die Eröffnung ihres Feldzugs zu verspäten; 1760 mußte er sich bereits überall abwartend verhalten, um gegen die Russen, von deren Erscheinen die Oesterreicher ihren gesammten Feldzug abhängig gemacht hatten, einen wenigstens theilweise lähmenden Schlag zu versuchen, ein Versuch, der, beiläufig bemerkt, von dem Prinzen Heinrich mit solcher Schlaffheit ausgeführt wurde, daß selbst der Scharfsinn eines Clausewitz aus dem, was geschah, die Absicht nicht zu folgern weiß. In diesem Jahr vermochte er nichts mehr als sich in der bereits erörterten Weise abwartend zu verhalten, und was ihm noch an Streitkräften blieb, aufzusparen für die entscheidenden Momente der Abwehr.

Auf eine Offensive in Sachsen mußte ihn demnach jedenfalls die Erwägung verzichten heißen, daß die Kräfte dazu nicht ausreichten, daß sie wahrscheinlich erlahmten und versagten, ehe das Unternehmen zu Ende geführt war, und daß er alsdann in eine sehr verschlimmerte Lage zurücksank.

Sehr merkwürdig sind die Verhaltungsbefehle, die der König, als

er sich bereits bestimmter zum Aufbruch nach Schlesien rüstete — am 21. April — für seinen Bruder entwarf. Was eigentlich unter dem Prinzen Heinrich an Truppen in Sachsen zurückblieb, ist nicht ganz leicht zu berechnen, da unter den Regimentern, die sie bildeten, einige, die ihre Kantons in Ostpreußen zur Zeit verloren hatten, und andere, die überhaupt kein Kanton hatten und ganz aus geworbenen Leuten bestehen sollten, sehr schwach waren. Die Linientruppen (36 Bataillone 70 Schwadronen) mögen 30 000 Mann oder etwas darüber gezählt haben, worunter etwas mehr als 9000 Reiter; die 13 Schwadronen Freidragoner und Husaren, die 14 Freibataillone aber sind nicht mit einiger Sicherheit zu berechnen. Von den Bataillonen waren ihrer acht noch in der Bildung begriffen; einige scheinen gar nicht zu Stande gekommen zu sein; eines, das ganz aus Franzosen bestehen sollte, lief auseinander, so wie man es in Marsch setzen wollte. Im Allgemeinen wird angenommen, daß der Prinz Heinrich ungefähr 35 000 Mann wirklich unter den Waffen gehabt habe.

In den Verhaltungsbefehlen sagt der König: „Ich breche von hier auf nach Schlesien zu (pour marcher du coté de la Silésie) um, so viel ich vermag, zu verhindern, daß dort etwa ein Unglück geschieht, ehe die Friedensunterhandlungen einen bestimmten Charakter angenommen haben (ont pris une certaine consistance)."

„Wenn der Feind (inzwischen) nichts unternimmt (tant que l'ennemi ne remuera pas), beabsichtige ich, nach Görlitz zu marschiren, um von dort aus zu gleicher Zeit Laudon, Daun und die Russen zu beobachten. Ich werde suchen, alle Wagnisse (tous les hazards) zu vermeiden, wenn mich nicht etwa der Feind zwingt, meine Waffen mit den seinigen zu messen (de commettre mes forces avec les siennes)."

„Den Nachrichten zufolge, die mir von guter Hand zukommen, haben zehn österreichische Infanterie-Regimenter (von Dauns Armee) den Befehl erhalten, sich zum Marsch zu bereiten. Wenn diese Regimenter, wie das ihre Bestimmung zu sein scheint, zu Laudon gesendet werden, können sie nur durch Böhmen auf Braunau marschiren. Sie können mir nicht (in der Lausitz) zur Seite bleiben, weil sie zu schwach dazu sind, und sie würden auch auf solchem Zug nach Schlesien weder Lebensmittel noch Fourage finden. Ich verlange nicht, daß Sie mir von diesen

Leuten irgend Rechenschaft geben sollen. (Je ne vous demande aucun compte de ces gens là.)"

„Ich mache es zu Ihrer eigentlichen Bestimmung, sich dem Marschall Daun entgegen zu setzen und die Angelegenheiten in Sachsen auf dem Fuß zu erhalten, auf dem sie sich gegenwärtig befinden. (Je vous destine proprement pour vous opposer au Maréchal Daun et pour maintenir les affaires en Saxe sur le pied où elles y sont présentement.)"

„So lange Daun in seinem Lager bei Plauen weilt, wird Ihre Aufgabe eine sehr leichte sein; wenn er sich aber mit der Hauptmasse seiner Armee (avec le gros de son armée) nach Schlesien wendet, für diesen Fall füge ich hier den Nachweis der Truppen bei, die Sie dem General Hülsen (in Sachsen) zurücklassen müssen, und da Sie mit dem, was Ihnen bleibt, zu schwach sein würden, es mit Daun aufzunehmen (pour lutter contre Daun), werden Sie den Weg über Sagan nehmen müssen, um die Oder zu gewinnen und sich mit mir zu vereinigen (nous joindre), wie und wo es die Umstände gestatten werden." (Das Einzelne der Ausführung bleibt dem eigenen Ermessen des Prinzen überlassen.)

„Wenn der Marschall Daun in seinem Lager bei Plauen stehen bleibt, werden Sie, glaube ich, in Ihrer rechten Flanke keine großen Fährlichkeiten zu bestehen haben, wohl aber infolge der Demonstrationen, die der Feind in der Lausitz vornehmen kann, sei es um Torgau zu bedrohen, sei es um glauben zu machen, daß er einen Einfall in die Mark versuchen wolle, woran ich indessen gar sehr zweifle."

„Da der Waffenstillstand zwischen den Engländern und Franzosen demnächst stattfinden wird, werden Sie von Halberstadt her nichts zu besorgen haben, und ich füge hier in der Kürze bei, was auf Veranlassung der Veröffentlichung des Waffenstillstandes in Beziehung auf den Prinzen Ferdinand von Braunschweig zu beobachten sein wird, wie auch was mit den Engländern verabredet worden ist (ce qui a été négocié avec les Anglais) für den Fall, daß sie ihren besonderen Frieden mit Frankreich schließen, und daß der Krieg zwischen uns und den Oesterreichern fortgesetzt wird. Das Truppenkorps, das man Ihnen alsdann überlassen wird (qu'on vous donnera, von Seiten der hannoverisch-verbündeten Armee versteht sich), könnte keine günstigere Diver-

sion ausführen, als auf der Seite von Eger, deshalb muß man vorkommenden Falls darauf dringen." — Es folgen noch Einzelnheiten, die sich auf die Armeeverwaltung beziehen, und eigenhändig fügt der König am Schluß hinzu, die Verhaltungsbefehle die Hülsen erhalten müsse, wenn der Prinz nach Schlesien aufbreche, müßten auch dem General Linden mitgetheilt werden, damit dieser dem alten Herrn beistehen und ihn vorkommenden Falls daran erinnern könne.

Bald darauf erfuhr König Friedrich, daß ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England nicht so nahe bevorstehend sei, als er geglaubt hatte. Prinz Heinrich wollte über Ein und Anderes bestimmter unterrichtet sein und legte seinem Bruder neun verschiedene mit Zahlen bezeichnete Fragen und Zweifel vor. Der Inhalt läßt sich aus den Antworten entnehmen, die der König am 27. April darauf ertheilte.

1) „Wenn die Franzosen durch Thüringen in das Halberstädtische vordringen, brauchen Sie ihnen nur die neu ausgehobenen Freibataillone entgegen zu stellen, da der Feind dort nur Streifzüge unternehmen kann (parce que les ennemis ne peuvent y agir que par des incursions)."

2) „Der Feind wird die Stadt Leipzig nicht zu Grunde richten wollen, der Kommandant kann also stets das Aeußerste abwarten und dennoch aus Rücksicht auf die Stadt eine gute Kapitulation erhalten."

3) „Die Umstände, wie sie im betreffenden Augenblick sein werden, können allein darüber entscheiden, ob man Wittenberg halten soll oder räumen. Es ist unmöglich, die Umstände vorher zu sehen, in denen man sich zur Zeit befinden, oder was dann der eintretende Fall nothwendig machen wird."

4) „Es scheint mir sehr viel wahrscheinlicher, daß Daun, wenn er sein Lager bei Plauen verläßt, sich nach Schlesien wenden wird, als daß er auf Berlin vorgehen werde, und zwar aus dem Grunde, weil er nicht eine hinlänglich große Menge von Fuhrwerk zusammbringen kann, um Lebensmittel für eine große Armee mit sich zu führen, während er nach dieser Seite vordringt. Wenn er etwas gegen Berlin unternimmt, so kann das durch entsendete Schaaren (détachements) geschehen, aber nicht mit der ganzen Armee."

„Es ist schwer, alle Fälle vorher zu sehen, noch schwieriger, Regeln für alle vorzuschreiben; aber das natürlichste ist, glaube ich, (anzunehmen)

daß der Marschall Daun sich wird nach Schlesien wenden wollen, denn der Eroberungsplan, den der Wiener Hof entworfen hat, ist eben, diese Provinz zu erobern, und um so mehr (wird Daun so verfahren wollen), da der Krieg zum Ende neigt, und es sich darum handelt, nicht die Mark Brandenburg sondern Schlesien zu erobern (d'autant plus que la guerre tire vers sa fin, et qu'il ne s'agit pas de conquérir la Marche, mais bien la Silésie)." — Das Uebrige bezieht sich auf Verwaltungsangelegenheiten.

Nur zu deutlich geht aus diesen Sätzen hervor, daß der Prinz Heinrich auch diesmal wieder mit sehr geringer Zuversicht an die Lösung seiner Aufgabe herantrat, da er schon gleich im ersten Augenblick an die Möglichkeit denkt, Leipzig und Wittenberg aufgeben zu müssen, ohne daß Zeit bliebe, im Lauf der Operationen Verhaltungsbefehle einzuholen. Welcher entschlossene Feldherr hätte wohl gefragt, ob er Wittenberg räumen solle, ohne einen Versuch, es zu behaupten, oder vielmehr ohne einen Versuch, sich selbst unter dessen Kanonen zu behaupten? — Von einem Feldherrn, der so fragte, mußte man erwarten, daß er auch Berlin preisgeben werde, wenn es nicht durch Demonstrationen und wesenlose Manöver geschützt oder gerettet werden konnte.

Der König vermied, wie es den Anschein hat, absichtlich und schonend, eine direkte Antwort auf die Frage zu geben, weil er überzeugt war, daß der vorausgesetzte Fall nicht eintreten werde, und das hatte zur Folge, daß er hier bestimmter als an irgend einem anderen Ort aussprach, warum er glaubte, daß der Schwerpunkt des gesammten Krieges diesmal nach Schlesien fallen werde.

Für den Fall, daß der Feldmarschall Daun nach Schlesien aufbrach, hätte wohl ein in den zur Zeit herrschenden Ansichten befangener Stratege dem Prinzen Heinrich vorgeschrieben, vorsichtig zu folgen, Böhmen zu bedrohen, die Verbindungen des österreichischen Feldmarschalls, die über Zittau gehen mußten, durch kunstreiche Bewegungen zu gefährden, überhaupt in seinem Rücken zu manövriren und dadurch seine nach Schlesien gewendete Offensive zu lähmen und aufzuhalten. Der König dagegen forderte seinen Bruder auf, in diesem Fall über Sagan zu ihm zu stoßen, das heißt zu solchem Ende durch die Niederlausitz an Daun vorbei zu marschiren. Warum verfügte er in dieser Weise? Die Antwort ist leicht zu finden.

König Friedrich wollte offenbar in dem vorausgesetzten Fall seine gesammte Macht zwischen Daun, Laudon und den Russen auf einer inneren Operationslinie beisammen haben, um, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, mit ausreichender Macht einen entscheidenden Schlag gegen den einen oder anderen seiner Gegner führen zu können; das heißt, wie die Dinge nunmehr im Allgemeinen lagen, einen die Offensive wirklich lähmenden, die Abwehr entscheidenden Schlag.

Friedrich II. vergaß in der Vertheidigung so wenig als im Angriff, daß der taktische Erfolg entscheidet.

Der Feldzug in Schlesien.

Die Lage der Dinge war, als der König seinen seit lange geplanten Marsch nach Schlesien antrat, nicht mehr ganz die in seinen früheren Befehlen vorausgesetzte. Zwar Daun hielt sich vollkommen ruhig in seinen engen Kantonnirungen zwischen Dippoldiswalde und Dresden, Laudon aber hatte die Waffenruhe bereits am 18. April gekündigt, so daß die Feindseligkeiten am 23. wieder beginnen konnten, und suchte zunächst den Saum des schlesischen Gebirges zu gewinnen.

Goltz vereinigte darauf schleunigst sein ganzes Korps, eben am 23., in der nächsten Nähe um Schweidnitz her in engen Quartieren. Er hatte, in 32 Bataillonen 46 Schwadronen, in runder Zahl 26 000 Mann, worunter 6000 Reiter. Am 24. ließ er den größten Theil seiner Infanterie, 18 Bataillone, in verschiedenen Abtheilungen, von 33 Schwadronen unterstützt, auf den letzten Höhen des Gebirges, bei Hohenfriedeberg, auf dem Zeiskenberg bei Fürstenstein und bei Kunzendorf Lager beziehen; vier andere Bataillone beobachteten die Pässe, die bei Burkersdorf und Hohengiersdorf in die Ebene herabkommen. Die Höhen bei Hohenfriedeberg wurden auch noch verlassen, als man in Erfahrung brachte, daß der Feind sie anzugreifen gedenke; die zwei Bataillone, die dort standen, gingen in die Ebene nach Zirlau hinab.

Laudon nahm am 25. zwischen Altwasser und dem Sattelwalde Stellung und besichtigte wiederholt die preußische Stellung; dabei aber blieb es. Mit Manövern war hier nichts weiter auszurichten, denn die Verbindung des preußischen Korps mit Schweidnitz war in keiner Weise

zu gefährden, und daß sich Laudon nicht sofort entschloß, diese örtlich allerdings sehr starke Stellung anzugreifen, das können wir uns wohl erklären, wenn wir seine persönlichen Verhältnisse erwägen, wie er selber mußte. Er hatte zwar zur Zeit, ungefähr 12 000 Mann leichte Truppen mitgerechnet, etwa 58 000 Mann unter seinen Befehlen, darunter aber waren nur 36 000 Mann Linien-Infanterie, und von diesen standen 8000 theils unter dem Grafen Draskowicz in der Grafschaft Glatz, theils unter dem General Bethlen gegen Neiße. Zur Stelle waren also nicht über 28 000 Mann reguläres Fußvolk, und da man im Felde den Feind gewöhnlich mehr oder weniger überschätzt, läßt sich wohl erklären, daß er sich nicht an der Spitze einer Uebermacht glaubte, die den Sieg unbedingt sicher stellen konnte. Besonders aber machten seine persönlichen Verhältnisse weitgehende Vorsicht für ihn zur Nothwendigkeit. Er stand zum erstenmal selbständig an der Spitze einer Armee, eines Kriegsschauplatzes und wußte sich von mächtigen Feinden und Neidern in nichts weniger als wohlwollender Absicht beobachtet; er war Fremder und Protestant; er hatte nicht, wie seine Gegner, einen mächtigen Familienanhang; er durfte kein Unglück erfahren, wenn es nicht um seine ganze Zukunft, für immer um seine militärische Wirksamkeit geschehen sein sollte. So tritt uns denn hier das eigenthümliche Schauspiel entgegen, daß der sonst unternehmende energische Mann, von seinem Hof ermächtigt, durchaus selbständig zu handeln und alles zu wagen, dennoch nichts zu wagen wagt.

Auch als König Friedrich erfuhr, daß Laudon den Waffenstillstand gekündigt habe, erwartete er auf dem Marsch zur Vereinigung mit Goltz nicht auf erhebliche Hindernisse zu stoßen. Dieser Marsch werde, schrieb er am 27. dem General Goltz, bis Görlitz gar keine Schwierigkeiten haben; Daun werde nicht folgen, da er weder zu Zittau noch zu Görlitz Magazine habe. Wenn aber ein österreichisches Korps (von Laudons Heer) sich zwischen Goltz und den König einschieben wolle, — was jedoch schwerlich geschehen werde — soll es Goltz aus dem Wege treiben, im Uebrigen seine Stellung bei Schweidnitz behaupten, so lange er nicht durch eine „allzu starke feindliche Uebermacht forciret" werde, „solche zu abandonniren." Wenn nichts Unerwartetes vorfällt, will der König einstweilen zwischen Görlitz und Lauban stehen bleiben, bis er erfahre, was der Feind „vorhabe" und wohin es am nöthigsten sei sich zu wenden.

Zur festgesetzten Zeit hatte der König 30 Linien- und 3 leichte

Bataillone, 63 Schwadronen, im Ganzen 29 000 Mann, darunter gegen 9000 Reiter, bei Strehla versammelt. Es ist merkwürdig, wie im Laufe dieses Krieges die Artillerie beständig vermehrt wurde. Dieses mäßig starke Heer führte, außer den 66 Bataillonskanonen, nicht weniger als 82 Stücke Batteriegeschütz mit sich, darunter 60 Zwölfpfünder; es kamen je fünf Stücke auf eintausend Mann.

Mit dieser Macht marschirte der König am 3. Mai nach Hirschstein, wo er am 4. über die Elbe ging. Der weitere Marsch ging über Wildenhayn und Quolsdorf den 6. nach Marienstern und von dort über Rodewitz nach Görlitz, wo der König am 8. eintraf und am 9., also nach sechs Marschtagen, der erste Rasttag gemacht wurde.

Daun, dessen Auftrag es war, den König in Sachsen festzuhalten, hatte nicht das Allermindeste zu solchem Ende gethan; er hatte sich nicht aus seinen Quartieren gerührt. In welcher Weise er dies Versäumniß in der Hofburg zu Wien gerechtfertigt oder entschuldigt haben mag, ist nicht bekannt geworden. Daß er auch den zweiten Theil des verabredeten Plans nicht ausführte, dem König nicht nach Schlesien folgte, ließ sich eher erklären, da ein ansehnliches preußisches Heer unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen zurückgeblieben war, und man scheint auch zu Wien damit einverstanden gewesen zu sein.

Erst am 9. Mai entsendete Daun aus der Gegend von Dresden 18 000 Mann unter dem General O'Donell. Diese Abtheilung erreichte in einigen Märschen Zittau, wo sie vorläufig stehen blieb, um Böhmen von dieser Seite zu decken; später sollte sie entweder Laudon verstärken, oder wieder zu Daun stoßen, wenn etwa der König an die Elbe zurückkehrte. Ein anderes Korps, leichte Truppen, unter dem General Beck, wurde nach Marklissa vorgeschoben, um die Verbindung mit Laudon zu vermitteln.

Laudon wich tiefer in das Gebirge zurück, so wie er von der Annäherung des Königs hörte, nur noch darauf bedacht, die Eingänge nach Böhmen und in das Glatzische zu decken. Schon am 10. trat er den Marsch nach Braunau an, wo er am 11. eintraf; eine Abtheilung unter General Wolfersdorf hütete die Straße, die über Trautenau nach Böhmen führt; vier Bataillone und ein Dragoner-Regiment bei Wüste-Giersdorf, Draskowicz bei Neurode, Silberberg und Warthe die Päße in das [illegible]sche.

Laudon hätte diesen Rückmarsch um einen oder zwei Tage verschieben können, daß er ihn überhaupt antrat, war verständig. Der König war ihm, mit Goltz vereint, um etwas überlegen, und daß dieser gewaltige Kriegsherr das österreichische Heer am Saum des Gebirges aufgesucht, angegriffen und wahrscheinlich geschlagen hätte, war kaum zu bezweifeln, und ein derartiges Ereigniß konnte den ganzen Feldzug in solcher Weise verderben, daß die Dinge nicht wieder herzustellen waren. Auf eine erfolgreiche Offensive durfte dagegen Laudon seinerseits nicht rechnen, auch wenn er einen Angriff des Königs zurückgeschlagen hätte, so lange er nicht entweder bedeutende Verstärkungen erhalten hatte oder in Gemeinschaft mit den Russen operiren konnte. Es lag also diesmal für ihn gar kein Grund vor, etwas zu wagen, besonders da es der Gesammterfolg des Feldzugs sein konnte, der vorzeitig auf das Spiel gesetzt worden wäre.

Anders wurde die Sache in Dauns Hauptquartier beurtheilt; besonders ließ sich Lacy, von dessen eigener Kühnheit die Geschichte doch wenig zu berichten hat, in einem Brief an Daun sarkastisch vernehmen, als Laudon seinen bevorstehenden Rückzug als wahrscheinlich angekündigt hatte. „Da er (Laudon) wegen einer Verstärkung des Feindes um 18 000 Mann den Rückzug beschlossen hat, was wird er nicht thun, wenn er erfährt, daß diese Verstärkung 30 000 Mann beträgt? Ich irre mich sehr, wenn er nicht darauf bedacht ist, sich zwischen morgen und übermorgen davon zu machen (à plier bagage entre demain et après demain); ich wünsche nur, daß er sich bei Glatz behauptet, aber ich besorge sehr, daß Euer Excellenz bald die Nachricht erhalten, Glatz sei seiner eigenen Vertheidigung überlassen worden."

Laudon glaubte wirklich, Friedrich II. werde in Böhmen einzudringen, vielleicht — oder sogar vorzugsweise — suchen, sich der Feste Glatz wieder zu bemächtigen, und er war darauf bedacht, alle Pässe zu sperren, die dorthin führten. Es ist merkwürdig; am 10. August 1759 hatte Laudon, der sich bemühte, die russischen Generale zur Offensive, zum Uebergang über die Oder, zur Vereinigung mit Daun zu bewegen, im versammelten Kriegsrath ausführlich dargethan, daß man, so vereinigt, mit einer den Preußen weit überlegenen Heeresmacht, ungehindert in Schlesien eindringen, Glogau erobern, aus diesem Ort einen Hauptwaffenplatz machen und gesicherte Winterquartiere eben in Schlesien beziehen

könne. Er hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, was uns Heutigen so nahe liegt, daß unter den damaligen Bedingungen das preußische Heer unmittelbar selbst für seine verbündeten Gegner das strategische Objekt, dessen Zertrümmerung, die allein den Krieg in der gewünschten Weise entscheiden konnte, nun, wo sie so erreichbar möglich geworden war, der unmittelbare Zweck aller Operationen sein mußte.

Ebenso machte Laudon in dem Augenblick, den wir hier berühren, indem er Verstärkungen von Daun verlangte, immer nur geltend, der König von Preußen könne angriffsweise nach Böhmen vorgehen, mit überlegener Macht in die Grafschaft Glatz eindringen und sich dieser Festung bemeistern. Es müsse ihm ja doch in diesem Augenblick, wo ernsthafter als je zuvor vom Frieden die Rede sei, alles daran gelegen sein, Glatz wieder zu besitzen.

Wieder denkt Laudon nicht entfernt daran, daß diesmal umgekehrt die österreichische Armee, an deren Spitze er stand, und die sich mit den Russen vereinigen sollte, für den König das strategische Objekt sein könnte, wie das wirklich den ganzen Feldzug über der Fall war. Laudon dachte nur an Glatz. So wenig wußte selbst ein Mann wie Laudon sich von den zur Zeit herrschenden strategischen Ansichten frei zu machen und den König Friedrich und seine Kriegführung ganz zu verstehen! Daß auch Lacys Phantasie sich lediglich mit Glatz beschäftigte, hat weiter nichts Befremdendes; der lebte und webte in den Ideen der Zeit, ohne sie zu beherrschen.

Arneth irrt übrigens gar sehr, wenn er meint, daß man österreichischerseits nicht wirklich genöthigt wurde, Glatz seinem Schicksal zu überlassen, sei „wohl ohne allen Zweifel, dem standhaften Ausharren Laudons und den zweckmäßigen Maßregeln zuzuschreiben, die er ergriff.“ — Zu dem „standhaften Ausharren“ namentlich, gehörte nicht gerade sehr viel Standhaftigkeit, da der König von Preußen, in dem Augenblick mit ganz anderen Dingen beschäftigt, buchstäblich gar nichts gegen Laudons Stellung im Gebirge unternahm.

Ohne Zweifel hätte der König seinen Gegner gerne in der Ebene oder selbst im Hügellande getroffen, um ihn da anzugreifen und wahrscheinlich zu schlagen; aber dieser Möglichkeit hatte sich Laudon bei Zeiten — vorsichtig sogar etwas vor der Zeit — entzogen, und nicht entfernt dachte der König an Glatz. Welche Thorheit wäre es auch

gewesen, in seiner damaligen Lage, in einer Belagerung dieses Orts, und besonders in den Postengefechten, die vorhergehen mußten, und die in dem schwierigen Gelände zu hartnäckigen und blutigen werden konnten, Streitkräfte aufzuwenden, die ihm dann in dem Augenblick gefehlt hätten, wo es die entscheidende Abwehr galt. Ein Einfall in Böhmen hätte vollends gar keinen Sinn gehabt und keinen Zweck, und was hätte es helfen können, Laudon in seiner Stellung im Gebirge aufzusuchen? — Zu einem entscheidenden Treffen ließ es Laudon gewiß nicht kommen, da er ausweichen konnte, und gewiß, daß der Heranmarsch der Russen den König zwingen werde, zurückzugehen, gar nicht gezwungen war, etwas zu wagen. Dem österreichischen Feldherrn im Gebirge eine Niederlage beizubringen, war mithin keine Aussicht. Von einem Vordringen in die Berge war nichts zu erwarten als einige Postengefechte, die selbst wenn sie siegreich ausfielen, nur geringen, um blutige Opfer den Umständen nach zu theuer erkauften Gewinn brachten. Dem General Laudon eine namhafte Niederlage beibringen zu können, durfte man, wie die Dinge lagen, nur hoffen, wenn er die Initiative ergriff, in die schlesische Ebene herabstieg und die Vereinigung mit den Russen suchte. Da mußte ihn also der König erwarten.

Friedrich II. hatte vorausgesehen, daß Laudon für diesmal ausweichen würde, und andere Dinge im Sinn. Er brach am 10. Mai wieder auf von Görlitz und erreichte am 13., nachdem er 31 Meilen in zehn Tagen zurückgelegt hatte, über Lauban, Siebeneichen, Zobten und Schönau, die Gegend von Hohenfriedeberg und Striegau. Hier war er mit Goltz vereinigt.

Am 16. nahm er die Stellung auf den Höhen bei Kunzendorf und Freiburg (unter dem Fürstenstein), und an demselben Tage entsendete er den General Goltz mit 15 Bataillonen, 23 Schwadronen (12 800 Mann) nach Glogau.

Clausewitz meint, da die Russen kaum vor Ende Juli an der Oder eintreffen konnten, sei nicht einzusehen, warum der König den General Goltz „so früh, nämlich um vier bis fünf Wochen zu früh" nach Glogau absendete, um von dort aus die Russen zu beobachten. Was König Friedrich sich dabei dachte, konnte Clausewitz natürlich nicht wissen, da der Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich zu seiner Zeit noch nicht bekannt war. Für uns Neuere ist die Lösung des Räthsels nicht schwer

zu finden. Sie ist uns in einem Brief gegeben, den König Friedrich schon am 9. Mai von Görlitz aus an seinen Bruder richtete. „Sobald ich in den Angelegenheiten Schlesiens klarer sehe," heißt es da, „werde ich Goltz nach Glogau entsenden; er wird sich nach den Bewegungen der Russen richten müssen, sei es daß sie sich mit ihrer Macht nach Kolberg, sei es, daß sie sich nach Schlesien wenden. Wenn die ganze russische Armee den Weg nach Kolberg nehmen will, muß Goltz sich auch dorthin begeben. Man hat bei dieser Stadt ein verschanztes Lager vorbereitet, in dem, glaube ich, die beiden Korps des Prinzen von Württemberg und Goltz genügend sind sie aufzuhalten." (Dès que je verrai un peu plus claire dans les affaires de Silésie, je détacherai le général Goltz vers Glogau, qui sera obligé de se régler sur les marches des Russes, soit qu'ils veulent porter leurs forces du côté de Colberg ou du côté de la Silésie; si toute l'armée des Russes veut prendre le chemin de Colberg, le général Goltz s'y rendra également. On a préparé un camp retranché près de cette ville, où je crois que les corps du Prince de Würtemberg et de Goltz sont suffisants pour les arrêter.)

Wir sehen, der König war nicht, etwa durch den Großfürsten Thronfolger und Wolkow, in so zuverlässiger Weise von den Absichten und Plänen der Russen unterrichtet, wie unter anderen auch Arneth voraussetzt. Den Nachrichten, die ihm der Jude Sabatki von Seiten Tottlebens brachte, hat er offenbar nicht unbedingt getraut.

Das zeigt sich denn auch in weiteren Plänen, mit denen sich der König für verschiedene mögliche Fälle beschäftigt. So meint er zunächst, wenn die Russen es auf Glogau abgesehen hätten, werde das Korps unter Goltz dort genügen, er selbst aber, der König, werde des Beistands bedürfen, wenn sich dann auch Daun nach Schlesien wende, da er alsdann sowohl diesem als Laudon die Spitze bieten müsse.

Wenn die Russen gegen Kolberg wie gegen Glogau nur Demonstrationen machen, und ihre wahre Absicht ist (über Frankfurt) in die Mark einzudringen, dann soll Prinz Heinrich die beiden Korps der Generale Goltz und Herzog von Württemberg an sich ziehen, um diesem Feinde entgegenzutreten. Marschiren aber die Russen auf Breslau, wie das Jahr zuvor, und wendet sich auch Daun nach Schlesien, dann

muß Goltz Breslau zu decken suchen, Prinz Heinrich aber nach Parchwitz in Schlesien herbeieilen.

Während der König diese Dinge erwog, kamen auch in Sachsen Entwürfe zur Sprache, die dem Feldzug eine unerwartete Wendung geben konnten.

Prinz Heinrich hatte die Truppen, die unter Hülsen bei Freiberg standen, zurückgezogen und sammelte seine Armee bei Meißen hinter der Triebsche. — O'Donell, der mit 18 000 Oesterreichern nach Zittau entsendet war, verfiel — von dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Argenteau berathen — auf einen Gedanken, den ihm vielleicht die eigene Abneigung sich dem Feldzeugmeister Laudon anzuschließen, oder die Armee in Sachsen auf eine Nebenrolle herabsinken zu sehen, nahe legte, der aber jedenfalls in der That sehr viel für sich hatte. Er berechnete, daß der König von Preußen nicht wohl sofort wieder an die Elbe zurückkehren könne, oder wenigstens nicht schnell genug; aus der Entsendung des General Goltz nach Glogau folgerte er; daß der König sich durchaus auf die Vertheidigung beschränken wolle und demgemäß auch in Schlesien keine Offensive beabsichtige, Laudon folglich keiner Verstärkung bedürfe; da schlug er denn vor, Daun solle die 18 000 Mann von Zittau her wieder an sich ziehen und dann mit großer Uebermacht zu einer entschiedenen Offensive gegen den Prinzen Heinrich schreiten.

Etwas von solcher Wichtigkeit konnte natürlich Daun weder beschließen noch ablehnen, ohne Lacy zu Rathe gezogen zu haben — und Lacy sprach sich entschieden gegen den Vorschlag aus. — Auch Lacy fand es sehr wahrscheinlich, daß König Friedrich sich in Schlesien und überall in den Grenzen einer passiven Vertheidigung halten werde — und daß folglich Laudon — was er natürlich nicht so ungeschickt ist in ausdrücklichen Worten hinzuzufügen — nicht verstärkt zu werden brauche. Dennoch kann er dem Vorschlag, die Truppen aus Zittau an sich zu ziehen und eine entschiedene Offensive gegen den Prinzen Heinrich zu eröffnen, nicht zustimmen. „Ich bleibe", fährt er fort, „auch jetzt bei meiner früheren Idee, daß diese Offensive bis zur Ankunft der Russen aufgeschoben werden muß, das heißt bis zu der Zeit, zu der sie nahe genug sein werden, um gleichzeitig (mit uns) von ihrer Seite zu wirken. Das ist (allein) allen Operationsprojekten und Verabredungen gemäß, die (früher) vereinbart worden sind, und die ich für die einzigen halte,

die verdient hätten, buchstäblich befolgt zu werden. (Je suis toujours dans mes anciennes idées que cette offensive doit être suspendue jusques à l'arrivée des Russes, c'est à dire jusqu'à l'époque certaine où ils seront à portée d'agir dans le même temps de leur côté. C'est ce qui est conforme à tous les projets et concerts d'opérations qui ont été formés et que je tiens pour les seuls qui auraient mérité d'être suivis à la lettre.)"

Es folgt dann in diesem Schreiben Lacys noch eine weitere Begründung, die gar sehr wie ein seltsames Geständniß aussieht: „Ich kann E. E., nach meiner geringen Einsicht, nichts anderes rathen, als die Defensive fortzusetzen, so lange die Russen nicht auf ihrem Operationspunkt eingetroffen sind, da ich der festen Ueberzeugung bin, wie ich es immer gewesen bin, daß eine Offensive von unserer Seite allein, ohne thatsächliche (réel) und im Wesentlichen auf denselben Punkt gerichtete Mitwirkung (unserer Verbündeten) uns nicht zu einem Ergebniß führen kann, das sicher begründet oder durch seine Folgen wichtig wäre (ne peut nous conduire à aucun objet solide ni de grande conséquence par ses suites)."

Seltsam genug, wenn man die Uebermacht Oesterreichs erwägt und die für Preußen ungünstigen geographischen Verhältnisse.

Für den Rath, irgend etwas in Ruhe ohne voreilige Thätigkeit abzuwarten, erwies sich Daun stets sehr zugänglich, und so blieb denn auch diesmal O'Donells Vorschlag auf sich beruhen. — Auf den ersten Blick scheint dieses Abwarten der Russen, zu dem Lacy rieth, und auf das Laudon in Schlesien allerdings angewiesen war, an der Elbe keinen rechten Sinn zu haben. War doch, was man hier von dem Eingreifen der Russen erwarten konnte — eine namhafte Verminderung der preußischen Streitkräfte auf diesem besonderen Kriegsschauplatz — bereits erfolgt. — Jedoch, wenn man hinzu rechnet, was dann später in Dauns Hauptquartier und von da aus geschah, glaubt man hier den Ausgangspunkt einer Intrigue wahrzunehmen, die, allem Anschein nach von Lacy in Gang gebracht und gegen Laudon gerichtet, zum Zweck hatte, den Feldzug dieses letzteren zu durchkreuzen und in das Erfolglose zu wenden, die Gegenden an der Elbe aber, gleichsam dem Staatskanzler Kaunitz zum Trotz, — und obgleich Daun den Gedanken, daß er Eroberungen

machen könnte, weit von sich gewiesen hatte — zum Schauplatz der wichtigsten, wenn nicht wirklich wichtiger Begebenheiten zu machen.

Den leitenden Gedanken, der in diesem Feldzug maßgebend seine Operationen bestimmen sollte, hat Friedrich in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs wie in seinen gleichzeitigen Briefen mit erwünschter Klarheit ausgesprochen. Er wollte sich fortwährend zwischen den beiden Armeen, der österreichischen und der russischen, halten und ihre Vereinigung verhindern: „Er, der König, beschloß auch, sich mit den Oesterreichern zu schlagen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu ergab, den Russen gegenüber sich dagegen genau auf der Vertheidigung zu halten, und zwar aus dem Grunde, weil die Russen, wenn er einen Sieg über die Oesterreicher davontrug, sich von selbst zurückziehen würden, dagegen, wenn er denselben Erfolg gegen die Russen erfocht, dies Laudon nicht hindern würde, die Operationen des Feldzuges fortzusetzen. (Il prit aussi la résolution de se battre contre les Autrichiens, s'il s'en présentait une occasion favorable; mais de se tenir d'ailleurs scrupuleusement sur la défensive avec les Russes, par la raison que s'il remportait une victoire contre les Autrichiens, les Russes se retireraient d'eux mêmes, et que, s'il avait le même avantage contre les Russes, cela n'empêcherait pas Mr. de Laudon de continuer les opérations de sa campagne.)"

Zweimal hatte der König in den beiden letztvergangenen Feldzügen den Versuch gemacht, den Russen ein Heer entgegenzusenden, um ihre Magazine zu vernichten und vor allem eine ihrer getrennt heranrückenden Kolonnen vor der Vereinigung zu schlagen, womöglich mit schwerer Hand zu treffen und damit die russische Armee gleichsam zum voraus zu lähmen, ehe sie die Initiative zu ergreifen vermochte, ehe sie ihren strategischen Aufmarsch vollendet hatte und die ihrerseits beabsichtigten Operationen beginnen konnte. Diesmal wählte der König ein gerade entgegengesetztes Verfahren, er sagt uns nicht warum. Wahrscheinlich, weil er das Bewußtsein hatte, daß die Kräfte nicht mehr ausreichten, die frühere Offensive zu wiederholen, vielleicht auch, weil die beiden ersten Unternehmungen der Art mißlungen waren, und eine Wiederholung mit verminderten Mitteln keinen besseren Erfolg versprach.

König Friedrich wollte offenbar in dem vorausgesetzten Fall seine gesammte Macht zwischen Daun, Laudon und den Russen auf einer inneren Operationslinie beisammen haben, um, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, mit ausreichender Macht einen entscheidenden Schlag gegen den einen oder anderen seiner Gegner führen zu können; das heißt, wie die Dinge nunmehr im Allgemeinen lagen, einen die Offensive wirklich lähmenden, die Abwehr entscheidenden Schlag.

Friedrich II. vergaß in der Vertheidigung so wenig als im Angriff, daß der taktische Erfolg entscheidet.

Der Feldzug in Schlesien.

Die Lage der Dinge war, als der König seinen seit lange geplanten Marsch nach Schlesien antrat, nicht mehr ganz die in seinen früheren Befehlen vorausgesetzte. Zwar Daun hielt sich vollkommen ruhig in seinen engen Kantonnirungen zwischen Dippoldiswalde und Dresden, Laudon aber hatte die Waffenruhe bereits am 18. April gekündigt, so daß die Feindseligkeiten am 23. wieder beginnen konnten, und suchte zunächst den Saum des schlesischen Gebirges zu gewinnen.

Goltz vereinigte darauf schleunigst sein ganzes Korps, eben am 23., in der nächsten Nähe um Schweidnitz her in engen Quartieren. Er hatte, in 32 Bataillonen 46 Schwadronen, in runder Zahl 26 000 Mann, worunter 6000 Reiter. Am 24. ließ er den größten Theil seiner Infanterie, 18 Bataillone, in verschiedenen Abtheilungen, von 33 Schwadronen unterstützt, auf den letzten Höhen des Gebirges, bei Hohenfriedeberg, auf dem Zeiskenberg bei Fürstenstein und bei Kunzendorf Lager beziehen; vier andere Bataillone beobachteten die Pässe, die bei Burkersdorf und Hohengiersdorf in die Ebene herabkommen. Die Höhen bei Hohenfriedeberg wurden auch noch verlassen, als man in Erfahrung brachte, daß der Feind sie anzugreifen gedenke; die zwei Bataillone, die dort standen, gingen in die Ebene nach Zirlau hinab.

Laudon nahm am 25. zwischen Altwasser und dem Sattelwalde Stellung und besichtigte wiederholt die preußische Stellung; dabei aber blieb es. Mit Manövern war hier nichts weiter auszurichten, denn die Verbindung des preußischen Korps mit Schweidnitz war in keiner Weise

zu gefährden, und daß sich Laudon nicht sofort entschloß, diese örtlich allerdings sehr starke Stellung anzugreifen, das können wir uns wohl erklären, wenn wir seine persönlichen Verhältnisse erwägen, wie er selber mußte. Er hatte zwar zur Zeit, ungefähr 12 000 Mann leichte Truppen mitgerechnet, etwa 58 000 Mann unter seinen Befehlen, darunter aber waren nur 36 000 Mann Linien-Infanterie, und von diesen standen 8000 theils unter dem Grafen Draskowicz in der Grafschaft Glatz, theils unter dem General Bethlen gegen Neiße. Zur Stelle waren also nicht über 28 000 Mann reguläres Fußvolk, und da man im Felde den Feind gewöhnlich mehr oder weniger überschätzt, läßt sich wohl erklären, daß er sich nicht an der Spitze einer Uebermacht glaubte, die den Sieg unbedingt sicher stellen konnte. Besonders aber machten seine persönlichen Verhältnisse weitgehende Vorsicht für ihn zur Nothwendigkeit. Er stand zum erstenmal selbständig an der Spitze einer Armee, eines Kriegsschauplatzes und wußte sich von mächtigen Feinden und Neidern in nichts weniger als wohlwollender Absicht beobachtet; er war Fremder und Protestant; er hatte nicht, wie seine Gegner, einen mächtigen Familienanhang; er durfte kein Unglück erfahren, wenn es nicht um seine ganze Zukunft, für immer um seine militärische Wirksamkeit geschehen sein sollte. So tritt uns denn hier das eigenthümliche Schauspiel entgegen, daß der sonst unternehmende energische Mann, von seinem Hof ermächtigt, durchaus selbständig zu handeln und alles zu wagen, dennoch nichts zu wagen wagt.

Auch als König Friedrich erfuhr, daß Laudon den Waffenstillstand gekündigt habe, erwartete er auf dem Marsch zur Vereinigung mit Goltz nicht auf erhebliche Hindernisse zu stoßen. Dieser Marsch werde, schrieb er am 27. dem General Goltz, bis Görlitz gar keine Schwierigkeiten haben; Daun werde nicht folgen, da er weder zu Zittau noch zu Görlitz Magazine habe. Wenn aber ein österreichisches Korps (von Laudons Heer) sich zwischen Goltz und den König einschieben wolle, — was jedoch schwerlich geschehen werde — soll es Goltz aus dem Wege treiben, im Uebrigen seine Stellung bei Schweidnitz behaupten, so lange er nicht durch eine „allzu starke feindliche Uebermacht forciret" werde, „solche zu abandonniren." Wenn nichts Unerwartetes vorfällt, will der König einstweilen zwischen Görlitz und Lauban stehen bleiben, bis er erfahre, was der Feind „vorhabe" und wohin es am nöthigsten sei sich zu wenden.

Zur festgesetzten Zeit hatte der König 30 Linien- und 3 leichte

Bataillone, 63 Schwadronen, im Ganzen 29 000 Mann, darunter gegen 9000 Reiter, bei Strehla versammelt. Es ist merkwürdig, wie im Laufe dieses Krieges die Artillerie beständig vermehrt wurde. Dieses mäßig starke Heer führte, außer den 66 Bataillonskanonen, nicht weniger als 82 Stücke Batteriegeschütz mit sich, darunter 60 Zwölfpfünder; es kamen je fünf Stücke auf eintausend Mann.

Mit dieser Macht marschirte der König am 3. Mai nach Hirschstein, wo er am 4. über die Elbe ging. Der weitere Marsch ging über Wildenhayn und Quolsdorf den 6. nach Marienstern und von dort über Rodewitz nach Görlitz, wo der König am 8. eintraf und am 9., also nach sechs Marschtagen, der erste Rasttag gemacht wurde.

Daun, dessen Auftrag es war, den König in Sachsen festzuhalten, hatte nicht das Allermindeste zu solchem Ende gethan; er hatte sich nicht aus seinen Quartieren gerührt. In welcher Weise er dies Versäumniß in der Hofburg zu Wien gerechtfertigt oder entschuldigt haben mag, ist nicht bekannt geworden. Daß er auch den zweiten Theil des verabredeten Plans nicht ausführte, dem König nicht nach Schlesien folgte, ließ sich eher erklären, da ein ansehnliches preußisches Heer unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen zurückgeblieben war, und man scheint auch zu Wien damit einverstanden gewesen zu sein.

Erst am 9. Mai entsendete Daun aus der Gegend von Dresden 18 000 Mann unter dem General O'Donell. Diese Abtheilung erreichte in einigen Märschen Zittau, wo sie vorläufig stehen blieb, um Böhmen von dieser Seite zu decken; später sollte sie entweder Laudon verstärken, oder wieder zu Daun stoßen, wenn etwa der König an die Elbe zurückkehrte. Ein anderes Korps, leichte Truppen, unter dem General Beck, wurde nach Markliffa vorgeschoben, um die Verbindung mit Laudon zu vermitteln.

Laudon wich tiefer in das Gebirge zurück, so wie er von der Annäherung des Königs hörte, nur noch darauf bedacht, die Eingänge nach Böhmen und in das Glatzische zu decken. Schon am 10. trat er den Marsch nach Braunau an, wo er am 11. eintraf; eine Abtheilung unter General Wolfersdorf hütete die Straße, die über Trautenau nach Böhmen führt; vier Bataillone und ein Dragoner-Regiment bei Wüste-Giersdorf, Draskowicz bei Neurode, Silberberg und Warthe die Päße in das Glatzische.

Laudon hätte diesen Rückmarsch um einen oder zwei Tage verschieben können, daß er ihn überhaupt antrat, war verständig. Der König war ihm, mit Goltz vereint, um etwas überlegen, und daß dieser gewaltige Kriegsherr das österreichische Heer am Saum des Gebirges aufgesucht, angegriffen und wahrscheinlich geschlagen hätte, war kaum zu bezweifeln, und ein derartiges Ereigniß konnte den ganzen Feldzug in solcher Weise verderben, daß die Dinge nicht wieder herzustellen waren. Auf eine erfolgreiche Offensive durfte dagegen Laudon seinerseits nicht rechnen, auch wenn er einen Angriff des Königs zurückgeschlagen hätte, so lange er nicht entweder bedeutende Verstärkungen erhalten hatte oder in Gemeinschaft mit den Russen operiren konnte. Es lag also diesmal für ihn gar kein Grund vor, etwas zu wagen, besonders da es der Gesammterfolg des Feldzugs sein konnte, der vorzeitig auf das Spiel gesetzt worden wäre.

Anders wurde die Sache in Dauns Hauptquartier beurtheilt; besonders ließ sich Lacy, von dessen eigener Kühnheit die Geschichte doch wenig zu berichten hat, in einem Brief an Daun sarkastisch vernehmen, als Laudon seinen bevorstehenden Rückzug als wahrscheinlich angekündigt hatte. „Da er (Laudon) wegen einer Verstärkung des Feindes um 18 000 Mann den Rückzug beschlossen hat, was wird er nicht thun, wenn er erfährt, daß diese Verstärkung 30 000 Mann beträgt? Ich irre mich sehr, wenn er nicht darauf bedacht ist, sich zwischen morgen und übermorgen davon zu machen (à plier bagage entre demain et après demain); ich wünsche nur, daß er sich bei Glatz behauptet, aber ich besorge sehr, daß Euer Excellenz bald die Nachricht erhalten, Glatz sei seiner eigenen Vertheidigung überlassen worden."

Laudon glaubte wirklich, Friedrich II. werde in Böhmen einzudringen, vielleicht — oder sogar vorzugsweise — suchen, sich der Feste Glatz wieder zu bemächtigen, und er war darauf bedacht, alle Pässe zu sperren, die dorthin führten. Es ist merkwürdig; am 10. August 1759 hatte Laudon, der sich bemühte, die russischen Generale zur Offensive, zum Uebergang über die Oder, zur Vereinigung mit Daun zu bewegen, im versammelten Kriegsrath ausführlich dargethan, daß man, so vereinigt, mit einer den Preußen weit überlegenen Heeresmacht, ungehindert in Schlesien eindringen, Glogau erobern, aus diesem Ort einen Hauptwaffenplatz machen und gesicherte Winterquartiere eben in Schlesien beziehen

könne. Er hatte nicht im Entfernteſten daran gedacht, was uns Heutigen ſo nahe liegt, daß unter den damaligen Bedingungen das preußiſche Heer unmittelbar ſelbſt für ſeine verbündeten Gegner das ſtrategiſche Objekt, deſſen Zertrümmerung, die allein den Krieg in der gewünſchten Weiſe entſcheiden konnte, nun, wo ſie ſo erreichbar möglich geworden war, der unmittelbare Zweck aller Operationen ſein mußte.

Ebenſo machte Laudon in dem Augenblick, den wir hier berühren, indem er Verſtärkungen von Daun verlangte, immer nur geltend, der König von Preußen könne angriffsweiſe nach Böhmen vorgehen, mit überlegener Macht in die Grafſchaft Glatz eindringen und ſich dieſer Feſtung bemeiſtern. Es müſſe ihm ja doch in dieſem Augenblick, wo ernſthafter als je zuvor vom Frieden die Rede ſei, alles daran gelegen ſein, Glatz wieder zu beſitzen.

Wieder denkt Laudon nicht entfernt daran, daß diesmal umgekehrt die öſterreichiſche Armee, an deren Spitze er ſtand, und die ſich mit den Ruſſen vereinigen ſollte, für den König das ſtrategiſche Objekt ſein könnte, wie das wirklich den ganzen Feldzug über der Fall war. Laudon dachte nur an Glatz. So wenig wußte ſelbſt ein Mann wie Laudon ſich von den zur Zeit herrſchenden ſtrategiſchen Anſichten frei zu machen und den König Friedrich und ſeine Kriegführung ganz zu verſtehen! Daß auch Lacys Phantaſie ſich lediglich mit Glatz beſchäftigte, hat weiter nichts Befremdendes; der lebte und webte in den Ideen der Zeit, ohne ſie zu beherrſchen.

Arneth irrt übrigens gar ſehr, wenn er meint, daß man öſterreichiſcherſeits nicht wirklich genöthigt wurde, Glatz ſeinem Schickſal zu überlaſſen, ſei „wohl ohne allen Zweifel, dem ſtandhaften Ausharren Laudons und den zweckmäßigen Maßregeln zuzuſchreiben, die er ergriff.“ — Zu dem „ſtandhaften Ausharren“ namentlich, gehörte nicht gerade ſehr viel Standhaftigkeit, da der König von Preußen, in dem Augenblick mit ganz anderen Dingen beſchäftigt, buchſtäblich gar nichts gegen Laudons Stellung im Gebirge unternahm.

Ohne Zweifel hätte der König ſeinen Gegner gerne in der Ebene oder ſelbſt im Hügellande getroffen, um ihn da anzugreifen und wahrſcheinlich zu ſchlagen; aber dieſer Möglichkeit hatte ſich Laudon bei Zeiten — vorſichtig ſogar etwas vor der Zeit — entzogen, und nicht entfernt dachte der König an Glatz. Welche Thorheit wäre es auch

gewesen, in seiner damaligen Lage, in einer Belagerung dieses Orts, und besonders in den Postengefechten, die vorhergehen mußten, und die in dem schwierigen Gelände zu hartnäckigen und blutigen werden konnten, Streitkräfte aufzuwenden, die ihm dann in dem Augenblick gefehlt hätten, wo es die entscheidende Abwehr galt. Ein Einfall in Böhmen hätte vollends gar keinen Sinn gehabt und keinen Zweck, und was hätte es helfen können, Laudon in seiner Stellung im Gebirge aufzusuchen? — Zu einem entscheidenden Treffen ließ es Laudon gewiß nicht kommen, da er ausweichen konnte, und gewiß, daß der Heranmarsch der Russen den König zwingen werde, zurückzugehen, gar nicht gezwungen war, etwas zu wagen. Dem österreichischen Feldherrn im Gebirge eine Niederlage beizubringen, war mithin keine Aussicht. Von einem Vordringen in die Berge war nichts zu erwarten als einige Postengefechte, die selbst wenn sie siegreich ausfielen, nur geringen, um blutige Opfer den Umständen nach zu theuer erkauften Gewinn brachten. Dem General Laudon eine namhafte Niederlage beibringen zu können, durfte man, wie die Dinge lagen, nur hoffen, wenn er die Initiative ergriff, in die schlesische Ebene herabstieg und die Vereinigung mit den Russen suchte. Da mußte ihn also der König erwarten.

Friedrich II. hatte vorausgesehen, daß Laudon für diesmal ausweichen würde, und andere Dinge im Sinn. Er brach am 10. Mai wieder auf von Görlitz und erreichte am 13., nachdem er 31 Meilen in zehn Tagen zurückgelegt hatte, über Lauban, Siebeneichen, Zobten und Schönau, die Gegend von Hohenfriedeberg und Striegau. Hier war er mit Goltz vereinigt.

Am 16. nahm er die Stellung auf den Höhen bei Kunzendorf und Freiburg (unter dem Fürstenstein), und an demselben Tage entsendete er den General Goltz mit 15 Bataillonen, 23 Schwadronen (12 800 Mann) nach Glogau.

Clausewitz meint, da die Russen kaum vor Ende Juli an der Oder eintreffen konnten, sei nicht einzusehen, warum der König den General Goltz „so früh, nämlich um vier bis fünf Wochen zu früh" nach Glogau absendete, um von dort aus die Russen zu beobachten. Was König Friedrich sich dabei dachte, konnte Clausewitz natürlich nicht wissen, da der Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich zu seiner Zeit noch nicht bekannt war. Für uns Neuere ist die Lösung des Räthsels nicht schwer

zu finden. Sie ist uns in einem Brief gegeben, den König Friedrich schon am 9. Mai von Görlitz aus an seinen Bruder richtete. „Sobald ich in den Angelegenheiten Schlesiens klarer sehe," heißt es da, „werde ich Goltz nach Glogau entsenden; er wird sich nach den Bewegungen der Russen richten müssen, sei es daß sie sich mit ihrer Macht nach Kolberg, sei es, daß sie sich nach Schlesien wenden. Wenn die ganze russische Armee den Weg nach Kolberg nehmen will, muß Goltz sich auch dorthin begeben. Man hat bei dieser Stadt ein verschanztes Lager vorbereitet, in dem, glaube ich, die beiden Korps des Prinzen von Württemberg und Goltz genügend sind sie aufzuhalten." (Dès que je verrai un peu plus claire dans les affaires de Silésie, je détacherai le général Goltz vers Glogau, qui sera obligé de se régler sur les marches des Russes, soit qu'ils veulent porter leurs forces du côté de Colberg ou du côté de la Silésie; si toute l'armée des Russes veut prendre le chemin de Colberg, le général Goltz s'y rendra également. On a préparé un camp retranché près de cette ville, où je crois que les corps du Prince de Würtemberg et de Goltz sont suffisants pour les arrêter.)

Wir sehen, der König war nicht, etwa durch den Großfürsten Thronfolger und Wolkow, in so zuverlässiger Weise von den Absichten und Plänen der Russen unterrichtet, wie unter anderen auch Arneth voraussetzt. Den Nachrichten, die ihm der Jude Sabatki von Seiten Tottlebens brachte, hat er offenbar nicht unbedingt getraut.

Das zeigt sich denn auch in weiteren Plänen, mit denen sich der König für verschiedene mögliche Fälle beschäftigt. So meint er zunächst, wenn die Russen es auf Glogau abgesehen hätten, werde das Korps unter Goltz dort genügen, er selbst aber, der König, werde des Beistands bedürfen, wenn sich dann auch Daun nach Schlesien wende, da er alsdann sowohl diesem als Laudon die Spitze bieten müsse.

Wenn die Russen gegen Kolberg wie gegen Glogau nur Demonstrationen machen, und ihre wahre Absicht ist (über Frankfurt) in die Mark einzudringen, dann soll Prinz Heinrich die beiden Korps der Generale Goltz und Herzog von Württemberg an sich ziehen, um diesem Feinde entgegenzutreten. Marschiren aber die Russen auf Breslau, wie das Jahr zuvor, und wendet sich auch Daun nach Schlesien, dann

muß Goltz Breslau zu decken suchen, Prinz Heinrich aber nach Parchwitz in Schlesien herbeieilen.

Während der König diese Dinge erwog, kamen auch in Sachsen Entwürfe zur Sprache, die dem Feldzug eine unerwartete Wendung geben konnten.

Prinz Heinrich hatte die Truppen, die unter Hülsen bei Freiberg standen, zurückgezogen und sammelte seine Armee bei Meißen hinter der Triebsche. — O'Donell, der mit 18 000 Oesterreichern nach Zittau entsendet war, verfiel — von dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Argenteau berathen — auf einen Gedanken, den ihm vielleicht die eigene Abneigung sich dem Feldzeugmeister Laudon anzuschließen, oder die Armee in Sachsen auf eine Nebenrolle herabsinken zu sehen, nahe legte, der aber jedenfalls in der That sehr viel für sich hatte. Er berechnete, daß der König von Preußen nicht wohl sofort wieder an die Elbe zurückkehren könne, oder wenigstens nicht schnell genug; aus der Entsendung des General Goltz nach Glogau folgerte er; daß der König sich durchaus auf die Vertheidigung beschränken wolle und demgemäß auch in Schlesien keine Offensive beabsichtige, Laudon folglich keiner Verstärkung bedürfe; da schlug er denn vor, Daun solle die 18 000 Mann von Zittau her wieder an sich ziehen und dann mit großer Uebermacht zu einer entschiedenen Offensive gegen den Prinzen Heinrich schreiten.

Etwas von solcher Wichtigkeit konnte natürlich Daun weder beschließen noch ablehnen, ohne Lacy zu Rathe gezogen zu haben — und Lacy sprach sich entschieden gegen den Vorschlag aus. — Auch Lacy fand es sehr wahrscheinlich, daß König Friedrich sich in Schlesien und überall in den Grenzen einer passiven Vertheidigung halten werde — und daß folglich Laudon — was er natürlich nicht so ungeschickt ist in ausdrücklichen Worten hinzuzufügen — nicht verstärkt zu werden brauche. Dennoch kann er dem Vorschlag, die Truppen aus Zittau an sich zu ziehen und eine entschiedene Offensive gegen den Prinzen Heinrich zu eröffnen, nicht zustimmen. „Ich bleibe", fährt er fort, „auch jetzt bei meiner früheren Idee, daß diese Offensive bis zur Ankunft der Russen aufgeschoben werden muß, das heißt bis zu der Zeit, zu der sie nahe genug sein werden, um gleichzeitig (mit uns) von ihrer Seite zu wirken. Das ist (allein) allen Operationsprojekten und Verabredungen gemäß, die (früher) vereinbart worden sind, und die ich für die einzigen halte,

als er — im Juli — die Vermuthung aussprach, das russische Hauptquartier möge wohl geheime Befehle haben, zu zaudern und die Zeit unthätig hinzubringen. Weder der Großfürst Thronfolger noch die Großfürstin Katharina waren zur Zeit in der Lage, den Generalen geheime Befehle zu senden, und von der russischen Regierung erhielten Buturlin und Rumäntzow stets wiederholte Aufforderungen zu energischer Thätigkeit.

Sehr merkwürdig ist dann besonders ein sehr langes Schreiben, das Laudon eben zu der Zeit, zu welcher Dauns Vorschläge im russischen Hauptquartier besprochen wurden, an den Feldmarschall Buturlin richtete. Sehr deutlich zeigt sich darin, daß Laudon von jenen Vorschlägen keine Ahnung hatte. Es sei nicht nöthig, daran zu erinnern, sagt er in diesem Brief, daß die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg des Feldzuges darauf beruhe, „daß die beiden kaiserlichen Armeen sich vereinigen, und daß während dieser Zeit als (zu der) die Vereinigung zu Stande kommen solle, keine von beiden Armeen dem Könige, und wenn er mit seiner gesammten hier in Schlesien stehenden Macht auf sie losginge, aus dem Wege gehe, sondern vielmehr solchergestalt die Manövers einrichte, daß der König gezwungen sei, entweder mit einer oder der anderen Armee in eine entscheidende Bataille sich einzulassen, oder die Vereinigung zuzulassen."

Laudon beabsichtigte also, den König nöthigenfalls sogar zu einer Schlacht zu zwingen. Das war kühn und groß.

Im Besondern schlägt er vor, die russische Armee solle ihren Marsch nach Militsch in der Richtung nach Trebnitz hin fortsetzen. Dann werde der König aller Wahrscheinlichkeit nach seine Stellung bei Schweidnitz aufgeben, Goltz an sich ziehen, und sich mit seiner gesammten Macht in der Gegend von Breslau „à cheval" der Oder setzen. Geschehe dies, dann wolle Laudon der preußischen Armee in die Ebene folgen, zwischen Strehlen und Wansen oder auch bei Grottkau Stellung nehmen, den König aber durch Demonstrationen in dem Glauben erhalten, er werde weiter gegen Breslau vorrücken. Die russische Armee aber soll von Militsch in zwei Märschen nach Oels vorgehen. Alsdann habe eine jede der beiden kaiserlichen Armeen nur einen starken Marsch an die Oder zwischen Brieg und Schurgast.

Dann wäre auch der Augenblick gekommen, in welchem der König

seinen Entschluß fassen müßte, entweder die eine oder die andere der beiden kaiserlichen Armeen anzugreifen, oder deren Vereinigung geschehen zu lassen. Letzteres ist allen Kriegsregeln zufolge nicht zu glauben, folglich steht nichts anderes als das erstere von ihm zu erwarten.

Wendet der König seine „gesammten Kräfte" auf dem rechten Oder-Ufer gegen die Russen, dann wird Laudon „ohne den mindesten Zeitverlust" an die Oder marschiren, Brücken schlagen und „ein ansehnliches Korps hinüberschicken, mit dem Befehl, sich der russischen Armee anzuschließen.

Laudon selbst wollte sich dann „mit dem Ueberrest" seiner Armee „in solcher Bereitschaft halten", daß er „augenblicklich" über die Oder gehen und den König von neuem angreifen könne, falls — „welches der allmächtige Gott verhüten wolle und von der Tapferkeit, mit welcher die russische Armee der preußischen überlegen ist, nicht zu vermuthen steht" — Buturlin die Schlacht, die da zu erwarten stand, verloren haben sollte. — Wenn sich die Offensive des Königs gegen Laudon wendete, erwartete dieser, daß die russische Armee in derselben Weise beistehend eingreifen werde, wie hier von Seiten der österreichischen versprochen wurde.

Sollte dieser Plan ernsthaft genommen werden, so mußte er mancherlei Bedenken erwecken. Da von Breslau nach Oels nur ein Marsch ist, das österreichische Hülfskorps aber erst aufbrechen sollte, wenn sich entschieden ergeben hatte, daß die preußische Offensive gegen das russische Heer gerichtet sei, dann aber, um das vorausgesetzte Schlachtfeld zu erreichen, zwei starke Märsche zurückzulegen und unterwegs Brücken über die Oder zu schlagen hatte, — was leicht durch ein paar tausend Preußen wenigstens um eine Anzahl Stunden verzögert werden konnte —: da war es eine sehr nahe liegende Möglichkeit, daß dieser Beistand zu spät kam. Besonders aber ist nicht abzusehen, warum Laudon nicht sofort mit seiner ganzen Armee über die Oder gehen, warum er erst abwarten wollte, daß die Russen eine Niederlage erlitten hätten, um dann, unter jedenfalls ungünstiger gewordenen Bedingungen einen ganz neuen Kampf aufzunehmen. War vielleicht der Gedanke, sich nicht zu tief einzulassen, die Besorgniß, in eine Niederlage der Russen bei Oels verwickelt, vielleicht den Rückzug an die Oder und in das schlesische Gebirge zu verlieren, das, was hier maßgebend wurde? — Jedenfalls dürfen wir — ohne ungerecht gegen Laudon zu werden — wohl annehmen, daß er nicht mit seinem ge-

sammten Heer auf das rechte Ufer der Oder hinübergegangen wäre, wenn die Russen bei Oels eine Niederlage erlitten hätten. Ein solches Ereigniß, zur Thatsache geworden, ist eben immerdar etwas ganz Anderes und führt ganz andere Stimmungen herbei als die bloße Vorstellung davon. So entschlossen und unternehmend er sonst auch war, der Zweifel, ob er irgend eines Beistandes von Seiten der geschlagenen russischen Armee gewärtig sein dürfe, hätte Laudon zurückgehalten, und der Entschluß sich in Botschaften hin und her aufgelöst.

Aber auch noch einen anderen Fall hatte Laudon bedacht. Es konnte sein, daß König Friedrich nur das entsendete Korps unter Goltz den Russen gegenüberließ, mit der Hauptmasse seines Heeres aber die Stellung bei Kunzendorf am Saum des Gebirges zu behaupten und Laudons österreichische Armee eben dort im Gebirge „en échec" zu halten suchte. Für diesen Fall wurde es dem Ermessen Buturlins anheimgegeben, ob er von Militsch gerade auf Breslau marschiren und den Versuch machen wolle, diese Stadt durch ein Bombardement zur Uebergabe zu zwingen, oder ob er es nicht für „ersprießlicher" halte, nach Schurgast an der Oder zu eilen, dort Brücken, die durch Verschanzungen gedeckt wären, über die Oder schlagen zu lassen und „ein Korps von 20 000 bis 30 000 Mann" (d. h. ungefähr die Hälfte seiner Armee) auf das linke Ufer des Flusses hinübergehen zu lassen.

Das Letztere war es sichtbar, was Laudon in dem vorausgesetzten Fall eigentlich wünschte. Er selber wollte dann mit seiner Armee durch das Glatzische nach Frankenstein in die Ebene hinabsteigen „und allda sehen, was der König weiteres vorhabe. Hierauf aber um alles in der Welt dahin trachten, dem König einen Marsch abzugewinnen, den Ort, wo E. E. die Brücke über die Oder schlagen lassen, zu erreichen und auf solche Art die Konjunktion zu bewerkstelligen. Sollte sich aber der Feind dem widersetzen, so würde ich suchen, selben zu einer Schlacht zu zwingen."

In beiden Fällen werde sich, wenn einmal die Vereinigung bewirkt sei, von selbst ergeben, was gegen den gemeinsamen Feind zu unternehmen wäre: „ob man nämlich mit vereinten Kräften auf denselben losgehen oder eine Belagerung unternehmen könne."

Selbst unter so günstigen Bedingungen, wie sich infolge der Vereinigung beider Armeen ergeben mußten, wurde kaum nebensächlich und

keineswegs mit bestimmter Klarheit an die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte als an den möglichen Zweck der weiteren Operationen gedacht. Eine Belagerung, ohne daß man es vorher auf das zweifelhafte Wagstück der taktischen Entscheidung, einer Schlacht, brauchte ankommen zu lassen, war, nach den Lehren der damaligen Strategie, das, wozu die Uebermacht berechtigte und das vor allem zweckmäßige.

Als Mittel zum Zweck, nämlich zur Vereinigung zu gelangen, wollte Laudon dagegen im Nothfall, wenn es nicht anders sein konnte, sogar eine Schlacht wagen. Dabei hätte es sich jedoch natürlich nur darum gehandelt, sich den Weg zur Vereinigung zu bahnen; Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte wäre selbstverständlich nicht beabsichtigt gewesen, und in wiefern sie sich bei dieser Gelegenheit ergeben konnte oder nicht, kam für den weiteren Feldzug nicht in Betracht. So rechnete die damalige Strategie, und eben weil sie so rechnete, vermochte sie den Zweck dieses Krieges nicht zu erreichen. —

Graf Buturlin schien alles, was Laudon vorschlug, zu billigen, auf alles einzugehen. Dann aber beschloß er, zu Laudons großem Verdruß, seinen Marsch längs der polnischen Grenze auf Wartenberg zu richten. Indem er das in einem Brief vom 11. Juli ankündigte, fragte er zugleich, ob Laudon, auch wenn der König von Preußen seine Stellung am Gebirge behauptete, bis an die Oder vorrücken werde? — Das war eine Frage, die dem österreichischen Feldherrn nicht angenehm sein konnte, aber keine müßige, da Laudon seinerseits eigentlich darauf rechnete, daß die Russen ihm „Luft machen" sollten, indem sie den König auf sich, oder doch wenigstens nach Breslau zogen.

Während der König bei Kunzendorf auf der Lauer lag — Goltz erst nach Glogau, dann verstärkt gegen die Russen entsendet wurde, wechselten der König und sein Bruder zahlreiche Briefe, in denen die möglichen Operationen der Feinde und die Art, wie man ihnen begegnen könne, lebhaft erörtert wurden.

Wir müssen hier das Wichtigste aus diesem Briefwechsel nachholen, weil es ein helles Licht sowohl über die Ansichten von Krieg und Kriegführung verbreitet, zu denen sich Friedrich der Große bekannte, als

über die abweichenden des Prinzen Heinrich, der dem genial selbständigen Bruder stets im Sinn der zur Zeit geltenden Theorie widersprach, sich nie zu einem wirklichen Verständniß der thatsächlichen Lage der Dinge und der Aufgaben, die sie mit sich brachte, zu erheben wußte und sich in dieser methodischen Befangenheit, trotz aller Erfahrungen, dem König weit überlegen glaubte.

Wir haben bereits gesehen, daß Friedrich II. die entscheidenden Ereignisse dieses Feldzuges in Schlesien erwartete und warum. Wenn auch Nachrichten, die er erhielt, ihn veranlaßten, vorübergehend bei anderen Möglichkeiten zu verweilen, kehrte er doch immer zu dieser Ansicht zurück. Prinz Heinrich glaubte dagegen aus der Anlage der russischen Magazine an der Warthe entnehmen zu können, daß die Operationen der Russen gegen die Mark gerichtet sein würden, und daß er selbst eben deshalb unmöglich werde nach Schlesien marschiren können. Er wollte das Korps unter Goltz nicht bei Glogau, sondern bei Frankfurt a. d. O. aufgestellt wissen. Besonders aber ersah er aus den Briefen des Königs, daß dieser wieder an das „Bataillliren" dachte, und dagegen glaubte er eifern zu müssen.

Sehr merkwürdig ist namentlich sein Brief vom 12. Juni. Er glaubt darin vorauszusehen, daß die Russen dem König am meisten zu schaffen machen würden, und darauf ertheilt er folgende Lehren: „Wenn der General Goltz (bei Frankfurt a. d. O. vorausgesetzt) um etwas (tant soit peu) verstärkt werden könnte, und wenn beide, der Prinz von Württemberg (bei Kolberg) und er recht aufmerksam wären, sich gegenseitig zu unterstützen oder sich nöthigenfalls zu vereinigen, könnte man, glaube ich, die Dinge noch sehr lange hinhalten, ehe man sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, gezwungen zu sein, an Einem Tage Alles auf das Spiel zu setzen, und es auf ein Ereigniß hin zu wagen, das die Angelegenheiten mit einem einzigen Schlage umstürzen kann (je crois que l'on pourrait traîner les choses encore bien longtemps, avant de se trouver dans la nécessité d'être forcé de mettre dans un jour le tout sur le jeu et de risquer un événement qui peut renverser d'un seul coup les affaires), aber es ist (freilich) ausgemacht, daß (in dem vorausgesetzten Falle) erforderlich sein wird, daß ein jeder seine Aufmerksamkeit verdoppelt, daß jeder Beistand von der einen Seite wie von der anderen (de part et d'autre) rechtzeitig ge-

leiſtet werde, daß man nicht auf Befehle warte, ſondern ſich durch die Umſtände beſtimmen laſſe, je nach dem Bedürfniß zu handeln (d'agir selon le besoin)."

Ganz beſonders eifert der Prinz dann gegen den Gedanken, daß man etwa den einen oder den anderen Kriegsſchauplatz zeitweilig mehr oder weniger von Truppen entblößen könnte, um auf einem anderen Punkte ein angemeſſenes Maß von Streitkräften ſammeln und einen entſcheidenden Schlag führen zu können.

„Wenn man aber," fährt er fort, „eine Seite gänzlich (von Truppen) entblößt, um auf einer anderen Streitkräfte zu vereinigen, dann wird der Zufall mehr Antheil an den Dingen haben als die Klugheit, und ein unglückliches Ereigniß wird alles vernichten, während ein Erfolg niemals den Nachtheil aufwiegt (den man ſich auf der von Streitkräften entblößten Seite zuzieht? — oder auf den man es in ſolchem Kampfe wagt? — welchen meint der Prinz? — das bleibt zweifelhaft; doch iſt die erſtere Auslegung ſeiner Worte die wahrſcheinlichere)." — (Cependant, si on dégarnit entièrement un côté, pour rassembler les forces d'un autre, alors le hazard aura plus de part que la prudence et un événement malheureux détruira tout, tandis qu'un succès n'est jamais en balance avec le mal.)

Zum Schluß fügt Prinz Heinrich hinzu: „Nicht etwa daß ich dächte, man müſſe nicht thätig ſein, handeln (qu'il ne faille pas agir), im Gegentheil, ich wünſchte, daß man die Ereigniſſe nicht mit Gewalt herbeiführe, daß man den Vortheilen folge, die ſich im Laufe eines Feldzugs öfter darbieten, und daß die äußerſten Entſchlüſſe nicht mit allzu großer Uebereilung gefaßt würden."

Wir Heutigen können wohl nicht ohne Verwunderung ſehen, von was für einem weſenloſen Thun und Treiben der Prinz die Rettung Preußens erwarten wollte. Durchaus verkannt iſt wieder einmal das Weſen eines Sieges, ja des Krieges überhaupt, in der ſeltſamen Auseinanderſetzung, daß ein mit geſammelten Streitkräften erfochtener Sieg niemals die Nachtheile aufwiegen könne, die man ſich in den inzwiſchen preisgegebenen Theilen des Kriegsſchauplatzes zuziehe, und noch dazu verfällt der Prinz hier in einen merkwürdigen Widerſpruch, indem er einerſeits mit Nachdruck geltend zu machen ſucht, daß eine Niederlage, welche die preußiſche Armee träfe, den Untergang des Staats, das Ende aller Dinge

herbeiführen müßte, andererseits dagegen einem Siege der Preußen gar keine Bedeutung zugestehen will, vielmehr durchschimmern läßt, er werde die Lage im Allgemeinen nur verschlimmern, da die Nachtheile, die man sich anderweitig zuziehen müßte, um die erforderlichen Streitkräfte auf einem Punkt sammeln zu können, überwiegend sein würden.

Kaum weniger Eigenthümliches begegnet uns in einem Schreiben des Prinzen vom 15. Juni. Er sieht in dem Marsch nach Schlesien, den er in einem gegebenen Fall ausführen soll, große Schwierigkeiten und spricht sogar davon, als werde ihm etwas geradezu Widersinniges zugemuthet. Nach den Nachrichten, die ihm zugekommen waren, wollte Daun zunächst die Reichsarmee an der Elbe abwarten, dieser dann überlassen, Dresden zu decken, selbst aber mit der eigenen Armee nach Schlesien aufbrechen, jedoch eigentlich nur nach Lauban, um von dort aus, je nach den Umständen, entweder Laudon die Hand zu bieten, oder auch den Russen, die in der Vorstellung des Prinzen ein für allemal nach Frankfurt vorrückten, wo ihnen zu seinem Bedauern nicht Goltz gegenüber stand. — Lasse er, der Prinz nämlich, dann Hülsen mit den vom König bezeichneten Truppen an der Elbe zurück, setze er sich mit 22 Bataillonen in Marsch nach Schlesien, dann werde er sich in der Lausitz mit dieser geringen Macht zwischen den Russen bei Frankfurt und dem Feldmarschall Daun bei Lauban befinden. Wolle er seinen Marsch beschleunigen, um sich mit dem König zu vereinigen (si je veux précipiter ma marche, pour vous joindre, wahrscheinlich haben wir hier zu ergänzen: „um mich einer so gefahrvollen Lage zu entziehen"), dann wäre das ganze Land verlassen und dem Feinde preisgegeben. „Das (der beschleunigte Weitermarsch ohne Zweifel) ist demnach, meiner Meinung nach, etwas Unmögliches; ich bitte Sie also, mir zu sagen, was für Maßregeln Sie alsdann ergreifen würden; denn mein Entschluß wäre zum Voraus gefaßt: ich würde mit den wenigen Truppen, die ich hätte, lieber auf die Gefahr hin, vernichtet zu werden, Ihre Länder vertheidigen, als sie preisgeben." (— c'est donc à mon avis une chose impossible, ainsi je vous prie de me dire quelles seront les mesures que vous prendrez alors; car mon parti serait tout pris: je soutiendrai avec le peu que j'aurai et au risque d'être écrasé vos pays plutôt que de les abandonner.)

Der Prinz spricht hier, als wolle er sich heroisch aufopfern — wie

etwa Fouqué bei Landeshut — doch war das nicht in seiner Art, und die Worte sind auch nicht ernsthaft gemeint; sie werden nur gesagt, um den König darauf aufmerksam zu machen, in welche Gefahren angeblich seine Unbesonnenheit den Staat von neuem stürzte.

Ich habe an einem anderen Ort (in dem in der Vorrede erwähnten Aufsatz über Clausewitz) daran erinnert, daß die damalige Strategie zu vielen ihrer theoretischen Anschauungen dadurch gelangte, daß sie Erfahrungen und Begriffe, die dem Gebiet der Taktik entnommen waren, in die Strategie übertrug, ohne immer mit vollkommener Klarheit zu ermitteln, ob sie auch wirklich auf diesem Gebiet eine thatsächliche Realität haben. Wie bedenklich es sei, auf dem Schlachtfelde „zwischen zwei Feuer genommen zu werden", das hatte die Erfahrung gelehrt. Die Theorie hatte sich daraus auch ein strategisches „zwischen zwei Feuer Genommenwerden" abstrahirt, eine Vorstellung, die in dem Ideenkreise der damaligen Strategen — weil sie die taktische Entscheidung nie suchen, stets meiden wollen — nicht selten an die Stelle der „inneren Operationslinie" Jominis tritt, so daß dann die Verhältnisse in einem den Ansichten dieses neueren Theoretikers gerade entgegengesetzten Sinn aufgefaßt werden. — Noch im Jahre 1812 sehen wir, beiläufig bemerkt, Wellington, von dieser Vorstellung eines strategischen zwischen zwei Feuer Genommenseins beherrscht, die bei Salamanca erfochtenen Vortheile wieder aufgeben. — Auch der Prinz Heinrich wähnt sich in der Lausitz zwischen zwei Feuer genommen, wenn die russische Armee an der Oder bei Frankfurt und Daun bei Lauban stehe. Daß er sich da ohnmächtig glaubt, ist freilich durch seine Schwäche gerechtfertigt. Warum er aber da untergehen will in dem vorausgesetzten Fall, wäre, wenn ernstlich gemeint, nicht so leicht zu begreifen — und gar seltsam bleibt der Schluß, zu dem das alles führen soll, daß nämlich Goltz, etwas verstärkt, bei Frankfurt stehen müsse, und daß alles gut wäre, wenn er da stünde.

Auf die früheren Mahnungen und Bedenken seines Bruders hatte der König ablehnend erwidert, daß es, im Fall die Russen wirklich nach Frankfurt und gegen die Mark Brandenburg zögen, wohl nicht genügen würde, ihnen Goltz, wenn auch um etwas verstärkt, gerade in den Weg zu stellen; daß man alsdann wohl würde zu anderen Maßregeln greifen müssen.

Auf den Brief des Prinzen vom 12. Juni antwortete er, Goltz

nach der Mark entsenden, heiße sein Verderben herbeiführen; der Herzog von Württemberg, der genug zu thun haben werde, sich Rumänzows zu erwehren, könne nicht in Uebereinstimmung mit Goltz operiren: „Ich verstehe die Kunst nicht, sich vieler Feinde zu entledigen, ohne sich von dem einen derselben durch offene Gewalt frei zu machen, und diejenigen, die es nicht zu irgend einer Entscheidung wollen kommen lassen, werden (immer) das Schicksal erfahren, das der Herzog von Cumberland (1757) und der Herzog von Bevern (in demselben Jahre) erfahren haben. Ich kenne alle Fährlichkeiten der Schlachten, dennoch können Sie als gewiß annehmen, daß ich niemals dem Feinde gestatten werde, mich nach seinem Belieben einzuschließen, sondern daß ich ihn eher überall aufsuchen werde, wo ich glauben kann, ihn zu treffen." (Je n'entends pas l'art de se débarrasser de beaucoup d'ennemis, sans se dépêtrer de force de l'un d'eux, et ceux qui ne veulent pas laisser parvenir à quelque décision, auront le même sort que le Duc de Cumberland, ou que le Duc de Bevern ont eu. Je connais tous les hazards des batailles, malgré cela vous pouvez croire pour certain que je ne permettrai jamais que l'ennemi m'enveloppe à son aise, mais que je le chercherai plutôt partout où je croirai le trouver.)

Der Heroismus des Prinzen Heinrich war ein fingirter, hier tritt uns ein wirklicher entgegen.

In Erwiderung auf den Brief des Prinzen vom 15. Juni schrieb der König am 19: „Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole, wenn die Feinde gemeinschaftliche (zusammenstimmende) Anstrengungen gegen uns richten, wird es kaum möglich sein, ihnen zu widerstehen; es fehlt uns gerade noch eine Armee, und die Armeen, die wir haben, sind genöthigt, sich bald nach einer Seite zu wenden, bald nach der anderen. (Nous manquons précisément d'une armée encore, et celles que nous avons, sont réduites à se tourner soit d'un côté soit de l'autre.) Was mich betrifft, ich bin hier durch nichts gebunden, ich kann mich nach rechts und nach links hin wenden, wie es der Fall erfordern wird, aber man muß nichts übereilen. Gewiß, da ich so viele feindliche Armeen auf dem Halse (sur le corps) habe, bleibt mir nichts übrig, als sie zu bekämpfen, und vor allen diejenige, die sich zuerst hervorwagt, um mich alsdann dem Dringendsten zuzuwenden." Prinz Heinrich besorgte, der sächsische Prinz Xaver werde wieder mit seinem sächsischen Korps von

Hessen her in Thüringen und das Meißner Land vordringen. Der König antwortet: „Wenn Daun nach Lauban marschirt, wird es Ihnen ein Leichtes sein etwas gegen den Prinzen Xaver zu entsenden, ihn zu schlagen oder in eiliger Flucht zurückzujagen und sich darauf nach der Seite zu wenden, wo es am nothwendigsten sein wird. Sie ersehen daraus, mein lieber Bruder, die Nothwendigkeit, die vorliegt und die uns zwingt, uns zu schlagen, sowohl um uns Eines Feindes zu entledigen, als auch um auf einer anderen Seite einem anderen entgegen treten zu können." (Vous voyez par là, mon cher frère, la nécessité qu'il y a et qui nous force à nous battre tant pour nous débarrasser d'un ennemi que pour pouvoir recourir à l'autre d'un autre côté.)

In einer Nachschrift fügt der König hinzu, wenn der Feind wirklich solche Operationen in Sachsen beabsichtige, wie der Prinz voraussetzt, werde dieser sich entweder mit dem Prinzen Xaver schlagen müssen, oder mit den Oesterreichern, die Daun bei seinem Aufbruch nach Lauban an der Elbe werde zurückgelassen haben, oder mit den Russen, die über die Oder heranrückten: „im Fall Sie sich nicht des einen von ihnen entledigen, wenn Sie können, werden sie (diese verschiedenen Feinde) sich (einander) allmälig nähern, und am Ende werden Sie von ihnen eingeschlossen sein." (Si vous ne vous débarrassez pas de l'un d'eux, lorsque vous le pourrez, ils s'approcheront insensiblement et à la fin vous en serez environné.)

So behielt König Friedrich immer und unter allen Bedingungen die taktische Entscheidung als das eigentlich Maßgebende im Auge, und auch in der Vertheidigung blieben ihm die feindlichen Streitkräfte das strategische Objekt, das Objekt, das der abwehrende Schlag im günstigen Augenblick treffen sollte.

Prinz Heinrich ließ aber nicht ab, „Wahrheiten" nach dem uns schon bekannten Zuschnitt vorzutragen, man dürfte sagen, er verfolgte seinen königlichen Bruder damit. So schrieb er am 23. Juni von neuem: „Es ist sehr gewiß, daß man am Ende dahin wird kommen müssen, sich zu schlagen, aber ich denke doch, so lange man noch Mittel (expédients) finden kann, den Feind fern zu halten, kann das nur zu Ihrem Vortheil gereichen, und es wird immer früh genug sein (il sera toujours assez temps), wenn die Entscheidung durch eine Schlacht (la décision d'une affaire générale) stattfinden muß; denn wenn man den Feind aufhalten

kann, rückt die Jahreszeit vor, und wenn dann Unfälle eintreten, so ist das immer weniger gefährlich zu Ende eines Feldzugs, wo der Feind einen davongetragenen Vortheil nicht mehr in solchem Maß (autant) benützen kann, als wenn die Jahreszeit ihm günstig wäre, und wir ein Unglück erlebt hätten, aus welchem unsere Feinde den vollen Gewinn ziehen könnten. Ich begreife wohl, daß Manöver (les mouvements) einen lebhaften und unternehmenden Feind (un ennemi qui est vif et entreprenant) nicht lange aufhalten können, aber ich bin überzeugt, daß ein schwaches Korps, wenn es einen guten Posten wählt, oder sich zu rechter Zeit zurückzuziehen weiß, indem es gut manövrirt (en manoeuvrant bien), den Feind während einer langen Zeit aufhalten, Zeit gewinnen und dadurch die Pläne in Unordnung bringen kann (déconcerter), die unter vielen Persönlichkeiten, die verschiedene Armeen kommandiren, verabredet sind."

Wenn der Prinz hier nicht stillschweigend Feinde voraussetzte, die nicht vifs et entreprenants sind, stände die zweite Hälfte dieses Satzes in einem gar seltsamen Widerspruch mit der ersten. Prinz Heinrich fährt fort:

„In diesem Sinn hatte ich gehofft, daß der General Goltz, entsendet und etwas verstärkt, indem er einige offensive Demonstrationen machte, die Russen mehrere Tage aufhalten würde. Es giebt in der Gegend von Zielenzig und von Lagow" (zwischen Frankfurt a. d. O. und Meseritz) „unangreifbare Stellungen; man kann (da) ohne alle Gefahr (sans le moindre risque) ein Gelände aufgeben und ein anderes gewinnen, aber es erfordert (das) Fähigkeiten, Entschlossenheit und die Gabe, seine Fassung zu behaupten (mais il faut de la capacité et de la résolution et savoir tenir contenance); und es ist auch wahr, wenn man nicht jemanden finden kann, der diese Eigenschaften besitzt, ist es besser, nicht ein schwaches Korps einem überlegenen Feinde gegenüber Gefahren auszusetzen."

Was dieser letztere Ausfall eigentlich soll, ist nicht leicht zu sagen. General Goltz war ein sehr tüchtiger Mann, der sich als Soldat dem Prinzen Heinrich allenfalls wohl ebenbürtig glauben durfte. — Einmal und allemal aber soll Goltz mit seinem Korps dem vorausgesetzten Marsch der Russen bei Frankfurt gerade im Wege stehen; der Prinz kömmt immer darauf zurück; es ist, als ob das Heil Preußens davon abhinge.

Der König hatte schon wiederholt angedeutet, wenn die Russen wirklich auf Frankfurt oder auch auf Kroffen marschirten, werde sich Goltz von Glogau aus in ihrem Rücken auf ihre Verbindungen werfen, und ihre Magazine vernichten. Er selbst wollte in diesem Fall nach Sagan eilen und sehen, nach welcher Seite hin sich von dort aus ein entscheidender Schlag führen ließ. Endlich scheint er über so viel banale Weisheit doch einigermaßen die Geduld verloren zu haben; er antwortete — am 27. Juni —: „Es ist gewiß, daß in jedem Kriege, der mit gleichen Kräften geführt wird, Ihr System, als das sicherere, dem meinigen vorgezogen werden muß; aber das ist nicht der Fall, in dem wir uns befinden; wir haben (unsererseits) nur zwei Armeen, und wir haben deren viere gegen uns; in diesem (einen solchen) Fall nun, muß man sich nothwendiger Weise der einen (rasch) entledigen, um gegen eine andere eilen zu können, und vor allen Dingen die Zeit bemessen, damit die Armeen verdoppelt erscheinen können, da eine jede der unsrigen gegen zwei (feindliche) eintreten muß." (— Il est sûr, qu'en toute guerre qui se fait avec des forces égales, votre système, comme le plus sûr, doit être préféré au mien; mais ce n'est point le cas où nous nous trouvons: nous n'avons que deux armées et nous en avons quatre contre nous; or dans ce cas là il faut bien nécessairement se défaire d'une, pour pouvoir accourir à l'autre et principalement compasser le temps pour que les armées puissent paraître doubles, vu qu'il faut que chacune des nôtres agisse contre deux armées.)

Auch in diesen ablehnenden Worten wiederholt der König mittelbar die Lehre, daß die Kriegführung in jedem gegebenen Fall den allgemeinen obwaltenden Verhältnissen, dem Wesen, der geschichtlichen Bedeutung des betreffenden Krieges entsprechen müsse; daß demgemäß in einem Kriege, in dem nichts Großes auf dem Spiel steht, keine Veranlassung liege, viel zu wagen, daß aber ein Kampf, der gegen eine gewaltige, umfassende Uebermacht um das Dasein geführt wird, heroischen Entschluß mit Besonnenheit gepaart und heroische Thaten fordert.

Sobald der König mit Bestimmtheit erfahren hatte, daß die Russen ihren Marsch auf Militsch, folglich nach Schlesien richteten, verließ er (am 6. Juli) seine Stellung am Gebirge und bezog mit seinem Heer eine andere, die er bei Pilzen, unfern Schweidnitz wählte.

Ueber die Gründe, die ihn dazu bestimmten, sagt der König in seiner Geschichte dieses Krieges nur, der Heranmarsch der Russen habe diesen Wechsel nothwendig gemacht: „Man mußte die Armee eine Stellung nehmen lassen, in der sie, nicht an die besondere Vertheidigung einer Oertlichkeit gebunden, schnell dorthin eilen könne, wo es nöthig wurde, um dem Feinde zuvor zu kommen.“ (Il fallut quitter les montagnes et placer l'armée de façon que n'étant attachée à aucune défense particulière, elle pût se porter promptement où il serait nécessaire pour prévenir les ennemis.)

In demselben Sinn schrieb er dem Bruder eben am 6. noch aus Kunzendorf: „Ich sehe, daß ich es mit Laudon und O'Donell zu thun bekommen werde; ich werde zaudern (je temporiserai), so lange ich mit Sicherheit kann, wenn die Sache aber gar zu ernst wird (si cela devient trop sérieux), werde ich alle meine Streitkräfte zusammenziehen und den anfallen, von dem ich glauben kann, daß er am leichtesten zu schlagen sei.“

Ernstlich denkt der König aber dabei nur an Laudon oder O'Donell, denn er sagt uns in der Geschichte des Feldzugs gerade in Beziehung auf diesen Augenblick und die Wahl der Stellung bei Pilzen, sein zu eben dieser Zeit entworfener Plan sei gewesen, sich zwischen den Oesterreichern und den Russen zu halten, um ihre Vereinigung zu verhindern, sich mit den Oesterreichern zu schlagen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu ergab, den Russen gegenüber aber streng auf der Vertheidigung zu bleiben.

Einen Augenblick glaubte der König, O'Donell werde von Zittau auf Liegnitz heranrücken, bald aber erfuhr er, daß dieser General durch Böhmen zur Vereinigung mit Laudon heranmarschire, und berechnete, daß er etwa am 14. über Trautenau in die Ebene herabsteigen könne. Zweifelhaft aber erschien, ob die Russen suchen würden, unterhalb oder oberhalb Breslau über die Oder zu gehen, und ob die Oesterreicher dementsprechend über Trautenau aus dem Gebirge hervorbrechen oder sich nach Münsterberg und Strehlen wenden würden. Zu einem entschlossenen Angriff auf das verstärkte Heer Laudons achtete der König die Streitkräfte, die er eben zur Hand hatte, namentlich die Reiterei, nicht hinreichend. Zieten erhielt, wie schon gesagt, am 10. Juli den Befehl, sein Korps zu theilen. Die Truppen, mit denen Goltz zuerst entsendet worden

war, sollten unter dem General Knobloch vor Breslau stehen bleiben, um diesen Ort zu schützen; Zieten selbst wurde angewiesen, vorläufig auf dem linken Ufer der Oder bei Breslau weiterer Befehle gewärtig zu sein. „Sehe Ich alsdann, daß Ihr mir hier ohnumgänglich nöthig seid", schrieb ihm der König, „so könnet Ihr an einem Tage hierher zu Mir stoßen; sehe Ich aber, daß Ihr Mir noch nicht so nöthig seid, so könnet Ihr auf der Seite noch stehen bleiben und Breslau decken, so lange es die Umstände noch leiden werden."

Bald darauf jedoch verkündeten die Nachrichten, die der König erhielt, mit einer gewissen Bestimmtheit, daß Laudon die Vereinigung mit den Russen in Oberschlesien suchen, Daun dagegen über Görlitz und Liegnitz auf Breslau vorrücken werde. König Friedrich beschloß darauf, diese Vereinigung dort, wo sie gesucht wurde, zu verhindern und Zieten an sich zu ziehen, um dazu stark genug zu sein, und wenn sich dann der Feldmarschall Daun wirklich nach Schlesien wendete, sollte auch der Prinz Heinrich nur Hülsen in Sachsen zurücklassen und über Sagan herbeieilen; er sollte Breslau decken, bis der König aus Oberschlesien zurückkehren konnte. „Ich werde mich beeilen müssen, die Dinge in Oberschlesien zur Entscheidung zu bringen, um Sie verstärken und Niederschlesien zu Hülfe kommen zu können" (ces circonstances me font voir, qu'il faudra que je me hâte de décider les affaires dans la Haute-Silésie pour être à portée de vous renforcer et de secourir la Basse-Silésie), sagt der König am Schluß seines Briefes vom 12. Juli.

General Knobloch erhielt unter demselben Tage die Weisung, sich vor Breslau auf dem rechten Ufer zu verschanzen und da stehen zu bleiben, bis er die Gewißheit habe, daß die Russen sich nach Oberschlesien gewendet hätten. Dann soll er auf das linke Oder-Ufer herüberkommen und mit dem Prinzen Heinrich in Verbindung bleiben, um zu ihm stoßen zu können, falls er veranlaßt wäre, nach Schlesien zu kommen. „Wollen es die Konjunkturen zugeben, und können sie es zuwege bringen, dann das Lager an dem Zobtenberge zu nehmen, so ist wohl kein besseres Lager als dieses." — Die eigentliche Aufgabe des General Knobloch sowohl als des Prinzen Heinrich sei alsdann, die Stadt Breslau zu decken und dem König dadurch die nöthige Zeit zu verschaffen, daß Seine Majestät „Dero Operations in Oberschlesien ausführen können, damit, wann Höchstdieselben demnächst aus nurgedachten

Oberschlesien zurückkommen, sie alsdann zu ihnen beiden stoßen und darauf mit der ganzen Macht dem Feinde auf den Hals gehen können."

Dem Prinzen Heinrich mißfielen diese Anordnungen auf das alleräußerste; er schrieb darüber (16. Juli) in höchst gereiztem Ton, der König gehe von Voraussetzungen aus, von deren Unmöglichkeit er, der Prinz, sich verpflichtet halte, ihn zu benachrichtigen (— vous faites plusieurs suppositions sur l'impossibilité desquelles je me crois obligé de vous prévenir). Jedenfalls erst nach einiger Zeit von dem Aufbruch des Feindes unterrichtet, werde er nicht verhindern können, daß der Feldmarschall Daun ihm ein paar Märsche abgewinne; ein Tag werde dann auch noch darüber hingehen, das Proviantfuhrwesen in Torgau zu versammeln und mit einem Mehlvorrath zu beladen; — und wenn er auch gleichzeitig mit dem Feldmarschall Daun aufbrechen könnte, habe dieser doch den kürzeren Weg zurückzulegen nnd werde vor ihm an der Katzbach eingetroffen sein, so daß er seinerseits weder nach Breslau noch nach Schweidnitz werde durchdringen können, besonders wenn die Russen mit ihrer Armee jenseits der Oder stünden und ihm auch diesen Weg versperrten (principalement si les Russes sont au-delà de l'Oder avec leur armée, ce qui me coupe encore ce chemin là). — „Ich werde nicht einmal stark genug sein, dem einen oder dem anderen dieser Feinde gegenüber zu manövriren, da ich alsdann nur ein Detachement haben werde: das Detachement, das Sie bei Breslau ließen, wäre mir von gar keinem Nutzen, da es nicht zu mir stoßen könnte. Damit ich es benützen und eine Armee mit dem verstärken könnte, was ich herbeiführe (pour que je puisse m'en servir et renforcer une armée avec ce que j'amène), müßte dieses Detachement bei Glogau stehen, dann könnte ich es zu mir heranziehen und versuchen, das Defilee der Katzbach zu überschreiten, was in diesem Augenblick unthunlich ist; ich hoffe, daß ich mich nicht in dieser Lage befinden werde, in der ich gar keine Möglichkeit vor mir hätte, von Nutzen zu sein, dagegen mit 20 Bataillonen der Armee des Feldmarschalls Daun gegenüber genöthigt wäre, zu fliehen oder meine Truppen durch die überlegene Zahl vernichten zu lassen (j'espère que je ne me trouverai pas dans cette situation, où je n'aurais aucune possibilité devant moi d'être utile, tandis que je me trouverais vis-à-vis de l'armée du Maréchal Daun,

obligé de fuir ou de laisser écraser les troupes par la supériorité du nombre)."

Auf das vollständigste vergißt hier der Prinz den ganzen Apparat seiner eigenen Kriegskunst; er vergißt, daß es „unangreifbare Stellungen" giebt; daß selbst ein kleines Korps, wenn es nur „gute Posten zu wählen" — „geschickt auszuweichen" — „gut zu manövriren" weiß, auch einen übermächtigen Feind „ohne Gefahr" — „lange Zeit aufhalten kann"; er vergißt das, obgleich er aus einer mehrjährigen Erfahrung wußte, daß Daun zwar in mancher Beziehung ein achtungswerther Gegner, aber doch nicht eigentlich „vif et entreprenant" war.

Mit einer gewissen Gesuchtheit bezeichnet er die Truppen, die er nach Schlesien führen könnte, als ein „Detachement", um anzudeuten, nur wenn er damit in Schlesien zu einer „Armee" stoßen könnte, die er dort vorfände, hätten die Pläne des Königs einen Sinn. — Die Möglichkeit, von Sagan aus in rascheren Märschen, als Daun zu machen pflegte, nach Steinau zu eilen, dort über die Oder, auf dem rechten Ufer nach Breslau zu gehen, und von dort aus mit Knobloch vereinigt, vielleicht noch zu rechter Zeit die Stellung am Zobtenberge zu erreichen, entgeht ihm nicht; aber er gedenkt ihrer nur, um sie in eigenthümlicher Weise zu beseitigen: er nimmt an, dieser Weg sei ihm durch die russische Armee gesperrt. Dabei ließ er, und wohl absichtlich, die Hauptsache unbeachtet —: den Umstand nämlich, daß der Plan des Königs überhaupt nur für den Fall entworfen war, daß die Russen weiter, an Breslau vorüber nach Oberschlesien zogen, um dort die Vereinigung mit Laudon zu suchen. —

Der König antwortete darauf (20. Juli) mit einer gewissen Milde, die eigentlich nicht für schmeichelhaft gelten konnte: „Da die Russen nach Oberschlesien gehen, und Laudon nach Frankenstein marschirt, sehen Sie wohl, wie wenig alle (Ihre) Einwendungen zutreffen würden, selbst wenn Daun nach Schlesien käme, es ist leicht, sich die Dinge als unmöglich vorzustellen und sich (in der Idee) allerhand Hindernisse vorzubilden; wenn man aber zur That schreitet, findet man oft erleichternde Umstände, die man nicht erwartet hatte (il est facile, de se représenter les choses comme impossibles et de se former toutes sortes d'obstacles; mais quand on entre en action, on trouve bien des facilités auxquelles on ne s'attendait pas). — Uebrigens, fügt der

König zum Schluß beruhigend hinzu, sei von allen diesen Dingen nicht die Rede, da Daun, wie sich nun erweise, in Sachsen bleibe.

Laudon war inzwischen durch die Truppen verstärkt worden, die so lange bei Zittau gestanden hatten. Die Feindseligkeiten, die unter den österreichischen Generalen herrschten, hatten sich aber auch bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt. Daß O'Donell und der Feldzeugmeister Sincere, der sich bei seinem Korps befand, als im Range ältere Generale nicht unter Laudon dienen wollten, war im militärischen Herkommen begründet, — sie wollten ihm aber auch die Truppen unter ihren Befehlen nicht einmal zuführen, ihm nicht persönlich den Befehl übergeben. Beide kehrten schon aus Zittau in Dauns Hauptquartier zurück; ein jüngerer General, Feldmarschall-Lieutenant O'Kelly, mußte die Truppen durch Böhmen zu Laudons Armee führen.

Diese bestand nun, nach der von Tielke mitgetheilten Ordre de Bataille, aus 12 Grenadier- uud 59 Musketier-Bataillonen, 19 Regimentern deutscher Reiterei und 20 Kompagnien Karabiniers und Grenadiere zu Pferde, was 60 000 Mann betragen haben müßte, wenn auch die Bataillone im Durchschnitt nur 600 Mann ein jedes stark gewesen wären; nach den Angaben über einzelne Regimenter, die sich hin und wieder finden, waren sie aber nicht unerheblich stärker. Nach einem Brief des General D'Ayasassa an Daun hätte diese Armee sogar 70 000 Mann Linientruppen gezählt, was vielleicht um etwas übertrieben ist. — Dazu kommen dann jedenfalls noch etwas mehr als 12 000 Mann Kroaten und Husaren.

Die Russen erreichten am 19. Juli Polnisch-Wartenberg; ihre Vortruppen kamen sogar an diesem Tage nach Namslau. Nun war es in jeder Beziehung auch für Laudon Zeit, seine Operationen zu beginnen. Er brach am 19. aus dem Lager bei Dittersbach auf und marschirte — in seiner Linken durch leichte Truppen gedeckt, die an der Ostseite des Eulengebirges, über Stein-Seiffersdorf, Langen-Bielau, Weigelsdorf dahin zogen — durch das Glatzische. Seine Kolonnen stiegen durch die Päße von Silberberg und Wartha in die Ebene hinab und erreichten am 20. Baumgarten in der Nähe von Frankenstein. Wie Arneth versichert,

rechnete Laudon darauf, in drei Tagen die Oder zu erreichen. Leichte Truppen gingen voraus, Oppeln zu besetzen, wo die Vereinigung mit den Russen bewirkt werden sollte.

Die Richtung dieses Marsches verrieth dem König von Preußen, sobald sie ihm bekannt war, die Absichten seiner Gegner. Daß der Entschluß des Königs für den Fall, der jetzt vorlag, zum voraus gefaßt war, läßt sich aus seinem Briefwechsel wohl entnehmen. Er brach ohne Zögern schon am 21. auf, und ein starker Marsch von $4^1/_2$ Meilen brachte ihn über Nimptsch hinaus auf die Höhen bei Siegroth an der Kleinen Lohe. Laudon soll noch an demselben Tage erfahren haben, daß der Marsch der Preußen auf Nimptsch gehe; so erzählt Janko, und es ist wahrscheinlich. Die zahlreichen Kroaten und Husaren, die Laudon im Felde hatte, müßten sehr unaufmerksam gewesen sein, wenn sie diesen Marsch und dessen Richtung nicht wahrgenommen hätten. Für den österreichischen Feldherrn handelte es sich nun zunächst darum, der preußischen Armee den Weg nach Neiße zu vertreten. Münsterberg wäre von Baumgarten aus gar wohl in einem Tage zu erreichen gewesen, und wie man denken sollte, hätte Laudon seinen Marsch ungesäumt dorthin richten müssen, auch wenn er garnichts von den Bewegungen der Preußen erfuhr. Aber für jemanden, der die Oder in drei Tagen erreichen wollte, bewegte er sich etwas langsam. Er scheint erst zu einer späten Stunde aufgebrochen zu sein; jedenfalls machte er an diesem Tage nur einen kleinen Marsch von kaum einer Meile, bis nach Stolz jenseits Frankenstein, und hier lagerte er in solcher Weise, daß Münsterberg in der Verlängerung seiner rechten Flanke lag.

Am 22. Juli freilich wollte Laudon auf den Höhen bei Groß-Nossen unweit Münsterberg Stellung nehmen und sendete seine Fourierschützen unter leichter Bedeckung voraus, dort das Lager abzustecken: ein Umstand, der beweist, wie wenig er darauf gefaßt war, hier auf den Feind zu stoßen. Mehrere Regimenter hatten sogar ihre Bagage, einige Generale ihre Equipagen vorausgeschickt, was dann alles Beute der preußischen Husaren wurde. Laudon soll widersprechende Berichte von seinen Vorposten erhalten und geglaubt haben, das preußische Heer habe die Richtung nach Grottkau genommen.

Der König Friedrich aber hatte beschlossen, durch einen zweiten Gewaltmarsch an Münsterberg vorbei Groß-Carlowitz in der Nähe von

Neiße zu erreichen. Von Kloster Heinrichau an wurde sein Marsch zur Rechten begleitet und beobachtet von den feindlichen leichten Truppen unter dem General Brentano; seine Kolonnen wurden auch von Artillerie beschossen, doch ohne Wirkung. Auf den Höhen von Groß-Nossen wurden die österreichischen Fourierschützen zu Gefangenen gemacht, das Gepäck erbeutet — und von hier gewahrte man in der Entfernung auf den Höhen bei Bärwalde den rechten Flügel der Oesterreicher, den man für die Spitze ihrer Kolonnen hielt. Die preußische Armee, um 3 Uhr früh aufgebrochen, hatte bereits einen Marsch von drittehalb Meilen zurückgelegt, Laudon dagegen hatte sich noch nicht in Bewegung gesetzt. Er mochte glauben, es habe keine Eile, denn der Marsch nach den Höhen bei Groß-Nossen wäre in der That kaum mehr als eine Veränderung seiner Stellung gewesen.

Oesterreichischen Quellen zufolge herrschte in der Armee eine gewisse, wie Cogniazzo sagt, eine „nicht geringe" Verwirrung. Man war überrascht, sich in solcher Nähe umgangen zu sehen. Laudon besorgte, in Flanke und Rücken angegriffen zu werden; er ließ seinen rechten Flügel eine Schwenkung rechts-rückwärts ausführen und zog das Reservekorps vor, um diese Bewegung zu decken. Zaudern und Schwanken, unsichere Bewegungen bald vorwärts, bald rückwärts, war auch der König im österreichischen Heer gewahr geworden, doch erwartete er, von Laudon angegriffen zu werden, und ließ deshalb seine Armee auf den Höhen bei Groß-Nossen Stellung nehmen. Aber Laudon war nur darauf bedacht, sich selbst dem Angriff zu entziehen, und wich nach Ober-Pomsdorf bei Patschkau zurück.

Als er aus dem Gesichtskreis der Preußen verschwunden war, soll der König geglaubt haben, er wolle ihm an der Neiße entlang bei Woitz zuvorkommen. Infolge dessen mußte auch die preußische Armee wieder aufbrechen und den Marsch fortsetzen, bis das ursprüngliche Ziel erreicht war. Sie lagerte am Abend zwischen Groß-Carlowitz und Stephansdorf.

Der Tag ist merkwürdig wegen der Ereignisse, die er brachte, und der Art wegen, wie diese Ereignisse beurtheilt worden sind. Laudon hatte wiederholt angekündigt, er werde den König zur Schlacht zwingen, wenn dieser ihm den Weg zur Vereinigung mit den Russen vertreten wollte. Hier war nun die Schlacht ohne allen Zwang geboten und

erwartet; Laudon hatte, nach allen österreichischen Quellen, aller Entsendungen ungeachtet, reichlich 60 000 Mann unter seinen Fahnen und war dem König, der nur 32 000 Mann unmittelbar mit sich führte, fast um das Doppelte überlegen — und dennoch wich er nach Patschkau zurück! — Es ist eben ein gar weiter Weg von dem Gedanken zur That, und wenn die Dinge wirklich werden, Entschluß und That im rasch vorübereilenden Augenblick von uns fordern, erscheinen sie uns nicht selten anders, als wenn sie uns als fernliegende Möglichkeiten vorschweben.

Daß Laudon hier — man darf wohl sagen scheu — zurückwich, könnte doppelt seltsam erscheinen, wenn man erwägt, daß die Vereinigung mit den Russen, die damit wenigstens auf mehrere Wochen aufgegeben wurde, doch nur die Einleitung zu dem eigentlichen Feldzug war, der dann erst beginnen sollte, wenn sie gelungen wäre, und wenn man sich dann erinnert, wie weit der Sommer bereits vorgerückt war. Wurde die Vereinigung abermals um Wochen verspätet, wie viele Zeit blieb dann noch übrig für den eigentlichen Feldzug, für die Belagerungen, die man im Sinn hatte? — Und wie schwierig waren nicht alle Unterhandlungen mit den russischen Generalen! — Wie bedenklich, ihnen neue, ganz veränderte Pläne vorzulegen, von ihnen zu fordern, daß sie ganz wo anders hinmarschiren sollten, als verabredet war, — anscheinend bloß weil man selbst nichts wagen wollte!

Das Urtheil, das Zeitgenossen und Epigonen über die Ereignisse dieses Tages gefällt haben, entspricht natürlich im Allgemeinen ganz der Ansicht, die einen bloß durch Manöver, ohne Waffengang und Entscheidung gewonnenen Vortheil für einen endgültigen, abschließenden Erfolg halten will. Es ist für die damalige Kritik eine ausgemachte Sache, daß Laudons Vereinigung mit den Russen in Oberschlesien durch das „kühne und schöne Manöver" des Königs ein für allemal unmöglich gemacht war; in dem Grade eine ausgemachte Sache, daß die Frage, was sich denn ergeben konnte oder mußte, wenn der Oesterreicher an dieser Stelle die taktische Entscheidung herausforderte, garnicht erörtert wird. Daß er das thun konnte, liegt ganz außerhalb des Gesichtskreises dieser Theorie, daß er es nicht that, ist ihr so entschieden selbstverständlich, daß es gar keiner Erklärung bedarf. Ebenso wird als selbstverständlich angenommen, daß die Vereinigung der österreichischen und der russischen Armee endgültig gesichert, des Königs Gegenmanöver gescheitert war,

wenn es dem Feldzeugmeister Laudon glückte, die Höhen bei Groß-Noſſen vor ihm zu erreichen. Trotz aller Lehren, die in Friedrichs Feldzügen liegen, giebt es für dieſe Kritik auch die Möglichkeit nicht, daß er in dieſem Fall zu einem „ſo unſicheren und gewagten Mittel“, wie eine Schlacht iſt, hätte greifen können, um ſeinen Zweck zu erreichen.

Tempelhof nennt den Marſch des Königs „ein Meiſterſtück“, das der Nachwelt „die Fertigkeit der preußiſchen Armee in ſchnellen und geſchickten Bewegungen aufs deutlichſte vor Augen legt“; er ſpricht mit Ueberzeugung aus, daß der König „durch dieſen kühnen, glücklichen, aber auch gewagten Marſch, der den größten General, den größten Mann, mit einem Wort den König vollkommen charakteriſirt“, den Feldzugsplan ſeiner Gegner „völlig über den Haufen geworfen“ habe.

Cogniazzo ſagt: „Ob nun zwar unſre Armee bei obgedachtem Vorgang keinen Echec erlitten hatte, ſo war es doch etwas dem Aehnliches, und ein höchſt verdrießlicher Umſtand, durch dieſes einzige feindliche Manöver gleich zu Anfang des Feldzugs unſre Kriegsoperationen ſcheitern zu ſehen.“ — Das alſo war geſchehen.

Auch als von beiden Seiten meiſterhaft geführt — gleich dem viel beſprochenen Feldzug, in dem Turenne und Montecuccoli 1674 gegen einander manövrirten — iſt dieſer Feldzug beſprochen worden. So namentlich von Retzow, der dabei Laudon auf Koſten des Königs in das günſtigſte Licht zu ſtellen ſucht. Laudons Abſicht war, ſagt dieſer Kunſtrichter, den König von Neiße abzuſchneiden: „glückte dies, ſo war der Endzweck, den Ruſſen, die unweit Oppeln über die Oder ſetzen ſollten, die Hand zu bieten, erreicht.“ (Daß der König dann die Sache ohne weiteres verloren gab, iſt auch für Retzow ſelbſtverſtändlich.) — „Laudon benahm ſich dabei ſo geſchickt — — daß er das Ziel ſeines Wunſches erreicht haben würde“, wenn ihn nicht ungenaue Meldungen der Vorpoſten irre führten.

Noch „geſchickter“ wäre es jedenfalls geweſen, wenn Laudon die Höhen bei Groß-Noſſen ſchon den Tag zuvor beſetzte, wie er gar wohl konnte, wenn ihm das nöthig ſchien. Der Ausdruck „geſchickt“ iſt aber überhaupt charakteriſtiſch; es liegt dabei der Gedanke im Hintergrunde, daß es im Kriege nach großem Maßſtabe auf eine gewiſſe Taſchenſpieler- — léger de main — Geſchicklichkeit ankomme.

Weiter erzählt dann Retzow, die Höhen bei Groß-Noſſen waren

für beide Parteien von der höchsten Wichtigkeit; wer sie zuerst erreichte, durfte „auf den besten Erfolg seiner Unternehmung rechnen;" — „durch eine äußerst gewagte, jedoch meisterhaft ausgeführte schnelle Bewegung" erreichte Friedrich II. diese Höhen vor den Oesterreichern; daß Laudon darauf seinen Plan als gescheitert ansehen und sich darein ergeben mußte, ist wieder auch für Retzow selbstverständlich.

Laudon ist überhaupt nur deshalb getadelt worden, daß er sich nicht thätiger erwiesen hatte, seinen Gegner von Neiße abzuschneiden, niemals weil er gar nicht daran dachte, von dem Manöver an die Waffenentscheidung zu appelliren. Dagegen haben sich einzelne Stimmen zu einer Art von Halbtadel gegen Friedrich II. erhoben und gemeint, er hätte die Verwirrung benützen sollen, die in der österreichischen Armee herrschte; er hätte sie angreifen sollen. Sehr belehrend ist nun in Beziehung auf den Geist der damaligen Theorie und Kritik die Art, in der ein Mann von großer Autorität, nämlich Tempelhof, diesen Tadel mit großartiger Verachtung zurückweist.

Er sagt, wenn der König seinen Gegner im Besitz der verhängnißvollen Höhen vorgefunden hätte, würde er ihn „vielleicht" angegriffen haben, und beiläufig bemerkt, ist Tempelhof der einzige unter den Zeitgenossen, der sich zweifelnd und etwas schüchtern zu dieser Vermuthung erhebt; aber nun, da der „Zweck", die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu verhindern, ohne Schlacht erreicht war, welchen Grund hätte da Friedrich der Große noch haben können, seinen Gegner anzugreifen? — Gar keinen! antwortet Tempelhof, denn „eine Schlacht liefert man nicht, um bloß zu schlagen; man muß überwiegende Gründe dazu, und einen großen, ohne Schlacht schlechterdings nicht zu erreichenden Zweck vor Augen haben." — Dann müsse man auch nach genauer Erwägung aller Vortheile und Nachtheile, der Oertlichkeit sowohl als aller anderen Umstände eine „große Wahrscheinlichkeit" des Sieges für sich haben. Tempelhof fügt dann noch einiges hinzu, das ihn nahe an Konklusionen leitet, die sonst ihm und dieser ganzen strategischen Schule fern liegen, und endlich dazu führen müßte, den Satz zu verwerfen, von dem er ausgeht, den Satz nämlich, daß man eine Schlacht nicht schlägt, um zu schlagen. Aber er geht denn doch an diesen Folgerungen vorüber, ohne sie gewahr zu werden, ohne zu dem Bewußtsein zu kommen, zu welchem letzten Schluß der Weg führen muß, den er eingeschlagen hat. „Dies

ist noch nicht genug", so lauten diese Sätze Tempelhofs, „man muß auch überzeugt sein, daß der Sieg entscheidend und die Schlacht nicht bloß ein Opfer sein wird, das man den Göttern der Unterwelt bringt." — „Das Entscheidende einer Schlacht hängt aber vorzüglich von der Gegend ab, in der sie geliefert wird. Ist der Feind weit von seinen Festungen, weit von seinen Magazinen vorgerückt und muß seinen Rückzug durch ein Land nehmen, wo er keine haltbaren Posten findet, und die ihm auf dem Fuße nachfolgenden Korps Gelegenheit finden, ihn unaufhörlich zu beunruhigen; so zeigen sich die Wirkungen eines Sieges in ihrer völligen Stärke. Hat er aber hinter sich gleich ein Gebirge, ist im Besitz der Pässe und Eingänge, so wird gewöhnlich der Sieg keine andere Wirkung haben, als daß er mit seinen Entwürfen auf eine kurze Zeit (!) scheitert und von einigen Unternehmungen abgehalten wird, die er darum doch nicht ganz aufgiebt, sondern nur auf bessere Mittel denkt, und einen bequemeren Zeitpunkt abwartet, sie mit Sicherheit auszuführen."

Tempelhof streift hier an die Vorstellung, daß die größere oder geringere Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte durch eine Schlacht und ihre unmittelbaren Folgen wohl eine gewisse Bedeutung habe, was die strategische Schule, der er angehört, keineswegs durchgehend anzuerkennen geneigt ist. Aber wie unklar, wie nebelhaft und ungreifbar schwebt ihm dieser Gedanke vor. Die Unklarheit zeigt sich schon darin, daß er das „Entscheidende einer Schlacht" nicht in der größeren oder geringeren Vollständigkeit des taktischen Erfolgs im Kampfe selbst sieht, sondern ausschließlich in der Gegend, in der die Schlacht geliefert wird, und seine Vorstellungen von dem Ungemach, welches die ungünstige geographische Lage des Schlachtfeldes für den Besiegten zur Folge haben kann, reichen dann auch nicht weiter als bis zu einer fortwährenden Beunruhigung auf dem Rückzuge. Da nun nebenher auch die seltsame Vorstellung ihr Recht behauptet, daß eine verlorene Schlacht eigentlich gar nichts auf sich habe, daß sie auf Haltung und Tüchtigkeit der geschlagenen Armee gar keinen Einfluß übe, vermag Tempelhof natürlich nicht zu der Einsicht zu kommen, daß man eine Schlacht gar wohl um ihrer selbst, um des Sieges willen liefern könne; er muß vielmehr bei dem gerade entgegengesetzten Satz anlangen, den Retzow, wie wir gesehen haben, geradezu ausspricht; bei dem Satze nämlich, daß man wirkliche und bleibende Erfolge nicht durch Siege, sondern eigentlich nur durch Manöver erlange.

Es befremdet immer von neuem, daß der menschliche Geist über Theorien, in die er sich hinein studirt und hinein gelebt hat, das wirkliche Wesen der Dinge so ganz und gar aus dem Auge verlieren und verkennen kann.

Was die Sache selbst anbetrifft, scheint es allerdings, als habe hier ein bedeutender Erfolg, ein Erfolg, den der König suchte, für ihn in erreichbarer Nähe gelegen; aber es frägt sich, in wiefern die Gunst des Augenblicks sichtbar wurde; es frägt sich ferner, in wiefern die Mittel, den fliehenden Augenblick zu nützen, wirklich zur Hand waren. In wiefern ließ sich die Verwirrung übersehen, die in der österreichischen Armee eingerissen war? — Und dann! die damalige Taktik wußte nicht unmittelbar aus der Marschordnung zum Angriff überzugehen, ohne die Armee vorher in Schlachtordnung aufmarschiren zu lassen. Die preußische Armee traf, durch die Engpässe an der Ohlau aufgehalten, nur nach und nach auf den Höhen bei Nossen ein. Als sie hier in Schlachtordnung aufmarschirt stand, war der günstige Augenblick vielleicht bereits vorüber, die österreichische Armee vielleicht bereits aus dem Gesichtskreis des Königs verschwunden. Das ist sogar wahrscheinlich, wie wäre sonst der König auf den Gedanken gekommen, daß Laudons Armee im Marsch auf Woitz begriffen sein könnte. Zu ermitteln, wie weit sie auf diesem Wege bereits gekommen sein mochte, hätte jedenfalls Zeit erfordert. Wohin sollte nun der König seinen Angriff richten? Er konnte besorgen, einen Stoß in das Leere zu thun, während der Feind ihm bei Woitz zuvorkam. Solche Gedanken konnten ihn auf den Höhen bei Nossen beschäftigen. Inwiefern sie wirklich an seinem Geist vorübergegangen sind, ist nicht bekannt geworden; wir wissen nur, daß er Laudon im Marsch nach Woitz glaubte.

Friedrich II. erwartete, auf den Höhen von Nossen angegriffen zu werden; die Zeitgenossen urtheilten anders, wie wir bereits erwähnt haben, und sehen es als selbstverständlich an, daß Laudon sich durch das Manöver der Preußen überwunden gab, nachdem er einmal versäumt hatte, sie von Neiße abzuschneiden. Nur eine Stimme erhob sich aus der zahlreichen Gruppe der Feinde und Neider Laudons, um ihn in einem anderen Sinn zu tadeln. Das war freilich die feindseligste von allen — die Stimme Lacys. Dieser General äußert sich in einem Brief an Daun auch diesmal, wie immer, sarkastisch über Laudon, über dessen Beschützer Kaunitz und über die Ereignisse in Schlesien. Der König von Preußen,

meint er, werde die Vortheile nützen, die ihm die Festung Neiße gewähre, und hin und her, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Ufer des Neißeflusses manövriren. Er selbst wisse nicht zu sagen, wie die Vorräthe nach Schurgast an der Oder zu schaffen wären, welche die Russen dort vorzufinden erwarteten; „eine tüchtige und glückliche Schlacht würde vieles erleichtern und alle Schwierigkeiten beseitigen“ (une bonne et heureuse bataille faciliterait bien des choses et leverait tous les inconvenients). Wenn man aber nicht entschlossen sei, sie zu liefern, werde der Feldzug ohne Ergebniß verlaufen. Wäre er der Erwählte des Ministers, erklärt Lacy nicht ohne Ruhmredigkeit, er hätte zum voraus auf alle Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, dann aber, wenn er einmal die Hand an das Werk gelegt hätte, wäre er entschlossen nur noch mit dem Gedanken beschäftigt gewesen, alle Hindernisse zu überwinden und die Bahn bis an das Ende zu durchmessen. In diesem Fall sei nun Laudon; es sei ein Gegenstand der Verwunderung (assez surprenant), ihn im Augenblick der Ausführung schwanken zu sehen, in Beziehung auf das, was das eigentliche Wesen seines Auftrags sei (de le voir, au moment de l'exécution, balancer sur ce qui fait l'objet essentiel de sa commission). „Er hat die überlegene Macht in Händen, an ihm ist es folglich, mit erhobenem Haupt einher zu schreiten.“ (Il a les forces majeures en main, c'est à lui par conséquent à marcher tête levée.)

Wir dürfen aber aus diesen großartigen und kühnen Worten keineswegs folgern, daß sich Lacy zu einer unbefangeneren und weiter reichenden Ansicht vom Wesen des Kriegs und der Kriegführung erhoben habe als etwa Tempelhof oder Retzow. Im Gegentheil; hier spricht aus ihm nur die feindselige Gesinnung gegen Laudon, im Uebrigen war er in den zur Zeit herrschenden Ansichten von Kriegführung befangen wie kaum ein Anderer; er erwies sich sogar weit weniger noch unternehmend und entschlossen wie mancher Andere, der sich in der Theorie auch nicht zu einem freieren Standpunkt erhoben hatte, bei dem aber das Talent, überall Schwierigkeiten zu sehen, nicht in demselben Grade entwickelt war, und den im Augenblick des Entschlusses ein kühnerer Instinkt zu Thaten trieb. Was er wirklich gethan hätte, wenn er mit dem Heerbefehl in Schlesien betraut war, geht schon aus der Andeutung hervor, daß er an Laudons Stelle vor allem dem Staatskanzler Kaunitz und dem Hof gegenüber

alle Schwierigkeiten geltend gemacht haben würde, die den vom Hof aus vorgeschriebenen Operationsplan in seinen Augen zu einem eigentlich so gut wie hoffnungslosen machten.

Einige Bemerkungen gleichzeitiger Kritiker führen dann auch auf die Frage, was wohl geschehen wäre, wenn es Laudon glückte, den Preußen in der Besetzung der Höhen bei Groß-Rossen etwa um einige Stunden zuvor zu kommen. Ganz gewiß hätte Friedrich der Große nicht die Partie sofort als verloren angesehen und sich darein ergeben, wenn er den Feind da vorfand. Es lag für ihn keineswegs außer aller Möglichkeit, eine Schlacht zu liefern, ohne sich die Sache vierundzwanzig Stunden vorher überlegt zu haben, das hatte man bei Roßbach und bei Liegnitz gesehen. Höchst wahrscheinlich hätte er hier die Oesterreicher ohne Säumen angegriffen, und es ist ganz und gar nicht unwahrscheinlich, daß er gesiegt hätte. Cogniazzo meint, wenn Laudon, bei Zeiten von dem Marsch der preußischen Armee unterrichtet, noch in der Nacht „rechts abmarschirte" und die viel besprochenen Höhen besetzte, hätte er da „mit Tagesanbruch" den König empfangen können, wie der König ihn das Jahr zuvor bei Liegnitz empfangen hatte. Wir können dem aber nicht beistimmen. Der König war um 3 Uhr früh von Siegroth aufgebrochen; die Sonne geht unter dem betreffenden Breitengrade am 22. Juli um $4^h\ 12'$ auf; die preußische Armee hatte also ihren Marsch mit der beginnenden Morgendämmerung angetreten und zog dem Tag entgegen, und es war seit einer Reihe von Stunden hoher Tag, als sie sich den Höhen bei Groß-Rossen näherte, ihre Kolonnen wurden ja auch unterwegs von Heinrichau an von Brentanos Artillerie kanonirt; Laudon hätte nicht im Lauf der Nacht von einem Marsch erfahren können, der erst gegen Anbruch des Tages angetreten wurde; der König wäre nicht, wie Laudon bei Liegnitz, noch im Dunkel der Nacht in der unmittelbaren Nähe des Feindes eingetroffen; er marschirte auch nicht, wie Laudon bei Liegnitz, ohne Avantgarde und konnte daher auch nicht wie dieser unversehens und unvorbereitet auf den Feind stoßen.

Der König von Preußen veränderte am 23. Juli seine Stellung; er lagerte mit dem rechten Flügel an Giesmansdorf, mit dem linken gegen Woitz. — General Zieten hatte auch am 20. von Breslau aufbrechen

und der Hauptarmee zur Seite an der Oder aufwärts vorrücken müssen gegen die Neiße, die er am 23. bei Löwen überschritt, um bei Falkenberg zu lagern; am folgenden Tage jedoch ging er, auf die falsche Nachricht hin, daß die Russen bei Ohlau über die Oder gehen wollten, wieder über die Neiße zurück nach Michelau. General Knobloch war ihm bis Löwen gefolgt, mußte sich dann aber infolge der eben erwähnten falschen Nachricht wieder nach Brieg zurückwenden.

Für Laudon war nun eine sehr unerfreuliche Zeit gekommen. Er sendete seinen Freund, den Feldmarschall-Lieutenant Caramelli, natürlich auf weiten und dennoch nicht gefahrlosen Umwegen in das russische Hauptquartier mit neuen Vorschlägen, denen zufolge die Vereinigung der beiderseitigen Heere in Niederschlesien bewirkt werden sollte. Die Russen sollten bei Leubus über die Oder gehen, zur Vereinigung bei Liegnitz und Jauer. Ob die Russen diese Vorschläge annehmen würden, war jedenfalls nicht ganz gewiß; ihnen vor der Zeit dorthin entgegen zu gehen, hätte zu nichts genützt und nur die Absicht verrathen; was aber General Laudon inzwischen Zweckmäßiges vornehmen konnte — da er einmal den Ansichten der Zeit getreu, den Entscheidungskampf mit der preußischen Armee nicht suchen wollte — oder womit er, wie man es auch wohl nennen könnte, die Zeit hinbringen sollte, ist nicht leicht zu sagen.

Er entsendete am 24. ein Infanterie-Regiment und etwas deutsche Reiterei, den General Bethlen zu verstärken, der mit einem leichten Korps in der Gegend von Neustadt in Oberschlesien stand; am 27. mußten weitere 2 Infanterie- und 1 Dragoner-Regiment unter dem Grafen Draskowicz eben dorthin aufbrechen, und zu demselben Zweck. Die Absicht war, theils die Magazine im österreichischen Oberschlesien zu decken, theils, wie hinzugefügt wird, den König glauben zu machen, daß die Vereinigung der beiden Armeen immer noch in Oberschlesien gesucht werde.

In anscheinendem Widerspruch damit ging Laudon am 28. in die Gegend von Frankenstein zurück und lagerte bei Baumgarten. Tempelhof stellt die Vermuthung auf, er habe den König durch diese Bewegung rückwärts auf einem seltsamen Umwege in dem Glauben bestärken wollen, daß es auf eine Vereinigung in Oberschlesien abgesehen sei. Der König hätte dieser Vermuthung zufolge veranlaßt werden sollen, zu glauben, Laudon wolle „ihn auf sich locken", seine Aufmerksamkeit von Oberschlesien abzulenken, woraus er denn hoffentlich gefolgert hätte, daß eine

Vereinigung gerade dort mehr als je beabsichtigt sei. Janko scheint in Laudons Papieren eine andere Motivirung dieses Marsches rückwärts nicht gefunden zu haben, denn er schreibt Tempelhofs Vermuthung ab, und zwar, was unverzeihlich ist, als sei es eine erwiesene Thatsache, daß Laudon wirklich so gerechnet habe. Wir aber können diese Konjektur keineswegs für eine glückliche halten. Solche doppelt und dreifach raffinirte Feinheiten, die an das Kindische streifen, kommen in der ernsten Wirklichkeit nicht vor. Dazu imponirt eben der Ernst der Wirklichkeit zu sehr.

Jedenfalls wäre die Absicht, den König in dieses seltsame Gedankenlabyrinth zu verleiten, nicht erreicht worden, denn wie wir dessen gleichzeitigen Briefen entnehmen, schienen ihm Laudons Hin- und Herbewegungen zu dieser Zeit einfach planlos und rathlos. Er witterte keine Geheimnisse dahinter.

Allerdings glaubte er, daß die Vereinigung der beiden Armeen, deren er sich zu erwehren hatte, noch immer in Oberschlesien beabsichtigt werde, aber was ihn dazu veranlaßte, das waren die Nachrichten, die er, wir wissen nicht, auf welchen Wegen, von der russischen Armee erhielt. Selbst abgesehen davon, daß Caramelli veränderte Vorschläge in das russische Hauptquartier zu überbringen hatte, waren diese Nachrichten keineswegs unbedingt richtig, aber der König muß Gründe gehabt haben, sie dafür zu halten. Wenigstens theilt er dem Bruder Heinrich — in einem Brief vom 27. — als zuverlässig mit, was er erfahren hatte; nämlich die Russen seien am 25. von Namslau aufgebrochen und hofften die Oder bei Oppeln vermöge dreier Märsche zu erreichen, die sie in sechs Tagen zurückzulegen gedächten; Czernyschew solle diesen Marsch decken, indem er Miene mache, bei Brieg über den Strom zu gehen. Ohne Zweifel werde Laudon suchen, nach Neustadt vorzudringen, zur Vereinigung, so wie die Russen nach Strehlitz.

Daß Draskowicz nach Neustadt entsendet wurde, schien allerdings diese Vermuthungen zu bestätigen. Man durfte wohl annehmen, daß die Russen sich nicht entschließen würden, bei Oppeln auf das linke Ufer des Stromes herüberzukommen, wenn sie dort nicht ein österreichisches Korps vorfanden. Draskowicz schien bestimmt, ihnen bei Oppeln die Hand zu bieten.

Des Königs Gegenplan blieb natürlich immer derselbe: Laudon auf dem Wege zur Vereinigung anzugreifen und womöglich zu schlagen.

Laudons Aufbruch am 28. wurde von Seiten der Preußen sofort bemerkt. König Friedrich glaubte, sein Gegner wolle über die Neiße gehen, um den Spuren des Generals Draskowicz zu folgen. Der Marsch des Feindes wurde genau beobachtet; die preußische Armee erhielt Befehl, sich bereit zu halten, auf das erste Signal — einen Kanonenschuß — aufzubrechen, um den Oesterreichern jenseits der Neiße entgegenzutreten.

Auch als ermittelt war, wohin sich Laudon gewendet hatte, wurde der König zunächst dadurch nicht veranlaßt, seine Ansicht zu ändern. Er glaubte auch jetzt noch nicht, daß Laudon, an der Spitze einer Uebermacht, wie sie ihm zu Gebote stand, seine Pläne endgültig aufgeben werde, ohne darum gekämpft zu haben. Er traute ihm mehr zu; mehr Entschlossenheit und Energie. So viel sich aus seinen Maßregeln und aus einigen Andeutungen des Grafen Henckel entnehmen läßt, glaubte er, Laudon habe sich nur deshalb rückwärts bewegt, um weiter vom Feinde ungestört und in Sicherheit über die Neiße gehen zu können, und werde von dort aus auf dem rechten Ufer dieses Flusses nach Neustadt marschiren. Zu säumen war nicht in Friedrichs Art; die Gegenmaßregeln, die nöthig schienen, wurden sofort getroffen; noch an demselben Abend (28.) wurden Brücken über die Neiße geschlagen; Zieten erhielt den Befehl, sofort von Michelau aufzubrechen und seinen Marsch so zu berechnen, daß er am 30. früh am Tage bei Zülz eintreffen könne, um, je nachdem es fiel, Draskowicz entgegenzutreten, falls dieser weiter gegen Oppeln vorrücken wollte, oder auch an einem Angriff auf Laudons Heer bei Neustadt Theil zu nehmen. Knobloch, der sich in der Gegend von Brieg befand, wurde angewiesen, am 30. bei Steinau in Oberschlesien einzutreffen. In entscheidenden Augenblicken stand König Friedrich nicht an, von seinen Truppen starke Märsche zu verlangen.

Er selbst führte sein Heer am 29. über die Neiße und nahm dort hinter der Biele eine Stellung, deren linker Flügel sich bis Oppersdorf erstreckte. Doch Laudon erschien nicht. Man erfuhr, daß er unbeweglich bei Frankenstein stehen geblieben war. Da schien es zweckmäßig, wenigstens Draskowicz bei Neustadt zu schlagen, oder doch aus der dortigen Gegend, aus der Flanke der preußischen Armee und aus der

Richtung auf Oppeln zu vertreiben. Gegen ihn brach der König am 30. mit 17 Bataillonen und 30 Schwadronen auf; doch Draskowicz entzog sich durch einen eiligen Rückzug in das österreichische Schlesien mit verhältnißmäßig geringem Verlust dem Angriff und der Gefahr. Der König lagerte bei Neustadt, wo Zieten zu ihm stieß. Knobloch traf mit sehr ermüdeten Truppen bei Steinau ein.

Die Absicht des Königs war, die gesammte Armee nach Neustadt heranzuziehen, wenn Laudon dort durchzubrechen suchte, oder auf das linke Ufer der Neiße zurückzugehen, im Fall der österreichische Feldherr über Strehlen auf Ohlau marschiren wollte, um dort die Vereinigung mit den Russen zu suchen, wie das auch möglich war.

Laudon wurde durch die Bewegungen des Königs allerdings veranlaßt, auch seinerseits auf das rechte Ufer der Neiße herüber zu kommen, aber keineswegs, um bei Neustadt den Durchbruch zu erkämpfen, sondern, wie sein Biograph versichert, nur um Draskowicz sehr mittelbar dadurch zu unterstützen, daß er die Aufmerksamkeit des Königs durch Demonstrationen auf sich zu ziehen suchte. Er ließ am 31. nur Brentano mit seinen leichten Truppen auf dem linken Ufer der Neiße stehen und lagerte bei Bartsdorf dicht an der österreichischen Grenze. Der König war an demselben Tage in das Lager bei Oppersdorf zurückgekehrt, wo auch Knobloch mit seiner Abtheilung eintraf. Nur Zieten, der seine vier Küraſſier-Regimenter an die große Armee abgeben mußte, blieb mit seinen an Infanterie um 6 Bataillone verstärkten Truppen bei Neustadt.

Laudon rekognoszirte am 1. August die Stellung der Preußen, und wie er der Kaiserin Maria Theresia in einem Bericht vom 3. versichert, hatte er wirklich die Absicht, diese Stellung anzugreifen. Ein Entschluß, der befremdet, wenn man Zeit und Umstände erwägt und sich erinnert, daß nach den damaligen Ansichten eine Schlacht immer nur als Mittel galt, einen Zweck zu erreichen, der ganz außerhalb des Kampfes selbst lag. Laudon klagt in seinem Bericht, daß er am 3. August noch immer keine Nachrichten von der russischen Armee habe, nicht wisse, ob die neuen Pläne, die Caramelli dorthin überbracht habe, von den russischen Generalen angenommen würden. Er wußte also in dem Augenblick gar nicht, welchen Zweck zu erstreben ihm demnächst obliegen werde. Was konnte er sich unter solchen Bedingungen bei einer

Schlacht denken? — Laudon fand übrigens den Uebergang über die Biele zu schwierig, die Stellung der Preußen zu fest und gab die Sache auf. Der Entschluß, hier eine Schlacht zu liefern, mag wohl nicht eben ein sehr fest und bestimmt gefaßter gewesen sein.

Am folgenden Tage ging Laudon wieder etwas zurück und lagerte zwischen Patschkau und Weißwasser. In seinem planlosen Hin- und Herziehen sah König Friedrich nichts als die Gewohnheiten eines Parteigängers, der allerdings darauf angewiesen ist, seine Stellung so oft als möglich zu wechseln. Das unerwartet geringe Maß von Entschlossenheit und Energie, das sich bis zur Zeit in Laudons Operationen kund zu thun schien, veranlaßte überhaupt den König, ein sehr ungünstiges Urtheil über die Feldherrneigenschaften dieses Gegners auszusprechen. Er schrieb dem Bruder (am 3. August), in Beziehung auf Schlesien könne er ruhig sein, „da die gefährlichsten Streiche parirt sind, da Laudon ein sehr schlechter General ist und da ich, wenn nicht Daun mit seiner Armee nach Schlesien kömmt, hier keine Gefahr voraussehe“ (parce que les coups les plus dangereux sont parés, que Loudon est un très-mauvais général et qu'à moins que Daun ne vienne avec son armée en Silésie je ne prévois point qu'il y ait aucun danger à craindre).

Ohne Zweifel spricht der König hier seine Ueberzeugung mit einer gewissen Uebertreibung aus, denn es galt, den Bruder aufzurichten, der in der bedenklichsten Weise hoffnungslos in die nächste Zukunft sah und nicht aufhörte, in seinen klagenden Briefen nahe drohendes, unvermeidliches Unheil zu verkünden. Doch hat Friedrich gewiß auch unter solchen Bedingungen nicht etwa das gerade Gegentheil von dem gesagt, was er wirklich dachte, und der Gang der Ereignisse konnte ihn wohl veranlassen, ein solches Urtheil zu fällen. Laudon hatte sich allerdings in untergeordneter Stellung unternehmend und kühn gezeigt, aber der bekannte französische Spruch: tel brille au second rang qui s'éclipse au premier! — hat seinen guten Grund. Es ist öfter vorgekommen, daß ein tüchtiger Kriegsmann, der sich in untergeordneter Stellung durch glänzende Beweise von Energie hervorgethan hat, unsicher wird, wenn er sich an die Spitze eines Heeres gestellt sieht und ein Kriegstheater beherrschen soll, wenn ihm eine Aufgabe gestellt wird, der er sich nicht unbedingt gewachsen fühlt. Ein solcher Fall schien hier vorzuliegen.

Der Zweck, den Prinzen Heinrich aufzurichten, wurde übrigens nicht erreicht; der Prinz war und blieb unheilbar elegisch gestimmt.

Da Laudon nichts unternehmen und die Schlacht, die der König wünschte, nicht wagen wollte, beschloß Friedrich II., mehrere Diversionen, sowohl nach kleinerem Maßstab auf österreichische Posten und Verbindungen in der Nähe, als nach einem größeren, in eine etwas entferntere Region, nach dem österreichischen Schlesien vornehmen zu lassen. — „Warum?" fragt Graf Henckel in seinen Aufzeichnungen, und sofort giebt dieser in der Schule des Prinzen Heinrich gebildete Stratege sich auch selbst die Antwort auf seine Frage: „damit die Zeitungsschreiber etwas Neues haben." — Jeder weniger Befangene verfiele wohl sofort und mühelos auf eine andere Antwort, ohne daß gerade ein Mann wie Friedrich der Große sie ihm zu offenbaren brauchte. Daß der König seinen Gegner um seine Verbindungen, um seine Magazine in Mähren besorgt machen und dadurch zu einer abwehrenden Thätigkeit aufstacheln wollte, welche die Gelegenheit zu einer Schlacht herbeiführen konnte, ist so sichtbar, daß es keines großen Scharfsinns bedarf, die Bedeutung dieser Diversionen zu errathen.

Zieten mußte am 2. August mit 9 Bataillonen und 20 Schwadronen von Neustadt nach Jägerndorf aufbrechen, um Draskowicz jedenfalls von dort zu vertreiben, womöglich zu schlagen. Ein Offizier vom Regiment Prinz von Preußen, das im Lager bei Oppersdorf stand, erzählt in seinen Aufzeichnungen (Ungedruckte Nachrichten II, 460): „Den 2. des Morgens um drei Uhr mußte die Armee angezogen sein und ausrücken, um den General v. Zieten im Fall eines Angriffs zu unterstützen", — und schon aus diesen Anordnungen geht hervor, was der König mit seinen Diversionen beabsichtigte.

Doch Laudon war gerade an diesem Tage nach Patschkau zurückgegangen; Brentano, den er mit seinen leichten Truppen bei Kamenz gelassen hatte, sendete seine Vorposten darauf bis nach Münsterberg und Kloster Heinrichau vor. Janko, nichts weniger als ein Kriegsverständiger, sucht die Manöver seines Helden in sehr eigenthümlicher Weise zu erklären und zu rechtfertigen. Er sagt, da Laudon noch immer keine Nachrichten von den Russen hatte, sei es für ihn „geboten" gewesen, den König „durch allerhand Bewegungen" dahin zu bringen, daß er mit seinem Heer auf das nördliche Ufer der Neiße zurückkehre. — Sollte diese Notiz etwa dem

Bericht Laudons an die Kaiserin (vom 3. August) entnommen sein? — Und was soll sie bedeuten? — Da die Vereinigung mit den Russen nunmehr in Niederschlesien stattfinden sollte, mußte dem General Laudon im Gegentheil daran gelegen sein, daß die preußische Armee auf dem südlichen Ufer der Neiße zögere; er mußte suchen, sie so lange als möglich dort festzuhalten. War er etwa in dem Augenblick veranlaßt zu glauben, daß man im russischen Hauptquartier seine neuesten Pläne ablehnen und auf der Vereinigung bei Oppeln bestehen werde?

König Friedrich erhielt am 3. aus Breslau die Meldung, daß die russische Armee seit dem 1. bei Bernstadt stehe; daß ein entsendetes Korps derselben bei Hundsfeld eingetroffen sei, dessen Vortruppen bereits Scheitnich und die Vorstädte von Breslau beunruhigt hätten.

Der König hielt diese Unternehmungen der Russen für eine Demonstration, die ihn veranlassen sollte, zum Schutz von Breslau herbeizueilen und dadurch das Feld zur Vereinigung der beiden feindlichen Armeen — wenn nicht gerade bei Oppeln, doch überhaupt — in dem Theil von Schlesien oberhalb Breslau frei zu geben. Die Bewegungen Laudons schienen darauf zu deuten, daß diese Vereinigung nunmehr über Strehlen bei Ohlau stattfinden solle. Diesen Voraussetzungen gemäß beschränkte sich der König darauf, den General Knobloch mit 7 Bataillonen, 5 Schwadronen nach Breslau zu entsenden; er selbst aber beschloß, mit der Armee die Stellung bei Giesmannsdorf (zwischen Woitz und Stephansdorf) wieder einzunehmen. Dort war er in bequemerer Nähe, dem Feinde auf dem vorausgesetzten Marsch nach Strehlen in den Weg zu treten.

Dorthin brach also die preußische Armee am 4. August um 2½ Uhr Morgens auf. Aber auch diesmal wieder sollte es fühlbar hervortreten, welche Schwierigkeiten die Ueberlegenheit der Oesterreicher an leichten Truppen der preußischen Kriegführung in den Weg legte; sie hatte zur Folge, daß man über die Bewegungen des Feindes sehr häufig nur unsichere Nachrichten hatte, nicht selten falsch berichtet war. So auch hier. Laudon ging eben am 4. um einen tüchtigen Marsch weiter rückwärts und lagerte am Ostsaum des Eulengebirges auf den Buch- und Grachbergen, zwischen Wartha und Silberberg. Die preußischen Streifwachen aber meldeten, Laudons Armee sei in vollem Marsch; die Spitzen ihrer Kolonnen hätten schon den Zülz-Kretscham erreicht. Der Bericht war ein irrthümlicher; es war nur Bentanos Korps, das, von Laudon nach

Ober-Pomsdorf herangezogen, nun wieder in Bewegung war nach der Gegend zwischen Frankenstein und Münsterberg.

Ihre Marschrichtung war gerade diejenige, die Laudon von Patschkau aus einschlagen mußte, wenn er den Russen nach Strehlen entgegeneilen wollte. Wieder überschätzte Friedrich den Unternehmungsgeist seines Gegners; er glaubte ihn im vollen Marsch nach dem Vereinigungspunkte, und sein eigener Entschluß war augenblicklich gefaßt: er ließ den Marsch seines Heeres, nach kurzer Rast, in der Richtung auf Strehlen fortsetzen, wo er den Gegner zu ereilen hoffte, fest entschlossen, ihn dort zur Schlacht zu zwingen. Das Heer sollte vereinigt sein zum Kampf; Knobloch mußte sich ihm von Grottkau her anschließen; Zieten, von Neustadt her im Marsch, erhielt den Befehl, ohne Aufenthalt zu folgen. Die Aufgabe des Tages wurde zu einem Marsch von nicht weniger als 6½ Meilen, der selbst durch die heißesten Tagesstunden fortgesetzt werden mußte; nur einmal noch wurde unterwegs eine Rast gemacht. Abends um 9 Uhr — das heißt in dieser Jahreszeit fünf Viertelstunden nach Sonnenuntergang — als die Spitze Schönbrunn, eine Meile von Strehlen, erreicht hatte, ließ der König Halt machen für die Nacht. Die Zelte wurden nicht aufgeschlagen, die Armee nahm nicht eine Stellung, sie blieb die kurze Nacht über in Marschkolonnen unter freiem Himmel.

Noch rechnete der König für den folgenden Tag auf die sehnlichst gewünschte Schlacht; mit dem Grade von Sicherheit sogar, daß er schon am Abend den versammelten Generalen die Disposition zu dem Heranmarsch auf das Schlachtfeld ertheilte. Schon um zwei Uhr früh sollte das Heer wieder aufbrechen. Die Disposition zum Angriff behielt sich der König hier wie am Vorabend fast aller seiner Schlachten für den Augenblick vor, wo er die Stellung des Feindes erkundet haben würde.

Doch am 5. August wurde bald bekannt, wie weit Laudon jedem möglichen Angriff aus dem Wege gegangen war und wo er weilte. Selbst die leichten Truppen der Oesterreicher wurden erst auf den Höhen bei Münsterberg gefunden; Brentano stand bei Stolz.

Die Russen hatten sich gegen Breslau bis nach Hundsfeld herangezogen; Breslau hatte nur eine schwache Besatzung, dagegen wurden dort 4000 österreichische Gefangene bewacht; es schien nicht unmöglich, daß sich der Feind dieser Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen suchte, auch soll dem Feldmarschall Buturlin wirklich plausibel gemacht worden

sein, daß so etwas mit Hülfe der österreichischen Gefangenen, die sich eines Thors bemächtigen müßten, verhältnißmäßig leicht zu bewerkstelligen sei. Der Verlust von Breslau wäre von unberechenbarer Bedeutung gewesen, und besonders unter den Bedingungen der damaligen Kriegführungsweise. Immer hatte die Schwierigkeit, die es machte, die russische Armee zu verpflegen, alle Operationen gelähmt. Ihre Magazine waren entfernt; die Gewohnheit, Lebensmittel für mehrere Wochen mit sich zu führen, die sie aus den Türkenkriegen im Steppenlande nach Deutschland mitbrachte, hatte alle ihre Bewegungen schwerfällig und langsam gemacht; während zweier Feldzüge schon hatte sich die österreichische Regierung verpflichtet, diese Armee mit Lebensmitteln zu versorgen, sowie sie auf dem linken Ufer der Oder erschien, und beide Male hatte Oesterreich sein Versprechen nur in mangelhafter Weise zu erfüllen vermocht; wieder hatte der Wiener Hof ähnliche Verpflichtungen übernommen, und es fragte sich, wie man ihnen werde genügen können: wie glücklich, wenn die preußischen Vorräthe, die in Breslau aufgehäuft lagen, in die Hände der Verbündeten fielen!

Bei alledem lag der Gedanke, sich einer festen Stadt in solcher Weise zu bemächtigen, der Zeit so fern, daß er im österreichischen Hauptquartier gar nicht zur Sprache gekommen ist, und im russischen jedenfalls auch nur ganz vorübergehend und ohne rechten Ernst; König Friedrich aber säumte nicht, seine Gegenmaßregeln zu treffen. Da es nicht zu der Schlacht gekommen war, um derentwillen er auch den General Knobloch herbeigerufen hatte, mußte dieser General noch am Abend des 5. wieder aufbrechen und vermöge eines Nachtmarsches Breslau erreichen, von wo aus er am folgenden Morgen die russischen Vortruppen mit einigem Verlust über die alte Oder zurücktrieb.

Die russische Armee zog von Hundsfeld nach Trebnitz, dem Anschein nach rückwärts; der König aber beschloß, in der Stellung bei Strehlen zu verweilen. Er stand dort, wie er dem Bruder erklärte, einer Vereinigung der beiden feindlichen Armeen bei Ohlau gerade im Wege; auch wenn diese Vereinigung auf dem Wege über Oppeln stattfinden sollte, glaubte er sie von hier aus verhindern zu können, indem er den Oesterreichern wieder bei Neustadt zuvorkam; wurde endlich Breslau ernstlich bedroht, so brachte ein einziger Tagmarsch ihn dorthin.

Noch war König Friedrichs Aufmerksamkeit ausschließlich auf

Schlesien oberhalb der Lohe gewendet; er dachte nicht daran, daß seine Gegner die Vereinigung in Niederschlesien suchen könnten. Aber es entging ihm natürlich nicht, daß die Russen durch ihren Marsch nach Schlesien Flanke und Rücken und ihre Verbindungen mit Posen entschieden bloßgestellt hatten. Ein rascher Vorstoß von Glogau aus auf Posen, dem zur Zeit nichts im Wege stand, den auszuführen ein kleiner Heertheil unter einem unternehmenden General genügte, mußte die Russen zu Entsendungen rückwärts bestimmen und überhaupt lähmend auf ihre Operationen wirken, besonders wenn es gelang, Posen und die dort aufgehäuften Vorräthe in ernsthafte Gefahr zu bringen. Der König entsendete dazu (am 9.) den Generallieutenant Platen mit einem kleinen Heertheil nach Glogau.

Doch nun sollten neue Ereignisse in rascher Folge mehrfach Veränderungen in den maßgebenden Ansichten des Königs herbeiführen. Zuerst wurde ihm im Laufe dieses Tages — eben des 9. — berichtet, daß die russische Armee im Marsch auf Winzig sei (was in der That nicht der Fall war). Der Plan, sich mit Laudon zu vereinigen, schien danach aufgegeben. Aber wohin wendete sich nun der Heereszug der Russen? — Nach Pommern, oder in die Mark und auf Berlin? — Darüber blieb der König im Zweifel. Beides sei sehr schlimm, äußerte er gegen den Bruder. Er ertheilte sofort dem General Knobloch den Befehl, bei Glogau zu Platens Abtheilung zu stoßen, die dadurch auf 16 Bataillone, 25 Schwadronen (12 000 Mann) verstärkt wurde. Platen erhielt ganz freie Hand, den Russen gegenüber zu handeln, wie es die Umstände gebieten würden. Ein kleines österreichisches Korps, das unter dem Feldmarschall-Lieutenant Beck bei Zittau stand, konnte bei Frankfurt a. d. O. zu den Russen stoßen. Das wurde der Prinz Heinrich aufgefordert zu verhindern.

Diese Zumuthung nahm der Prinz, beiläufig bemerkt, sehr übel; er nahm es in seiner Antwort als ausgemacht an, daß die Russen auf Frankfurt und Berlin vordringen würden, und sah endloses Unglück voraus; er könne Beck nicht verhindern, sich bei Frankfurt mit den Russen zu vereinigen, das wisse der König so gut wie er selber (vous savez comme moi que je suis hors d'état de l'empêcher). Und wieder

vergißt der Prinz vollständig seine eigene Theorie, der zufolge selbst ein kleines Korps in gut gewählten Stellungen, und wenn es geschickt zu manövriren weiß, selbst einen weit überlegenen Feind lange aufhalten kann. Er meinte, Platen sei viel zu schwach, um sich gegen die Russen zu behaupten, und könne sie in keiner Weise hindern, zu machen, was sie wollten (d'agir au gré de leur volonté). Der König werde selbst herbeieilen müssen, wenn er nicht den gänzlichen Ruin seiner Erbländer wolle, und da wäre es besser, den Russen entgegenzutreten, ehe sie in das Herz dieser Erbländer eingedrungen seien.

Doch lange ehe Prinz Heinrich diese gereizte Antwort niederschreiben konnte, lange ehe ihn der Brief des Königs erreicht hatte, sogar wenige Stunden nachdem die eben erwähnten Anordnungen getroffen waren, hatte sich die Lage der Dinge in Schlesien aufgeklärt und geändert. Der König erhielt in der Nacht vom 9. zum 10. die Nachricht, daß Laudon mit seinem gesammten Korps in der Nähe von Schweidnitz, am Saum des Gebirges, auf den Höhen bei Bögendorf, Kunzendorf bis Hohenfriedeberg erschienen sei. Der österreichische Feldherr war in der Nacht zuvor, gleich nach Mitternacht aus seiner Stellung in der Nähe von Wartha aufgebrochen und hatte die genannten Höhen vermöge eines Marsches von 6 Meilen erreicht. Beck hatte den Befehl erhalten, von Zittau nach Goldberg heran zu rücken und, um den Russen „mehr Muth zu machen", etwas nach Parchwitz zu entsenden; ein russisches Korps unter Czernyschew zeigte sich an eben diesem Tage bei Auras, während die russische Hauptmacht unter Buturlin Trebnitz erreichte.

Nun war der Plan seiner Gegner, die Vereinigung in Niederschlesien, an der Katzbach zu suchen, dem König klar, und er hoffte wieder auf eine Schlacht. Denn daß Laudon nicht in die Ebene herabsteigen, daß er den Verbündeten nicht einen Schritt entgegen kommen, daß er mit einem Worte gar nichts thun, gar nichts wagen wollte, um die ersehnte Vereinigung zu Stande zu bringen, nach welcher der eigentliche Feldzug erst angehen, erst einen Zweck haben sollte, daß er es den Russen, denen doch weit weniger an der Eroberung Schlesiens gelegen sein mußte als den Oesterreichern, die weit weniger Veranlassung hatten, etwas zu wagen, überlassen würde, alle Wagniß und Gefahr ungetheilt auf sich allein zu nehmen, das erwartete der König nicht, und es war auch wohl in der That nicht vorauszusetzen. König Friedrich marschirte am 10. nach

Canth; Platen und Knobloch wurden zur Schlacht herbeigerufen und vereinigten sich hier mit dem Heer. Man verlor darüber die Russen mehr als billig aus dem Auge. Wahrscheinlich glaubte der König, daß man von ihnen nicht viel werde zu besorgen haben, wenn es gelang, Laudon zu schlagen. Die Hoffnung, den Oesterreicher schon am folgenden Tage in der Ebene zu treffen, gab er erst auf, als er die bestimmte Meldung erhielt, daß der Feind noch immer unbeweglich auf den Höhen bei Kunzendorf stehe.

Laudon aber faßte seine Lage ganz anders auf, als sein Gegner dachte. Man war, scheint es, in Wien nicht ganz zufrieden mit seinem Verfahren; er hatte sich zu rechtfertigen. Da schrieb er am 8. August der Kaiserin, er habe nichts Anderes unternehmen können, als was geschehen sei, weil er sein „Hauptaugenmerk" auf die Vereinigung mit den Russen gerichtet habe: „Weder vor dem allerhöchsten Throne Gottes, noch vor Euer k. k. Majestät würde ich es mir zu verantworten getrauen, wenn ich zur Erhaltung meiner Reputation, Allerhöchstderoselben mir anvertraute Armee in einer Schlacht opfere und dadurch dero Staat, besonders bei gegenwärtigen Umständen einer ganz gewissen Gefahr aussetzen wollte. Nichts in der Welt wird vermögend sein, mich zu einem solchen Fehltritt zu verleiten, sondern ich würde viel eher den allerniedrigsten Stand in der Welt erwählen, wenn ich in meinem Gewissen überzeugt sein könnte, daß ich die Treue an Gott und Euer k. k. Majestät in nichts verletzt habe."

Das wäre recht schön, wenn es im Kriege mit Anspruchslosigkeit allein gethan wäre. Laudon wollte ganz sicher gehen: wie aber, wenn nun die Russen — die er in der That vollständig preisgab — bei ihrem Uebergang über die Oder angegriffen wurden, eine Niederlage erlitten und über den Fluß zurückweichen mußten; wenn sie dann, wie bei dem ohnehin unter den russischen Generalen herrschenden Mißtrauen gegen die Oesterreicher unfehlbar geschah, entrüstet, empört waren, sich von ihren Verbündeten treulos aufgeopfert glaubten, sich auf nichts mehr einlassen wollten — wie dann? Was wurde dann aus der Vereinigung der beiden Armeen, aus dem weiteren Feldzuge, und wie stand es dann um die Eroberung Schlesiens? Man wagt im Kriege nicht selten sehr viel, wenn man gar nichts wagen will.

Merkwürdig ist, daß Laudon sich eine Schlacht, die er gegen

Friedrich den Großen zu bestehen hätte, trotz der Uebermacht, über die er verfügte, gar nicht als einen Sieg zu denken vermag; er setzt sie in der That unbedingt verloren voraus, eine entgegengesetzte Möglichkeit kommt gar nicht in Betracht. — Wie fern lag ihm jetzt die früher kühn und entschlossen angekündigte Absicht, den König von Preußen zu einer Schlacht zu zwingen!

Wir dürfen wohl annehmen, daß der wackere Laudon anders gehandelt hätte, wenn sein Gegner nicht Friedrich der Große war. Wir stehen hier wieder vor einer der Erscheinungen, in denen sichtbar hervortritt, mit welchem Gewicht die imponirende Persönlichkeit des Königs in die Wagschaale fiel.

Brentano war aus der neuen Stellung nach Striegau vorgesendet worden; am 10. wurden ein paar Regimenter, Fußvolk und Reiterei als Zwischenposten zu seiner Unterstützung bei Oelse aufgestellt. — Czernyschew ließ bei Kloster Leubus eine Brücke über die Oder schlagen.

Wie immer vorzugsweise in Zeiten einer strategischen Krisis, versetzte die gewaltige Ueberzahl der feindlichen leichten Truppen, Kroaten und Husaren auf der einen Seite, Kosaken von der anderen, die preußische Armee in großen Nachtheil. Es erwies sich unendlich schwierig, irgend zuverlässige Nachrichten von den Bewegungen der Oesterreicher und Russen zu erhalten. In peinlicher Ungewißheit ließ der König seine Truppen am 11. ruhen, während bereits ein Theil der russischen Armee bei Leubus über die Oder ging und Laudon fortfuhr, nichts zu wagen und in seiner Bergstellung der kommenden Dinge zu harren. Endlich am Abend meldete der Kommandant von Schweidnitz, die Oesterreicher hätten Striegau besetzt, in der Nacht werde Laudon dorthin folgen. Dem Grafen Henckel zufolge hätte auch ein österreichischer Ueberläufer ausgesagt, Laudon werde in der kommenden Nacht gewiß marschiren und bis Jauer vorrücken, ein Korps Russen aber, das bereits die Oder überschritten habe, die Hochfläche bei Wahlstadt besetzen.

Der König glaubte verhältnißmäßig leicht, was er lebhaft, man dürfte sagen leidenschaftlich wünschte, das liegt in der Natur der Dinge; hier aber war es doch in der That wahrscheinlich, daß Laudon auch seinerseits wenigstens irgend etwas thun würde, wenn die Russen sich so weit vorwagten.

Darauf hin ließ König Friedrich sein Heer am 12. früh um 3 Uhr

wieder aufbrechen, bis an den Leisebach vorrücken, der bei Parchwitz in die Katzbach fällt, und hier, mit dem rechten Flügel an Nieder-Moys eine vorläufige Stellung nehmen, die er so viel als möglich hinter den ausgedehnten Wäldern zu verbergen suchte. Der Feind sollte glauben, daß hier nur ein wenig bedeutendes preußisches Korps stehe. Von hier aus sollte das Heer zunächst auf die Höhen von Groß-Tinz und Royn vorgehen, falls Laudon wirklich in der Nähe erschien.

In der rechten Flanke der preußischen Armee war Czernyschew bereits am 11. bei Kloster Leubus über die Oder gegangen; die russische Hauptarmee folgte ihm am 12. und lagerte bei Parchwitz, die Katzbach im Rücken, in der Front aber durch Bäche und Teiche gedeckt. Liegnitz wurde von ihnen besetzt.

Davon wußte man im preußischen Hauptquartier nichts. Dagegen lief schon während des Marsches die falsche Nachricht ein, es werde von den Russen gerade im Rücken der Preußen, bei Auras, eine Brücke über die Oder geschlagen. Noch vom Marsch aus wurde General Schmettau mit vier Bataillonen, einem Dragoner-Regiment und 300 Husaren rückwärts nach Borne entsendet, um die Wahrheit zu ermitteln. Er sah nichts von einem Brückenschlag, fand bei Borne nichts vom Feinde, zu Neumarkt nur einige hundert Kosaken, die eiligst nach Parchwitz flohen, und meldete, die russische Armee stehe bei Kloster Leubus; über die Oder sei bis zur Zeit noch nichts gegangen, als eine Anzahl leichter Truppen.

Der König traute dem nicht ganz und entsendete am Nachmittag den General Möllendorf — den nachherigen Feldmarschall — mit zwei Bataillonen, einem Dragoner-Regiment und 600 Husaren in der Richtung auf Parchwitz nach Dambritsch, mit dem Befehl, Streifwachen bis an die Oder und Katzbach vorzusenden. Möllendorf erreichte Dambritsch erst in der Nacht, traf dort Kosaken, die vor ihm flohen und konnte auch am folgenden Tage zunächst nur Ungewisses melden. Seine Streifwachen hatten ein russisches Korps entdeckt, das ihrer Aussage nach bei Polnisch-Schildern lagerte und 10 bis 12 000 Mann stark sein konnte. Doch fügte Möllendorf hinzu, anderen Nachrichten zufolge stehe bereits das ganze russische Heer auf dem linken Oder-Ufer. Schmettau machte Meldungen, die dem widersprachen, die Ungewißheit blieb dieselbe. Erst um fünf Uhr Abends erhielt der König von Möllendorf die bestimmtere Meldung, die gesammte russische Armee sei diesseits der Oder, das Korps,

das man zuerst gesehen, im Marsch, der, nach der Richtung der Kolonnen zu schließen, auf Panthen gehe.

Wieder war des Königs Friedrich Entschluß gefaßt. Um 7½ Uhr war seine Armee aufgebrochen — nicht um die Russen anzugreifen, sondern um ihnen den Weg zur Vereinigung mit den Oesterreichern sperren zu können. Der Marsch sollte nur bis auf die Höhen bei Lonig gehen. Hier aber brachte ein Ueberläufer von den Oesterreichern die Nachricht, Laudon sei im Marsch nach Jauer. Sie war falsch, diese Nachricht, aber wie hätte man ihr nicht Glauben beimessen sollen. Laudon blieb wirklich noch sechs volle Tage, sechsmal vierundzwanzig Stunden, nachdem die Russen bei Leubus über die Oder gegangen waren, in seiner für unangreifbar geltenden Stellung am Gebirge unbeweglich stehen und überließ es den Russen, wie sie sich auf eigene Hand durch alle Wagniß und alle Gefahren bis zu ihm hindurchwinden wollten, immer in Gefahr, im Marsch in der Flanke angegriffen zu werden, oder doch dem Feinde unter sehr ungünstigen Bedingungen Stand halten zu müssen, die Katzbach im Rücken und die einzig mögliche Rückzugslinie in der Verlängerung des linken Flügels. So war es, aber wer hätte errathen können, daß die Vereinigung der beiden Heere in solcher Weise bewerkstelligt werden sollte!

Der König ließ den Marsch durch die Nacht bei Mondschein in der Richtung auf Jauer fortsetzen, wie es scheint, ohne ganz bestimmtes Endziel. Wenigstens berichtet Graf Henckel, die vier Kolonnen des Heeres hätten keinen andern Befehl gehabt, als der Avantgarde zu folgen. Friedrich selbst befand sich, wie in solchen Fällen immer, bei der Avantgarde, um die Stellung des Feindes oder die Verfassung, in der man ihn traf, erkunden und seine Anordnungen zur Schlacht demgemäß sofort treffen zu können, sobald man auf ihn stieß. Auf den flachen Höhen bei Jenkau ließ er die Vorhut einstweilen Halt machen; die Armee hielt in Marschkolonne an, wo sie sich eben befand und ruhte unter freiem Himmel unter den Waffen. — Im gegebenen Augenblick, sobald der Feind in der Ebene bei Jauer erschien, sollte das Ganze zwischen Mertschütz und Merzdorf über den Weidebach vorgehen, und vorwärts in Schlachtordnung zum Angriff. Selbst Henckel, sonst immer im Geist des Prinzen, dem er huldigte, bemüht, die Anordnungen des Königs spöttelnd widersinnig zu finden, gesteht, daß General Laudon, „wenn er uns nicht zuvor-

gekommen, (!) sehr übel empfangen worden sein würde." — Möllendorf und Schmettau rückten, erhaltenen Befehlen gemäß, noch in der Nacht wieder bei der Armee ein.

Die Husaren waren weiter vorgesendet worden; sie brachten gegen Morgen die Nachricht, daß Laudon auf den Bergen bei Kunzendorf und Brentano am Fuß der Höhen bei Striegau ruhig in ihren alten Stellungen weilten; daß ihre Wachtfeuer an der alten Stelle loderten. Der König mußte wieder einer Hoffnung entsagen, das preußische Heer (am 14.) einen Theil des Weges zurückmessen, den es gekommen war. Das Lager wurde zwischen Jenkau und Peicherwitz aufgeschlagen, die Stirnseite jedoch diesmal gegen das Gebirge und die österreichische Armee gewendet.

Buturlin hatte allerdings verlangt, die österreichische Armee solle zur Vereinigung nach Liegnitz heranrücken, Laudon aber erklärte, er könne das Gebirge nicht verlassen, nicht in der Richtung auf Liegnitz vorrücken, weil er sich dadurch der Gefahr aussetzen würde, von seinen Magazinen abgeschnitten zu werden, aus denen nun auch die russische Armee verpflegt werden müsse. Das hieß mit anderen Worten, er könne gar nichts thun, um die Vereinigung zu fördern. Das ist hin und wieder noch weiter ausgeführt worden, namentlich von Janko, der meint, wenn Laudon „den nicht zu rechtfertigenden Fehltritt" begangen hätte, seine Stellung zu verlassen, würde sich der König von Preußen „unfehlbar" eben dieser Stellung und des Gebirges bemächtigt und dadurch beiden Armeen die Zufuhren abgeschnitten haben.

Ob Laudon sich in Beziehung auf die möglichen Operationen des Königs buchstäblich so ausgesprochen hat, muß dahin gestellt bleiben; selbst das, was er unzweifelhaft geäußert hat, über die Nothwendigkeit, seine Stellung im Gebirge zu behaupten, um seiner Verbindungen und der Verpflegung sicher zu bleiben, könnte möglicher Weise wohl als Ausflüchte angesehen werden, zu denen er seine Zuflucht nehmen mußte, weil er allerdings den russischen Generalen nicht mit dürren Worten in das Gesicht sagen konnte, daß er vor der Vereinigung mit ihnen ein für allemal gar nichts wagen wolle, und es ihnen überlasse, allein auf eigene Gefahr alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Daß der König in dem Augenblick und in der Lage der Dinge, wie sie eben war, mit seiner ganzen Armee in das Gebirge gehen und bei

Kunzendorf — vielleicht wohl gar mit dem Rücken an die böhmische Grenze gelehnt — Stellung nehmen, freiwillig, man könnte sagen muthwillig, allen Verbindungen mit Sachsen, der Mark und Pommern entsagen, das flache Land und die Wege zur Vereinignng dem Feinde preisgeben würde, das war wohl im Ernst kaum anzunehmen. Allenfalls ein Korps konnte der König, wenn er sein Heil von Manövern erwarten wollte, in das Gebirge entsenden, um Laudons Verbindungen zu bedrohen, und dem war durch ein zurückgelassenes österreichisches Korps — das Laudon bei seiner Uebermacht viel besser missen konnte als sein Gegner ein preußisches — gar wohl vorzubeugen. Und wenn Laudon diese Höhen nicht unbewacht zurück gelassen hatte, konnte er sich, indem er in die Ebene hinabstieg, etwa nicht stets darauf gefaßt halten, dem König dort zuvorzukommen, falls er sich dorthin wendete, oder ihn wenigstens noch am Fuß der Berge zu ereilen und sein Vorhaben zu vereiteln? — Und endlich wo waren denn Laudons Vorräthe aufgehäuft? — Doch wohl nicht ausschließlich in Glatz? — Seit Wochen hatte Laudon Leubus zum Uebergangspunkt für die Russen ausersehen und vorgeschlagen, daß die Vereinigung der beiden Heere in dem ebenen Lande zwischen der Katzbach und dem Weidebach stattfinden solle: da wird die österreichische Armeeverwaltung doch wohl nicht so unfähig gewesen sein, daß sie nicht dem entsprechend während dieser Wochen Zufuhren auf dem Wege von Trautenau über Landeshut nach Jauer, oder von Zittau nach Liegnitz, vorzubereiten gewußt hätte.

Vor allem aber hätte man wohl im Lauf von fünf Feldzügen zu einem oder doch zu einigem Verständniß der Kriegführungsweise Friedrichs des Großen gelangen müssen. Man hätte wissen müssen, wes Geistes sie sei; man hätte wissen müssen, daß der König im Augenblick einer solchen Krisis, wie sie sich hier zu bilden drohte, sich gewiß nicht, um ihr vorzubeugen, darauf beschränken würde, in wesenloser Weise zu demonstriren, Verbindungen zu bedrohen, hier oder dort „Jalousien zu geben" u. dergl.; daß er einfach suchen würde, die eine oder die andere der beiden verbündeten Armeen vor ihrer Vereinigung anzugreifen und zu schlagen. Von dem Augenblick an, in welchem die russische Armee das Ufer der Oder erreichte, hätte die Aufgabe demnach sein müssen, sich einander so rasch zu nähern, daß keine der beiden Armeen angegriffen werden konnte, ohne rechtzeitig von der anderen unterstützt zu werden.

Das war nicht unmöglich. Daß die Verbündeten, vermöge ihrer vielen leichten Truppen, die das Feld beherrschten, ihren Gegner einen oder selbst zwei Tage über in Ungewißheit über ihre Bewegungen erhalten konnten, haben die Ereignisse bewiesen, und dieser Umstand konnte ihnen hier trefflich zu statten kommen. Es ist bedenklich, im Einzelnen nachweisen zu wollen, was vor hundert Jahren hätte gethan werden können oder sollen, sonst ließen sich wohl Kombinationen nachweisen, die allem Anschein nach mit einer gewissen Leichtigkeit zur Lösung der Aufgabe geführt hätten, wenn die Verpflegung mit Hülfe des Beckschen Korps auf der Linie von Zittau nach Goldberg und Liegnitz vorbereitet war. Vielleicht hätten die Russen bei Leubus nur ihre Kosakenschwärme und Kolonnenspitzen über die Oder werfen, mit der Hauptmasse aber den Uebergang bei Steinau bewerkstelligen sollen, wo ihn der König gewiß nicht verhindern konnte. Laudon konnte seine leichten Truppen bei Striegau und Jauer in der Ebene lassen, mit dem Auftrag, die Verbindungen mit den russischen bei Wahlstadt zu suchen. Zwei Märsche durch das Gebirge hätten Laudon selbst bei Goldberg oder zwischen diesem Ort und Liegnitz an die Katzbach gebracht, ohne daß er unterwegs hätte angegriffen werden können. Es war gewiß nicht allzu schwierig, die Märsche so zu berechnen, daß Beck zu eben der Zeit bei Liegnitz eintraf und das russische Heer bei Parchwitz. Die Katzbach bildet nicht einen Terrainabschnitt, den König Friedrich gegen eine solche Uebermacht hätte vertheidigen können. Freilich, wenn er seinen Gegnern dennoch auf dem linken Ufer dieses Flüßchens bei Liegnitz zuvorgekommen wäre, hätte man eine Schlacht nicht scheuen dürfen; die beiden verbündeten Armeen konnten dann auf dem Schlachtfelde selbst zusammentreffen. Der König von Preußen hätte aber wohl den Waffengang unter solchen Bedingungen gemieden.

Noch einmal, wir wollen damit keineswegs sagen, daß das alles so hätte geschehen müssen. Es kam hier nur darauf an, nicht ganz im Allgemeinen, Unbestimmten, in der Region zu bleiben, in der die maßgebende Wirklichkeit nicht berücksichtigt wird, indem wir die Ansicht aussprachen, daß es wohl möglich gewesen wäre den Zweck zu erreichen, ohne daß die russische Armee sechs Tage lang in einer Lage, die jede Möglichkeit einer Unterstützung von Seiten der Oesterreicher ausschloß, den Angriffen der Preußen ausgesetzt blieb, — und selbst, ohne daß

Laudon das gefürchtete Wagniß einer Schlacht auf sich zu nehmen brauchte.

Doch wir müssen darauf zurückkommen; in dem, was Laudon den Russen gegenüber äußerte, um seine vorsichtige Zurückhaltung zu rechtfertigen, dürfen wir den Schlüssel zum Verständniß seiner Operationen nicht suchen; nur in dem oben angeführten Brief an die Kaiserin Maria Theresia ist er zu finden. Laudon wußte recht gut, daß König Friedrich die taktische Entscheidung suchte, aber er folgerte nichts weiter daraus, als daß er selbst diese Entscheidung unbedingt meiden müsse. Daß er die Gefahr, der die Russen sich unterziehen mußten, wenn überhaupt etwas geschehen sollte, auf mehr als das Doppelte steigerte und damit den Erfolg des Feldzugs überhaupt sehr zweifelhaft machte, ja geradezu in Gefahr brachte, scheint er nicht berücksichtigt zu haben.

Charakteristisch für die zur Zeit herrschenden Ansichten ist, beiläufig bemerkt, auch hier wieder manches Urtheil im Einzelnen. So hält es Cogniazzo für sehr glücklich, daß Laudon am 12.—13. August den vorausgesetzten Marsch nach Jauer nicht wirklich ausgeführt hatte. Der österreichische Feldherr hätte sich durch einen solchen Marsch der Gefahr ausgesetzt, „in seiner rechten Flanke angegriffen und geschlagen, oder — welches auf eins hinauslief — durch ein überraschendes Manöver des Feindes im Rücken tournirt und von dem Gebirge abgeschnitten zu werden." — Und damit waren dann „alle weitaussehenden Pläne" der verbündeten Mächte für diesen Feldzug endgültig „ohne Schwertschlag" abgethan, durch „Mangel an Subsistenz"! — Daß der umgangene Laudon mit seiner dem Gegner überlegenen Macht alsdann die Frage noch einmal stellen und zwar auf die Spitze des Degens stellen konnte, das ist eine Möglichkeit, die es für die Kunstrichter aus jenen Tagen gar nicht giebt, hier so wenig als auf den Höhen von Groß-Rossen.

Der König blieb in Ungewißheit über die Bewegungen der russischen Armee, und darüber sind auch wir nicht genauer unterrichtet, was bei dieser Armee am 14. August vorgegangen sein mag. Wir wissen nur, daß Laudon den Feldmarschall Buturlin schriftlich aufforderu ließ, am folgenden Tage gegen Jauer vorzurücken; sonst sei die Vereinigung der beiden Armeen nicht möglich, denn die österreichische Armee dürfe, aus den schon angeführten Gründen, die Stellung im Gebirge nicht verlassen, „auf welche der König ein stetes Augenmerk richte".

Wie Janko erzählt, versprach Laudon auf sein Ehrenwort, „gleich bei der Hand zu sein", wenn etwa der König etwas gegen die Russen unternehmen wolle, nach anderen Versionen, die des gegebenen Ehrenworts nicht gedenken, hätte er versprochen, die Russen mit seiner ganzen Macht zu unterstützen, falls sie angegriffen wurden.

Woher wußte Laudon, daß der König ein stetes Augenmerk auf die Stellung bei Kunzendorf habe, bereit gleichsam sich auf diesen Gewinn zu stürzen, sowie das möglich wurde? — Daß Friedrich II. sich zwischen den beiden verbündeten Armeen zu halten suchte und auf ganz andere Dinge, auf die taktische Entscheidung bedacht war, ging doch sehr klar und bestimmt aus dessen bisherigen Operationen hervor. Jene Vorstellung war eine ganz willkürliche, die sich Laudon ohne bestimmte Veranlassung schuf, um sein Zaudern im Gebirge zu rechtfertigen; ob vor sich selbst oder lediglich den russischen Generalen gegenüber, ist nicht zu ermitteln, doch macht Laudons bekannter, redlicher Charakter das erstere wahrscheinlich.

Das Versprechen aber, die Russen „mit ganzer Macht" zu unterstützen oder vollends „gleich bei der Hand zu sein", falls die Russen angegriffen würden, war jedenfalls sehr gewagt. Laudon hatte dabei Zeit und Raum nicht gehörig berechnet. Eine Hülfe von seiner Gebirgsstellung aus mußte bei Wahlstadt oder vollends noch weiter ostwärts wohl zu spät kommen — in einem Augenblick, wo sie nichts mehr helfen konnte oder nicht mehr nöthig war. Selbst Brentanos Korps konnte von Striegau aus kaum rechtzeitig auf dem vorausgesetzten Schlachtfelde eintreffen. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß die damalige taktische Ordnung der Heere, die nur wenige Reserven zur Verfügung ließ und den Erfolg wesentlich von einem ersten Angriff abhängig machte, kaum ausnahmsweise Mittel gewährte, die Entscheidung länger als eine mäßige Anzahl Stunden über hinzuhalten — während die Oesterreicher erst durch den Lärmen des bereits begonnenen Gefechts erfahren konnten, daß der vorausgesetzte Fall eingetreten sei. Auch war Brentanos Korps (6000 Mann) zu schwach, um etwas Namhaftes zu bewirken, und konnte leicht durch die Truppen aufgehalten werden, die der König ohne Zweifel zurückließ, um seinen Rücken zu decken. Wollte Laudon wirklich in der Verfassung sein, das gegebene Wort halten zu können, so mußte er schon am Abend des 14. wenigstens bis Striegau vorrücken, freilich auf die

Gefahr hin, selbst am 15. früh angegriffen zu werden. Fast scheint es auch, als habe sich Laudon zu sagen gewußt, was in der That sehr nahe lag; 40 Schwadronen Reiter, die wirklich bestimmt waren, sich mit den Russen zu vereinigen, wurden bereits am 14. in Brentanos Stellung bei Striegau vorgesendet.

Hatte vielleicht Buturlin in seiner ersten Unterredung mit Laudon, die am 13. zu Liegnitz stattfand, eine Verstärkung durch Reiterei verlangt? — Das ließe sich erklären. Die Linienreiterei der Russen war damals — wie in der That auch heutzutage noch — die schwächste Seite der russischen Armee. Es war auf sie, wie Graf Henckel sich ausdrückt, „wenig Reflexion zu machen". Bei Buturlins Heer war sie auch der Zahl nach nicht genügend.

Wie Janko berichtet, hätte Buturlin auf Laudons schriftliche Vorschläge ausweichend geantwortet. Thatsache aber ist, daß er sich am folgenden Tage — 15. — wirklich mit einer Bereitwilligkeit und Kühnheit, die Clausewitz in Verwunderung setzt, in der vorgeschlagenen Richtung in Marsch setzte. Die Kühnheit, mit der er dem König herausfordernd entgegen ging, verdient um so mehr anerkannt zu werden, da sein Heer dem preußischen keineswegs überlegen, höchstens 45 000 Mann Linientruppen zählte, nicht mindestens 65 000, wie das österreichische, mit dem sich Laudon nicht von den Bergen herunter wagte. Vielleicht wurde der russische Feldherr durch die Noth dazu veranlaßt. Er begann dringend Brot zu fordern.

Da König Friedrich zu gleicher Zeit eine gewaltsame Rekognoszirung vornehmen ließ, um endlich Gewißheit über die russische Armee zu erlangen, während andererseits Laudon den Russen die wahrscheinlich versprochene Reiterei in Person zuführte, ergab sich an diesem Tage eine eigenthümliche taktische Verwickelung.

General Platen sollte mit 5 Bataillonen und 30 Husaren- und Dragoner-Schwadronen rückwärts aus dem Lager des Königs nach Wahlstadt vorrücken und, wenn er dort nichts vom Feinde gewahr wurde, Parteien gegen Liegnitz und Parchwitz vorsenden. Während dieses Korps sich zum Aufbruch sammelte, wurden die Zietenschen Husaren, die bei Jenkau zur Unterstützung bereit standen, von Kosaken angegriffen. Der Angriff war natürlich leicht abgewiesen. Nun aber gewahrte man zahlreiche russische Reiterei, die sich von Groß- und Klein-Wandris her

gegen das untere Ende von Mertschütz heranbewegte. Es war die gesammte Reiterei der russischen Armee, und die Sicherheit, mit der sie dem General Platen gegenüber auftrat, ließ vermuthen, daß diese Armee in ihrer Gesammtheit, oder wenigstens eine starke Abtheilung ihrer Infanterie in unmittelbarer Nähe sei. Zieten erhielt nun den Befehl, mit fünf anderen Bataillonen, seinen Husaren und einem Dragoner-Regiment durch Mertschütz nach Klein-Pohlwitz und später nach Nikolstadt vorzugehen, um dieser Reiterei in die Flanke zu fallen. — Bald darauf wurde sowohl ihm als Platen je ein Bataillon nachgesendet. — Es kam zu einer lebhaften Kanonade; die russische Reiterei wich auf die Höhen bei Klein-Wandris zurück, dann weiter gegen Wahlstadt — wobei sie vier Dörfer anzündete, angeblich, um ihren Rückzug zu decken; in Wahrheit aber war es wohl nur ein ganz zweckloser Unfug, den die Kosaken auf eigene Hand begingen. Diese Helden aus der Steppe waren gewöhnt, Dörfer anzuzünden, ohne daß es dazu irgend eines Grundes bedurft hätte.

Platen besetzte die von den russischen Reitern verlassenen Höhen — Zieten war im Marsch über Klein-Pohlwitz hinaus, — da meldeten die Vorposten, daß von Striegau her eine Staubwolke der preußischen Stellung nahe. Es war Laudon, der seine 40 Schwadronen persönlich führte und mit ihnen herantrabte. Er hatte, indem er von Striegau aufbrach, dem Korps Brentanos den Befehl zurückgelassen — nicht ihm zu folgen, was in der That keinen Sinn gehabt hätte — sondern sich marschbereit zu halten; wahrscheinlich um ihn aufnehmen und seinen Rückzug decken zu können, falls es ihm nicht gelang, mit seinen Reitern zu den Russen durchzudringen.

Der König sendete diesem Feinde zwei Infanterie-Brigaden und sechs Reiter-Regimenter auf die Windmühlen-Höhe bei Mertzdorf entgegen. Laudon hatte weder den nächsten noch den sichersten Weg erwählt, um das russische Heer zu erreichen, vielmehr von Striegau aus die Richtung eingeschlagen, die über Barzdorf gerade auf den rechten Flügel der preußischen Stellung, zwischen Jenkau und Drohmsdorf führte, niemand sagt uns weswegen; vielleicht um den Russen dadurch „Luft zu machen", daß er vor der Front der preußischen Armee erschien und die Aufmerksamkeit auf sich zog? — Da hätte er sie leicht für seinen Zweck zu sehr auf sich ziehen können. — Angesichts der preußischen Stellung ließ Laudon seine 15 vordersten Schwadronen zwischen Kühnern und Damsdorf auf-

marſchiren, um den Marſch der übrigen zu decken, die in Kolonne links ſchwenkten und zunächſt Profen erreichten. Als ſie vorüber waren, ſchloſſen ſich jene fünfzehn erſten dem Schweif der Kolonne als Nachtrab an. Der weitere Marſch nahm die Richtung auf Klein-Pohlwitz in Zietens Rücken.

Der König aber war dieſem Marſch mit den bei der Windmühle von Merzdorf verſammelten Truppen ſtets zur Seite geblieben, ging bei Skohl über den Weydabach und nahm ebenfalls die Richtung auf Klein-Pohlwitz. Laudon, der dem König um etwas voraus ſein mochte, ſah ſich dadurch veranlaßt, weiter zu ſeiner Linken auszubiegen und ohne weiteren Aufenthalt gerade zur Vereinigung mit der ruſſiſchen Reiterei zu eilen, die inzwiſchen bis Wahlſtadt zurückgewichen war. Jenſeits Strachwitz wurde ſein Nachtrab von der preußiſchen Reiterei angegriffen, und es kam zu einem Gefecht, in dem beide Theile einigen Verluſt erlitten, die Oeſterreicher aber doch eigentlich im Vortheil blieben. Laudon traf zwiſchen 1 und 2 Uhr bei Wahlſtadt ein, nachdem er mit ſeinen Reitern mehr als zwei Meilen im ſcharfen Trabe zurückgelegt hatte. Bald darauf trat er mit zwei Schwadronen als Bedeckung den Rückweg an.

Zieten, der aus der Gegend von Nikolſtadt, beſorgt, von den öſterreichiſchen Reitern im Rücken angegriffen zu werden, nach Klein-Pohlwitz zurückgegangen war, rückte nun wieder, vereint mit den Truppen, die der König herbeigeführt hatte, gegen Wahlſtadt vor, wie auch Platen von Groß- und Klein-Wandris her. Die vereinigte ruſſiſche und öſterreichiſche Reiterei wich vor dem Feuer der preußiſchen Artillerie über Knigwitz auf die ruſſiſche Infanterie zurück, die auf den Höhen jenſeits Tenſchel Stellung genommen hatte.

Noch war dort nicht das geſammte Fußvolk Buturlins eingetroffen; was da zur Zeit in Gefechtsbereitſchaft ſtand, wurde auf nicht mehr als 10 000 Mann geſchätzt, die nur ein Treffen bildeten. Der Reſt der ruſſiſchen Infanterie traf erſt ſpät in der Nacht, zum Theil erſt am folgenden Morgen auf den Höhen bei Tenſchel ein. Was der König an Truppen auf der Hochfläche bei Wahlſtadt beiſammen hatte, bildete eine Geſammtzahl von 24 Bataillonen und 58 Schwadronen; ſeine Infanterie zählte gewiß nicht weniger als 15 000 Mann und war der feindlichen mithin jedenfalls nicht unbedeutend überlegen. Es war eine

schöne Gelegenheit, die Russen anzugreifen und zu schlagen, die sich hier bot!

Der König aber, sonst doch gewöhnt, wie kein anderer, die Gunst des Augenblicks mit raschem Entschluß zu nützen, fand die Stellung der Russen zu vortheilhaft, meinte, der Angriff würde zu große Opfer kosten, er werde dann nach einem Siege über die Russen den Oesterreichern um mehrere tausend Mann schwächer gegenüber stehen und gegen sie nichts mehr vermögen. Er ließ die Truppen, die er bei Wahlstadt versammelt hatte, ein Lager beziehen, dessen linker Flügel sich an dieses Kloster lehnte, während der rechte sich bis auf den Windmühlenberg bei Klein-Wandris ausdehnte.

Auch am 16. August waren die Verhältnisse noch günstig. Die Russen konnten angegriffen werden, ohne daß es dem Feldzeugmeister Laudon möglich gewesen wäre, sie rechtzeitig und ausgiebig zu unterstützen. Der König aber konnte von der Armee, die unter dem nominalen Oberbefehl des Markgrafen Karl in der alten Stellung zwischen Jenkau und Lonig stehen geblieben war, heranziehen, was er an Verstärkungen nöthig achtete. Aber er änderte nur das Lager, dessen linker Flügel von den Höhen bei Knigwitz eingesehen werden konnte und dessen Vorposten den Anfällen der Kosaken zu sehr ausgesetzt waren. Dieser Flügel wurde bis auf den rothen Berg bei Strachwitz zurückgenommen, der rechte an die Windmühle bei Groß-Wandris gelehnt.

Die Gründe, durch die sich König Friedrich eigentlich in solcher Weise bestimmen ließ, sind wohl nicht in den oben angeführten Erwägungen zu suchen; wir glauben sie eher in dem Brief zu finden, den er an diesem selben 16. an seinen Bruder Heinrich richtete. Der König sagt darin, daß die Russen hinter einem Defilee und einer zahlreichen Artillerie lagerten, so daß er nicht daran denke, sie anzugreifen, sondern nur daran, ihre Lage beschwerlich zu machen, indem er ihre Plünderungen und ihre Fouragirungen beschränke: „ich bleibe hartnäckig dabei, nur mit Laudon zu thun haben zu wollen und das aus guten Gründen, und wenn ich nicht die Geduld verliere, hoffe ich, werden diese Leute auf und davon gehen, jene anderen aber, die ausdauernder sind, müssen besser beobachtet werden“ (ils campent sur une ligne, mais derrière un défilé et une barricade de canons de sorte que je ne pense pas à les attaquer, mais à les incommoder en reserrant leurs pillages

et les empêchant d'avoir des fourrages. Je m'opiniâtre à ne vouloir avoir affaire qu'à Laudon et cela pour de bonnes raisons, et en ne perdant pas patience j'espère que ces gens-ci s'en iront, mais les autres étant plus tenaces doivent être mieux observés.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß dem großen König und Feldherrn mit Grund der Vorwurf gemacht werden kann, er habe zu ausschließlich an dem Gedanken festgehalten, nur die Oesterreicher, nicht die Russen in offener Feldschlacht zu bekämpfen; er habe darüber versäumt, günstige Gelegenheiten nach anderer Seite hin zu benützen, versäumt, die Russen für die Verwegenheit zu bestrafen, mit der sie sich ihm gegenüber bloßstellten. Fast scheint er diesmal durch eine Regung des Gemüths, durch eine leidenschaftliche Stimmung beherrscht. Wir brauchen hier nicht darauf zurückzukommen, wie auch ein Sieg über die Russen die Pläne der Verbündeten in solcher Weise durchkreuzt hätte, daß der Feldzug gewiß nicht mehr ein in der beabsichtigten Weise entscheidender werden konnte. Wichen die Russen besiegt über die Oder zurück, so kehrten sie nicht wieder, und Laudon versuchte dann noch vielleicht die eine oder die andere Belagerung, die verhindert werden konnte, aber er unternahm schwerlich mehr etwas eigentlich Entscheidendes; dafür bürgte seine bisherige Haltung — und das moralische Gewicht eines erfochtenen Sieges. Mochte der König in einem siegreichen Kampf gegen die Russen auch mehrere tausend Mann verloren haben, der Verlust wurde aufgewogen durch das gehobene Bewußtsein der eigenen Armee und eine weniger zuversichtliche Haltung des Feindes — die natürlichen Folgen eines Sieges.

Gewiß ist jedenfalls: daß die ersehnte Vereinigung zu Stande kam, verdankte Laudon in keiner Weise der eigenen durchaus passiven Haltung, die nichts weniger als geeignet war, zum Ziel zu führen. Er verdankt es vor allem dem Umstande, daß eben König Friedrich allzu ausschließlich nur Eines im Auge und im Sinn hatte und es versäumte — man könnte sagen verschmähte — einen Sieg über die Russen zu erfechten; er verdankt es dann zweitens auch der Bereitwilligkeit, dem guten Willen der Russen, den man in solchem Grade zu erwarten auf Seiten der Oesterreicher gar nicht berechtigt war. —

In einer Beziehung waren die Verpflichtungen, welche die Vereinigung der beiden Heere mit sich brachte, schon vor der Vereinigung

selbst eingetreten. Buturlin verlangte Brot, und Laudon mußte ihm dessen 400 000 Portionen zusenden, was für die russische Armee, alle Nichtkombattanten mitgezählt, die auch versorgt werden mußten, für etwa sechs Tage ausgereicht haben mag. — Ueberhaupt ließ sich leicht vorhersehen, daß Operationen der beiden Armeen in unmittelbarer Vereinigung sich nicht lange — kaum einige Wochen über — würden durchführen lassen, schon weil Oesterreich der übernommenen Verpflichtung, das russische Heer zu verpflegen, schwerlich längere Zeit über in ausreichender Weise nachkommen konnte. Diese kurze Zeit von wenigen Wochen mußte daher energisch benützt, es mußten ohne Zeitverlust entscheidende Schläge geführt werden. Das Einfachste und Zweckmäßigste wäre ohne Widerrede gewesen, daß beide Heere an einem und demselben Tage zum Angriff schritten und die unmittelbare Vereinigung auf dem Schlachtfelde selbst suchten, wie Blücher und Wellington bei Waterloo, wie die drei preußischen Armeen bei Königgrätz, wie die beiden deutschen Armeen bei Sedan. Freilich hätte Laudon dazu schon am Vorabend der Schlacht in die Ebene herabsteigen müssen. Das lag so nahe, daß König Friedrich — wenn er auch seinen Gegnern nicht unbedingt die Energie zutraute, die dazu gehörte — doch für möglich hielt, daß sie so handeln könnten. Er ließ am 16. seine Armee unter das Gewehr treten und erst wieder einrücken, als von den ausgesendeten Streifwachen der Bericht einlief, daß Laudon immer noch unbeweglich im Gebirge stehe.

Auch Laudon scheint die Lage der Dinge und das, was sie forderte, in diesem Sinn aufgefaßt zu haben. Wenigstens berichtet Janko, er habe eben an diesem Tage in einem vom 15. datirten Brief dem russischen Feldmarschall vorgeschlagen, „die beiden verbündeten Heere greifen gleichzeitig den Feind an.“ Doch wird uns dieser Brief leider nicht wörtlich mitgetheilt, das Weitere scheint zu dieser Einleitung nicht zu stimmen — und so wissen wir schließlich doch nicht mit Bestimmtheit, wie wir Laudons Worte zu verstehen haben.

„Es bleibt dem russischen Oberkommandanten überlassen, ob er eine Verstärkung von 20 000 bis 25 000 Mann dem österreichischen zusenden wolle, damit dieser den ihm in sehr vortheilhafter Position gegenüberstehenden Feind mit sicherem Erfolge anzugreifen im Stande sei.“ So lautet der von Janko mitgetheilte Auszug dieses Schreibens zunächst weiter. Es ist seltsam genug, daß Laudon mit den 60 000 Mann

Linientruppen, die ihm blieben, nachdem er 4000 deutsche Reiter und 1000 Husaren an das russische Heer abgegeben hatte, nicht „im Stande zu sein“ glaubte, die 30 000 Mann des Königs anzugreifen, wenn er nicht wenigstens noch durch 20 000 Russen verstärkt wurde.

Oder wollte Buturlin seinerseits den König angreifen, so war Laudon bereit, ihm eine ähnliche Verstärkung zuzusenden und mit dem, was ihm blieb — 35 000 bis 40 000 Mann — wollte er dann „trachten“, die Flanke des Feindes anzugreifen. Danach scheint es, daß doch eigentlich nur die eine der beiden Armeen ernstlich und energisch angreifen, die andere nur „demonstriren“ und den Feind, den sie unmittelbar vor sich hatte, „en échec“ halten sollte, wie der damalige Kunstausdruck lautete.

Laudon konnte vorher wissen, daß Buturlin auf keinen dieser beiden Vorschläge eingehen werde — am wenigsten auf den ersten. Ganz gewiß gab der russische Feldherr nicht die Hälfte seiner Armee ab, um mit wenig mehr als 20 000 Mann dem Feinde in gewagter Stellung gegenüber stehen zu bleiben. Aber auch den zweiten Vorschlag nahmen die russischen Generale ohne Zweifel mit großem Mißtrauen auf; das lag schon in der Art und Weise, in der sie diesen Krieg überhaupt beurtheilten. Außerdem glaubten sie sich immerdar vorgeschoben und aufgeopfert, und dieser Vorschlag konnte wohl so aufgefaßt werden, als sollten Wagniß und Opfer wieder vorzugsweise ihnen zugemuthet werden.

Auch scheint sich Laudon gesagt zu haben, daß er auf eine Zustimmung der russischen Generale zu diesen Vorschlägen nicht rechnen dürfe; er hatte demgemäß noch einen dritten Plan in Bereitschaft. Laudon wollte zunächst Brentanos Korps in eine Stellung zwischen Merzdorf und Tschinschwitz vorrücken lassen, um seine eigenen weiteren Manöver gehörig zu decken. Durch dieses vorgeschobene Korps gedeckt, wollte er dann Tags darauf vom Gebirge herabsteigen und zwischen Järischau (östlich von Striegau) und Hohen-Posertz (auf dem Wege von Freiburg und dem Fürstenstein nach Breslau) Stellung nehmen. Die russische Armee sollte dann gleichzeitig mit ihrem rechten Flügel „das um ein Drittheil schwächere feindliche Korps“ bei Wahlstadt angreifen. Nach „diesem Coup“ sollte dann die russische Armee ihre Aufstellung in solcher Weise nehmen, daß der linke Flügel an Wahlstadt, der rechte an Klein- oder Groß-Wandris zu stehen komme. Dadurch komme dann dieses Heer in das Allignement mit dem Korps Brentanos.

Den Angriff, den die russische Armee unternehmen sollte, ohne jede Möglichkeit, dabei von den Oesterreichern unterstützt zu werden, dürfen wir wohl als ein bloßes Ornament betrachten. Im Wesentlichen war hier auf die Wirkung des Manövers gerechnet. Laudon wollte den König in seiner Stellung bei Wahlstadt gänzlich von Schweidnitz abschneiden, seine Rückzugslinie nach Breslau bedrohen und ihn dadurch zum Rückzug eben auf Breslau bestimmen. Die russische Armee konnte die ihr vorgeschriebene Stellung — die Stirn gegen Breslau gewendet — selbstverständlich erst einnehmen, wenn der König, von den Russen angegriffen oder nicht, durch die drohende Bewegung der Oesterreicher gezwungen, die Hochebene bei Wahlstadt verlassen hatte und gegen Breslau zu gewichen war.

Am Schluß des Schreibens treten dann Laudons eigentliche Absichten noch weiter in den Worten hervor: „Es würde am vortheilhaftesten sein, den König erst anzugreifen, der aller Wahrscheinlichkeit nach geschlagen werden müßte, um sodann die Belagerung von Schweidnitz oder Breslau zu unternehmen und durch deren Bemeisterung sich die nöthigen Waffenplätze zu sichern."

Laudon wollte eine Schlacht, aber nicht um in ihr das preußische Heer zu zertrümmern und etwa durch einen energischen Schlag den Krieg im Ganzen zur Entscheidung zu bringen; er wollte sie im Geist der Zeit lediglich, um zu einer Belagerung gelangen zu können und die Sicherheit zu haben, daß er diese Belagerung ungestört durchführen könne.

Und wann und wo dachte sich Laudon diese Schlacht? — Das Wörtchen „erst" besagt an dieser Stelle nichts weiter, als daß sie geschlagen werden sollte, ehe man zu einer Belagerung schritt. — Wollte Laudon durch diesen Schluß auf seine beiden ersten Vorschläge zurückkommen, oder dachte er sich die Schlacht, nachdem das Manöver den König genöthigt hätte, in der Richtung auf Breslau zurückzugehen, und die unmittelbare Vereinigung der beiden verbündeten Armeen bewirkt worden wäre? — darüber bleiben wir im Ungewissen.

Wir wissen auch nicht, wie sich die Diskussion weiter entwickelte. Daß auch der dritte Vorschlag, in dem wieder Kampf, Wagniß und Opfer ausschließlich ihnen zugedacht schienen, den mißtrauischen Russen nicht sonderlich behagte, läßt sich denken. Sie wollten eigentlich nur die Oesterreicher unterstützen, jedenfalls ihrerseits der Unterstützung gewiß

sein. Am Ende scheint man auf die unmittelbare Vereinigung der beiden Armeen zurückgekommen zu sein, und Buturlin erklärte endlich sehr scharf und entschieden, daß er den (weiteren) Weg zur Vereinigung nicht antreten könne, wenn nicht Laudon nach Jauer vorrücke. Man kann nicht sagen, daß diese Forderung eine unbillige gewesen wäre. Laudons Vorrücken war die nothwendige Vorbedingung, mochte man die unmittelbare Vereinigung der eigenen Heere oder einen gemeinsamen Angriff der feindlichen Armee beabsichtigen. Die Erklärung wurde aber, scheint es, mit einer solchen energischen Bestimmtheit abgegeben, daß Laudon nicht weiter ausweichen konnte; er mußte „sich fügen", wie Janko berichtet.

Der König von Preußen ließ die russische Armee auch den 17. August über unangetastet. Ihn beschäftigte der Gedanke, den Transport von 400 000 Brotportionen aufzuheben, der den Russen zugesagt war. Ein österreichischer Offizier, Ueberbringer eines Briefes, der dem Feldmarschall Buturlin diesen Transport ankündigen sollte, war in die Hände der preußischen Vorposten gefallen. General Platen wurde befehligt, den beabsichtigten Streich zu führen. Er sammelte die Truppen, die ihm dazu überwiesen waren, bei Hertwigswalde — fand aber bei Jauer den General Brentano mit seinem Korps, das dort eben Stellung nahm, und kehrte unverrichteter Dinge zurück.

Brentanos Entsendung dorthin war die Einleitung zu Laudons eigenem Marsch in die Ebene, der gedeckt durch Brentano und ein anderes Korps leichter Truppen unter dem General Luzinski bei Striegau im Laufe eben dieses Tages ausgeführt wurde. Laudon lagerte hinter Jauer, mit dem rechten Flügel auf den Höhen bei Gerlachsdorf, mit dem linken an Peterwitz.

An demselben Tage traf auch General Beck mit einem Theil seiner Truppen von Zittau her in Liegnitz ein, und so war in bedenklicher Nähe ein Halbkreis um die Stellung des Königs geschlossen.

Laudon kann zu diesem Marsch nicht so spät aufgebrochen sein, wie Graf Henckel berichtet, nicht erst „gegen Abend" — denn gegen Abend wußte ihn, scheint es, König Friedrich bereits in der Ebene und traf seine Gegenanstalten. Er zog die Armee unter dem Markgrafen Karl etwas näher an die Truppen unter seinen unmittelbaren Befehlen heran, damit diese beiden Hälften des Heeres sich im Fall eines Angriffs besser

unterstützen könnten. Der Markgraf mußte um acht Uhr Abends zu dieser Veränderung seiner Stellung aufbrechen, die man nicht einen Marsch nennen kann. Er lehnte nun seinen rechten Flügel an Gränowitz, den rechten an Drohmsdorf.

Der König erwartete angegriffen zu werden und war entschlossen, dem Kampf, der, wie er glaubte, die unmittelbare Vereinigung der beiden feindlichen Heere herbeiführen sollte, nicht auszuweichen. Wurde der Angriff zurückgeschlagen, namentlich der österreichische mit Verlust, dann war, so schien es wenigstens, jene Vereinigung auch jetzt noch hintertrieben.

Dieses Vorhaben des Königs war von großer Kühnheit! — Ein Brief, den er am 18. an seinen Bruder richtete, eröffnet uns einen Blick in den Gedankengang, der zu solchem Entschluß führte. „Die Russen haben gar kein Verlangen anzugreifen", schreibt der König, „aber ich glaube, daß Laudon dazu gezwungen sein wird. Sie können darauf rechnen, daß er es theuer bezahlen wird." (Les Russes n'ont aucune envie d'attaquer, mais je crois que Loudon y sera forcé. Vous pouvez compter là dessus qu'il en payera la folle enchère.)

König Friedrich hatte seine Stellung den Russen gegenüber verschanzen lassen; er setzte, wie wir diesem Brief entnehmen, voraus, daß die Russen wenigstens nicht ernsthaft, nicht mit ganzer Energie angreifen und leicht im Zaume zu halten sein würden, daß er es wesentlich nur mit Laudons Oesterreichern zu thun haben werde, und die hoffte er mit Verlust zurückzuschlagen.

So verging der 18. August. Wenige Stunden aber, nachdem der eben erwähnte Brief abgegangen war, sollte die Vereinigung seiner beiden Gegner in einer Weise zu Stande kommen, wie der König nicht erwartet hatte; durch ein Manöver, auf das er in der That gar nicht gefaßt sein konnte. Wieder waren es die Russen, die mit einer überraschenden Kühnheit auftraten. Durch eine abermalige Unterredung mit Laudon dazu bestimmt, brach Buturlin in der Nacht vom 18. zum 19. um 1 Uhr nach Mitternacht — oder vielleicht noch etwas später — auf, marschirte um den linken Flügel der preußischen Stellung herum, an Liegnitz vorbei, nach Hochkirch, von wo sich dann sein rechter Flügel unter Czernyschew bis Eichholz ausdehnte. Um diesen Marsch

einigermaßen zu decken, jagten einige Polks Kosaken nach Wahlstadt vor, wo sie ein leichtes Gefecht mit preußischen Vorposten bestanden.

Dieser Marsch war von einer Verwegenheit, die wohl kaum überboten werden könnte. Die russische Armee bot dabei der preußischen fortwährend, zum Theil in einer Entfernung von weniger als einer halben Meile, die Flanke, und wie sich aus allem ergiebt, war unterwegs nirgends ein Theil dieser Armee aufmarschirt, um den Marsch der Kolonnen zu decken.

Friedrich II. versäumte hier die letzte Gelegenheit, die sich in diesem Feldzug bieten sollte, das eine der beiden feindlichen Heere vereinzelt zu schlagen. In der Verfassung, in der er die Russen bei Tagesanbruch gefunden hätte, durfte er sie angreifen, ohne die ganze Armee des Markgrafen oder auch nur sehr bedeutende Verstärkungen von ihr heranzuziehen, und wahrscheinlich wäre er mit ihnen fertig geworden, ehe die Stunden verflossen waren, deren Laudon bedurft hätte, um irgend in nennenswerther Weise eingreifen zu können.

Offenbar hat der König sich auch später wohl Rechenschaft davon zu geben gewußt, was hier versäumt war. Schweigt er auch in seinen gleichzeitigen Briefen darüber, so sagt er doch in seiner Geschichte des Krieges: „Herrn v. Buturlins Bewegung wurde im nahen Bereich der (preußischen) Armee ausgeführt, und durch ein Gelände, das nicht schwierig zu sein schien (d. h. für den Angriff keine Schwierigkeiten bot). Aber man mußte seinen Grundsätzen nicht untreu werden. Die Russen wurden nicht angegriffen, man beunruhigte nicht einmal ihren Nachtrab.“ (Le mouvement de Mr. de Buturlin se faisait à la portée de l'armée, et par un terrain, qui ne paraissait pas difficile; mais il ne fallait pas s'écarter de ses principes. Les Russes ne furent point attaqués, on ne harcela pas même leur arrière-garde.) Der König bezeichnet es hier als seinen Grundsatz, nur die Oesterreicher, nicht die Russen anzugreifen. Als eine genügende Rechtfertigung ist das wohl kaum anzusehen.

Sehr merkwürdig ist Laudons Benehmen an diesem Tage. Er hatte die Russen zu diesem verwegenen Manöver aufgefordert, er hatte es veranlaßt, da mußte man erwarten, daß er auch das Mögliche thun werde, um ihnen die Ausführung zu erleichtern, die Gefahr, so weit sich das überhaupt thun ließ, von ihnen abzulenken. Man erwartet zu ver-

nehmen, daß die österreichische Armee mit Tagesanbruch unter den Waffen und in Bewegung war; daß sie durch Demonstrationen sowohl gegen den Markgrafen Karl, als gegen den Rücken der eigenen Stellung des Königs gesucht habe, das feindliche Heer in Spannung und Erwartung von jedem entscheidenden Schritt gegen die Russen abzuhalten. Doch nichts derart geschah. So unglaublich es klingen mag, Laudon that buchstäblich gar nichts an diesem denkwürdigen Morgen. Die tiefste Ruhe herrschte in seinem und selbst in Brentanos Lager. Daß die Russen ungestraft davon kamen, dafür hatten sie wieder dem König von Preußen zu danken, nicht dem Feldzeugmeister Laudon. Dieser Letztere scheint übrigens unzufrieden damit gewesen zu sein, daß die Russen nicht ihren Marsch ohne Aufenthalt von Eichholz nach Jauer zum unmittelbarsten Anschluß an die österreichische Armee, zunächst wohl an Brentanos Korps, fortgesetzt hatten. Es ist wahr, die zweite Hälfte des Gesammtmarsches von Eichholz nach Jauer wäre ohne allen Vergleich weniger gefährlich gewesen, als die erste von den Höhen hinter Tenschel nach Eichholz. Doch ist nicht abzusehen, was eigentlich durch eine noch nähere Vereinigung der beiden Heere gewonnen gewesen wäre, und im Allgemeinen waren es für diesmal eigentlich wohl die Russen, die Ursache gehabt hätten, mit der Haltung ihrer Verbündeten unzufrieden zu sein.

Bunzelwitz und Schweidnitz.

Hatte der König auch in solcher Weise versäumt, die Russen anzugreifen, so wußte er doch augenblicklich nachher einen Entschluß zu fassen, der den durchaus veränderten Umständen entsprach, und schon um 9 Uhr morgens an demselben Tage (19.) setzte sich die preußische Armee in Bewegung. König Friedrich wollte jetzt die von Laudon verlassene Stellung am Gebirge bei Kunzendorf und Bögendorf einnehmen. Das hätte jetzt einen ganz anderen Sinn gehabt, als zur Zeit, wo es Laudon ohne Ursache befürchtete. Der König hatte keinen Grund mehr, sich in der Ebene zu behaupten. Die Vereinigung der beiden feindlichen Heere war nicht mehr zu verhindern, sie war erfolgt; die Verbindung mit

Sachsen und selbst mit Pommern war verloren und konnte vor der Hand nicht wieder gewonnen werden, wenn man nicht ganz Schlesien auf dem linken Oderufer von der Katzbach aufwärts aufgeben wollte. Eben diesen Theil Schlesiens zu behaupten, die Belagerung der Festungen zu verhindern, war aber im Gegentheil jetzt die Aufgabe.

Was konnte und mußte sich nun ergeben, wenn es dem König gelang, in solcher Absicht die genannte Stellung im Gebirge einzunehmen? — Wie das durch die allgemeinen Verhältnisse geboten war, selbstverständlich nicht in der Weise, in der Laudon sie inne gehabt hatte, die Stirnseite dem ebenen Lande zugewendet, — da ihn die allererste Gegenbewegung des Feindes gezwungen hätte, eine solche Stellung zu ändern — sondern auf dem rechten Thalrand der Weistritz oder hinter dem Bögendorfer Grund, mit dem rechten Flügel auf den letzten Höhen an der Ebene, den linken das Gebirge hinan ausgedehnt bis zu einem passenden Stützpunkt. (Eine Stellung zwischen Freiburg und Altwasser, oder vollends zwischen Hohenfriedeberg und Adelsbach hätte ihn vielleicht schon zu sehr von Schweidnitz entfernt.)

Der König sagt, wenn man sich dieser Höhen „durch einen Gewaltmarsch" bemächtigt hätte, wären die Oesterreicher von ihren Magazinen abgeschnitten gewesen; infolge dessen hätten sich die Russen, die hier zur Stelle von den Oesterreichern mit ernährt werden mußten, wieder den Vorräthen nähern müssen, die sie in Polen zurückgelassen hatten, und dadurch wäre dann die Lage der Dinge in Schlesien für diesen Feldzug durchaus verändert gewesen.

So weit hätten die Folgen wohl nicht gereicht, wenigstens nicht gerade in dieser Weise. Abgeschnitten wären die Zufuhren der Oesterreicher, die nicht von Braunau und Friedland zu kommen brauchten, sondern auch auf Landeshut und Volkenhayn geleitet werden konnten, wie schon gesagt, wohl nicht gewesen, aber aus großer Nähe bedroht. Ohne Zweifel wären die Verbündeten genöthigt gewesen, dem König im Gebirge — wahrscheinlich zwischen Freiburg und Waldenburg — wenigstens ein namhaftes Korps entgegenzustellen, um ihre Verbindungen zu decken; das preußische Heer in der Gebirgsstellung anzugreifen, hätte man aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich gefunden; Schweidnitz zu belagern, hätte man auch schwerlich gewagt, so lange der König auf den nahen Bergen stand. So konnten, scheint es, die Dinge in der Schwebe erhalten

werden, ohne daß eine Entscheidung zu Gunsten der Verbündeten abzusehen gewesen wäre, und mehr konnte der König unter den damaligen Bedingungen nicht bezwecken. Aber auch so weit reichten in der Wirklichkeit die Vortheile nicht, welche sich der König von dem Besitz dieser Gebirgsstellung unbedingt und ohne Einschränkung versprechen durfte. Die Verbündeten konnten ihn sehr leicht zwingen, sie zu verlassen. Sie brauchten nur durch ein entsendetes Korps von 25 000 Mann, das sie bei ihrer großen Ueberlegenheit sehr leicht entbehren, und das sie eben so leicht gehörig mit Artillerie ausstatten konnten, Breslau ernstlich bedrohen zu lassen. Breslau konnte nur geringen Widerstand leisten, und der König durfte es nicht verloren gehen lassen.

Clausewitz meint, es sei wohl dem König nicht rechter Ernst gewesen mit dem Plan, sich in das Gebirge zu werfen. Auffallend ist es allerdings, daß Friedrich II. den „Gewaltmarsch" nicht machte, den er selbst als unerläßlich bezeichnet. Hielt ihn vielleicht der Gedanke zurück, daß er dort in den Bergen zu weit von Breslau entfernt sein würde? — Jedenfalls machte die preußische Armee an diesem Tage nur einen kleinen Marsch; der Markgraf Karl bis in die Gegend von Ossig, kaum $1^1/_2$ Meilen von dem linken Flügel seiner bisherigen Stellung; der König nach Groß-Beckern in der unmittelbaren Nähe der Stellung, die der Markgraf eben verließ.

Laudon aber fand seine Thätigkeit wieder, sowie er die preußische Armee in Bewegung sah; aber er dachte nicht entfernt daran, den König etwa von Schweidnitz abzuschneiden, ihm auf dem rechten Ufer des Striegauer Wassers zwischen Puschkau und Würben zuvorzukommen, wie einem Feldherrn, der an der Spitze einer überlegenen Macht eine Schlacht nicht scheut, wohl nahe liegen konnte. Von seinem rechten Flügel, von Gerlachsdorf war nicht weit dorthin, und er hätte bei einer solchen Schlacht nicht allzuviel gewagt, da ihm der Rückzug in das nahe Gebirge sicher war. Aber Laudon war entschlossen, unter keiner Bedingung anders als im Verein mit der russischen Armee zu schlagen und wendete seine eiligen Schritte rückwärts nach den Bergen. Da wir wissen, wie erwünscht dem König eine Schlacht gewesen wäre, dürfen wir ihn deshalb nicht eigentlich tadeln.

Die Richtung auf Jauernick und Bunzelwitz, die der König am 20. August dem Marsch seines Heeres gab, beweist, daß er jedenfalls

nicht an eine Stellung bei Hohenfriedeberg dachte; möglicherweise war Freiburg sein Ziel, am wahrscheinlichsten ist, daß er vorzugsweise eine Stellung hinter dem Bögendorfer Grund im Sinn hatte.

Doch als die Spitzen seiner Kolonnen die Gegend von Jauernick und Bunzelwitz erreicht hatten, sah man die Höhen bereits von einem Theil der Infanterie Laudons besetzt, und sie durch raschen Angriff (un coup de main, wie der König sagt) von dort zu vertreiben, daran war nicht zu denken, da man, wie er hinzufügt, auch den Rest der österreichischen Armee im Marsch und nahe am Ziel gewahr wurde. Nach österreichischen Berichten wäre sie bereits vollständig auf den Bergen vereinigt gewesen. Brentano stand mit seinem Korps bei Hohenfriedeberg.

Wieder verlangten die Umstände vom König einen veränderten Entschluß, und er wußte ihn augenblicklich zu fassen. Die Gründe, die ihn diesmal bestimmten, liegen so nahe und sind so einleuchtend, daß man sie wohl errieth, auch wenn er sie nicht in seinen Werken ausdrücklich ausgesprochen hätte. Er ging von der Erfahrung aus, daß ein Feldherr sich, wie das durch das Wesen der herrschenden Theorie bedingt war, überhaupt nicht leicht zu einer Schlacht, ganz besonders aber nicht leicht dazu entschloß, eine gut verschanzte Stellung anzugreifen, und durfte folgern, daß hier vollends, wo sich über jeden Schritt, der gethan werden sollte, zwei Feldherren zu verständigen hatten, noch mehr Bedenken als gewöhnlich einen solchen Entschluß erschweren oder verhindern würden. Eine Belagerung dagegen unternahm ein jeder, der sich an der Spitze einer an Zahl dem Feinde überlegenen Armee wußte, ohne viel Bedenken. Gab der König Schweidnitz preis, so wurde es ohne Zweifel belagert und fiel, keiner langen Vertheidigung fähig, in die Hände der Oesterreicher, ehe er etwas Wirksames zu thun vermochte, um den Entsatz zu bewirken. Nahm er dagegen eine Stellung, die den Zugang zur Festung sperrte und die Belagerung unmöglich machte, so lange er sich darin behaupten konnte, so wurde er höchst wahrscheinlich darin nicht angegriffen und die Dinge blieben ohne Entscheidung in der Schwebe, bis Schwierigkeiten der Verpflegung die beiden feindlichen Heere zwangen, sich wieder zu trennen; damit war der Feldzug zu Gunsten Preußens gewendet. Er endete ohne Verlust. Es lag hier einer der Fälle vor, in denen es vollkommen zweckmäßig ist, eine Festung durch die Armee zu decken, worüber

Bülow unberufener Weise gedankenlos in unbedingter Allgemeinheit spottet.

Clausewitz wirft die Frage auf, ob der König nicht besser gethan hätte, sich in ein verschanztes Lager bei Breslau zurückzuziehen; er hätte dadurch allerdings den Feinden freie Hand gelassen, Schweidnitz zu belagern, aber sie hätten darauf doch jedenfalls ein beträchtliches Korps verwenden müssen, wären mithin ihm gegenüber im freien Felde um so viel schwächer gewesen, und er hätte dann gegen sie die Offensive ergreifen können, zunächst um eben Schweidnitz zu entsetzen.

Wie der König aber die augenblickliche Lage ansah, gehörte diese Kombination gar nicht in die Reihe der möglichen. Er besorgte vielmehr beinahe vor allem, die Verbündeten könnten ein Korps zum Angriff auf Breslau entsenden, ihn dadurch zwingen, die Schweidnitz deckende Stellung zu verlassen, und dann zur Belagerung dieser Feste schreiten. Er sagt darüber buchstäblich: „Es blieb freilich zu befürchten, daß die Armee der beiden Kaiserinnen eine Heerschaar gegen Breslau entsendete, was dem Feinde dann, indem es den König zwang, die Umgegend von Schweidnitz zu verlassen, Möglichkeit und Mittel verschafft hätte, diesen Ort zu belagern. Aber es war nicht möglich, allen Unternehmungen vorzubeugen, die in solchem Maße überlegene Truppen versuchen konnten, und man mußte etwas dem Glück überlassen." (Il restait toutefois à craindre que l'armée des deux Impératrices ne fît un détachement sur Breslau; ce qui, contraignant le Roi de quitter le voisinage de Schweidnitz, aurait donné à ses ennemis la facilité et les moyens de l'assiéger. Mais il était impossible de s'opposer à toutes les entreprises que des troupes aussi supérieures pouvaient tenter, et il fallait abandonner quelque chose au hazard.)

Auch das läßt sich genügend erklären. Die nunmehr vereinigte Armee der beiden Kaiserinnen wird gewöhnlich 130 000 Mann stark angegeben, und da, nach österreichischen Angaben, Laudons österreichisches Heer jetzt, mit den Truppen, die ihm der Feldmarschall-Lieutenant Beck zugeführt hatte, 70 000 Mann Linientruppen zählte und etwa 13 000 Mann an leichten Truppen, ist das gewiß nicht zu viel gerechnet, denn 47 000 Mann stark müssen die Russen in 64 Bataillonen, 13 Reiter- und 6 Husaren-Regimentern, den Kosakenschwarm hinzugerechnet, doch wohl gewesen sein.

Wahrscheinlich war das Ganze sogar noch um ein paar Tausend Mann stärker.

König Friedrichs Armee kann nicht viel über 50 000 Mann unter den Waffen gezählt haben. Sie war 55 000 Mann stark gewesen, als der König in Schlesien eintraf; irgend namhafte Verluste hatte sie seither nicht erlitten, und was sie durch Krankheiten und Desertion verloren haben mochte, konnte durch Konvaleszenten-Kommandos u. dergl., die eintrafen, ziemlich ersetzt worden sein; aber 2500 Mann waren nach Pommern entsendet worden. Wollte sich aber der König in ein verschanztes Lager bei Breslau zurückziehen und Schweidnitz seinem Schicksal, das heißt einer alsdann gewissen Belagerung überlassen, so mußte er wenigstens noch ein paar Tausend Mann zur Verstärkung der Besatzung dieses Orts abgeben, und es blieben ihm gewiß kaum 50 000 Mann. Zur Belagerung von Schweidnitz aber waren nicht mehr als etwa 25 000 Mann erforderlich, die zum Theil Kroaten sein konnten. Die Ueberlegenheit der Verbündeten im freien Felde blieb, auch wenn sie ein solches Korps entsendet hatten, eine derartige, daß eine Offensive von Seiten des Königs ziemlich hoffnungslos scheinen mußte, so lange die beiden kaiserlichen Armeen vereinigt waren. — Wir folgen hier, was die Zahlen anbetrifft, beiläufig bemerkt, den eigenen Angaben des Königs, und zwar mit um so größerem Vertrauen, da seine verschiedenen Berechnungen sehr genau zu einander stimmen. Namentlich dürfen wir hier wohl daran erinnern, daß dem König, wie er in einem Brief an seinen Bruder sagt, in Schlesien nur 42 000 Mann blieben, nachdem er am 16. Mai Goltz mit 13 000 Mann nach Glogau entsendet hatte. Nun findet sich freilich in einem Brief des Königs vom 28. Juli die Angabe, daß die preußische Heeresmacht in Schlesien 59 000 Mann stark sei, aber diese Zahl steht in einem so auffallenden Widerspruch mit allen früheren, daß wir nicht umhin können, hier ein Versehen des Herausgebers (Schöning) zu vermuthen. — Uebrigens, sollte die Armee des Königs auch wirklich wenige Tausend Mann stärker gewesen sein, als wir nach den früheren Angaben des Königs annehmen müssen, so wäre doch darum der Rückzug auf Breslau nicht weniger bedenklich, eine Offensive von dort aus nicht weniger schwierig gewesen.

Einer anderen Möglichkeit dagegen gedenkt der König ausdrücklich, wenn auch nur, um sie abzulehnen. Er hätte auf den Anhöhen bei Pilzen, hinter Schweidnitz, eine viel bessere Stellung nehmen können, als die bei

Bunzelwitz war. Aber diese Stellung hätte Schweidnitz nicht gedeckt, sagt der König; die Verbündeten hätten den Ort unter seinen Augen belagern und einnehmen können, und allerdings die Nordseite der Festung, auf dem linken Ufer des Schweidnitzer Wassers, blieb dann frei und dem Feinde zugänglich. Aber von dem Glacis der Festung bis auf den Kamm der Höhen von Pilzen sind, in der Luftlinie, nur 4000 Schritte, und auf diesem geringen Zwischenraum zeigt sich kein Terrainabschnitt. Eine vollständige Einschließung von Schweidnitz war nicht ausführbar, wenn der König auf jenen Höhen stand, und daß die Verbündeten eine Belagerung unternommen hätten, während dem Ort die freie Verbindung mit dem nahen und schlagfertigen preußischen Heere offen blieb, ist doch nicht als ganz gewiß anzusehen. Wenn nicht, dann war die Frage wieder, ob die Verbündeten sich entschließen würden den König in einer von Natur sehr starken Stellung anzugreifen, die er ebenfalls verschanzen, und in der er nicht umfaßt werden konnte.

Das berühmte, von den militärischen Schriftstellern jener Zeit vielfach beschriebene Lager bei Bunzelwitz, war auf einer Gruppe von Bodenwellen genommen, die man kaum Hügel nennen kann, und bildete ein unregelmäßig längliches Viereck, dessen schmale Rückseite gegen Süden sich an Zuflüssen des Schweidnitzer Wassers und einer Reihe von Teichen dahinzog. Gegen Westen und Norden war ein großer Theil der Stellung durch das sogenannte Freiburger Wasser umfaßt, einen Bach, der in mehrere Arme getheilt im Bogen durch sumpfige Wiesen dahin fließt, so daß, namentlich für die damalige Taktik, eigentlich nur zwei Angriffsfronten zwischen dem Freiburger und dem Schweidnitzer Wasser übrig blieben: im Westen zwischen Jauernick und Bunzelwitz, im Osten zwischen Tschechen und Würben.

Eine genauere Beschreibung der Stellung und ihrer Verschanzung würde hier zu weit führen und doch ohne Plan kein genügendes Bild geben. Wir müssen es dem Leser überlassen, einen Plan des Lagers zur Hand zu nehmen. Freilich giebt es keinen, der allen Anforderungen entspräche; der von Tielke ist, was die Anlage der Verschanzungen betrifft, nicht genau und richtig; auf dem von Tempelhof bekannt gemachten ist die Darstellung des Geländes sehr ungenügend. Indessen, wenn man eine gute Spezialkarte der Gegend zur Hülfe nimmt und auf diese in

Gedanken die von Tempelhof verzeichneten Verschanzungen überträgt, kann man sich doch ein ausreichendes Bild von dem Ganzen machen.

Laudon drang nun auf Thaten. Er forderte die Russen um so dringender auf, sich ihm in seiner neuen Stellung anzuschließen, da er sah, daß die Preußen ihr Lager mit rastloser Thätigkeit verschanzten, und sich natürlich so gut wie jeder andere zu sagen wußte, daß man sie angreifen müsse, ehe sie mit ihrer Arbeit fertig wären. Der Gedanke, daß er allein mit seinen siebenzigtausend Oesterreichern die fünfzigtausend Preußen angreifen könne, blieb selbstverständlich auch jetzt wieder ausgeschlossen.

Doch die Russen zauderten bei Hochkirch, und die drei Tage, die darüber verloren gingen, sammt den zwei Tagen, die dann noch der Heranmarsch dieser Verbündeten erforderte, kamen natürlich den Preußen bei ihrer Schanzarbeit trefflich zu statten. Wenn man den russischen Offizieren später Vorwürfe deshalb machen wollte, antworteten sie, wie Cogniazzo berichtet, „ganz unverhohlen", diese fünf Tage seien eine kleine Wiedervergeltung für jene fünf Tage, „wo wir (die Oesterreicher) sie nach dem Uebergang über die Oder, in einer weit gefahrvolleren Lage, als jetzt die unsrige war, ihrem eigenen Schicksale überlassen hatten." Das war natürlich nicht ein Grund zu zaudern, nur eine Redensart, in Bereitschaft gehalten, um Vorwürfe zurückzuweisen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie schlagend war und gar wohl geeignet, die Oesterreicher zum Schweigen zu bringen.

Doch versteht sich, daß die russischen Generale für ihr Zaudern auch Gründe hatten, die sie im Ernst anführen konnten, und sowohl Cogniazzo als selbst Janko müssen deren gedenken; daß sie dabei diese Gründe als „Vorwand" bezeichnen, ändert an der Sache nichts. Die Russen hatten sich im Jahre 1759 bei österreichischer Verpflegung nicht allzu wohl befunden; sie wollten diesmal die Oesterreicher zwingen, sich in bindender Form zu genau bestimmten Leistungen zu verpflichten. Es mußte ein schriftlicher Vertrag geschlossen werden, durch welchen Oesterreich sich nicht etwa nur in allgemeinen Ausdrücken anheischig machte, die russische Armee mit Lebensmitteln zu versorgen, in dem vielmehr das Maß der Lieferungen, die von der einen Seite verlangt, von der anderen bewilligt wurden, in

Zahlen festgestellt war. Fourage sollten die Russen sich selbst im Lande verschaffen, so lange da etwas zu finden sei. Waren diese Hülfsquellen erschöpft, dann wollten die Oesterreicher auch diesen Bedarf aus ihren Magazinen decken.

Nicht eher als bis das alles schriftlich festgestellt war, brachen die Russen von Hochkirch auf und marschirten den 24. August nach Jauer, den 25. nach Hohenfriedeberg, wo sie mit dem linken Flügel an Rohnstock, mit dem rechten an Mohnersdorf lagerten. Laudon ließ an demselben Tage den General Brentano nach Striegau vorrücken, wo er, vereint mit der russischen leichten Reiterei unter dem General Berg, den linken Flügel der Russen deckte.

Kaum daß Laudon die Russen wieder in Bewegung wußte, so forderte er sie — schon am 24. — auf, die Stellung des Königs von Preußen mit vereinten Kräften anzugreifen. Das sollte am 27. geschehen. Er verlangte die österreichische Armee, der dabei die schwierigste Rolle zugedacht war, solle durch 20 000 bis 25 000 Mann Russen, mit anderen Worten durch die Hälfte der russischen Armee, unter dem Grafen Czernyschew verstärkt werden. Dieser Umstand ist im höchsten Grade beachtenswerth; er beweist unter anderem auch — was wichtig ist zu wissen — daß Laudon den Angriff nie anders gedacht hat, als in der Form, die er nach der von dem österreichischen Generalquartiermeister ausgearbeiteten Disposition annehmen sollte.

In einem Brief, den Laudon am 25. an die Kaiserin Maria Theresia richtete, zeigt sich, warum er die russische Armee in dieser Weise vertheilt wissen wollte. Er traute den russischen Generalen so wenig wie sie ihm. Er zweifelte, daß Buturlin ernstlich gewillt sein werde, zum Angriff zu schreiten; da hätte er natürlich gerne einen möglichst großen Theil der russischen Armee unter seinen unmittelbaren Befehlen gehabt, um ihrer ernstlichen Verwendung gewiß zu sein. Laudon fügt hinzu, wenn Buturlin die Betheiligung an dem Angriff ablehne, wäre es besser, er gehe sofort wieder über die Oder zurück und eile nach Pommern, um die dortigen Eroberungen sicher zu stellen, lasse aber Czernyschew und dessen Korps bei der österreichischen Armee zurück. Der König von Preußen werde dann ohne Zweifel Truppen nach Sachsen entsenden. Für diesen Fall werde auch er 20 000 Mann zum Marsch nach Sachsen bereit halten.

So seltsam das alles auf den ersten Blick scheinen mag, wird es doch durch das eben in diesem Brief ausgesprochene Mißtrauen genügend erklärt. Laudon hätte sich durch 20 000 bis 25 000 Russen, über die er einigermaßen frei verfügen konnte, wirksamer verstärkt geglaubt, als durch die ganze russische Armee unter ihrem eigenen Feldmarschall. Mußte er dann auch Truppen nach Sachsen abfertigen, welche die Entsendungen des Königs dorthin ungefähr aufwogen, so gestalteten sich auch dadurch die Machtverhältnisse in Schlesien noch günstiger für ihn.

Der Feldmarschall Buturlin lehnte im Gespräch mit Laudon den Angriff nicht ab, nur wollte er vorher selbst die preußische Stellung besichtigen, und jedenfalls könne das Unternehmen nicht schon am 27. ausgeführt werden, meinte er; seine Armee müsse erst ausruhen und Brot backen.

König Friedrich erwartete den Angriff, wie wir aus seinen gleichzeitigen Briefen ersehen, mit großer Zuversicht. Auch war seine Stellung wohl verschanzt, und die 460 Stück Geschütze, mit denen sie bewaffnet war, machten einen Angriff bedenklich. Doch war sie auch nach damaligem Maßstab nicht geradezu unangreifbar. Ihre Schwäche lag darin, daß sie eigentlich von zu großem Umfang war für die Streitkräfte des Königs, und zwar weil die Armee darin nach drei Seiten Front machen mußte und auch die vierte, kurze Seite nicht unbewacht lassen durfte. Das Lager maß im Umfang ungefähr 15 000 Schritte; das war viel für 36 000 bis höchstens 38 000 Mann Infanterie, die diesen Raum vertheidigen sollten. Auch lagerte die Infanterie rundum eigentlich nur in einem Treffen hinter den Schanzen; eine namhafte Reserve hatte nirgends ausgespart werden können.

Wurde nun diese Stellung an den beiden zugänglichen Seiten — in Osten und Westen — zugleich, und auf jeder dieser Fronten an mehreren Orten zugleich angegriffen, damit nirgends Truppen weggezogen werden konnten, um anderswo einen gefährdeten Punkt zu verstärken; und wurde sie zumal mit einer Energie, die keine Opfer scheut, wir möchten sagen in Suworows Stil angegriffen, dann war es wenigstens nicht unmöglich in das Innere einzudringen. Und gelang das auf mehreren Punkten zugleich, dann konnte, bei der eigentlich geringen Tiefe des Lagers, namentlich zwischen Bunzelwitz und Neudorf, eine furchtbare Katastrophe daraus

hervorgehen; eine Vernichtungsschlacht, die von der preußischen Armee wenig übrig gelassen hätte.

Wollte man aber wirklich Großes daran wagen oder setzen, um einen so großartigen Erfolg davonzutragen, dann mußte der Hauptangriff wohl auf die Ostseite des Lagers, zwischen Tschechen und Neudorf gerichtet sein, theils weil dies die strategisch entscheidenste Richtung war, theils und besonders aber auch, weil sich hier dem Angriff die breiteste Front bot; weil hier mehrere Punkte zugleich angegriffen, die Vertheidigung mithin nicht auf einen Punkt konzentrirt werden konnte, endlich weil hier wenigstens an einer Stelle, bei Peterwitz, eine etwas überhöhende Erdwelle der Artillerie des Angreifers eine vortheilhafte Stellung gewährte.

Am 26. stieg endlich auch das österreichische Heer in die Ebene herab und lagerte zwischen Bögendorf und Zirlau. Die früher zu den Russen entsendete österreichische Reiterei kehrte zu ihm zurück. General Luzinsky bemächtigte sich mit seinen Kroaten des Windmühlenberges bei Arnsdorf und dieses Dorfes selbst, indem er die preußischen Vorposten von dort vertrieb. König Friedrich sah sich dadurch veranlaßt, einen Infanterieposten (ein Freibataillon) und eine Batterie an das dem Feinde zugewendete westliche Ende von Wickendorf vorzusenden, das jetzt erst verschanzt wurde.

Zur selben Zeit erhielt Laudon ein „Promemoria", in welchem Buturlin nähere Aufklärung über Ein und Anderes verlangte; er wollte wissen, wie stark das österreichische Korps sein werde, mit dem sich Czernyschew vereinigen sollte, und aus was für Truppen es bestehe (d. h. daß es nicht bloß ein Kroatenschwarm sei); er wollte versichert sein, daß man das russische Korps nicht anders als in dieser Verbindung und in seiner Gesammtheit verwenden, nicht hier und da vertheilen, daß man auch für die russischen Verwundeten gehörig sorgen werde. Endlich erinnerte er daran, daß der versprochene Lebensmittelvorrath auf mehrere Wochen sobald als möglich wirklich geliefert werden müsse, damit die russische Armee von dieser Seite sicher gestellt und in ihren Operationen nicht behindert sei.

Laudon erwiderte, das Korps Brentanos, mit dem sich Czernyschew im Fall eines Angriffs vereinigen „könnte", werde 12 000 Mann stark sein; in Beziehung auf die anderen Punkte antwortete er beruhigend, nur wollte er, was die Verpflegung betraf, „ganz gehorsamst ersuchen",

man möge den Kosaken nicht gestatten, die Straße nach Böhmen unsicher zu machen und dadurch die Zufuhr zu hemmen, „wie schon geschehen" sei.

Dann aber auch macht Laudon darauf aufmerksam, daß die vereinigten Armeen des großen Bedarfs an Fourage wegen, unmöglich länger als bis Ende August in der Gegend von Schweidnitz verweilen könnten. Dieser Umstand soll den Feldmarschall bestimmen, die feindliche Stellung, „wie er versprochen" habe, „noch heute" (27.) zu rekognosziren und sofort die weiteren Maßregeln zum Angriff zu treffen. Endlich kömmt der Vorschlag, wenn Buturlin den Angriff zu schwierig finde, möge er 20 000 Mann (d. h. reichlich $^2/_5$ seiner Armee) unter Laudons Befehlen in Schlesien zurücklassen und mit dem Rest nach Pommern ziehen. Offenbar war Laudon sehr entschieden von dem Verlangen beherrscht, durch 20 000 Russen verstärkt, dem König in Schlesien allein gegenüber zu bleiben.

Buturlin scheint die Sache nicht für in dem Grade eilig gehalten zu haben. Erst am 29. August fand in seinem Hauptquartier ein Kriegsrath statt, dem auch Laudon beiwohnte, in dem sich aber die gesammte russische Generalität, trotz aller aufgewendeten Beredsamkeit des österreichischen Feldherrn und zu dessen großem Verdruß, einstimmig gegen den Angriff aussprach. Sie fanden die Stellung des preußischen Heeres viel zu vortheilhaft, als daß man sich von einem solchen gewagten Unternehmen irgend einen Erfolg versprechen dürfte. Und recht eigentlich im Geist der zur Zeit herrschenden Lehre vom Kriege fügten sie (wie Cogniazzo berichtet) noch hinzu: es würde überhaupt den Grundsätzen politischer und militärischer Klugheit nicht entsprechen, zu einem Zweck, den man auf anderen, bei weitem sichereren Wegen ohne Gefahr, ohne Wagniß, ohne blutige Opfer erreichen könne, vermöge des immer unsicheren — und in diesem Fall ganz besonders unsicheren — Mittels einer Schlacht gelangen zu wollen. Der nächste Zweck der gegenwärtigen Operationen sei, den Feind von Schweidnitz zu entfernen, um dann diese Feste mit größerer Sicherheit belagern zu können. Das wäre dadurch zu erreichen, daß man den Feind enger einschließe, ihm die Zufuhren abschneide und ihn durch Mangel zwinge, entweder selbst unter ungünstigen Bedingungen zum Angriff zu schreiten, oder seine Stellung und damit auch Schweidnitz aufzugeben.

Vom Standpunkt der zur Zeit herrschenden Theorie — zu der sich

ja auch Laudon bekannte — war dagegen wenig einzuwenden. Was Janko den General Laudon im Kriegsrath antworten läßt, ist nicht einer eigentlichen authentischen Urkunde, etwa einem Bericht Laudons, entnommen, sondern aus dem Werke des „österreichischen Veteranen" Cogniazzo abgeschrieben, folglich ein Zeugniß aus zweiter Hand, da der Husarenrittmeister Cogniazzo dem Kriegsrath natürlich nicht beigewohnt hat. Das hätte in Jankos Werk, dessen Verfasser sich stets auf Originalakten beruft, gesagt werden müssen, damit der Leser nicht irre geführt werde und ein unmittelbares Zeugniß vor sich zu haben glaube.

Thatsächlich mußte es für Laudon um so schwieriger sein, die russischen Generale zu widerlegen, da er selbst nie der Vernichtung der preußischen Armee als möglichen Zwecks der Operationen gedacht, eine Schlacht in der damals üblichen Weise immer nur als ein Mittel besprochen hatte zum Zweck — erst zur Vereinigung, dann zu einer Belagerung zu gelangen. Noch in seiner Denkschrift vom 15. August hatte er gesagt: „Es würde vortheilhafter sein, den König erst anzugreifen, der aller Wahrscheinlichkeit nach geschlagen werden müßte, um sodann die Belagerung von Schweidnitz oder Breslau zu unternehmen und durch deren Bemeisterung sich die nöthigen Waffenplätze zu sichern." — Da war doch abermals die Eroberung dieser Waffenplätze zusammt den davon abhängigen Winterquartieren in Schlesien, als der eigentliche und letzte Zweck aller Operationen bezeichnet, und wenn man ihm nun darthat, daß der Angriff unter den obwaltenden Bedingungen nichts weniger als rathsam sei, daß man dagegen die „nöthigen Waffenplätze" wohl gewinnen könne, ohne sich dem „ungewissen Loos" der Schlachten auszusetzen: — was konnte er Schlagendes darauf erwidern, so lange er sich, gleich den anderen, in diesem Kreise von Ideen herumdrehte?

Uebrigens war, wie wir demnächst sehen werden, auch Laudons Entwurf zu dem Angriff auf die preußische Stellung, keineswegs auf eine Vernichtungsschlacht angelegt, sondern nur darauf, das preußische Heer, wo möglich mit namhaftem Verlust, namentlich an Artillerie, aus der Gegend von Schweidnitz zu vertreiben und dann zur Belagerung dieses Waffenplatzes zu schreiten. Die Festungen zunächst auf sich beruhen zu lassen, die Armee des Königs zum strategischen Objekt zu machen und auf das Aeußerste bis zur gänzlichen Zertrümmerung zu verfolgen, daran hätte Laudon hier nach dem Siege so wenig gedacht, als nach der Schlacht

bei Kunersdorf irgend wer daran gedacht hatte. Man konnte in der That gar wohl die Frage aufwerfen, ob es gerechtfertigt sei, sich um eines so beschränkten Zweckes willen, einem so mißlichen Unternehmen zu unterziehen, wie ein Angriff auf das Bunzelwitzer Lager denn doch wirklich war.

Es ist fast befremdend, daß Laudon, da er sich überzeugen mußte, wie wenig die russischen Generale geneigt waren, sich auf das jedenfalls sehr blutige Abenteuer einzulassen, nicht darauf verfiel, sie beim Wort zu nehmen und Operationen von ihnen zu verlangen, die den König von Preußen zwingen konnten, seine Schanzen zu verlassen; daß er nicht an einen Angriff auf Breslau dachte, der den König bestimmen mußte, Schweidnitz seinem Schicksal zu überlassen und dorthin zu eilen, zum Schutz der schlesischen Hauptstadt; nicht daran, daß sich dabei gar wohl die Gelegenheit zu einer Schlacht unter günstigeren Bedingungen ergeben konnte, als bei Bunzelwitz vorlagen.

Doch Laudon wurde von dem Verlangen nach einer glänzenden That getrieben, von einem kriegerischen Instinkt, der besser war als die damals herrschende Theorie, und wir würden ihn deshalb unbedingt loben, wenn nur seine Dispositionen den Anforderungen entsprochen hätten, die gestellt werden mußten, sobald die taktische Entscheidung um ihrer selbst willen gesucht werden sollte.

Da Laudon nicht abließ, brachte er es endlich (1. September) dahin, daß Buturlin — wie zur Zeit die Sage ging nach Tische, bei einem Glase Wein — in den Angriff willigte; — doch unter der Bedingung, daß nur Czernyschews Korps dabei thätig verwendet werde. Die Hauptarmee der Russen sollte nur in zweiter Linie zu etwaniger Unterstützung in Bereitschaft stehen. Das große Unternehmen sollte am 3. ausgeführt werden; die Disposition wurde den russischen Generalen mitgetheilt.

Die russische Armee war inzwischen (29. August) um etwas vorgerückt und lagerte mit ihrem linken Flügel bei Striegau, während der rechte sich an Oelse stützte; Czernyschew und Brentano zogen sich vereint weiter links nach Niklasdorf, General Berg besetzte mit seinen russischen Husaren und Kosaken Laasan am Striegauer Wasser. Bei Oelse wurde am 30. August General Beck mit seinen Truppen eingeschoben, um die unmittelbarste Verbindung zwischen den beiden kaiserlichen Armeen herzustellen.

Die Disposition ausführlich mitzutheilen, würde zu weit führen; sie ist zu wortreich und füllt in Tielkes „Beiträgen" nicht weniger als zwölf ziemlich eng gedruckte Quartseiten aus, wozu dann noch ein „Marschzeddel" von 4½ solcher Seiten kömmt. Janko weiß die leitenden Grundsätze anzugeben, die das Ganze maßgebend bestimmt haben sollen; es sind das aber keineswegs Sätze, die etwa Laudon selbst aufgestellt oder ausgesprochen hätte; es sind lediglich Sätze, die sich Tielke eben aus der Disposition abstrahirt hat.

Das eigentlich Charakteristische dieses Entwurfs liegt darin, daß keineswegs ein siegreicher Erfolg als wahrscheinlich vorausgesetzt ist; daß er keineswegs von dem festen, entschlossenen Willen ausgeht, den Sieg zu erzwingen und, wenn nöthig, ein Großes daranzusetzen und viel darum zu wagen. Im Gegentheil, wie auch die Redensarten gewendet sein mögen, thatsächlich, wenn auch stillschweigend, wahrscheinlich sogar ohne daß man sich selbst mit unbedingter Klarheit Rechenschaft davon gegeben hätte, ist das Mißlingen als der wahrscheinlichere Fall vorausgesetzt und alle Sorgfalt darauf verwendet, nicht zu viel auf das Spiel zu setzen, sich nicht zu tief einzulassen, demgemäß alles so einzurichten, daß man sich, wenn ein erster Versuch mißlang, ohne allzu großen Schaden aus der Sache ziehen konnte, indem man sie aufgab. Die Hauptmasse der österreichischen Armee sollte dem entsprechend zwar auf dem Schlachtfelde paradiren, aber die vorgesendeten Angriffskolonnen nur von ihrem linken Flügel aus unterstützen, im Uebrigen aber außer Gefecht gehalten werden, bis die Entscheidung erfolgt wäre, und das ist es, was Tielke — und mit ihm natürlich Janko — als höchste Weisheit bewundert. Denn ihm, nämlich in erster Instanz dem Hauptmann Tielke zufolge, kam es wesentlich darauf an: „ein allgemeines Gefecht aller Truppen zu verhüten, um, wenn man auch nicht das Lager erobern könnte, man doch auch nicht gänzlich geschlagen zu werden fürchten müsse." — Janko hat, beiläufig bemerkt, diesen Satz in wunderlich gewundener Weise amplifizirt, wahrscheinlich aus Courtoisie, die er der österreichischen Armee schuldig zu sein glaubte.

Czernyschew und Brentano sollten vereint über das Striegauer Wasser gehen und „über Puschkau gegen Tschechen herauf, auf des Feindes rechte Flanke", General Berg aber mit den Kosaken „über Saarau gegen Neuhof während der Bataille" in des Feindes Rücken „fallen". —

Czernyschew hatte 22 schwache russische Bataillone, drei Reiter- und ein Husaren-Regiment, die ebenfalls sehr schwach waren, was zusammen zwischen 12 000 und 13 000 Mann ausgemacht haben mag; Brentano hatte gegen 6000 Mann, worunter aber nur vier Bataillone regulärer Infanterie waren. Da auf dieser Seite gar keine Angriffspunkte bezeichnet werden, da in der Disposition keiner Sturmkolonnen gedacht wird, die gebildet werden sollen, keiner Freiwilligen, die deren Spitzen zu bilden, keiner Arbeiter, die ihnen zu folgen hätten, ist hinreichend klar, daß hier nur demonstrirt werden sollte, um die Aufmerksamkeit des Feindes theilweise hierher zu lenken und dadurch den eigentlichen Angriff auf der entgegengesetzten Seite zu erleichtern. — Solche Demonstrationen einer wohl verschanzten und gut bewachten Linie gegenüber hätten gewiß nichts Wesentliches bewirkt. Das „in den Rücken fallen" mit Kosaken war vollends eine vollkommen wesenlose Vorstellung; was die im freien Felde vor den Schanzen trieben, war sehr gleichgültig. — Sie waren im Ernst auch wohl nur dorthin gesendet, um den Rückzug der Preußen zu erschweren, den man sich, wie auch daraus hervorgeht, auf Breslau gerichtet dachte.

Der eigentliche Angriff sollte also auf der Westseite stattfinden, wo Laudon an der Spitze bei Jauernick den schwächsten Punkt der preußischen Stellung entdeckt zu haben glaubte. Der Punkt war auch wohl als der schwächste anzusehen, nur war es ein bedenklicher Umstand, daß man auf Seiten der Preußen ganz bestimmt und genau vorher wußte, wo der Angriff stattfinden würde, und seine Maßregeln dem entsprechend treffen konnte.

Diesen Angriff einzuleiten, sollte die österreichische Armee noch in der Nacht in solcher Art aufmarschiren, daß ihr linker Flügel an Ober-Arnsdorf stieß, — wo der Windmühlenberg verschanzt war — während der rechte Tunkendorf „noch weit vor sich ließ". — Die russische Hauptarmee sollte zwischen Zirlau und Stanowitz aufmarschiren, um da in Parade zu stehen und den Angriff der Oesterreicher — moralisch — zu unterstützen.

Den Oesterreichern hätte zunächst obgelegen, die vorgeschobene, preußische Schanze bei Wickendorf — oder wie man ihre Lage auch bezeichnen könnte, am unteren Ende von Jauernick — zu erobern, was wohl keine allzu großen Schwierigkeiten gehabt hätte, dann aber wäre der weitere

Angriff dadurch, daß man die Strecke zwischen Jauernick und Bunzelwitz nicht anzutasten wagte, nicht wenig, ja bis zum Bedenklichen erschwert worden. Wie sich ergiebt, fand man diese Front zu gut verschanzt, die Kreuzfeuer der preußischen Artillerie auf dem Felde davor zu furchtbar, um etwas dagegen zu versuchen. Die Fortsetzung des Angriffs wurde demnach in den sehr schmalen Raum zwischen Jauernick und dem Freiburger Wasser verwiesen und darauf beschränkt, und sich von dort aus in das Freie zu entfalten, war gewiß keine leichte Aufgabe.

Der erste Angriff sollte kurz vor Tagesanbruch stattfinden, ganz wie es in allen theoretischen Werken und Lehrbüchern jener Tage — man könnte sagen in allen Sammlungen von Rezepten für militärische Operationen — für Ueberfälle vorgeschrieben wird; um, wie diese Lehrbücher erläutern, für den Angriff selbst den Vortheil der Dunkelheit zu haben, die ungesehen heranzuschleichen gestattet — und dann unmittelbar darauf den Vortheil des hereinbrechenden Tageslichtes, das die nächste Aufgabe, nämlich sich in den erstürmten Schanzen zu ordnen, um vieles erleichtert. Es sollte also eine Art von Ueberfall werden, ein Kroatenstreich. Den Feind zu überraschen, wäre jedenfalls nicht gelungen, denn König Friedrich ließ seine Armee jede Nacht, eines Angriffs gewärtig, unter das Gewehr treten und erst einige Zeit nach Sonnenaufgang wieder einrücken. Er selbst ruhte die Nacht auf der Pfarrhöhe, unmittelbar hinter den Schanzen, denen der Angriff zuerst gelten mußte, angekleidet auf einem Bunde Stroh.

Dagegen finden sich in Laudons Disposition gar keine Anordnungen, die getroffen wären, um der furchtbaren preußischen Artillerie Herr zu werden. Diese wortreiche Disposition enthält über die Verwendung der Artillerie im Allgemeinen nichts als die Worte: „Die Artillerie wird der Herr Oberste Rouvroy laut habenden Instruktion anstellen" — wir würden dem neuesten Biographen Laudons zu Dank verpflichtet sein, wenn er diese „Instruktion" in dem Wiener Kriegsarchiv aufgesucht und bekannt gemacht hätte, anstatt Tielkes etwas veraltete Banalitäten abzuschreiben. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die wenigen beiläufigen Andeutungen, das Eingreifen der Artillerie an besonderer Stelle betreffend, die uns in der Disposition begegnen, eine Verwendung derselben lediglich im Sinn der Defensive anordnen und den Fall voraussetzen, daß der Angriff zurückgeschlagen wäre, und die preußische Armee zur Offensive aus

bei Kunersdorf irgend wer daran gedacht hatte. Man konnte in der That gar wohl die Frage aufwerfen, ob es gerechtfertigt sei, sich um eines so beschränkten Zweckes willen, einem so mißlichen Unternehmen zu unterziehen, wie ein Angriff auf das Bunzelwitzer Lager denn doch wirklich war.

Es ist fast befremdend, daß Laudon, da er sich überzeugen mußte, wie wenig die russischen Generale geneigt waren, sich auf das jedenfalls sehr blutige Abenteuer einzulassen, nicht darauf verfiel, sie beim Wort zu nehmen und Operationen von ihnen zu verlangen, die den König von Preußen zwingen konnten, seine Schanzen zu verlassen; daß er nicht an einen Angriff auf Breslau dachte, der den König bestimmen mußte, Schweidnitz seinem Schicksal zu überlassen und dorthin zu eilen, zum Schutz der schlesischen Hauptstadt; nicht daran, daß sich dabei gar wohl die Gelegenheit zu einer Schlacht unter günstigeren Bedingungen ergeben konnte, als bei Bunzelwitz vorlagen.

Doch Laudon wurde von dem Verlangen nach einer glänzenden That getrieben, von einem kriegerischen Instinkt, der besser war als die damals herrschende Theorie, und wir würden ihn deshalb unbedingt loben, wenn nur seine Dispositionen den Anforderungen entsprochen hätten, die gestellt werden mußten, sobald die taktische Entscheidung um ihrer selbst willen gesucht werden sollte.

Da Laudon nicht abließ, brachte er es endlich (1. September) dahin, daß Buturlin — wie zur Zeit die Sage ging nach Tische, bei einem Glase Wein — in den Angriff willigte; — doch unter der Bedingung, daß nur Czernyschews Korps dabei thätig verwendet werde. Die Hauptarmee der Russen sollte nur in zweiter Linie zu etwaniger Unterstützung in Bereitschaft stehen. Das große Unternehmen sollte am 3. ausgeführt werden; die Disposition wurde den russischen Generalen mitgetheilt.

Die russische Armee war inzwischen (29. August) um etwas vorgerückt und lagerte mit ihrem linken Flügel bei Striegau, während der rechte sich an Oelse stützte; Czernyschew und Brentano zogen sich vereint weiter links nach Niklasdorf, General Berg besetzte mit seinen russischen Husaren und Kosaken Laasan am Striegauer Wasser. Bei Oelse wurde am 30. August General Beck mit seinen Truppen eingeschoben, um die unmittelbarste Verbindung zwischen den beiden kaiserlichen Armeen herzustellen.

Die Disposition ausführlich mitzutheilen, würde zu weit führen; sie ist zu wortreich und füllt in Tielkes „Beiträgen" nicht weniger als zwölf ziemlich eng gedruckte Quartseiten aus, wozu dann noch ein „Marschzeddel" von 4½ solcher Seiten kömmt. Janko weiß die leitenden Grundsätze anzugeben, die das Ganze maßgebend bestimmt haben sollen; es sind das aber keineswegs Sätze, die etwa Laudon selbst aufgestellt oder ausgesprochen hätte; es sind lediglich Sätze, die sich Tielke eben aus der Disposition abstrahirt hat.

Das eigentlich Charakteristische dieses Entwurfs liegt darin, daß keineswegs ein siegreicher Erfolg als wahrscheinlich vorausgesetzt ist; daß er keineswegs von dem festen, entschlossenen Willen ausgeht, den Sieg zu erzwingen und, wenn nöthig, ein Großes daranzusetzen und viel darum zu wagen. Im Gegentheil, wie auch die Redensarten gewendet sein mögen, thatsächlich, wenn auch stillschweigend, wahrscheinlich sogar ohne daß man sich selbst mit unbedingter Klarheit Rechenschaft davon gegeben hätte, ist das Mißlingen als der wahrscheinlichere Fall vorausgesetzt und alle Sorgfalt darauf verwendet, nicht zu viel auf das Spiel zu setzen, sich nicht zu tief einzulassen, demgemäß alles so einzurichten, daß man sich, wenn ein erster Versuch mißlang, ohne allzu großen Schaden aus der Sache ziehen konnte, indem man sie aufgab. Die Hauptmasse der österreichischen Armee sollte dem entsprechend zwar auf dem Schlachtfelde paradiren, aber die vorgesendeten Angriffskolonnen nur von ihrem linken Flügel aus unterstützen, im Uebrigen aber außer Gefecht gehalten werden, bis die Entscheidung erfolgt wäre, und das ist es, was Tielke — und mit ihm natürlich Janko — als höchste Weisheit bewundert. Denn ihm, nämlich in erster Instanz dem Hauptmann Tielke zufolge, kam es wesentlich darauf an: „ein allgemeines Gefecht aller Truppen zu verhüten, um, wenn man auch nicht das Lager erobern könnte, man doch auch nicht gänzlich geschlagen zu werden fürchten müsse." — Janko hat, beiläufig bemerkt, diesen Satz in wunderlich gewundener Weise amplifizirt, wahrscheinlich aus Courtoisie, die er der österreichischen Armee schuldig zu sein glaubte.

Czernyschew und Brentano sollten vereint über das Striegauer Wasser gehen und „über Puschkau gegen Tschechen herauf, auf des Feindes rechte Flanke", General Berg aber mit den Kosaken „über Saarau gegen Neuhof während der Bataille" in des Feindes Rücken „fallen". —

Czernyschew hatte 22 schwache russische Bataillone, drei Reiter- und ein Husaren-Regiment, die ebenfalls sehr schwach waren, was zusammen zwischen 12 000 und 13 000 Mann ausgemacht haben mag; Brentano hatte gegen 6000 Mann, worunter aber nur vier Bataillone regulärer Infanterie waren. Da auf dieser Seite gar keine Angriffspunkte bezeichnet werden, da in der Disposition keiner Sturmkolonnen gedacht wird, die gebildet werden sollen, keiner Freiwilligen, die deren Spitzen zu bilden, keiner Arbeiter, die ihnen zu folgen hätten, ist hinreichend klar, daß hier nur demonstrirt werden sollte, um die Aufmerksamkeit des Feindes theilweise hierher zu lenken und dadurch den eigentlichen Angriff auf der entgegengesetzten Seite zu erleichtern. — Solche Demonstrationen einer wohl verschanzten und gut bewachten Linie gegenüber hätten gewiß nichts Wesentliches bewirkt. Das „in den Rücken fallen" mit Kosaken war vollends eine vollkommen wesenlose Vorstellung; was die im freien Felde vor den Schanzen trieben, war sehr gleichgültig. — Sie waren im Ernst auch wohl nur dorthin gesendet, um den Rückzug der Preußen zu erschweren, den man sich, wie auch daraus hervorgeht, auf Breslau gerichtet dachte.

Der eigentliche Angriff sollte also auf der Westseite stattfinden, wo Laudon an der Spitze bei Jauernick den schwächsten Punkt der preußischen Stellung entdeckt zu haben glaubte. Der Punkt war auch wohl als der schwächste anzusehen, nur war es ein bedenklicher Umstand, daß man auf Seiten der Preußen ganz bestimmt und genau vorher wußte, wo der Angriff stattfinden würde, und seine Maßregeln dem entsprechend treffen konnte.

Diesen Angriff einzuleiten, sollte die österreichische Armee noch in der Nacht in solcher Art aufmarschiren, daß ihr linker Flügel an Ober-Arnsdorf stieß, — wo der Windmühlenberg verschanzt war — während der rechte Tunkendorf „noch weit vor sich ließ". — Die russische Hauptarmee sollte zwischen Zirlau und Stanowitz aufmarschiren, um da in Parade zu stehen und den Angriff der Oesterreicher — moralisch — zu unterstützen.

Den Oesterreichern hätte zunächst obgelegen, die vorgeschobene, preußische Schanze bei Wickendorf — oder wie man ihre Lage auch bezeichnen könnte, am unteren Ende von Jauernick — zu erobern, was wohl keine allzu großen Schwierigkeiten gehabt hätte, dann aber wäre der weitere

Angriff dadurch, daß man die Strecke zwischen Jauernick und Bunzelwitz nicht anzutasten wagte, nicht wenig, ja bis zum Bedenklichen erschwert worden. Wie sich ergiebt, fand man diese Front zu gut verschanzt, die Kreuzfeuer der preußischen Artillerie auf dem Felde davor zu furchtbar, um etwas dagegen zu versuchen. Die Fortsetzung des Angriffs wurde demnach in den sehr schmalen Raum zwischen Jauernick und dem Freiburger Wasser verwiesen und darauf beschränkt, und sich von dort aus in das Freie zu entfalten, war gewiß keine leichte Aufgabe.

Der erste Angriff sollte kurz vor Tagesanbruch stattfinden, ganz wie es in allen theoretischen Werken und Lehrbüchern jener Tage — man könnte sagen in allen Sammlungen von Rezepten für militärische Operationen — für Ueberfälle vorgeschrieben wird; um, wie diese Lehrbücher erläutern, für den Angriff selbst den Vortheil der Dunkelheit zu haben, die ungesehen heranzuschleichen gestattet — und dann unmittelbar darauf den Vortheil des hereinbrechenden Tageslichtes, das die nächste Aufgabe, nämlich sich in den erstürmten Schanzen zu ordnen, um vieles erleichtert. Es sollte also eine Art von Ueberfall werden, ein Kroatenstreich. Den Feind zu überraschen, wäre jedenfalls nicht gelungen, denn König Friedrich ließ seine Armee jede Nacht, eines Angriffs gewärtig, unter das Gewehr treten und erst einige Zeit nach Sonnenaufgang wieder einrücken. Er selbst ruhte die Nacht auf der Pfarrhöhe, unmittelbar hinter den Schanzen, denen der Angriff zuerst gelten mußte, angekleidet auf einem Bunde Stroh.

Dagegen finden sich in Laudons Disposition gar keine Anordnungen, die getroffen wären, um der furchtbaren preußischen Artillerie Herr zu werden. Diese wortreiche Disposition enthält über die Verwendung der Artillerie im Allgemeinen nichts als die Worte: „Die Artillerie wird der Herr Oberste Rouvroy laut habenden Instruktion anstellen" — wir würden dem neuesten Biographen Laudons zu Dank verpflichtet sein, wenn er diese „Instruktion" in dem Wiener Kriegsarchiv aufgesucht und bekannt gemacht hätte, anstatt Tielkes etwas veraltete Banalitäten abzuschreiben. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die wenigen beiläufigen Andeutungen, das Eingreifen der Artillerie an besonderer Stelle betreffend, die uns in der Disposition begegnen, eine Verwendung derselben lediglich im Sinn der Defensive anordnen und den Fall voraussetzen, daß der Angriff zurückgeschlagen wäre, und die preußische Armee zur Offensive aus

ihren Schanzen hervorbräche. So heißt es, im unmittelbaren Zusammenhang mit den oben angeführten Worten: „— und muß, auf der Windmühlen-Anhöhe, rechts von Ober-Arnsdorf, wo dermahlen das Retranchement gemacht ist, eine Batterie von 6 zwölfpfündigen Canonen wider alle Fälle verbleiben." — In demselben Geist sind die Befehle gefaßt, die der Oberst Lattermann erhielt, der mit drei Bataillonen vor dem rechten Flügel, Tunkendorf gegenüber, stehen sollte —: „Gedachter Oberster — — läßt seine Canonen dergestallt auffahren, daß solche die rechte Flanke gegen Bunzelwitz, Teichenau, Rothgiersdorf, oder auch dessen Rücken gegen Zülzendorf und Schweidnitz bedecken können." Wie viele Kanonen der Oberst hatte, wird nicht gesagt; die Bestimmung aber setzt eine ansehnliche Zahl Geschütze voraus. — Daß die russische Armee, die bestimmt war, „unter ihren starken Batterien" zwischen Stanowitz und Zürlau aufzumarschiren, von dort aus durch Ricochetschüsse und ein lebhaftes Bombardement „Bestürzung und Unordnung in das königl. preußische Lager bringen" sollte, versichert Tielke in einer Anmerkung — es liegt auch nahe — doch sagt die Disposition nichts davon. — Die russische Artillerie hätte übrigens zu solchem Ende, namentlich wenn sie auf dem entscheidenden Punkt wirksam werden wollte, großentheils über die österreichischen Truppen unter dem Feldmarschall-Lieutenant Beck hinwegfeuern müssen, die versuchen sollten, bei der Buschmühle durchzudringen. Dergleichen bleibt immer mißlich.

Wir müssen nun auch noch den eigentlichen österreichischen Angriff etwas näher in das Auge fassen. Zu diesem sollten sich zwei Angriffskolonnen bilden: die eine, unter dem Generalmajor Amadei links (vom österreichischen Standpunkt aus), d. h. nördlich von Mittel-Arnsdorf; die andere rechts von Nieder-Arnsdorf unter dem Generalmajor Brincken.

Jene erstere wäre die bei weitem stärkere gewesen; 50 Dragoner von St. Ignon sollten die Spitze bilden (man erwartete also auf Reiterei-Vorposten zu stoßen) — ihnen sollten 400 Freiwillige von der Infanterie folgen; dann 50 Arbeiter — vielleicht etwas wenig — darauf zwei Bataillone Infanterie in einem Treffen — weiter ein zweites Treffen von 3 Bataillonen Infanterie und dem Dragoner-Regiment St. Ignon — endlich eine unmittelbare Reserve von 2 Bataillonen.

In nächster Nähe sollte sich aber unter dem Feldmarschall-Lieutenant Ellrichshausen eine weitere Reserve in drei Treffen anschließen, deren

erstes aus 10 Kompagnien österreichischer Karabiniers und Grenadiers zu Pferde bestanden hätte, das zweite aus 8 russischen Bataillonen, denen 8 Grenadier-Kompagnien folgten — das dritte endlich aus 8 österreichischen Grenadier-Bataillonen und einer zweiten Schaar von 10 Karabinier-Schwadronen. Das wären ungefähr 16 000 Mann gewesen, wovon etwa 6000 auf die eigentliche Sturmkolonne gekommen wären.

Bei Brinckens Kolonne hätten 50 Dragoner von Savoye die Spitze gebildet, denen 400 Freiwillige von der Infanterie und 50 Arbeiter folgen sollten, flankirt zur Linken von 1 Bataillon Kroaten und 1 Grenadier-Bataillon (De Vins); dann drei Treffen, das eine von 2, das zweite von 4 Bataillonen, während das dritte aus 3 Bataillonen und dem Dragoner-Regiment Savoye bestanden hätte. Das mochten an 7000 Mann sein.

Die erste Aufgabe (die durch Brinckens Kroaten und das Bataillon De Vins gelöst werden sollte) wäre, wie gesagt, die Eroberung der Schanze bei Wickendorf gewesen. Sie wäre wohl gelungen, da diese vorgeschobene Schanze zwar mit 10 Stück Geschützen bewaffnet war, aber nur von 1 Freibataillon und 300 Kommandirten vertheidigt wurde, und wenigstens in ihrer Rechten umfaßt werden konnte.

Den weiteren Angriff — zunächst auf die Schanze am oberen Ende von Jauernick, bei Tielke Nr. III — glaubte man nicht in derselben Weise ausführen zu können — die Schanze zu beiden Seiten umfassend. Man glaubte Brinckens Kolonne nicht an der Südseite des Dorfes Jauernick entlang vorgehen lassen zu dürfen — wahrscheinlich weil man das Flankenfeuer der zwischen Jauernick und Bunzelwitz gelegenen, starken preußischen Batterien fürchtete. Brinckens Truppen mußten sich demgemäß durch das, wie alle schlesischen Dörfer lang gestreckte Jauernick ziehen und an dessen Nordseite weiter vorwärts gehen. Auf dem engen Raum zwischen Jauernick und dem Freiburger Wasser — einem Raum, der nicht über 1000 Schritt in der Tiefe mißt und selbst da, wo er sich am meisten ausweitet, nicht über 800 Schritte in der Breite — sollten dann die beiden Kolonnen zum Angriff auf die Schanze auf einer Vorhöhe des Pfarrberges und auf jene am oberen Ende von Jauernick gelegene schreiten (von Tielke mit Nr. II und III bezeichnet) — unter dem Kreuzfeuer von 34 preußischen Zwölfpfündern, die ohne Zweifel aus der Reserve-Artillerie noch merklich vermehrt worden wären; — und

zwar zu einer Zeit, wo es höchst wahrscheinlich bereits heller Tag war, so daß hier nicht wohl gelten konnte, was Laudon angeführt haben soll, um den russischen Generalen den Angriff plausibel zu machen, nämlich daß „von allen den grasenden und flankirenden Batterien bei einem raschen, determinirten Angriff in der Dämmerung keine beträchtliche Wirkung zu befürchten sei." — Eine passende Aufstellung für die österreichische Artillerie, von der aus sie den Geschützkampf hätte aufnehmen und das Feuer der preußischen hätte bewältigen können, zeigt sich nirgends in der Gegend; namentlich nicht eine Stellung, von der aus sie die preußische Artillerielinie hätte in der Flanke fassen können. — Der Hoymberg ist zu weit entfernt.

Für entscheidend wurde gehalten, „daß die verschanzte, links über Jauernick hinaus liegende Anhöhe, so sich (?!) die Pfarrhöhe nennet, erobert wird." Die Schanze Nr. II also. War diese erobert, so sollten die siegreichen Truppen sich dort gut festsetzen, die Kanonen vernageln, nicht aber weiter vorgehen, nicht in die Ebene hinabsteigen, die sich im Innern der preußischen Stellung ausdehnt. Warum nicht? — wahrscheinlich, um sich nicht den Angriffen der zahlreichen und tüchtigen preußischen Reiterei auszusetzen.

Die Hauptmasse der Armee wäre inzwischen der Bewegung vorwärts in solcher Weise gefolgt, daß der linke Flügel des ersten Treffens sich an die Kirche zu Jauernick gelehnt, der rechte nahe vor Tunkendorf gestanden hätte. Dieses erste Treffen sollte „größtentheils nur die feindliche Front masquiren, bis daß sich ferner günstige Gelegenheit äußert." Vom zweiten Treffen aber sollte der linke Flügel, d. h. die Brigaden Browne und Phul, durch Jauernick defiliren, „und die Bataillons so die Jauernicker Anhöhe angreifen, nach und nach, indem sie sich links hinaufziehen, gleichsam in obliquer Linie hurtig links unterstützen." Nach den nächstfolgenden, ziemlich unverständlichen Sätzen der Disposition, scheint es fast, als könnten unter Umständen, wenn Amadei und Brincken sich in den eroberten Schanzen gehörig festgesetzt hätten, auch die linken Flügelbrigaden des ersten Treffens in derselben Richtung verwendet werden, „wo sich erstere alsdenn nach und nach auf den Anhöhen links ausbreiten, um den folgenden mehr Platz zu geben." Wer „erstere" sind, ob die Truppen unter Amadei und Brincken, oder die Brigaden Browne und Phul, wissen wir der Disposition nicht zu entnehmen. Jedenfalls

sollte die österreichische Infanterie sich nach links, d. h. auf den Erdwellen ausdehnen, die den Thalrand des Freiburger Wassers bilden, und sich da, zwischen Jauernick und dem sogenannten Weinberg bei Zedlitz „in zusammenhängender Linie" formiren.

Und wie dachte man sich auf österreichischer Seite im günstigen Fall den Hergang? So viel sich der Disposition entnehmen läßt, erwartete man, wenn die Schanzen bei Jauernick und an der Pfarrhöhe erobert wären, einen Gegenangriff von Seiten der Preußen, unternommen, um sich dieser Punkte wieder zu bemächtigen, und dann, daß König Friedrich, wenn dieser Gegenangriff mißlang, die Sache aufgeben, sein Heer den Rückzug antreten werde.

Und was konnte der Erfolg sein, wenn das alles so gelang? Gewiß nicht eine Vernichtungsschlacht, nicht ein vernichtender Schlag, der einen raschen Abschluß des Krieges herbeiführen konnte. Dem Rückzug, den 14 000 preußische Reiter, und in der linken Flanke, gegen die Hauptmasse des österreichischen Heeres auch die nicht verlorenen — gar nicht angegriffenen — Schanzen zwischen Jauernick und Bunzelwitz deckten, hätte die österreichische Armee, von der Stellung aus, die ihr durch die Disposition angewiesen war, nicht viel anzuhaben vermocht. Um so weniger, da ihr, links von Jauernick, nur sehr wenig Reiterei zur Verfügung gestanden hätte. Denn, wie in dem Wenigen, was wir von der Verwendung der österreichischen Artillerie wissen, zeigt sich auch in der Art, wie über die österreichische Reiterei verfügt war, daß Laudon seine Anordnungen vorzugsweise für den Fall eines ungünstigen Erfolgs der Angriffe auf die Schanzen traf. Die Hauptmasse seiner Reiterei sollte, lediglich zur Abwehr bestimmt, auf dem rechten Flügel, Tunkendorf gegenüber, und in der Mitte des zweiten Treffens und der Reserve vereinigt sein und war angewiesen, rasch einzugreifen, im Fall preußische Kavallerie den rechten Flügel umfassen wollte, oder im Fall die preußische Armee, wenn Amadeis und Brinckens Sturm auf die Schanzen zurückgeschlagen wäre, ihrerseits zum Angriff vorbrechen wollte. Auch Artillerie gegen die preußische Reiterei zwischen Bunzelwitz und dem Rhodeland genannten Gehölz in Thätigkeit zu setzen, waren keine Anstalten getroffen. Es ist nirgends die Rede davon, Geschütze in die Stellung links von Jauernick nach Zedlitz hin zu schaffen. Was auch Rouvroys Instruktion enthalten haben mag, jedenfalls hätten die Generale, die Abtheilungen zu führen hatten

— wenn beabsichtigt war, Artillerie dort zu verwenden — benachrichtigt werden müssen, welche Rücksichten sie auf den Marsch der Batterien zu nehmen, und welche Unterstützung sie von ihnen zu erwarten hätten.

Bergs Kosaken hätten selbstverständlich ohne viele Umstände das Weite gesucht, so wie preußische Reiterei gegen sie in die Schranken trat. Inwiefern der Rückzug der preußischen Armee ein schwieriger und verlustvoller werden konnte, wäre also im Wesentlichen davon abhängig geworden, was Czernyschew geglaubt hätte, gegen denselben unternehmen zu können. Das aber wäre schwerlich viel Entscheidendes gewesen, da Czernyschew nur sehr wenige und schlecht beschaffene, besonders schlecht berittene Reiterei bei sich hatte und auf die Manövrirfähigkeit seiner Infanterie auch nicht sonderlich zählen durfte.

Das Ergebniß eines Sieges wäre also gewesen, daß die preußische Armee sich, nachdem sie einige Tausend Mann und viel Geschütz verloren hätte, gegen Breslau zurückziehen mußte, und daß die österreichische, nach Verlusten, die leicht größer sein konnten als die preußischen, aber siegreich, zur Belagerung von Schweidnitz schreiten konnte, und daß diese Feste in ihre Hände fiel. Weiter nichts!

Aber der Angriff wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gelungen. Es war in Laudons Entwurf zu viel auf einen Ueberfall in Kroatenweise, zu wenig mit der Artillerie gerechnet; darin liegt, wie uns scheint, seine Schwäche. Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß der Angriff auf die Pfarrhöhe gewiß nicht in der Dämmerung stattgefunden hätte. Die Sonne geht in der Breite, unter der Bunzelwitz liegt, am 3. September um 5 Uhr 16 Minuten auf; um 3½ Uhr früh sollte die österreichische Armee mit dem linken Flügel an der Arnsdorfer Windmühle zum Angriff bereits stehen. Ehe dann aber die Schanze bei Wickendorf erobert war, ehe darauf Amadeis Kolonne über den damals sumpfigen Bach defilirt wäre, der von Arnsdorf her in das Freiburger Wasser fällt, was erst nach der Eroberung der Wickendorfer Schanze ausgeführt werden konnte, da die Artillerie dieser Schanze den Uebergang in wirksamster Nähe bestrich; ehe sich dann diese Schaaren jenseits des Bachs von neuem formirt hatten, ehe Brincken mit seinen Bataillonen quer durch Jauernick herangekommen war, ehe das alles ausgeführt sein konnte, waren gewiß die sieben Viertelstunden bis zum Sonnenaufgang verstrichen, und die Sonne stand über dem Horizont, wenn zum Angriff auf die Schanze an

der Pfarrhöhe geschritten wurde. Es pflegt dergleichen stets mehr Zeit in Anspruch zu nehmen, als man zum voraus denkt, denn immer macht sich dabei eine gewisse Friktion in unerwarteten Stockungen geltend.

Die Wahrscheinlichkeit war, daß die Kolonnen Amadeis und Brinckens auf sehr engem Raum durch die zahlreichen preußischen Zwölfpfünder aus wirksamster Nähe tüchtig zerschossen, mit namhaftem Verlust in Unordnung zurückwichen. Der Versuch wurde dann, am hellen Tage, wo man weder auf „Ueberraschung" noch auf eine schützende „Dämmerung" rechnen konnte, ganz gewiß nicht wiederholt. Es wurde auch wohl nichts anderes unternommen, da man eine sehr hohe Meinung von der Schwierigkeit des Angriffs hatte und sich nach solchem Mißlingen schwerlich in einer gehobenen, siegesgewissen Stimmung befand. Man ließ es wohl dabei bewenden, wie ja auch schon zum voraus alle Anordnungen lediglich darauf angelegt waren, nach mißlungenem Angriff eine Offensive des preußischen Heers abzuwehren.

Janko erklärt zwar Laudons Disposition „mit einem Wort" für „ein seltenes Meisterstück" und meint, sie sei „des Studiums eines jeden Offiziers" als „eine unerschöpfliche Quelle des Unterrichts — — unendlich würdig" — wir aber glauben uns, alles wohl erwogen, im Wesentlichen dem Urtheil unseres Clausewitz anschließen zu müssen. Der sagt uns: „Offenbar wollte er (Laudon) sich nicht zu tief einlassen; darum ist alles so nahe bei einander; die Haupttruppenmasse so vorsichtig zurückgehalten, und kein ernstlicher Angriff in den Rücken der Stellung beabsichtigt. Nimmermehr würde dieser Angriff zu etwas anderem als einem unglücklichen, höchst blutigen Versuch geführt haben. Die Korps von Czernyschew und Brentano würden gar nichts Ernstliches unternommen haben. Die russische Hauptarmee war durch das Freiburger Wasser ohnehin daran verhindert, wenn ihre Unthätigkeit nicht schon im Plan gelegen hätte. Es blieben also nur einige 60 Bataillone übrig, die unter Laudon auf die eben angegebene Art, gegen den in Rücksicht auf Infanterie, Artillerie und Verschanzung stärksten Punkt der preußischen Stellung einen Versuch machen sollten. Das Ganze war nichts mehr und nichts weniger als eine halbe Maßregel und also durchaus kein würdiges Ziel dieser großen vereinigten Macht."

Einem solchen Angriff durfte der König von Preußen wohl mit berechtigter Ruhe entgegensehen. Er erwartete allerdings, wie gesagt,

daß er an dieſer Seite ſtattfinden, nicht aber daß zwei öſterreichiſche Angriffskolonnen in den engen Raum zwiſchen Jauernick und dem Freiburger Waſſer, wie wir wohl ſagen dürften, hineinkriechen würden, um ſich auf die ſchmalſte Angriffsfront zu beſchränken. Wie aus ſeinen Anordnungen hervorgeht, ſetzte er voraus, daß der Angriff ſich auf die ganze Front von Jauernick bis Bunzelwitz ausdehnen werde. Vor dieſer Front war in gehöriger Entfernung eine Reihe von Holzſtößen mit Stroh bedeckt errichtet, die von Huſarenpoſten angezündet werden ſollten, wenn die öſterreichiſche Armee etwa in der Nacht heranmarſchirte.

Der „Verſuch“ wurde bekanntlich nicht gemacht. Die ruſſiſche Generalität war dem Angriff ſehr abgeneigt, wie Clauſewitz vermuthet, der Schwierigkeiten wegen, die ſie in der Sache ſelbſt ſahen, da an böſen Willen, trotz allem, was die Oeſterreicher darüber ſagen, doch für diesmal kaum zu glauben ſei, nach der Waghalſigkeit, wie man wohl ſagen darf, mit der die Ruſſen von der Oder nach Hochkirch herangezogen waren, um die Vereinigung zu ermöglichen, während Laudon in Wahrheit gar nichts dazu gethan hatte, und nach der Bereitwilligkeit, mit der ſie darauf Czernyſchews Korps bei den Oeſterreichern zurückließen. Buturlin war ein ſo vollkommen unſelbſtändiger Mann, daß er unter allen Bedingungen von ſeiner Umgebung leicht beſtimmt werden konnte, ſeine Zuſtimmung zu dem Angriff zurückzunehmen. Daß er aber ſein Wort zurücknahm, als ihm dieſer Entwurf Laudons vorgelegt wurde, war ſehr natürlich, wie ſchon der öſterreichiſche Veteran Cogniazzo ſehr gut dargethan hat. Laudon forderte ihm 31 Bataillone ab, das heißt die Hälfte ungefähr ſeiner Infanterie, und wollte ihn mit der anderen Hälfte paradiren laſſen, indem er ihn zugleich in ſolcher Weiſe in eine Nebenrolle verwies, daß aller Ruhm den Oeſterreichern zufallen mußte, wenn das Unternehmen gelang, ein Mißlingen dagegen der mangelhaften Unterſtützung durch die Ruſſen zugeſchrieben werden konnte und aller Wahrſcheinlichkeit nach zugeſchrieben wurde.

Laudon ſcheint über dieſe unerwartete Wendung der Dinge nicht nur auf das äußerſte betroffen geweſen, ſondern auch in eine leidenſchaftliche Aufregung verſetzt worden zu ſein — über den Gang der weiteren Verhandlungen aber läßt uns ſein Bericht gerade in Beziehung auf einen der intereſſanteſten Punkte im Ungewiſſen. Wie er ſagt, „erſuchte“ er den ruſſiſchen Feldmarſchall, ihm „noch 8 bis 10 Bataillone ſeiner

Infanterie zuzugeben", damit er „noch eine dritte Linie zur Attaque formiren" könne. Wie ist das zu verstehen? — Wollte Laudon dafür den Russen das Paradiren zwischen Stanowitz und Zirlau erlassen? — Daß Buturlin darauf noch weniger einging als auf die ursprüngliche Disposition, ist gewiß sehr erklärlich. Laudon forderte ihm damit fast zwei Drittheile seiner Infanterie ab (41 Bataillone von 64!) — und ließ zugleich die Rolle der russischen Armee noch entschiedener und in einer noch bedenklicheren Weise zu einer scheinbar nebensächlichen werden.

Laudon erklärt dann der Kaiserin, wie er seinen Angriff nicht unternehmen könne, wenn er nicht gewiß sei, daß ein russisches Korps die feindliche Stellung im Rücken angreifen werde; denn er würde es alsdann „mit der gesammten Macht des Feindes zu thun haben", und wenn er auch „so glücklich wäre", den Feind aus seinen Verschanzungen zu vertreiben, „wobei aber die Hälfte der mir allergnädigst anvertrauten Armee zu Grunde gehen könnte" — „möchte" die „Aktion" doch nicht eine entschiedene werden (wenn nicht durch Czernyschew der Feind im Rücken ernstlich beunruhigt und in seinem Rückzug gefährdet wurde — müssen wir wohl ergänzen).

Sehr deutlich tritt hier hervor, daß Czernyschews Angriff — oder Demonstration — hauptsächlich einen bedeutenden Theil der preußischen Streitkräfte zwischen Tschechen und Peterwitz beschäftigen und festhalten sollte. Ueberhaupt aber liegt wohl in diesen Zeilen der Schlüssel zu dem Verständniß der österreichischen Angriffsdisposition. Wir sehen, welche hohe Vorstellung sich Laudon von der Schwierigkeit — der Gefahr — des Angriffs gebildet hatte, und können uns nun Rechenschaft davon geben, warum er nicht den Entschluß zu einem energischen Angriff mit gesammter Macht, zu einem Angriff, der einen hohen Einsatz wagt, um Großes zu gewinnen, zu fassen vermochte; warum er glaubte, sich auf einen etwas schüchternen Versuch beschränken zu müssen, gestützt einerseits auf die schwach begründete Hoffnung, daß dieser Versuch mit Hülfe einer Ueberraschung gelingen könne, andererseits beruhigt durch die Vorstellung, daß er jedenfalls nicht das Aeußerste dabei wage.

Im Laufe des Gesprächs machte Laudon dem russischen Feldmarschall seltsamer Weise den Vorwurf, durch sein „Versehen", dadurch, daß er sich so langsam von der Oder heranbewegt habe, nicht wie es am 20. August verlangt wurde bei Jauer eingetroffen sei, wären die Schwierigkeiten der

augenblicklichen Lage entstanden; dadurch sei es geschehen, daß der König von Preußen nicht von Schweidnitz abgeschnitten, oder „gezwungen“ worden sei, seinerseits zum Angriff zu schreiten. (Das soll ohne Zweifel heißen: gezwungen seinerseits anzugreifen, und die Waffenentscheidung herauszufordern, wenn er sich nicht darein ergeben wollte, von Schweidnitz abgeschnitten zu sein.)

Buturlin suchte, wie es scheint, seinen österreichischen Kollegen dadurch zu beschwichtigen, daß er sich zu ein und anderem Unternehmen erbot. Drohenden Fouragemangels wegen konnte die russische Armee nur noch wenige Tage in der Stellung zwischen Striegau und Oelse verweilen. Buturlin erbot sich, mit ihr die Stellung bei Kunzendorf einzunehmen, die ihm Laudon überlassen sollte, um jenseits Bögendorf eine neue zu beziehen. Von seiner neuen Stellung aus wollte dann Buturlin Schweidnitz bombardiren, in der Hoffnung, dort die Magazine zu zerstören, aus denen die preußische Armee im Bunzelwitzer Lager verpflegt wurde. Ein seltsamer Vorschlag! — um so seltsamer, da Laudon dazu österreichische Mörser aus Glatz sollte herbeischaffen lassen. Sehr einleuchtend ist, daß Laudon eben so gut selber von der Kunzendorfer Stellung aus Schweidnitz bombardiren, als Buturlin mit dem nöthigen Geschütz dazu ausstatten konnte.

Auch lehnte Laudon den Vorschlag ab aus Gründen, die ihm zur Ehre gereichen. Er meinte, das Bombardement könne zur Zeit den Verbündeten „keinen reellen Nutzen mehr verschaffen“, denn, nachdem der König sein Heer vierzehn Tage lang aus dem Magazin zu Schweidnitz verpflegt habe, könnten dort keine großen Vorräthe mehr durch Feuer zu vernichten sein; das Unternehmen werde daher lediglich eine gesteigerte Erbitterung hervorrufen und den beiden vereinigten Armeen wenig Ehre machen.

Da sich nun, wie die Sachen standen, aus der Vereinigung der beiden Armeen nichts Ersprießliches weiter ergeben konnte, kam man endlich zu dem Entschluß, daß Buturlin fast ein Drittheil seiner Infanterie — nämlich zehn Regimenter — und außerdem ein Kosaken- und zwei Dragoner-Regimenter bei Laudon zurücklassen, mit dem Rest seiner Armee aber über die Oder zurückgehen sollte, um auf Berlin zu marschiren.

Merkwürdig bleibt es, daß auch jetzt in beiden Hauptquartieren nie-

mand an einen Angriff auf Breslau dachte, als an ein Mittel, König Friedrich zum Verlassen seiner Stellung zu bewegen. Auch einer anderen Möglichkeit, die Clausewitz andeutet, wurde ebensowenig gedacht. Clausewitz sagt, bei der Abneigung der Russen, zu einem Angriff entscheidend mitzuwirken, sei dem General Laudon allerdings nicht viel zu versuchen übrig geblieben, doch scheine es, „daß es ihm möglich gewesen wäre, des Königs Verbindung mit Schweidnitz ganz abzuschneiden. Schweidnitz ist von dem nächsten Punkt des Lagers, nämlich von Würben (Teichenau) dreiviertel Meilen entfernt. Sich mit dem König um dieses Terrain zu schlagen, schien entschiedene Vortheile zu versprechen. Der König wurde dadurch genöthigt, mit einem Theil seiner Kräfte aus seiner festen Stellung herauszugehen, und da kam Laudon seine Ueberlegenheit zu gut."

Wenn Laudon sich nicht scheute, mit seiner Armee in einer Entfernung von 4000 Schritt von den preußischen Schanzen — mit dem linken Flügel an Arnsdorf — Stellung zu nehmen und seinen rechten Flügel noch näher, bis auf eine Entfernung von etwa 3000 Schritt an die Schanzen bei Bunzelwitz und Würben vorgehen zu lassen, dann konnte dieser rechte Flügel auf den flachen Höhen bei Zülzendorf und Säbischdorf eine Stellung finden, in der man gar wohl einem preußischen Angriff standhalten durfte, und deren Rücken leicht gegen die Festung Schweidnitz sichergestellt werden konnte. Die Hauptmasse des russischen Heeres konnte dann in die Stellung bei Kunzendorf und Bögendorf herangezogen werden, um zur Unterstützung in naher Bereitschaft zu stehen. Alle Möglichkeiten zu verfolgen, die sich dann ergeben konnten, würde hier zu weit führen.

Am 9. September, Abends, brach die russische Armee aus ihrem Lager bei Zirlau auf und marschirte nach Jauer. Sie kann, nachdem sie Czernyschews Korps abgegeben hatte, an Linientruppen wohl nicht ganz 35 000 Mann gezählt haben. Da sie besonders an Reiterei schwach war, mußte Feldmarschall-Lieutenant Beck sie, auf Buturlins Ansuchen, mit fünf österreichischen Reiter-Regimentern bis an die Oder geleiten.

Czernyschews Korps schloß sich bei Freiburg dem linken Flügel

der Oesterreicher an; Brentano ging nach Hohenfriedeberg zurück. Laudon, dessen Heer eben durch Czernyschews Truppen, nach österreichischen Quellen, auf 95 000 Mann verstärkt war, worunter mindestens 80 000—81 000 Mann Linientruppen, glaubte, der König von Preußen könne nun seinerseits zum Angriff übergehen, und versammelte die gesammte österreichische Generalität die Nacht über auf einer Anhöhe bei Kunzendorf, damit sie vorkommendenfalls zur Hand sei.

Am 10. marschirte Buturlin nach Wahlstadt, Laudon wich in seine frühere, unangreifbar geachtete Stellung auf dem Rand des Gebirges, über Kunzendorf und Bögendorf zurück, um sich einem möglichen Angriff des Königs zu entziehen. Das war viel Vorsicht für einen Feldherrn, der seinem Gegner noch immer mit doppelter Ueberlegenheit gegenüberstand, und der den Auftrag hatte, Eroberungen in Schlesien zu machen.

Für den König und sein Heer war der Abmarsch der Russen eine theilweise Erlösung. Denn schon war im preußischen Lager in ein und anderer Beziehung fühlbarer Mangel eingetreten. Zwar an Brot, das aus dem Magazin zu Schweidnitz geliefert wurde, hatte es nicht gefehlt, wohl aber an anderen Lebensmitteln, da die überall umher schwärmenden Kosaken die Zufuhren vom flachen Lande gar sehr erschwerten oder selbst unmöglich machten. Auch Fourage war unter den Kanonen der Bunzelwitzer Schanzen nicht mehr aufzutreiben. Man mußte sich zu starken Entsendungen in beträchtliche Entfernungen entschließen, um sich das Nothwendigste zu verschaffen. So wurden am 4. September 10 Schwadronen Husaren in die Gegend von Reichenbach entsendet, um dort Fourage einzutreiben, und am 7. 2 Infanterie- und 2 Reiter-Regimenter in dieselbe Gegend, um Schlachtvieh zu beschaffen. Ein Offizier, dessen werthvolles Tagebuch wir schon öfter angeführt haben, bemerkt zu eben diesem Tage: „Die Lebensmittel nahmen ab, so daß weder Fleisch noch Zugemüse mehr vor Geld zu bekommen war. Zufuhre konnten wir nirgends mehr her bekommen; daher der König öfters Mehl aus dem Magazin zu Schweidnitz an die Bataillons liefern ließ, welche es aber bezahlen mußten. Die Leute kauften sich Weizen, hackten ihn klein und kochten selbigen.“ (Ungedruckte Nachrichten II, 475).

Die Mehlsuppe war gewiß kein genügendes, der zerhackte Weizen aber ein gesundheitsschädliches Nahrungsmittel! — Die Veränderung in

der allgemeinen Lage, die ſich nach dem Abzug der Ruſſen ergab, wurde gewiß im Heer freudig begrüßt.

Der König war aber ſofort darauf bedacht, die ruſſiſche Armee durch eine Diverſion, durch einen Angriff auf ihre Magazine, zum Rückzug zunächſt über die Oder, und dann ohne Zweifel auch weiter zu zwingen, oder ihren Rückzug zu beſchleunigen, im Fall er bereits beſchloſſen wäre. Schon am 11. Abends entſendete er zu dieſem Ende den Generallieutenant Platen mit 14 Bataillonen und 28 Schwadronen, die zuſammen nur 9000 Mann gezählt haben ſollen, aller Wahrſcheinlichkeit nach aber etwas ſtärker waren und auf etwa 11 000 Mann angeſchlagen werden können. Platen mußte zunächſt, unter dem Vorwande, einen großen Transport von dort heranzubringen, nach Breslau marſchiren; von dort aus ſollte er in raſchem Marſch Kobylyn erreichen, das dortige ruſſiſche Magazin zerſtören — und dann nach Poſen vordringen, wo man das Hauptmagazin der ruſſiſchen Armee vermuthete. Im Uebrigen gingen ſeine Verhaltungsbefehle etwas in das Unbeſtimmte, und viel blieb ſeinem eigenen Ermeſſen überlaſſen. Er ſollte von Poſen aus nach Glogau marſchiren oder nach Frankfurt — oder wenn dies nicht thunlich war, nach Landsberg a. d. Warthe.

In Erwägung der Schwierigkeit ſolcher Unternehmungen im Rücken des Feindes, der gefahrvollen Lagen, in die General Platen verwickelt werden konnte, war es dieſem General freigeſtellt, nöthigenfalls auch nach Schleſien zurückzukehren, wenn nur vorher ein Streich von Wichtigkeit ausgeführt war.

Platen führte ſeinen Auftrag im Rücken des ruſſiſchen Heeres zunächſt in glänzender Weiſe aus. Ein Gewaltmarſch von 6 Meilen führte ihn am 12. durch Breslau über die Oder; ſein weiterer Marſch ging über Trachenberg und Rawitſch auf Goſtyn; eine von ihm entſendete Abtheilung vernichtete das kaum bewachte ruſſiſche Magazin zu Kobylyn. Von größerer Wichtigkeit war, daß Platen ſelbſt bei Goſtyn eine ruſſiſche Wagenburg ereilte, die man wohl ein fahrendes Magazin nennen konnte, da die Wagen mit Lebensmitteln befrachtet waren, die der ruſſiſchen Armee auf drei Wochen genügt hätten. Dieſe Wagenburg, bei Kloſter Goſtyn in alter, oder vielmehr damals ſchon veralteter Weiſe zur Vertheidigung in einem hohlen Viereck aufgefahren, wurde am 15. September erſtürmt, und das 3000 Mann ſtarke, zu ihrer Vertheidigung

bestimmte russische Korps fast vollständig vernichtet; 1800 Gefangene fielen den Preußen in die Hände. Platen zog darauf weiter in der Richtung auf Posen bis Sztenszewo; eine von ihm dorthin gesendete Schaar vernichtete das Magazin in Posen selbst, das sich aber unbedeutend erwies gleich den zu Kobylyn aufgehäuften Vorräthen; dann eilte das Korps der unteren Warthe zu.

Am 22. endlich kam Platen glücklich bei Landsberg über diesen Fluß, obgleich die von der russischen Hauptarmee rückwärts entsendeten Truppen ihn daran zu hindern suchten, die stehende Brücke bei Landsberg verbrannt und den Ort selbst sowie Driesen bereits durch Kosaken besetzt hatten. — Von Landsberg aus wendete sich dann Platen dem Kriegsschauplatze in Hinterpommern zu.

Der König hatte ihm zwar unter dem 22. vorgeschrieben, nach Driesen zu gehen und von dort nach Breslau zurückzukehren; er hoffte, die Bewegung auf Driesen werde dem General Rumäntzow, der mit der zweiten russischen Armee das Korps des Herzogs Eugen von Württemberg in dem verschanzten Lager bei Kolberg eingeschlossen hielt, „imponiren" — ihn für seinen Rücken besorgt machen und zu einer Bewegung rückwärts bestimmen. Am 25. jedoch sendete König Friedrich den veränderten Befehl, weiter und ernstlicher gegen Rumäntzow vorzugehen, „indem", wie er am 26. hinzufügt, „für jetzt es dorten die Hauptsache ist, Kolberg und Hinterpommern von den Russen zu befreien und rein zu machen." — Nach Schlesien brauche Platen erst nach vollbrachter That, etwa am 20. oder 21. Oktober zurückzukehren. Dann wollte der König nach Sachsen aufbrechen. In Schlesien glaubte er die Truppen unter Platen den 95 000 Mann Laudons gegenüber bis dahin nicht zu bedürfen.

Was den König zunächst in diesem Sinn bestimmte, das waren die Nachrichten, die er von der russischen Hauptarmee erhielt. Diese war am 14. bei Steinau über die Oder zurückgegangen. Man hatte sich in Buturlins Hauptquartier mit dem Gedanken an einen Einfall in die Mark beschäftigt, wenigstens davon gesprochen; durch Platens kühne Operationen fühlte man sich gezwungen, die eigenen Verbindungen zu decken. Nicht nur die leichten Truppen unter General Berg wurden sofort rückwärts gegen das preußische Korps entsendet, auch die Hauptarmee trat den Rückzug über Reißen auf Posen an, in dessen Nähe sie am

25. bei Sztenszewo, am 26. bei Wielkowice eintraf. König Friedrich war überzeugt, daß sie jedenfalls nicht nach Schlesien zurückkehren, wahrscheinlich gar nichts von Bedeutung weiter unternehmen werde. Schon am 18. September schrieb er dem Bruder Heinrich in diesem Sinne, und am 24. fügte er hinzu, alle Pläne der Russen für dieses Jahr seien endgültig vereitelt. (Voilà donc tous les projets des Russes pour cette année entièrement rompus.)

Laudon hatte während dieser Zeit nichts unternommen, nichts versucht! — Da fühlt man sich wohl zu mehr als einer Frage aufgefordert. Vor allem: wenn Laudon seine Disposition zum Angriff für zweckmäßig und Erfolg versprechend hielt, warum dachte er nicht daran, sie jetzt auszuführen, da er ganz freie Hand hatte? — Die Machtverhältnisse waren nicht wesentlich minder günstig, als zur Zeit, wo auch Buturlins Hauptarmee in unmittelbarer Nähe lagerte, denn wir dürfen nicht übersehen, daß seit Buturlins Abmarsch auch König Friedrich ein den Umständen nach ansehnlich zu nennendes Korps entsendet hatte. Vereinigt hatten die beiden Heere, das österreichische und das russische zusammen — abgesehen von etwa 20 000 Kosaken, Kroaten und Husaren — 111 000 bis 112 000 Mann Linientruppen gezählt, den 50 000 bis allerhöchstens 54 000 Preußen gegenüber, die der König in das Gefecht führen konnte —: jetzt standen dem General Laudon 80 000 oder 82 000 Mann Linientruppen zur Verfügung, und der König hatte ihm höchstens nur 44 000, aller Wahrscheinlichkeit nach nur 42 000 Mann entgegenzustellen. Die Ueberlegenheit der Verbündeten war, als Russen und Oesterreicher vereinigt zum Angriff schreiten konnten — die leichten Truppen mitgerechnet — von = 2,44 : 1, ohne die leichten Truppen = 2,074 : 1 gewesen. Sie war jetzt, die leichten Truppen mitgezählt = 2,26 : 1, — und ohne Kroaten und Husaren zu rechnen = 1,93 : 1. — Das ist kein sehr wesentlicher Unterschied!

Aber die Zahlen allein geben hier kein ganz richtiges Bild von den Verhältnissen; alle Umstände erwogen, kommen wir zu dem Schluß, daß die Verhältnisse eigentlich jetzt günstiger lagen, als zur Zeit, in der Laudon den Angriff beabsichtigte. Denn damals war die Macht, über die er angeblich verfügen konnte, zum großen Theil ein wesenloser Schein.

Er wußte selbst damals sehr wohl, daß er die Hauptmasse der russischen Armee nicht rücksichtslos verwenden konnte, und er hatte sie auch

nur dazu bestimmt, zwischen Zirlau und Stanowitz zu paradiren, in einer Weise, die auf den Gang der Ereignisse keinen nennenswerthen Einfluß üben konnte. Jetzt dagegen konnte er alles, was unter seinen Befehlen stand, im ganzen, vollen Ernst verwenden.

Außerdem aber war nicht bloß das Machtverhältniß der beiden Armeen zu erwägen, die einander gegenüberstanden, sondern auch das Verhältniß der Streitkräfte zu der Ausdehnung des Schlachtfeldes. Der Umfang des Bunzelwitzer Lagers und seiner Schanzen war natürlich derselbe geblieben, das Heer aber, das sie vertheidigen sollte, um ein Fünftel schwächer als früher. Dem König standen nicht mehr 38 000 Mann Infanterie zur Vertheidigung seiner Schanzen zu Gebote, sondern nur 30 000, und sie mußten in einer in demselben Verhältniß — um ein Fünftel — dünneren Linie die Schanzenreihe entlang vertheilt sein.

Fand aber Laudon den Angriff auf die preußische Stellung zu gewagt, warum versuchte er nicht den Kampf um das Gelände zwischen dem Lager und Schweidnitz, den Clausewitz im Sinn hat? — Oder wenn das etwa jetzt keinen Zweck mehr zu haben schien, da dem König die Verbindung mit Breslau vollständig eröffnet war: — warum blieb er nicht herausfordernd in seiner Stellung in der Ebene zwischen Zirlau und Bögendorf? — Warum erwartete er nicht dort festen Fußes den Angriff des Königs? — Es mußte ihm erwünscht sein, wenn der König aus seinen Schanzen heraustrat, um anzugreifen, denn es war an ihm, an dem österreichischen Feldherrn, die taktische Entscheidung zu suchen, nicht sie zu meiden, und er hatte sich ja auch früher vermessen, den König zu einer Schlacht zwingen zu wollen. Schienen die nahen Schanzen den Rückzug der Preußen zu decken und sie vor einer vollständigen Niederlage zu bewahren, falls das Waffenglück gegen sie entschied, so machte sich doch in solchem Falle gewiß das moralische Gewicht eines Sieges geltend und konnte benützt werden, konnte weiter führen. Ein Angriff auf die Bunzelwitzer Schanzen war gewiß nach einem Siege um sehr viel leichter als ohne einen solchen.

Laudon scheint nichts von dem allen erwogen zu haben. Er wich in das Gebirge zurück, entsagte, an der Spitze einer Uebermacht, die, energisch verwendet, eine überwältigende werden konnte, der Initiative und fiel in die Vertheidigung zurück.

Verwundert müssen wir fragen, ob er denn seinen Feldzug bereits

vollständig verloren gab, kein Ergebniß mehr hoffte — gar nichts im Sinn hatte, das eine günstigere Wendung des Ganges der Ereignisse herbeiführen sollte oder konnte?

Doch! er hatte etwas der Art im Sinn. So seltsam sich das auch nach allen erbitterten Aeußerungen über die Russen ausnehmen mag: — er hoffte auf die Russen! — Er hoffte, daß eine bedeutende Diversion der Russen den König zwingen werde, eine namhafte Macht gegen sie zu entsenden und sich dadurch in Schlesien wesentlich zu schwächen. Dann vermochte das preußische Heer die weitläuftige Stellung bei Bunzelwitz nicht länger zu behaupten, sie mußte aufgegeben werden, und es ergab sich vielleicht die Möglichkeit, noch ein und anderes in Schlesien zu versuchen. In diesem Sinn hatte sich Laudon schon am 3. September in einem Schreiben an die Kaiserin geäußert. Er hatte da die Hoffnung ausgesprochen, daß der König, im Fall Buturlin wirklich gegen Berlin zöge, seine vortheilhafte Stellung aufgeben und Gelegenheit geben werde ihn anzugreifen oder den einen oder den anderen Ort zu belagern.

Das waren freilich schwach begründete Aussichten; mit dem „Angreifen" wäre es vorkommendenfalls wohl schwerlich Ernst geworden, und für eine Belagerung schien es, nach den Ansichten der Zeit, bereits etwas spät im Jahr zu werden. Aber es waren immerhin Vorstellungen, mit denen man sich selbst leidlich hinhalten konnte. Nachdem aber die Russen den Rückzug nach Posen angetreten hatten und damit auch diese Hoffnungen geschwunden waren, sehen wir Laudon den Ereignissen vollkommen rathlos gegenüberstehen und ohne Hoffnungen irgend einer Art.

Die Stimmung, die ihn zur Zeit beherrschte, geht namentlich aus einem Briefe hervor, den er am 18. September an den Staatskanzler Kaunitz richtete. Auf Diversionen von Seiten der Russen sei nicht weiter zu rechnen, sagt Laudon darin, und da dem so sei: „so werden E. E. leicht ermessen können, was man von dem Ausgange der Campagne zu erwarten habe. Umsomehr als es sich deutlich zeigt, daß der König sich um die russische Armee fast nicht bekümmert, sondern hier, vor wie nach, in seiner Position bleibt. — — Was endlich die von mir, wegen Mangels der Fourage vorzunehmende Bewegung anbelangt, so muß ich E. E. sagen, daß, wenn selbe gegen Oberschlesien gerichtet wäre, ehe der König seine Stellung verläßt, er nicht allein das hiesige Gebirge okkupirt, sondern auch mich von allen Communicationen mit der Lausitz

abschneidet, folglich nach Sachsen detachiren kann, was er will, ohne daß ich anders als sehr spät die Nachricht davon erhalte. Die Communication dorthin erscheint mir aber unter den gegenwärtigen Umständen unumgänglich nöthig zu sein. E. E. können mir glauben, daß mich dies in große Verlegenheit setzt, und ich glaube, daß das einzige Mittel dem abzuhelfen, der Vorschlag des Baron Grechtlers ist, Anstalten zu treffen, damit auf das schleunigste die Fourage aus Böhmen zugeführt werde."

Laudon denkt und spricht, als ob König Friedrich ihm mit erdrückender Uebermacht gegenüberstehe; er glaubt sogar, daß der König namhaft nach Sachsen entsenden und dennoch auch in Schlesien in der Initiative bleiben könne, und himmelweit jenseits alles Denkbaren bleibt der Gedanke unberücksichtigt, daß er selbst, Laudon, es könnte auf die taktische Entscheidung ankommen lassen, ob dem Unheil von Abgeschnittenwerden und dergleichen nicht vorzubeugen sei. Es ist, als ob er, entmuthigt und verstimmt durch die bisherige Erfolglosigkeit seines Feldzuges, für den Augenblick ganz den Maßstab für die wirklich vorliegenden Verhältnisse verloren hätte.

Drei Tage später (21.) wendete sich Laudon schriftlich an den Kaiser Franz, um zu fragen, ob es nicht wohlgethan wäre, diejenigen Truppen, die er aus Sachsen als Verstärkung erhalten habe, dorthin zurückzusenden, da der König von Preußen sich bald werde entscheiden müssen und vielleicht beabsichtige, seine vorjährige Stellung dort im Lande wieder einzunehmen. Sollte ein solcher Fall eintreten, — der König nach Sachsen ziehen — so werde er bemüht sein, die veränderten Umstände schleunigst zu benützen und die Belagerung einer Festung — er sagt nicht welcher — einzuleiten. — Wir glauben hier das Walten eines gequälten Geistes wahrzunehmen, der in fernliegenden und zum Theil wesenlosen Vorstellungen eine Beruhigung sucht. Die Entsendung von Truppen nach Sachsen und eine Belagerung in Schlesien — eine Belagerung ohne vorhergegangenen Sieg, und zu deren Deckung dann keine hinreichende Observationsarmee zu Gebote stand: — das sind Dinge, die nicht zusammen passen. Laudon brauchte sich nur der mißglückten Belagerungen von Neiße 1758 und von Kosel 1760 zu erinnern, um zu wissen, wie der König in solchem Fall zu handeln — und was sich zu ergeben pflegte. Uebrigens geht schon aus dem Umstande, daß Laudon

keine bestimmte Festung nennt, zur Genüge hervor, wie wenig der Inhalt dieser Aeußerungen zu wirklichen Vorschlägen, zu einem Plan herangereift war, wie formlos und wesenlos diese Vorstellungen in der Luft schwebten.

Zu Wien war man natürlich von der Erfolglosigkeit des Feldzuges in Schlesien nicht sehr erbaut. Alle Gegner des Staatskanzlers Kaunitz und Laudons regten sich und viele tadelnde Stimmen wurden laut. Man machte es dem von Kaunitz begünstigten General jetzt zum Vorwurf, daß er den König von Preußen nicht angegriffen habe, so lange die Schanzen bei Bunzelwitz noch nicht vollendet waren. Ein Sieg, sagte man, hätte die Eroberung Schlesiens zur Folge gehabt — nach einer verlorenen Schlacht dagegen hätte die Lage der Dinge auch nicht schlimmer werden können, als sie eben sei.

Gar seltsam aber nimmt sich der unziemliche Jubel aus, den Laudons Mißerfolg in Dauns Hauptquartier hervorrief. Er zeigt sich schon in den sarkastischen Bemerkungen, mit denen Lacy den Gang der Ereignisse in Schlesien kommentirte und fand seinen Wiederhall in Montazets Berichten an die französischen Minister. Da sehen wir, wie man sich in Dauns Hauptquartier der argen Verlegenheit freute, in der Kaunitz befangen sein müsse, nachdem sein Plan auf Schlesien platt zu Boden gefallen sei und allgemein getadelt und verspottet werde. Sein Held Laudon sei von seiner Höhe herabgestürzt; ohne es zu wollen, habe er seinen ärgsten Feind, den Feldmarschall Daun, gerechtfertigt und auf den höchsten Gipfel erhoben. (Voilà son héros Monsieur de Loudon culbuté, voilà au pinacle à Vienne son ennemi capital Monsieur le Mal Daun, dont il vient de faire l'apologie sans le vouloir.) Montazet sieht im Geist voraus, wie im nächsten Winter alle diejenigen, die Kaunitz gedemüthigt und mißhandelt habe — d. h. alle die unfähigen Generale, die er gern beseitigt hätte — über ihn herfallen würden, — und er freut sich auch seinerseits dieser Aussicht! —

Doch, abgesehen selbst davon, daß den Herren die Sache Oesterreichs jedenfalls mehr hätte am Herzen liegen sollen, als die kleinlichen Interessen einer verletzten persönlichen Eitelkeit — oder wenn man es so nennen und Kleinliches durch Worte adeln will, — ihres verletzten Selbstgefühls: — selbst abgesehen von allen solchen Rücksichten höherer Art, hatten Daun und Lacy wahrlich keine Ursache, sich über Laudon erhaben zu

fühlen. Laudon hatte einen schlechten Feldzug gemacht, das läßt sich nicht in Abrede stellen, trotz aller Sympathien, die der wackere Krieger, und jedem Wohlgesinnten auch der Mann von rechtschaffenem Charakter einflößt: aber er hatte doch manches versucht und mehr noch gewollt; — Daun und Lacy dagegen hatten in Sachsen gar nichts gethan oder versucht; sie hatten nicht einmal irgend etwas gewollt; sie konnten sich nicht einmal rühmen, daß ihnen irgend etwas mißlungen sei.

„Laudon war der trefflichste aller Springer bei der Schachpartie, welche man Daunen, frei von allen Lenkfäden, hätte ausspielen lassen sollen; zur Königin taugte ersterer nicht vorzüglich" — so äußert sich Behrenhorst in Beziehung auf eben diesen Feldzug 1761 über Laudon. Der Spruch ist keineswegs durchaus gerecht; Laudon hat später Gelegenheit gefunden, sich auch als Feldherr im eigentlichsten Sinn des Worts ehrenvoll zu bewähren. Wohl aber geben Behrenhorsts Worte treu den Eindruck wieder, den die Ereignisse im Augenblick machten, wie das Urtheil, das sie hervorriefen. — In Schlesien schien nichts weiter zu hoffen — daß aber der Feldzug, mit so großen Mitteln geführt, die immer schwerer aufzutreiben wurden, gar kein Ergebniß haben sollte, das war ein Gedanke, in den man sich im Kabinet der Kaiserin doch nicht ohne weiteres ergeben konnte. Man verfiel natürlich genug zu Wien darauf, daß wenigstens in Sachsen womöglich etwas gewonnen werden müsse, wenn es in Schlesien nicht gehe. Es erwachte der Gedanke, namhafte Verstärkungen von Laudons Heer an die Elbe abrücken zu lassen, und man hoffte, Daun werde dann, an der Spitze einer großen Uebermacht die schwache Armee des Prinzen Heinrich ganz aus den kursächsischen Landen vertreiben und diese Lande endgültig befreien. Das wäre immerhin ein Erfolg gewesen.

In Dauns Hauptquartier hatte man diese Wendung der Dinge erwartet; man war darauf vorbereitet. Triumphirend hatte Montazet (23. September) zum voraus angekündigt, es gebe nur zwei Mittel „ein Pflaster auf die Vergangenheit zu legen": — entweder müsse man Laudon in Schlesien ausführen lassen, was ihm bisher nicht habe gelingen wollen — oder man müsse Daun irgend eine Abenteuerlichkeit (quelque tour de force) unternehmen lassen, wie man sie in Schlesien unternommen habe. Das Erstere scheine nicht versucht werden zu sollen — das Zweite aber werde nicht geschehen. Daun werde sich nicht gegen

seinen Willen bestimmen lassen (l'on ne forcera pas la main au Monsieur Daun), der eine feste Hand habe (qui a la patte bonne et ferme).

Als nun die erwähnten neuen Vorschläge aus Wien an Daun ergingen, entsprach dessen Haltung ganz diesen Prophezeiungen. Er verlangte eine Verstärkung von nicht weniger als 45 000 Mann aus Schlesien — ließ aber zugleich durch einen seiner Vertrauensmänner, den General d'Ayasassa, in Wien ankündigen, daß er dennoch, auch nach solchem Maßstabe verstärkt, keineswegs die Offensive gegen das schwache Heer des Prinzen Heinrich ergreifen könne oder werde. Nur Freiberg, das Erzgebirge und die Oberlausitz könne er behaupten. Zugleich bat er von neuem, des Heerbefehls enthoben zu werden.

Ob es dem Feldmarschall damit voller Ernst war oder nicht, das haben vielleicht selbst sein Beichtvater und Lacy nicht erfahren. Jedenfalls war es auch ein geschickter Schachzug. Daun konnte wohl wissen, daß man jetzt, nachdem Laudon den Erwartungen nicht entsprochen hatte, alles aufbieten, ihn mit Bitten bestürmen, mit Ehren überhäufen würde, um ihn an der Spitze der Armee zu erhalten.

Seine Aeußerungen konnten in Wien nicht anders, als sehr niederschlagend wirken — aber man entschloß sich dennoch im Kabinet der Kaiserin, ihm nach Möglichkeit zu willfahren. Laudon wurde angewiesen, wenn auch nicht die verlangten 45 000 Mann, doch 29 Bataillone und 78 Schwadronen nach Sachsen abzufertigen.

Doch ehe dieser Befehl in Laudons Hauptquartier eintreffen konnte, sogar ehe er noch — am 2. Oktober — zu Wien ausgefertigt war, hatte sich die Lage der Dinge in Schlesien sehr wesentlich verändert.

König Friedrich war überzeugt, daß Laudon ihn in der Stellung bei Bunzelwitz, nach dem Abmarsch der Russen, nicht angreifen würde. Er war dessen in solchem Grade gewiß, daß er schon am 14. September das Pulver aus den Flatterminen herausnehmen ließ, die vor den Schanzen angelegt waren. Auf den Strecken, die dem Angriff am wenigsten ausgesetzt schienen, wurden auch die Schanzen selbst eingeebnet. („Den 14. wurden die Minen aufgegraben und die Redouten und Bat-

terien, wie auch die Palliſadirung, ſo wir gegen das ruſſiſche Lager gemacht hatten, demolirt." — Gegen das ruſſiſche Lager bei Striegau, damit kann nur die Strecke von Zedlitz bis Tſchechen gemeint ſein; das Regiment „Prinz von Preußen", aus deſſen Tagebuch dieſe Notiz entnommen iſt, war hier verwendet.)

Verweilte der König ruhig in ſeiner Stellung, bis die böſe Jahreszeit dem Feldzug ein Ende machte, dann begab ſich nichts weiter in Schleſien. Laudon, beſorgt, der König könne ſich des Gebirges bemächtigen, ſowie er ſelbſt die Höhen bei Kunzendorf verließ, hätte nicht gewagt ſich zu rühren.

Allein es wurde nachgerade ſehr ſchwierig, die nöthige Fourage in der Gegend aufzutreiben; die Verpflegung hätte demnächſt aus Breslau bezogen, und jeder Transport von dorther durch zahlreiche Truppen gedeckt werden müſſen, und der König glaubte ſein Heer nicht zahlreich genug, um entbehren zu können, was dazu entſendet werden mußte.

Dieſe Gründe bewogen den König, ſeine Stellung zu verlaſſen und ſich Neiße zu nähern, wo große Vorräthe aufgeſpeichert lagen. Auch konnte er von dort aus Mähren bedrohen und dadurch, wie er hoffte, Laudon bewegen, ebenfalls die Gegend von Schweidnitz zu verlaſſen. Am Schluß des Feldzugs wollte er nach Sachſen eilen. Schleſien ſchien zu vollſtändig ausgeſogen, um die Armee den Winter über ernähren und Vorräthe für den folgenden Feldzug liefern zu können. Der König brauchte, wie er ſagt, Geld und Rekruten und glaubte ſich das Erforderliche nur von Sachſen aus verſchaffen zu können.

So brach er denn am 26. September auf und marſchirte zunächſt in die Stellung bei Pilzen. Am 28. ging der Marſch weiter in ein Lager bei Siegroth, am 29. nach Groß-Noſſen bei Münſterberg. — Da ſich aus dieſer Bewegung für den König von Preußen der Verluſt der Feſte Schweidnitz ergeben hat, iſt ſie von der Kritik — namentlich von der zu jener Zeit üblichen Kritik, die ſich nur mit Einzelnheiten beſchäftigt — ſehr einſtimmig verurtheilt worden. Man tadelt allgemein, daß der König nicht bis zum Schluß des Feldzugs in ſeinen Schanzen ſtehen geblieben iſt, daß er nicht wenigſtens Schweidnitz mit einer Beſatzung verſah, die es gegen einen Handſtreich unbedingt ſichergeſtellt hätte. Das iſt, wie Clauſewitz bemerkt, nachträgliche Weisheit, und wie dergleichen überhaupt, eine ziemlich wohlfeile Weisheit. Wollen wir uns ernſthaft

Rechenschaft davon geben, wie der König in dem Augenblick, in dem er seinen Entschluß fassen mußte, den wahrscheinlichen weiteren Gang der Ereignisse berechnen konnte, so müssen wir es als selbstverständlich gelten lassen, daß der Möglichkeit, Schweidnitz könne durch einen Ueberfall, eine Leitererersteigung verloren gehen, gar nicht gedacht wurde. Dergleichen gehört nicht in solcher Weise zu den im gewöhnlichen Lauf der Dinge öfter wiederkehrenden Ereignissen, daß man veranlaßt wäre, da, wo keine besondere Veranlassung dazu vorliegt, auch auf diese Möglichkeit Rücksicht zu nehmen. Daß Laudon eine förmliche Belagerung vornehmen könnte, war in keiner Weise wahrscheinlich. Auch hat der König daran nicht gedacht, so sehr es ihm auch hätte erwünscht sein müssen. Durch eine Belagerung hätte Laudon dem König die erwünschte Gelegenheit zu einer Schlacht unter für ihn günstigen Bedingungen gegeben; das wußte Laudon so gut wie Friedrich II. — und er nahm sich wohl in Acht!

Doch fühlte sich Laudon durch das gewiß sehr unbehagliche Bewußtsein einer gänzlichen Ergebnißlosigkeit seines Feldzuges zur That gedrängt, — eine Belagerung lag außer aller Möglichkeit — da beschloß er einen Kroatenstreich, eine Leitererersteigung zu versuchen.

Indem wir das Unternehmen als einen Kroatenstreich bezeichnen, wollen wir durch diese Benennung keineswegs die That verkleinern; wir wollen das Wort keineswegs in der wegwerfenden Bedeutung genommen wissen, in der es Laudons Feinde zu Wien anzuwenden liebten. Wir haben anderes dabei im Sinn. Wir glauben nämlich in vielem, was Laudon anordnete und that, ein und anderes charakteristisch hervortreten zu sehen, worin sich zeigt, daß Laudon sich nicht — wie z. B. Lacy — im Generalstab, wo man früh mit den Kombinationen des großen Kriegs vertraut wird, sondern als Parteigänger, als Kroatenführer zum Feldherrn gebildet hatte. Auch in dem Entwurf zum Angriff auf das Bunzelwitzer Lager zeigt sich, wie wir schon bemerken mußten, der Kroatenführer, der mehr, als einem so großartigen Unternehmen angemessen ist, auf Ueberraschung in der Morgendämmerung zählt, als ob es sich um die Aufhebung einer Feldwacht handelte, dagegen nicht gehörig mit der feindlichen und auf die eigene Artillerie, deren zweckmäßige, massenhafte Verwendung zu rechnen gewöhnt ist.

Die beiden Dispositionen zu dem Angriff auf das verschanzte Lager und zu dem Ueberfall von Schweidnitz sind aus einem und demselben

Geist hervorgegangen — und doch, wie verschieden sind sie von einander! — nicht in Einzelnheiten, sondern gerade im Charakter des Ganzen, in dem das Ganze bestimmenden Element. In dem Entwurf zum Angriff auf Schweidnitz herrscht eine ganz andere Zuversicht, eine ganz andere Intensität des Willens, als in den Anordnungen zum Angriff auf das verschanzte Lager. Diese letzteren verfügen eigentlich, wie auch schon bemerkt, nur einen etwas schüchternen Versuch; die Hauptsorge ist nicht darauf gerichtet, Erfolg und Sieg um gleichviel welchen Preis zu erzwingen, sondern darauf, im Fall die Sache mißlingt, nicht in ein allgemeines Treffen verwickelt zu werden und die Möglichkeit offen zu halten, sich mit thunlichst geringem Verlust herauszuziehen. Mit dem Angriff auf Schweidnitz dagegen ist es voller, unbedingter Ernst; da wird kein Mißlingen vorausgesetzt und keine Rücksicht auf ein als wahrscheinlich gedachtes Mißlingen verleitet zu Halbheiten.

Laudon war dem König nicht gefolgt; er blieb ruhig stehen auf den Höhen bei Kunzendorf. Nur Husaren folgten den Spuren des preußischen Heeres. Draskowicz mußte mit seinem größtentheils aus leichten Truppen bestehenden Korps aus den Pässen von Silberberg und Wartha an die mährische Grenze eilen, um vereint mit dem General Bethlen, der bereits dort stand, diese Grenze zu decken. Im Uebrigen wartete Laudon nur so lange, bis der König weit genug entfernt war, um nicht störend zurückkehren zu können. In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober schritt er zur That.

Auch wußte sich Laudon diesmal gar wohl zu sagen, daß ein solcher Angriff, wenn er gelingen soll, auf vielen Punkten zugleich unternommen werden muß — theils um die Macht und die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen, besonders aber weil darin, da wo jeder einzelne Angriff zunächst doch nur durch eine Kolonnenspitze ausgeführt werden kann, in solcher Vervielfältigung der Angriffe das einzige Mittel liegt, die eigene Uebermacht zu wirksamer Geltung zu bringen. Vier Sturmkolonnen griffen die vier Sternschanzen an, die, am Saum der Vorstädte gelegen, die eigentlich allein haltbare Befestigung von Schweidnitz bildeten. Eine fünfte Kolonne, aus Kroaten unter dem General Janus gebildet, hatte einen Scheinangriff auf das tiefliegende sogenannte Wasserfort auszuführen, das durch nasse Gräben gegen eine Leitererersteigung geschützt war. — An den Spitzen der vier wirklichen Sturmkolonnen standen er-

leſene Truppen, Grenadier-Bataillone; eine jede zählte 5 Bataillone, die 1. und 4. waren außerdem durch je zwei Kompagnien ruſſiſcher Grenadiere verſtärkt, an deren Stelle bei der 3. zwei öſterreichiſche Grenadier-Kompagnien traten. Den Kolonnen folgten im Ganzen 36 Stück Geſchütze, Haubitzen und Sechspfünder (der 1. und 4. je 4 Haubitzen und 6 Sechspfünder, der 2. und 3. je 4 Haubitzen und ebenſo viele Sechspfünder). Hinter jeder blieb eine Reiterſchwadron im freien Felde halten — als Polizei. „Sie haben", ſagt die Dispoſition, „beſonders darüber zu wachen, daß keine Soldaten, außer ſie wären bleſſirt, zurückgehen. Alle andern ſind mit Gewalt zur Attaque vorzutreiben."

Der Sturm, von dem General Amadei geführt, zwei Stunden vor Tagesanbruch begonnen — gelang vollſtändig — doch aber erſt nach einem hartnäckigen Kampfe; die 3800 Mann ſtarke Beſatzung, viel zu ſchwach für den Umfang der Werke und zum Theil aus Truppen zuſammengeſetzt, die man nicht für die zuverläſſigſten hielt, wehrte ſich beſſer, als man erwartet hatte, gegen eine vierfache Ueberlegenheit, ſo daß die Eroberung den Siegern doch 68 Offiziere und 1488 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten koſtete. Auch nachdem die Sternſchanzen in der Gewalt der Oeſterreicher waren, wurde noch um den Stadtwall gekämpft.

Seltſam, wie leicht ſich Legende, Sage und — Fälſchungen in die Geſchichte einſchleichen! — Laudon hatte bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit faſt nur wilde Kroatenhaufen geführt und war nicht immer im Stande geweſen, ſie gehörig im Zaum zu halten; ſeine Feinde hatten ihm den Ruf zu machen geſucht — oder vielmehr gewußt — daß die Mannszucht unter ſeinen Befehlen in Beziehung auf Plünderungen keineswegs mit Strenge gehandhabt werde. — Diesmal unterſagte Laudon für den Fall des Gelingens die Plünderung der eroberten Stadt auf das beſtimmteſte und verſprach zugleich den Truppen eine Belohnung von 100 000 Gulden, die ihnen den möglichen Ertrag der Plünderung erſetzen ſollte. Janko erzählt, die wallonſchen Grenadiere hätten, als ihnen das angekündigt würde, „einmüthig" gerufen: „Wir brauchen kein Geld und verlangen nur nach Ruhm!" — Ob dieſe Hochherzigkeiten wirklich ganz ſo vorgekommen ſind, muß dahingeſtellt bleiben; Janko nennt keine Quelle. Thatſache aber iſt, daß das eroberte Schweidnitz vier Stunden lang ſchonungslos geplündert worden iſt — ſo lange bis

Laudon ein Reiter-Regiment in die Stadt einrücken ließ, das dem Unfug „mit Nachdruck" — will sagen mit offener Gewalt — ein Ende machte.

Da die Plünderung nicht geleugnet werden kann, sagt Janko „Russen und Kroaten" hätten sich diesem wüsten Treiben überlassen. Kroaten sind aber gar nicht in die Stadt gekommen; sie waren mit dem Wasserfort beschäftigt — und was die Russen anbetrifft, so rühmen alle gleichzeitigen Berichte, alle unmittelbaren Quellen, daß sie in musterhafter Ordnung, in Reihe und Glied auf den erstürmten Wällen stehen blieben; daß kein einziger von ihnen sich in die Stadt hinein verlor. Ein österreichischer Offizier, der den Ereignissen näher stand als Janko, der Veteran Cogniazzo, entwirft denn auch ein ganz anderes Bild von dem Hergang. Er berichtet, die Habe der unglücklichen Bürger und Landleute sei in diesem Kriege oft genug in die Hände der Kroaten und Kosaken gefallen, hier aber, in Schweidnitz, wie das Jahr zuvor in Berlin: „in die noch gierigeren Hände der regulären Truppen, die, weil sie selten ein solches Fest hatten, es tausendmal schlimmer machten als die Kosaken und Kroaten." — Er fügt hinzu, die bessere Mannszucht der Russen habe hier die Oesterreicher beschämt.

Janko wagt sich sogar noch einen bedenklichen Schritt weiter. Er überträgt, was die Zeitgenossen von der trefflichen Haltung und Mannszucht der russischen Grenadiere berichten, auf die österreichischen Grenadiere. Zweifelnd frägt man sich, ob es da noch möglich bleibt, an einen unfreiwilligen Irrthum zu glauben.

Die Truppen erhielten übrigens die versprochenen hunderttausend Gulden trotz der Plünderung ausgezahlt.

Zu Wien war die Verwunderung beinahe noch größer als die Freude, als dort die Nachricht eintraf, daß Schweidnitz durch einen Handstreich erobert sei. Janko erzählt dabei ein Geschichtchen, das ziemlich genau ebenso auch in Verbindung mit anderen, ähnlichen Begebenheiten vorgebracht wird, nämlich: der Hofkriegsrath habe Laudon zur Verantwortung ziehen wollen, weil er den Sturm auf Schweidnitz unternommen habe, ohne vorher bei ihm, eben dem Hofkriegsrath, anzufragen. Der siegreiche Feldzeugmeister sei nur dadurch vor einer Rüge, wenn nicht vor Schlimmerem bewahrt geblieben, daß der Kaiser Franz vorgegeben habe, er sei von dem Vorhaben unterrichtet gewesen und habe persönlich Laudon zur That ermächtigt. Janko verräth dabei eine

Unkenntniß der österreichischen Zustände und ihrer geschichtlichen Entwickelung, die bei einem österreichischen Militärschriftsteller befremdet. Wenn Aehnliches von Eugen von Savoyen und der Schlacht bei Zenta erzählt wird, so läßt sich das eher hören —: aber zur Zeit des siebenjährigen Krieges war der Hofkriegsrath längst nicht mehr, was er unmittelbar nach Wallensteins Katastrophe und in den Tagen Montecuccolis gewesen war. Er war damals schon geworden, was er dann bis an das Ende seines Daseins geblieben ist: eine einfache Verwaltungsbehörde, die mit der strategischen Leitung der Operationen nichts zu thun hatte. Die österreichischen Feldherrn sind freilich oft genug und bis auf sehr nahe liegende Zeiten herab mehr als billig und nur zu oft mit einem argen Mangel an Verständniß für die Bedingungen des Krieges von Wien aus gegängelt worden — aber nicht vom Hofkriegsrath! Das Kabinet, Leute, wie die beiden Cobenzl, Thugut und der Fürst Metternich waren es, die das Gängelband in der Hand hielten.

Für den König von Preußen war natürlich der unerwartete Verlust von Schweidnitz eine sehr unangenehme Ueberraschung. Seine Pläne waren durchkreuzt, er mußte an durchaus veränderte Maßregeln denken. Für den Augenblick war nichts zu thun, als sich streng auf der Vertheidigung zu halten und weitere Fortschritte der Oesterreicher, namentlich die Eroberung irgend einer zweiten Festung zu verhindern, wobei besonders beachtet werden mußte, daß Breslau nur einer geringen Vertheidigung fähig war. Der König beschloß, bei Strehlen Stellung zu nehmen, von wo aus er sowohl Breslau als Neiße decken konnte.

Schon am 3. Oktober sendete er einen Theil seiner Armee voraus dorthin; am 6. folgte der König mit dem Rest vermöge eines starken Marsches. Die Truppen mußten um Strehlen her und bis gegen Brieg hin kantonniren. Die weiteren Operationen wurden nämlich auch dadurch erschwert, daß der Herbst ungewöhnlich früh eintrat. Schon am 2. Oktober war starker Schnee gefallen.

Bei der passiven Vertheidigung sollte es aber, nach dem Willen des Königs, nicht bis an das Ende sein Bewenden haben. Da seine Hülfsquellen überhaupt spärlich flossen, war es sehr natürlich, daß er das

schlesische Gebirge und alle Mittel, die es ihm zur Herstellung seiner Armee bieten konnte, nicht so wohlfeilen Kaufs in den Händen der Oesterreicher lassen wollte. Seine Aussichten, der Lage in Schlesien eine bessere Wendung geben zu können, beruhten aber jetzt auf dem Erfolg der Operationen in Pommern. Der König hoffte, Platen werde Kolberg und den in seinem Lager vor der Feste eingeschlossenen Herzog Eugen von Württemberg entsetzen können; dann sollte er nach Schlesien zurückkehren, und durch sein Korps verstärkt, wollte König Friedrich Laudon aus Schlesien vertreiben und Schweidnitz wieder erobern. Er rechnete, daß Platen schon am 20. Oktober von seiner Expedition nach Pommern zurück sein könne. In diesem Sinne schrieb er schon am 3. Oktober dem Bruder Heinrich und dem General Platen selbst, er werde wohl „erachten, daß dies alles (der Verlust von Schweidnitz) meine sonst genommenen Mesures hier ändert, und daß dieser so unerwartete und unglückliche Vorfall mich obligiret, meine Arrangements so zu machen, daß ich solchen Ort noch in diesem Herbste coute qui (que) coute wieder nehme." — Er hoffe, Platen werde am 20. zurück sein (après son expédition faite et finie en Poméranie, wie es in dem Briefe an den Prinzen Heinrich heißt). — Der General soll den Rückweg nach Schlesien über Glogau und Parchwitz nehmen, um sich ungefähr bei Canth mit dem König vereinigen zu können.

Von den Ereignissen in Pommern waren also nun der weitere Gang und das Endergebniß des Feldzugs abhängig. Das hat der König selbst in seinen gleichzeitigen Briefen wiederholt ausgesprochen.

Laudon hielt sich inzwischen unbeweglich in seiner Stellung auf dem Rand des Gebirges. Er hatte Draskowicz und Bethlen verstärkt und entsendet, um Mähren zu decken, er hatte eine Besatzung von 8 Bataillonen Linientruppen und 2 Bataillonen Kroaten in das eroberte Schweidnitz gelegt, danach blieben ihm, seiner eigenen Angabe in den Briefen an die Kaiserin zufolge, 61 000 Mann unter seinen unmittelbaren Befehlen, Czernyschews Russen ungerechnet, die er nicht mitzählen will, weil auf dieses — seiner Angabe nach „höchstens" 16 000 Mann starke — Korps „wenig oder gar keine Rechnung zu setzen" sei. An der Spitze dieser Macht beschränkte er sich darauf, etwas ängstlich dafür Sorge zu tragen, daß Schweidnitz nicht wieder verloren gehe. Er ließ eifrig nicht nur an der Herstellung der etwas vernachlässigten Werke dieser Festung,

sondern unter der Leitung des berühmten französischen Ingenieurs Gribeauval an deren wesentlicher Verbesserung arbeiten und blieb wachsam in unmittelbarer Nähe.

Czernyschew rühmte sich später, er habe Laudon aufgefordert, mit seinem Heer in die Ebene hinab zu steigen und die Armee des Königs, die in der That kaum 42 000 Mann zählte, zu einer entscheidenden Schlacht aufzusuchen. Ein entscheidender Schlag könne dem ganzen Krieg ein Ende machen. Das wäre ein neuer Beweis, wie viel leichter es ist, kühne Rathschläge an die Hand zu geben, als selber entschlossen zu handeln, denn ganz gewiß hätte Czernyschew, wenn er selber an der Spitze stand, den Rath nicht befolgt, den er jetzt seinem österreichischen Kollegen gab. Es ist wahr, selbst wenn man nicht über den eng gezogenen Kreis der zur Zeit herrschenden Ansichten hinaus zu gehen, nicht zu sehen vermochte, daß die Vernichtung oder Zerrüttung der preußischen Streitkräfte das Ende des Krieges herbeiführen konnte, mußte man sich doch zu sagen wissen, daß ein Sieg den Oesterreichern höchst wahrscheinlich zu dem Besitz von Breslau verhalf und daß dadurch die ohnehin sehr ungünstige Lage des Königs von Preußen sehr wesentlich verschlimmert wurde. Auf der andern Seite aber stand auch nicht Geringes auf dem Spiel! — Erlitt das österreichische Heer eine Niederlage, so ging unfehlbar Schweidnitz wieder verloren und der Theil von Schlesien, den man eben inne hatte — der gesammte, wenn auch dürftige Gewinn des Feldzugs, den man hoffen konnte zu behaupten, wenn man die Dinge in der Schwebe zu halten suchte und nichts weiter wagte. — Die weitere Initiative ergreifen, um eine endgültig durchgreifende Entscheidung herbeizuführen und dabei das bereits Gewonnene wieder auf das Spiel zu setzen, konnte demnach eigentlich wohl nur ein Feldherr, der sich Friedrich dem Großen vollkommen ebenbürtig gewußt und gefühlt hätte — ein solches Bewußtsein aber trug Laudon nicht in sich. Ein glücklicher Instinkt, wenn wir so sagen dürfen, sein Sokratikus, sagte ihm, daß die Schlacht in der Ebene gar wohl verloren gehen könne, und er hütete sich wohl, „den Sieger von Leuthen", wie Cogniazzo den König von Preußen gerade an dieser Stelle mit treffender Bedeutung nennt, zum Entscheidungskampfe im Flachlande herauszufordern.

Gegen Czernyschew wendete er, um dessen Aufforderungen abzulehnen, Schwierigkeiten der Verpflegung ein. Ueberhaupt kam ihm die

herrschende Theorie, die in einer Schlacht immer nur ein Mittel sehen wollte, in den Besitz örtlicher Vortheile zu gelangen, eine Belagerung möglich zu machen, in diesem Falle sehr zu statten; sie gab die Argumente an die Hand, deren er bedurfte, um seine abwartende Unthätigkeit zu rechtfertigen. Er machte wie gegen Czernyschew, so auch in Wien geltend, daß eine verlorene Schlacht die österreichischen Waffen um alles bereits Gewonnene bringen würde, ein Sieg aber zu gar nichts nützen könne, da es für eine Belagerung zu spät im Jahre, er auch auf eine solche nicht vorbereitet sei. Der König von Preußen bleibe, nach einer Niederlage, im Besitz aller Festungen und könne den Winter benützen, seine Armee herzustellen — (als sei eben gar nichts vorgefallen!!)

So sehr das alles nun auch im Geist der Zeit ist, wird es doch, nachdem man eine Denkschrift Laudons eben aus diesen Tagen gelesen und erwogen hat, zu einem Gegenstand der Verwunderung, daß seine Gedanken nicht eine andere Richtung nahmen. Er hielt es für nothwendig, sich in seiner Stellung am Rande des Gebirges zu behaupten, weil der König sich unfehlbar der Feste Schweidnitz wieder bemächtigen würde, sobald die österreichische Armee sich entfernte. Es ließ sich aber voraussehen, daß Reiterei und Artillerie in etwa vierzehn Tagen alles Pferdefutter verzehrt haben würden, das im schlesischen Gebirge und an dessen Fuß aufzutreiben war; daß, wenn nicht anderweitig Rath geschafft wurde, Mangel an Fourage die österreichische Armee zwingen werde, nach Böhmen zurückzuweichen. Dieser unglücklichen Nothwendigkeit vorzubeugen, forderte Laudon den General-Intendanten, Baron Grechtler, auf, Fourage aus Böhmen herbeizuschaffen und sie in Magazine zu Thanhausen, Friedland und Gottesberg zusammenbringen zu lassen, aus denen dann die Armee mit Pferdefutter versorgt werden könnte. Grechtler schützte Unmöglichkeit vor, da die böhmischen Stände sich vermöge eines gelieferten bestimmten Quantums Fourage für den ganzen Feldzug freigekauft hätten und weitere Lieferungen verweigerten.

In dieser Lage setzte nun Laudon (in einem Schreiben vom 9. Oktober) dem Staatskanzler Kaunitz auseinander, wie er sich, wenn man nicht Fourage herbeizuschaffen wisse, in die Nothwendigkeit versetzt sehen werde, nach Böhmen zurückzugehen, und er erbat sich für diesen Fall die Ermächtigung, Schweidnitz wieder aufzugeben, die Besatzung sammt aller Artillerie und allen Vorräthen herauszuziehen und die

Festungswerke zu schleifen: „Es würde mir sonst die Bitterkeit bevorstehen, die gedachte Festung, welche mit dem Blute so vieler braven Leute erkauft worden, à la barbe der Armee, die solchen Falls aus Böhmen wegen Abgangs der Fourage nicht vorrücken könnte, wieder an den Feind übergehen zu sehen, geschweige daß Garnison, Geschütz, Munition und alles sonst darin Befindliche verloren gingen."

Wie? — Laudon sah in nächster Nähe die Nothwendigkeit heranrücken, Futtermangels wegen Schweidnitz und den ganzen Gewinn des Feldzugs wieder aufgeben zu müssen, ohne daß der Feind deshalb irgend etwas zu thun und zu wagen brauchte, und er fühlte sich selbst dadurch nicht auf den Gedanken geführt, daß ein entschlossener Angriff auf den König bei Strehlen ein Mittel, ja das rechte Mittel sei, dem drohenden Unheil vorzubeugen, die preußische Armee zu lähmen, sie unschädlich zu machen, sich selbst aber im schlesischen Flachlande die Futtervorräthe zu verschaffen, deren er bedurfte? — Auf vierzehn Tage war man noch versehen; diese Zeit hätte zu der Expedition genügt.

Laudon rechtfertigte seine abwartende Unthätigkeit dadurch, daß ein Angriff auf den König alles Gewonnene in Frage stellen und gefährden würde, während das ruhige Abwarten in deckender Nähe und unangreifbarer Stellung — eine Haltung, die dem König, für den Fall, daß er etwas wiedergewinnen wollte, eine Initiative zuschob, die er wahrscheinlich nicht ergriff — das sicherste Mittel sei, den erlangten Gewinn zu behaupten. Lagen aber die Dinge wirklich so, wie Laudon sie in diesem Brief an Kaunitz darstellt, dann verhielt sich die Sache in der That gerade umgekehrt — vermöge der Nothwendigkeit, in die sich das österreichische Heer nach wenigen Tagen versetzt sehen mußte, seine Stellung aufzugeben, wenn man ihm nicht von Wien aus Pferdefutter zu schaffen vermochte — was sehr zweifelhaft scheinen mußte. Dann führte das unthätige Abwarten unfehlbar den Verlust der eben erst eroberten Feste und des schlesischen Gebirges herbei, da sie aufgegeben werden mußten, sowie der Mangel eintrat. Die einzige Möglichkeit dagegen, sich zu behaupten, lag dann gerade in einem entschlossenen Angriff auf den König, und es wurde dabei in der That gar nichts gewagt, denn selbst durch eine Niederlage konnte nichts verloren gehen, als was man ohnehin glaubte aufgeben zu müssen.

Aber Laudon sieht diese dritte Möglichkeit gar nicht; sie ist für ihn

gar nicht da; selbst für den Fall nicht, daß man ihm die nöthige Fourage nicht aus Böhmen liefern konnte. Es giebt für ihn nur ein Entweder— Oder. Entweder man versorgt ihn mit dem Pferdefutter, dessen er bedarf — oder er muß Schweidnitz aufgeben und nach Böhmen zurückgehen.

Wir glauben wohl, daß Laudon die Nothwendigkeit, unter gewissen Bedingungen Schweidnitz aufzugeben, vorzugsweise in der Absicht, in Wien einen Druck zu üben — damit man dort die äußersten Anstrengungen machte, ihn mit dem Nöthigen zu versehen — mit solcher Bestimmtheit in nahe Aussicht stellte; aber es ist nicht wohl zu bezweifeln, daß er wirklich im Sinn dieses Briefs gehandelt hätte, wenn dem drohenden Mangel nicht abgeholfen wurde.

Da in Schlesien nichts mehr zu gewinnen schien, hätte der Hof zu Wien auch jetzt wieder gern gesehen, daß in Sachsen wenigstens einige Fortschritte gemacht würden, dazu glaubte aber Daun jetzt wie früher namhafte Verstärkungen aus Schlesien zu bedürfen. Die Aufforderungen, Truppen nach Sachsen zu entsenden, die infolge dessen aus der Wiener Hofburg an Laudon ergingen, lauteten jetzt allerdings weniger bestimmt und gemessen als vor der Einnahme von Schweidnitz, aber sie wurden doch wiederholt. Daß ihm dabei die Kaiserin selbst „volle Macht und Gewalt" ließ, dazu den Zeitpunkt zu benützen, der ihm selbst nach eigenem Gutdünken passend scheinen werde, ihm „anheimstellte", zu beurtheilen, ob man die verlangten Truppen zur Zeit schon in Schlesien entbehren könne, und darüber seinen Bericht erwartete, war wohl mehr Sache höflicher Form.

Laudon versammelte darauf (16. Oktober) in seinem Hauptquartier einen Kriegsrath, der die Ueberzeugung aussprach, daß es nicht thunlich sei, die österreichische Heeresmacht in Schlesien zu vermindern, so lange der König von Preußen 50 000 Mann bei Strehlen solcher Gestalt in Quartieren vereinigt habe, daß er „jede Stunde" seine Operationen wieder beginnen könne. Denn ohne Zweifel würde der König jede Gelegenheit benützen, Schweidnitz wieder zu gewinnen, eine Entsendung österreichischer Truppen in größerer Anzahl ihm aber die günstige Gelegenheit dazu bieten.

In seinem Bericht an die Kaiserin fügte Laudon hinzu, es seien mindestens noch vier Wochen erforderlich, um Schweidnitz in einen Zustand zu versetzen, in dem es gegen Ueberfall und Leitererſteigung gesichert

Zudem sei die Lage der Festung von der Art, daß er, wenn der

König Miene mache sie anzugreifen, seine Gebirgsstellung verlassen und in die Ebene hinabsteigen müsse, um ihn daran zu verhindern. Die Schlacht zu der es dann kommen müsse, könne er aber nur an der Spitze einer namhaften Ueberlegenheit wagen, die den Erfolg sicher stelle. Er habe 61 000 Mann vereinigt unter den Waffen, ohne Czernyschews Russen, die er nicht rechnen will, aber davon müsse er noch Truppen entsenden, sowohl um die Besatzung von Schweidnitz als den General Bethlen in Oberschlesien zu verstärken, — wie er denn Draskowicz bereits mit 9000 Mann verstärkt habe — daraus werde sich aber ergeben, daß er um 13 000 oder 14 000 Mann schwächer sei als der König, sein Gegner.

Mancherlei Zweifel regen sich, indem wir diese Zeilen überlesen. Der Inhalt zeigt uns den Kriegsrath sowohl als den Feldherrn von einer eigenthümlichen Befangenheit beherrscht, die wohl nur darin ihre Erklärung findet, daß ihnen die Persönlichkeit Friedrichs des Großen imponirte, daß sie von ihm in unbestimmter Weise Außerordentliches erwarteten. Im Einzelnen sind die Argumente, auf welche der ablehnende Bescheid in Beziehung auf die Entsendung von Truppen nach Sachsen sich stützte, nicht haltbar. Daß Laudon befürchtete, um 13 000 oder 14 000 Mann schwächer auf dem Schlachtfelde zu erscheinen als der König von Preußen, dessen Macht er doch selbst nur auf 50 000 Mann schätzt, und der in der That nur 42 000 Mann hatte — das kann sich nur auf den Fall beziehen, daß vor dem Zusammentreffen mit den Preußen 20 000 Mann von Oesterreichs schlesischer Armee nach Sachsen entsendet, daß außerdem Bethlen und die Besatzung von Schweidnitz um mehrere tausend Mann verstärkt worden wären — und selbst dann müßten wir immer noch Czernyschews russisches Korps für gar nichts rechnen, um auf Laudons Zahlen zu kommen.

Aber warum glaubte Laudon überhaupt Bethlen verstärken zu müssen, da Mähren in der That in keiner Weise bedroht war? — Warum dachte er nicht vielmehr daran, Bethlen sowohl als Draskowicz zu sich heranzuziehen, um einem entscheidenden Schlage unter allen Bedingungen gewachsen zu bleiben? — Und weshalb glaubt er, Czernyschews Russen geradezu für nichts rechnen zu müssen? — Czernyschews Bemerkung, daß es seinem „herabgekommenen Korps" Noth thue, in gute Winterquartiere zu kommen, berechtigte ihn keineswegs ohne

weiteres dazu, und am wenigsten nach der Bereitwilligkeit, mit der Czernyschew sein ganzes Korps zu dem Sturm von Schweidnitz zur Verfügung gestellt hatte.

Daß der König einen gewaltsamen Angriff oder eine regelmäßige Belagerung von Schweidnitz unternehmen könnte, ohne vorher einen Sieg erfochten, ohne vorher die österreichische Armee aus ihrer Gebirgsstellung vertrieben zu haben, daran war gar nicht zu denken! — und um so weniger, da es zwischen Schweidnitz und dem nahen Fuß des Gebirges gar keine Stellung giebt, in der König Friedrich einen Angriff hätte abwarten dürfen. Die Voraussetzung, daß es nothwendig werden könnte, in die Ebene hinabzusteigen und dort eine Schlacht zu liefern, um Schweidnitz zu retten, fällt damit in sich zusammen. Sie widerspricht auch allem, was Laudon selbst bis zur Zeit geäußert hatte. Mehrfach hatte er wiederholt, daß er in seiner Stellung bei Kunzendorf Schweidnitz sicher stelle und sie deshalb nicht verlassen dürfe.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte Laudons Bericht nicht abgewartet, ehe sie weitere Verfügungen traf. Sie wiederholte in einem Schreiben vom 16. Oktober — eben dem Tage des Kriegsraths — die Aufforderung, Truppen nach Sachsen zu entsenden und diesmal in entschieden weniger bedingter Form. — In dem eben angeführten Bericht vom 16. Oktober hatte Laudon versichert, daß er alle Bewegungen des Feindes wachsam „invigiliren" lasse und Truppen nach Sachsen entsenden werde, sobald er sehe, daß der König von Preußen mit einem Theil seiner Armee dorthin aufbreche. Jetzt fand er es thunlich und an der Zeit, den Weisungen nachzukommen, die er aus Wien erhielt.

Die Dinge gingen nämlich in Pommern schlecht für Preußen; die Russen waren in vollem, unzweifelhaftem Ernst darauf bedacht, Kolberg zu erobern; infolge gemessener, ja strenger Befehle aus Petersburg hatte sich sogar die russische Hauptarmee, deren Feldzug man beendigt glaubte, von Posen aus wieder nach Pommern in Marsch gesetzt, um die Belagerung von Kolberg zu unterstützen. Weit entfernt, Platens Heertheil wieder an sich ziehen zu können, sah sich der König genöthigt, am 19. Oktober noch eine kleine Schaar unter dem General Schenkendorf (8 Bataillone) und eine geringe Anzahl Freihusaren nach Pommern zu [illegible]nden. Laudon glaubte diese Truppen nach Sachsen bestimmt, und

ließ nun auch seinerseits 9 Infanterie-, 6 Reiter-Regimenter — wohl nicht viel über 15 000 Mann — dorthin aufbrechen.

Obgleich König Friedrich ihm jetzt mit kaum 38 000 Mann gegenüber stand, war dem General Laudon — der, die Russen unter Czernyschew mitgerechnet, reichlich über die doppelte Zahl verfügte — doch auch jetzt nicht ganz wohl bei dieser Entsendung. Noch am 14. November ersuchte er den Feldmarschall Daun zu gestatten, daß der General Beck, der nun ebenfalls mit seinem Korps nach Sachsen beordert war, seine Bewegung zeitweilig einstelle, um in der Nähe zu sein für den Fall, daß der König von Preußen irgend etwas gegen Schweidnitz unternehmen wolle. Laudon versichert zwar, daß er, trotz aller verbreiteten Gerüchte, an eine solche Absicht „nicht recht glaube" — fügt aber alsdann, ohne den Widerspruch gewahr zu werden, gleich wieder hinzu, er wolle dennoch auf seiner Hut sein, da ihm der Charakter des Königs „nur zu gut bekannt sei."

Laudons Feldherrnthätigkeit stand von der Eroberung von Schweidnitz an bis zum gänzlichen Schluß des Feldzugs, zwei ganze Monate lang, vollkommen still. Dagegen sann dieser General auf einen neuen Kroatenstreich, der allerdings wohl ein für Oesterreich, wenn auch nicht gerade rühmliches, doch in erwünschter Weise vortheilhaftes Ende des Krieges fast augenblicklich hätte herbeiführen können. Es handelte sich darum, den König von Preußen, mit Hülfe einiger Verräther, eines Barons Warkotsch und eines katholischen Geistlichen, des Curatus Schmitt, in seinem nachlässig bewachten Hauptquartier bei Strehlen aufzuheben und in die Gefangenschaft zu entführen. — Das Complot wurde kurz vor dem zur Ausführung bestimmten Augenblick entdeckt und mißlang, doch entkamen die Schuldigen. Als die Sache bekannt wurde, wollte niemand etwas damit zu thun gehabt haben. Laudon hatte angeblich nicht darum gewußt, der österreichische Hof natürlich noch weniger, und die gräfliche Familie Wallis machte öffentlich bekannt, daß der Kroatenhauptmann Wallisch, dem die Ausführung anvertraut war, nicht mit ihr verwandt sei. Es wurde sogar die Kunde verbreitet, Warkotsch, dessen Güter eingezogen und dann seinen Verwandten übergeben wurden, sei von der Kaiserin Maria Theresia mit Verachtung abgewiesen worden, als er sich um eine Unterstützung an sie wendete. — Jetzt, nach hundert Jahren, wird eingeräumt, daß Laudon das Unternehmen billigte und leitete, und

Warkotsch, den die Kaiserin mit einem reichlichen Jahrgehalt auf Lebenszeit versorgte, wird sogar als treuer Anhänger des Hauses Oesterreich gefeiert, wobei denn, wie billig, der Eid der Treue, den er freiwillig der Krone Preußen geleistet hatte, mit Stillschweigen übergangen wird. Es wird rühmend erwähnt, daß die Kaiserin auch für alle anderen Betheiligten auf das beste gesorgt habe. — Wir wollen daraus keineswegs folgern, daß etwa das sittliche Bewußtsein heutzutage minder mächtig sei in der Politik als im letztvergangenen Jahrhundert; und obgleich sich nicht leugnen läßt, daß solchen Durchstechereien mit Verrath und Verräthern immer etwas Unsauberes anklebt, wollen wir auch nicht in die dithyrambische sittliche Entrüstung einstimmen, die hin und wieder laut geworden ist — die Politik des achtzehnten Jahrhunderts hat Schlimmeres zu verantworten, als hier geplant war — zu den strategischen Kombinationen, zu den großartigen Konzeptionen eines Feldherrn im großen Styl wird aber wohl niemand diesen Anschlag rechnen. Es war ein Kroatenstreich, der hier mißlang.

Am 4. Dezember hielt sich Laudon überzeugt, daß er in diesem Feldzug keinen Angriff auf Schweidnitz mehr zu besorgen habe. Er verließ seine Stellung und verlegte seine Armee in Winterquartiere, die sich im schlesischen Gebirge von den Grenzen der Lausitz bis gegen Ratibor ausdehnten. Sein Hauptquartier war in Waldenburg, sein ganzes Heer — zum ersten Mal in diesem Kriege — innerhalb der preußischen Landesgrenze untergebracht und die Hülfsquellen, auf die König Friedrich für die Herstellung seiner Armee rechnen mußte, wurden dadurch in höchst empfindlicher Weise geschmälert.

Auch der König brach darauf am 9. Dezember von Strehlen auf nach Breslau und verlegte sein Heer um diese Hauptstadt Schlesiens herum in beschränkte Winterquartiere.

Selbstverständlich hatte der König nach dem Urtheile des Prinzen Heinrich und seiner Gesinnungsgenossen auch diesen Feldzug in durchaus verkehrter Weise geführt — denn daß es diesmal zu dem leidigen „Bataillliren" nicht gekommen war, das war nicht sein Verdienst — und Schweidnitz war denn doch schließlich verloren gegangen.

Ein so entschieden ausgesprochener Tadel veranlaßt zu der Frage, wie denn wohl nach der Meinung dieser Kunstrichter die Dinge hätten besser geleitet werden können? — Eine Antwort auf diese Frage giebt

unſeres Wiſſens nur Graf Henckel, der aber ziemlich ausführlich und in einer Weiſe, die nicht ohne Intereſſe iſt, weil darin das Vertrauen in eine Kordonſtellung, wie ſie der Prinz Heinrich liebte, geradezu auf die Spitze getrieben ſcheint.

Vor allen Dingen mußte Friedrich der Große, wie Graf Henckel meint, das Korps unter Goltz in Schleſien nicht an ſich ziehen. Er mußte eine Poſtenkette das Eulengebirge entlang ziehen und ſie rechts bis auf den Zeiskenberg und die Höhen bei Kunzendorf, links bis auf den Kletſchenberg in der Nähe von Patſchkau verlängern; 18 Bataillone wären hinreichend geweſen, dieſen Kordon zu bilden; die ganze übrige Armee hätte dann ruhig im ſchleſiſchen Flachlande kantonniren können — in Bereitſchaft dieſen oder jenen Poſten allenfalls durch ein paar Bataillone zu unterſtützen. Waren dieſe Anordnungen getroffen, dann konnte Laudon nun und nimmer in Schleſien eindringen! — Denn die Poſten im Gebirge, durch ein oder ein paar Bataillone ein jeder vertheidigt, konnte der Feind nicht angreifen; den Kordon zur Rechten zu umgehen, wäre zu gefährlich geweſen, denn der Feind hätte ſich dabei zu weit von ſeinen Magazinen entfernt und hätte befürchten müſſen, von dem Glatziſchen abgeſchnitten zu werden. Wollte er den Kordon zur Linken umgehen, ſo konnte er nur bei Patſchkau hervorbrechen, und die Wege dorthin ſind ſehr beſchwerlich! — Und da die Preußen den Kletſchenberg beſetzt hatten, konnten ſie ihm bei Frankenſtein und Neiße ſtets zuvorkommen.

Wußte dann Goltz inzwiſchen an der Bartſch geſchickt zu manövriren, ſo konnten auch die Ruſſen nicht über dieſen ſumpfigen Bach kommen, und Schleſien blieb den ganzen Feldzug über unangetaſtet!

Man weiß wirklich nicht, ob man dergleichen kindlich oder kindiſch nennen ſoll! — Und doch hat es ein höherer Offizier geſchrieben, der acht Feldzüge, meiſt in nicht unbedeutender Stellung, als Vertrauter des Prinzen Heinrich mitgemacht hatte; und doch ſind Feldzüge gegen die Türken und gegen die franzöſiſche Revolution im Geiſt dieſer Anſchauungen geführt worden.

ſchleſiſche Gebirge und alle Mittel, die es ihm zur Herſtellung ſeiner Armee bieten konnte, nicht ſo wohlfeilen Kaufs in den Händen der Oeſterreicher laſſen wollte. Seine Ausſichten, der Lage in Schleſien eine beſſere Wendung geben zu können, beruhten aber jetzt auf dem Erfolg der Operationen in Pommern. Der König hoffte, Platen werde Kolberg und den in ſeinem Lager vor der Feſte eingeſchloſſenen Herzog Eugen von Württemberg entſetzen können; dann ſollte er nach Schleſien zurückkehren, und durch ſein Korps verſtärkt, wollte König Friedrich Laudon aus Schleſien vertreiben und Schweidnitz wieder erobern. Er rechnete, daß Platen ſchon am 20. Oktober von ſeiner Expedition nach Pommern zurück ſein könne. In dieſem Sinne ſchrieb er ſchon am 3. Oktober dem Bruder Heinrich und dem General Platen ſelbſt, er werde wohl „erachten, daß dies alles (der Verluſt von Schweidnitz) meine ſonſt genommenen Meſures hier ändert, und daß dieſer ſo unerwartete und unglückliche Vorfall mich obligiret, meine Arrangements ſo zu machen, daß ich ſolchen Ort noch in dieſem Herbſte coute qui (que) coute wieder nehme.“ — Er hoffe, Platen werde am 20. zurück ſein (après son expédition faite et finie en Poméranie, wie es in dem Briefe an den Prinzen Heinrich heißt). — Der General ſoll den Rückweg nach Schleſien über Glogau und Parchwitz nehmen, um ſich ungefähr bei Canth mit dem König vereinigen zu können.

Von den Ereigniſſen in Pommern waren alſo nun der weitere Gang und das Endergebniß des Feldzugs abhängig. Das hat der König ſelbſt in ſeinen gleichzeitigen Briefen wiederholt ausgeſprochen.

Laudon hielt ſich inzwiſchen unbeweglich in ſeiner Stellung auf dem Rand des Gebirges. Er hatte Draskowicz und Bethlen verſtärkt und entſendet, um Mähren zu decken, er hatte eine Beſatzung von 8 Bataillonen Linientruppen und 2 Bataillonen Kroaten in das eroberte Schweidnitz gelegt, danach blieben ihm, ſeiner eigenen Angabe in den Briefen an die Kaiſerin zufolge, 61 000 Mann unter ſeinen unmittelbaren Befehlen, Czernyſchews Ruſſen ungerechnet, die er nicht mitzählen will, weil auf dieſes — ſeiner Angabe nach „höchſtens“ 16 000 Mann ſtarke — Korps „wenig oder gar keine Rechnung zu ſetzen“ ſei. An der Spitze dieſer Macht beſchränkte er ſich darauf, etwas ängſtlich dafür Sorge zu tragen, daß Schweidnitz nicht wieder verloren gehe. Er ließ eifrig nicht nur an der Herſtellung der etwas vernachläſſigten Werke dieſer Feſtung,

sondern unter der Leitung des berühmten französischen Ingenieurs Gribeauval an deren wesentlicher Verbesserung arbeiten und blieb wachsam in unmittelbarer Nähe.

Czernyschew rühmte sich später, er habe Laudon aufgefordert, mit seinem Heer in die Ebene hinab zu steigen und die Armee des Königs, die in der That kaum 42 000 Mann zählte, zu einer entscheidenden Schlacht aufzusuchen. Ein entscheidender Schlag könne dem ganzen Krieg ein Ende machen. Das wäre ein neuer Beweis, wie viel leichter es ist, kühne Rathschläge an die Hand zu geben, als selber entschlossen zu handeln, denn ganz gewiß hätte Czernyschew, wenn er selber an der Spitze stand, den Rath nicht befolgt, den er jetzt seinem österreichischen Kollegen gab. Es ist wahr, selbst wenn man nicht über den eng gezogenen Kreis der zur Zeit herrschenden Ansichten hinaus zu gehen, nicht zu sehen vermochte, daß die Vernichtung oder Zerrüttung der preußischen Streitkräfte das Ende des Krieges herbeiführen konnte, mußte man sich doch zu sagen wissen, daß ein Sieg den Oesterreichern höchst wahrscheinlich zu dem Besitz von Breslau verhalf und daß dadurch die ohnehin sehr ungünstige Lage des Königs von Preußen sehr wesentlich verschlimmert wurde. Auf der andern Seite aber stand auch nicht Geringes auf dem Spiel! — Erlitt das österreichische Heer eine Niederlage, so ging unfehlbar Schweidnitz wieder verloren und der Theil von Schlesien, den man eben inne hatte — der gesammte, wenn auch dürftige Gewinn des Feldzugs, den man hoffen konnte zu behaupten, wenn man die Dinge in der Schwebe zu halten suchte und nichts weiter wagte. — Die weitere Initiative ergreifen, um eine endgültig durchgreifende Entscheidung herbeizuführen und dabei das bereits Gewonnene wieder auf das Spiel zu setzen, konnte demnach eigentlich wohl nur ein Feldherr, der sich Friedrich dem Großen vollkommen ebenbürtig gewußt und gefühlt hätte — ein solches Bewußtsein aber trug Laudon nicht in sich. Ein glücklicher Instinkt, wenn wir so sagen dürfen, sein Sokratikus, sagte ihm, daß die Schlacht in der Ebene gar wohl verloren gehen könne, und er hütete sich wohl, „den Sieger von Leuthen", wie Cogniazzo den König von Preußen gerade an dieser Stelle mit treffender Bedeutung nennt, zum Entscheidungskampfe im Flachlande herauszufordern.

Gegen Czernyschew wendete er, um dessen Aufforderungen abzulehnen, Schwierigkeiten der Verpflegung ein. Ueberhaupt kam ihm die

herrschende Theorie, die in einer Schlacht immer nur ein Mittel sehen wollte, in den Besitz örtlicher Vortheile zu gelangen, eine Belagerung möglich zu machen, in diesem Falle sehr zu statten; sie gab die Argumente an die Hand, deren er bedurfte, um seine abwartende Unthätigkeit zu rechtfertigen. Er machte wie gegen Czernyschew, so auch in Wien geltend, daß eine verlorene Schlacht die österreichischen Waffen um alles bereits Gewonnene bringen würde, ein Sieg aber zu gar nichts nützen könne, da es für eine Belagerung zu spät im Jahre, er auch auf eine solche nicht vorbereitet sei. Der König von Preußen bleibe, nach einer Niederlage, im Besitz aller Festungen und könne den Winter benützen, seine Armee herzustellen — (als sei eben gar nichts vorgefallen!!)

So sehr das alles nun auch im Geist der Zeit ist, wird es doch, nachdem man eine Denkschrift Laudons eben aus diesen Tagen gelesen und erwogen hat, zu einem Gegenstand der Verwunderung, daß seine Gedanken nicht eine andere Richtung nahmen. Er hielt es für nothwendig, sich in seiner Stellung am Rande des Gebirges zu behaupten, weil der König sich unfehlbar der Feste Schweidnitz wieder bemächtigen würde, sobald die österreichische Armee sich entfernte. Es ließ sich aber voraussehen, daß Reiterei und Artillerie in etwa vierzehn Tagen alles Pferdefutter verzehrt haben würden, das im schlesischen Gebirge und an dessen Fuß aufzutreiben war; daß, wenn nicht anderweitig Rath geschafft wurde, Mangel an Fourage die österreichische Armee zwingen werde, nach Böhmen zurückzuweichen. Dieser unglücklichen Nothwendigkeit vorzubeugen, forderte Laudon den General-Intendanten, Baron Grechtler, auf, Fourage aus Böhmen herbeizuschaffen und sie in Magazine zu Thanhausen, Friedland und Gottesberg zusammenbringen zu lassen, aus denen dann die Armee mit Pferdefutter versorgt werden könnte. Grechtler schützte Unmöglichkeit vor, da die böhmischen Stände sich vermöge eines gelieferten bestimmten Quantums Fourage für den ganzen Feldzug freigekauft hätten und weitere Lieferungen verweigerten.

In dieser Lage setzte nun Laudon (in einem Schreiben vom 9. Oktober) dem Staatskanzler Kaunitz auseinander, wie er sich, wenn man nicht Fourage herbeizuschaffen wisse, in die Nothwendigkeit versetzt sehen werde, nach Böhmen zurückzugehen, und er erbat sich für diesen Fall die Ermächtigung, Schweidnitz wieder aufzugeben, die Besatzung sammt aller Artillerie und allen Vorräthen herauszuziehen und die

Festungswerke zu schleifen: „Es würde mir sonst die Bitterkeit bevorstehen, die gedachte Festung, welche mit dem Blute so vieler braven Leute erkauft worden, à la barbe der Armee, die solchen Falls aus Böhmen wegen Abgangs der Fourage nicht vorrücken könnte, wieder an den Feind übergehen zu sehen, geschweige daß Garnison, Geschütz, Munition und alles sonst darin Befindliche verloren gingen."

Wie? — Laudon sah in nächster Nähe die Nothwendigkeit heranrücken, Futtermangels wegen Schweidnitz und den ganzen Gewinn des Feldzugs wieder aufgeben zu müssen, ohne daß der Feind deshalb irgend etwas zu thun und zu wagen brauchte, und er fühlte sich selbst dadurch nicht auf den Gedanken geführt, daß ein entschlossener Angriff auf den König bei Strehlen ein Mittel, ja das rechte Mittel sei, dem drohenden Unheil vorzubeugen, die preußische Armee zu lähmen, sie unschädlich zu machen, sich selbst aber im schlesischen Flachlande die Futtervorräthe zu verschaffen, deren er bedurfte? — Auf vierzehn Tage war man noch versehen; diese Zeit hätte zu der Expedition genügt.

Laudon rechtfertigte seine abwartende Unthätigkeit dadurch, daß ein Angriff auf den König alles Gewonnene in Frage stellen und gefährden würde, während das ruhige Abwarten in deckender Nähe und unangreifbarer Stellung — eine Haltung, die dem König, für den Fall, daß er etwas wiedergewinnen wollte, eine Initiative zuschob, die er wahrscheinlich nicht ergriff — das sicherste Mittel sei, den erlangten Gewinn zu behaupten. Lagen aber die Dinge wirklich so, wie Laudon sie in diesem Brief an Kaunitz darstellt, dann verhielt sich die Sache in der That gerade umgekehrt — vermöge der Nothwendigkeit, in die sich das österreichische Heer nach wenigen Tagen versetzt sehen mußte, seine Stellung aufzugeben, wenn man ihm nicht von Wien aus Pferdefutter zu schaffen vermochte — was sehr zweifelhaft scheinen mußte. Dann führte das unthätige Abwarten unfehlbar den Verlust der eben erst eroberten Feste und des schlesischen Gebirges herbei, da sie aufgegeben werden mußten, sowie der Mangel eintrat. Die einzige Möglichkeit dagegen, sich zu behaupten, lag dann gerade in einem entschlossenen Angriff auf den König, und es wurde dabei in der That gar nichts gewagt, denn selbst durch eine Niederlage konnte nichts verloren gehen, als was man ohnehin glaubte aufgeben zu müssen.

Aber Laudon sieht diese dritte Möglichkeit gar nicht; sie ist für ihn

gar nicht da; selbst für den Fall nicht, daß man ihm die nöthige Fourage nicht aus Böhmen liefern konnte. Es giebt für ihn nur ein Entweder— Oder. Entweder man versorgt ihn mit dem Pferdefutter, dessen er bedarf — oder er muß Schweidnitz aufgeben und nach Böhmen zurückgehen.

Wir glauben wohl, daß Laudon die Nothwendigkeit, unter gewissen Bedingungen Schweidnitz aufzugeben, vorzugsweise in der Absicht, in Wien einen Druck zu üben — damit man dort die äußersten Anstrengungen machte, ihn mit dem Nöthigen zu versehen — mit solcher Bestimmtheit in nahe Aussicht stellte; aber es ist nicht wohl zu bezweifeln, daß er wirklich im Sinn dieses Briefs gehandelt hätte, wenn dem drohenden Mangel nicht abgeholfen wurde.

Da in Schlesien nichts mehr zu gewinnen schien, hätte der Hof zu Wien auch jetzt wieder gern gesehen, daß in Sachsen wenigstens einige Fortschritte gemacht würden, dazu glaubte aber Daun jetzt wie früher namhafte Verstärkungen aus Schlesien zu bedürfen. Die Aufforderungen, Truppen nach Sachsen zu entsenden, die infolge dessen aus der Wiener Hofburg an Laudon ergingen, lauteten jetzt allerdings weniger bestimmt und gemessen als vor der Einnahme von Schweidnitz, aber sie wurden doch wiederholt. Daß ihm dabei die Kaiserin selbst „volle Macht und Gewalt" ließ, dazu den Zeitpunkt zu benützen, der ihm selbst nach eigenem Gutdünken passend scheinen werde, ihm „anheimstellte", zu beurtheilen, ob man die verlangten Truppen zur Zeit schon in Schlesien entbehren könne, und darüber seinen Bericht erwartete, war wohl mehr Sache höflicher Form.

Laudon versammelte darauf (16. Oktober) in seinem Hauptquartier einen Kriegsrath, der die Ueberzeugung aussprach, daß es nicht thunlich sei, die österreichische Heeresmacht in Schlesien zu vermindern, so lange der König von Preußen 50 000 Mann bei Strehlen solcher Gestalt in Quartieren vereinigt habe, daß er „jede Stunde" seine Operationen wieder beginnen könne. Denn ohne Zweifel würde der König jede Gelegenheit benützen, Schweidnitz wieder zu gewinnen, eine Entsendung österreichischer Truppen in größerer Anzahl ihm aber die günstige Gelegenheit dazu bieten.

In seinem Bericht an die Kaiserin fügte Laudon hinzu, es seien mindestens noch vier Wochen erforderlich, um Schweidnitz in einen Zustand zu versetzen, in dem es gegen Ueberfall und Leitererersteigung gesichert sei. Zudem sei die Lage der Festung von der Art, daß er, wenn der

König Miene mache sie anzugreifen, seine Gebirgsstellung verlassen und in die Ebene hinabsteigen müsse, um ihn daran zu verhindern. Die Schlacht zu der es dann kommen müsse, könne er aber nur an der Spitze einer namhaften Ueberlegenheit wagen, die den Erfolg sicher stelle. Er habe 61 000 Mann vereinigt unter den Waffen, ohne Czernyschews Russen, die er nicht rechnen will, aber davon müsse er noch Truppen entsenden, sowohl um die Besatzung von Schweidnitz als den General Bethlen in Oberschlesien zu verstärken, — wie er denn Draskowicz bereits mit 9000 Mann verstärkt habe — daraus werde sich aber ergeben, daß er um 13 000 oder 14 000 Mann schwächer sei als der König, sein Gegner.

Mancherlei Zweifel regen sich, indem wir diese Zeilen überlesen. Der Inhalt zeigt uns den Kriegsrath sowohl als den Feldherrn von einer eigenthümlichen Befangenheit beherrscht, die wohl nur darin ihre Erklärung findet, daß ihnen die Persönlichkeit Friedrichs des Großen imponirte, daß sie von ihm in unbestimmter Weise Außerordentliches erwarteten. Im Einzelnen sind die Argumente, auf welche der ablehnende Bescheid in Beziehung auf die Entsendung von Truppen nach Sachsen sich stützte, nicht haltbar. Daß Laudon befürchtete, um 13 000 oder 14 000 Mann schwächer auf dem Schlachtfelde zu erscheinen als der König von Preußen, dessen Macht er doch selbst nur auf 50 000 Mann schätzt, und der in der That nur 42 000 Mann hatte — das kann sich nur auf den Fall beziehen, daß vor dem Zusammentreffen mit den Preußen 20 000 Mann von Oesterreichs schlesischer Armee nach Sachsen entsendet, daß außerdem Bethlen und die Besatzung von Schweidnitz um mehrere tausend Mann verstärkt worden wären — und selbst dann müßten wir immer noch Czernyschews russisches Korps für gar nichts rechnen, um auf Laudons Zahlen zu kommen.

Aber warum glaubte Laudon überhaupt Bethlen verstärken zu müssen, da Mähren in der That in keiner Weise bedroht war? — Warum dachte er nicht vielmehr daran, Bethlen sowohl als Draskowicz zu sich heranzuziehen, um einem entscheidenden Schlage unter allen Bedingungen gewachsen zu bleiben? — Und weshalb glaubt er, Czernyschews Russen geradezu für nichts rechnen zu müssen? — Czernyschews Bemerkung, daß es seinem „herabgekommenen Korps“ Noth thue, in gute Winterquartiere zu kommen, berechtigte ihn keineswegs ohne

weiteres dazu, und am wenigsten nach der Bereitwilligkeit, mit der Czernyschew sein ganzes Korps zu dem Sturm von Schweidnitz zur Verfügung gestellt hatte.

Daß der König einen gewaltsamen Angriff oder eine regelmäßige Belagerung von Schweidnitz unternehmen könnte, ohne vorher einen Sieg erfochten, ohne vorher die österreichische Armee aus ihrer Gebirgsstellung vertrieben zu haben, daran war gar nicht zu denken! — und um so weniger, da es zwischen Schweidnitz und dem nahen Fuß des Gebirges gar keine Stellung giebt, in der König Friedrich einen Angriff hätte abwarten dürfen. Die Voraussetzung, daß es nothwendig werden könnte, in die Ebene hinabzusteigen und dort eine Schlacht zu liefern, um Schweidnitz zu retten, fällt damit in sich zusammen. Sie widerspricht auch allem, was Laudon selbst bis zur Zeit geäußert hatte. Mehrfach hatte er wiederholt, daß er in seiner Stellung bei Kunzendorf Schweidnitz sicher stelle und sie deshalb nicht verlassen dürfe.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte Laudons Bericht nicht abgewartet, ehe sie weitere Verfügungen traf. Sie wiederholte in einem Schreiben vom 16. Oktober — eben dem Tage des Kriegsraths — die Aufforderung, Truppen nach Sachsen zu entsenden und diesmal in entschieden weniger bedingter Form. — In dem eben angeführten Bericht vom 16. Oktober hatte Laudon versichert, daß er alle Bewegungen des Feindes wachsam „invigiliren" lasse und Truppen nach Sachsen entsenden werde, sobald er sehe, daß der König von Preußen mit einem Theil seiner Armee dorthin aufbreche. Jetzt fand er es thunlich und an der Zeit, den Weisungen nachzukommen, die er aus Wien erhielt.

Die Dinge gingen nämlich in Pommern schlecht für Preußen; die Russen waren in vollem, unzweifelhaftem Ernst darauf bedacht, Kolberg zu erobern; infolge gemessener, ja strenger Befehle aus Petersburg hatte sich sogar die russische Hauptarmee, deren Feldzug man beendigt glaubte, von Posen aus wieder nach Pommern in Marsch gesetzt, um die Belagerung von Kolberg zu unterstützen. Weit entfernt, Platens Heertheil wieder an sich ziehen zu können, sah sich der König genöthigt, am 19. Oktober noch eine kleine Schaar unter dem General Schenkendorf (8 Bataillone) und eine geringe Anzahl Freihusaren nach Pommern zu entsenden. Laudon glaubte diese Truppen nach Sachsen bestimmt, und

ließ nun auch seinerseits 9 Infanterie-, 6 Reiter-Regimenter — wohl nicht viel über 15 000 Mann — dorthin aufbrechen.

Obgleich König Friedrich ihm jetzt mit kaum 38 000 Mann gegenüber stand, war dem General Laudon — der, die Russen unter Czernyschew mitgerechnet, reichlich über die doppelte Zahl verfügte — doch auch jetzt nicht ganz wohl bei dieser Entsendung. Noch am 14. November ersuchte er den Feldmarschall Daun zu gestatten, daß der General Beck, der nun ebenfalls mit seinem Korps nach Sachsen beordert war, seine Bewegung zeitweilig einstelle, um in der Nähe zu sein für den Fall, daß der König von Preußen irgend etwas gegen Schweidnitz unternehmen wolle. Laudon versichert zwar, daß er, trotz aller verbreiteten Gerüchte, an eine solche Absicht „nicht recht glaube" — fügt aber alsdann, ohne den Widerspruch gewahr zu werden, gleich wieder hinzu, er wolle dennoch auf seiner Hut sein, da ihm der Charakter des Königs „nur zu gut bekannt sei."

Laudons Feldherrnthätigkeit stand von der Eroberung von Schweidnitz an bis zum gänzlichen Schluß des Feldzugs, zwei ganze Monate lang, vollkommen still. Dagegen sann dieser General auf einen neuen Kroatenstreich, der allerdings wohl ein für Oesterreich, wenn auch nicht gerade rühmliches, doch in erwünschter Weise vortheilhaftes Ende des Krieges fast augenblicklich hätte herbeiführen können. Es handelte sich darum, den König von Preußen, mit Hülfe einiger Verräther, eines Barons Warkotsch und eines katholischen Geistlichen, des Curatus Schmitt, in seinem nachlässig bewachten Hauptquartier bei Strehlen aufzuheben und in die Gefangenschaft zu entführen. — Das Complot wurde kurz vor dem zur Ausführung bestimmten Augenblick entdeckt und mißlang, doch entkamen die Schuldigen. Als die Sache bekannt wurde, wollte niemand etwas damit zu thun gehabt haben. Laudon hatte angeblich nicht darum gewußt, der österreichische Hof natürlich noch weniger, und die gräfliche Familie Wallis machte öffentlich bekannt, daß der Kroatenhauptmann Wallisch, dem die Ausführung anvertraut war, nicht mit ihr verwandt sei. Es wurde sogar die Kunde verbreitet, Warkotsch, dessen Güter eingezogen und dann seinen Verwandten übergeben wurden, sei von der Kaiserin Maria Theresia mit Verachtung abgewiesen worden, als er sich um eine Unterstützung an sie wendete. — Jetzt, nach hundert Jahren, wird eingeräumt, daß Laudon das Unternehmen billigte und leitete, und

Freienwalde in Pommern stand. Am 14. erreichte Platen Naugard — am 15. aber vereinigte sich Berg, über Plathe herangerückt, bei Greifenberg mit einem andern russischen Korps unter dem General Jakowlew, und die Preußen sahen den Weg nach Kolberg durch eine überlegene Macht in beherrschender Stellung gesperrt. Der Versuch, den Herzog Eugen zu befreien, schien mißlungen. Doch sollte das Aeußerste gewagt werden; entschlossen zum Angriff, rückten die Preußen gegen Greifenberg vor und sahen, auf den Hügeln bei Koldemanz eingetroffen, nicht ohne Verwunderung, daß die Russen ihr Lager anzündeten und dem Kampf auswichen. Bald darauf lief die erklärende Nachricht ein, daß der Herzog Eugen sein verschanztes Lager verlassen und mit den zwölf schwachen Bataillonen und etwa 500 Reitern, die ihm geblieben waren, glücklich Treptow erreicht hatte.

Es hatte eine eigene Bewandtniß mit diesem Zuge. Der Herzog hatte sich nicht eher dazu entschlossen als bis der wackere Kommandant von Kolberg, Oberst Heyde, sich weigerte, irgend etwas weiter aus den geringen Vorräthen der Festung für die Truppen im Lager herzugeben. Die Ausführung war nur noch auf einem Wege möglich: zunächst auf einem schmalen Dünenstreifen, zwischen den Sümpfen jenseits der Persante und dem Kampeschen See auf der einen, dem Meer auf der andern Seite; dann landeinwärts, über einen schmalen, 3000 Schritte langen Damm durch die Sümpfe nach dem Dorf Robe, von wo an die Gegend bis nach dem nahen Treptow und weiter offener wird. Das Gelingen war zweifelhaft; wie leicht konnte ein schmaler Damm gesperrt werden! — Zudem war die Mündung des Kampeschen Sees bei dem sogenannten Kolberger Deep nicht überbrückt. — Im Verlauf tritt besonders lehrreich hervor, wie die in einer Truppe herrschende Stimmung durch Einzelnheiten im Gang der Ereignisse, gar oft im Kriege, in einer für den Unerfahrenen überraschenden Weise gewendet und entschieden wird. Die Truppen des Herzogs hatten drückenden Mangel und alle Unbilden der rauhen Jahreszeit in ihrem Lager mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen — aber sie konnten wohl, entkräftet durch Entbehrungen, in zu Lumpen abgetragenen Kleidern und zerrissenen Schuhen, in einer dem Anschein nach aussichtslosen Lage, nicht wohl in einer sehr zuversichtlichen Stimmung sein. Schon der Entschluß, aus dem Lager hervorzubrechen, scheint, wie die Vorbereitungen dazu sichtbar getroffen wurden, einen er-

muthigenden Einfluß auf die Haltung der Truppen geübt zu haben. Es war eben ein Entschluß, und wenn in zweifelhafter, gefährdeter Lage sichtbar hervortritt, daß Ungewißheit und Schwanken beseitigt sind, daß ein beherzter Entschluß entschieden gefaßt ist, pflegt der Eindruck auf die Menge ein in solcher Weise erhebender zu sein.

Der Marsch wurde in der gebotenen Stille angetreten; um 1 Uhr in der Nacht war man am Kolberger Deep. Während eine Bockbrücke über den Ausfluß des Kampeschen Sees gebaut wurde, brachten die Husaren, die an der Spitze marschirten, Grenadiere auf der Kruppe ihrer Pferde über das Wasser. Eine größere Anzahl Grenadiere wurde auf 17 mühsam von der Kolberger Münde herbeigebrachten kleinen Fischerböten hinüber gefahren. Endlich war die Brücke fertig, zu schwach für Geschütze; das Fußvolk zog hinüber, die Artillerie fuhr durch den seichten Kampeschen See. Der Damm nach Robe war in dem Grade durchweicht, daß zwei Sechspfünder im Schlamm stecken blieben, das Dorf aber war nur von Kosaken besetzt, die dem Gefecht auswichen und von denen einige gefangen wurden. Nun war der Zug gelungen; man war im freien Felde! eine freudige zuversichtliche Stimmung waltete allgemein und ein Augenzeuge versichert: „Hätte man in diesem Augenblicke die Leute gegen den Feind führen können, sie würden Wunderdinge gethan haben." — Doch es gab keine Veranlassung zu einem Gefecht. Die russische Besatzung hatte Treptow verlassen, die Preußen lagerten hier, ohne Widerstand zu finden.

Der Flügeladjutant Anhalt, der sofort herbeieilte, war der Meinung, man müsse bei Treptow stehen bleiben, hier alle Truppen sammeln und von hier aus versuchen, was man mit gesammter Macht zur Rettung Kolbergs thun könne. Dafür stimmte auch Platen, Eugen von Württemberg aber ging nicht darauf ein. Er marschirte am 16. mit seinem Korps nach Greifenberg und den 18. nach Plathe, um sich dort mit den Truppen Platens zu vereinigen.

Wie der König stets sehr viel von seinen Generalen verlangte, forderte er auch jetzt, der Herzog und Platen sollten nunmehr vereint die Russen gänzlich aus Pommern vertreiben und dadurch Kolberg befreien. Da die russische Hauptarmee bereits weit gegen die Weichsel zurückgegangen war, konnte das jetzt in der That möglich scheinen, und um so mehr, da der König nicht wissen konnte, bis zu welcher Höhe

Rumäntzows Korps verstärkt worden war, und ebensowenig zu übersehen vermochte, wie sehr seine Truppen in Pommern in Zahl und Kriegstüchtigkeit herabgekommen waren.

Was schon einmal vergebens versucht worden war, ein Marsch in Rumäntzows Rücken, schien den preußischen Generalen auch jetzt wieder das Zweckmäßigste. Er sollte nach Belgard gehen. Schon am 18. mußte Platen nach Regenwalde vorausziehen. Nachdem ein keineswegs dem Bedürfniß vollständig entsprechender Lebensmittel-Transport aus Stettin eingetroffen war, folgte der Herzog Eugen am 22. und Tags darauf wurde der Marsch nach Leckow in der Nähe von Schievelbein fortgesetzt. Hier aber überzeugten Rekognoszirungen, die an den beiden folgenden Tagen vorgenommen wurden, die preußischen Heerführer, daß ein weiterer Marsch in der Richtung auf Belgard sie der Gefahr eines Flankenangriffs von Seiten eines überlegenen Feindes aussetzen würde. Es schien besser, gerade auf Kolberg, zunächst auf den Feind loszugehen, der kampfbereit hinter Stolzenberg stand. Dazu entschloß sich der Herzog von Württemberg, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß Rumäntzow dem entscheidenden Kampf ausweichen werde.

Diese Hoffnung sollte jedoch täuschen. War das preußische Korps bei Kolberg der Gefangenschaft entgangen, so wollte Rumäntzow nun um so entschiedener die Uebergabe der Stadt erzwingen; die gemessenen Befehle des russischen Hofs machten ihm Ausdauer zur Pflicht, und er konnte sich leicht sagen, daß er dabei, an der Spitze der Uebermacht, die ihm zur Verfügung stand, sehr wenig wagte.

Darüber kam der Herzog Eugen auch in der neu gewählten Richtung am 25. nur einen kleinen Marsch, bis nach Wotzelwitz und Petershagen, vorwärts. Weiter etwas zu wagen mit seinem kleinen Heere, das zwar aus 30 Bataillonen und 50 Schwadronen bestand, aber zur Zeit nicht viel über 10 000 Mann unter den Waffen gezählt haben soll, versagte dem Herzog Eugen offenbar der Muth. Unthätig stehen zu bleiben, wo man eben war, hatte gar keinen Sinn, und doch geschah es; allem Anschein nach, bloß weil der Herzog den Entschluß zum Rückzug auch nicht sofort zu fassen vermochte. Während dieser Tage unschlüssigen Verweilens ergab sich aber, nach den Berichten der unmittelbaren Zeugen, eine sehr entschiedene Wendung in der Stimmung der Truppen, — unerfreulich, aber leicht zu erklären. Dem Mangel an Lebensmitteln war

nur unvollkommen, dem Mangel an Kleidungsstücken gar nicht abgeholfen worden; die Tage der Ruhe und Erholung, deren die Truppen dringend bedurften, waren nicht eingetreten. — Erhebendes war weiter nicht vorgefallen — da wurde eben das Gefühl physischen Mißbehagens und der Hoffnungslosigkeit übermächtig, und die Unsicherheit der Führung, die sichtbar wurde, mag nicht wenig beigetragen haben, den Ausschlag zu geben. Bei denselben Truppen, die wenige Tage früher Wunder gethan hätten, wenn sie im gegebenen Augenblick, unmittelbar nach großen, glücklich überstandenen Fährlichkeiten und Beschwerden auf den Feind trafen, riß jetzt neben vielfachen Krankheiten auch die Desertion ein und „Unbotmäßigkeit"; die Bande der Disziplin lockerten sich in bedenklichster Weise.

Der Herzog Eugen mußte einsehen, daß sein Korps in sich zu Grunde ging, wenn er länger in einer Lage verweilte, die den Truppen große Beschwerden auferlegte, ohne irgend einem Zweck zu dienen. Doch wurde der Rückzug erst am 29. angetreten und am 30. von Regenwalde nach Naugard fortgesetzt, wo die übermüdeten Truppen endlich in Kantonnirungsquartiere verlegt wurden und besser verpflegt werden konnten.

Aber auch die ihnen hier gewährte Ruhe durfte nicht von längerer Dauer sein. Der König verlangte stets von neuem, daß Kolberg gerettet werde, und das ist nur zu leicht zu erklären, da mit Kolberg eine ganze Provinz sammt allen Hülfsquellen, die sie bieten mochte, verloren ging. Rumäntzow aus Pommern zu vertreiben, davon konnte nach den Erfahrungen, die man eben gemacht hatte, nicht mehr die Rede sein und um so weniger, da man erfuhr, daß ein Theil der russischen Hauptarmee wieder von der Weichsel an die obere Warthe vorrücke, bereit, das Korps bei Kolberg nöthigenfalls zu unterstützen. Es handelte sich demgemäß nur darum, einen Lebensmittel-Transport nach Kolberg zu schaffen, sich dazu die Wege mit Gewalt zu bahnen, da man hoffen durfte, daß der Feind die vergebliche Belagerung aufheben werde, wenn die Aussicht schwand, daß Mangel die Festung zur Kapitulation zwingen könnte.

Zu solchem Ende setzte sich der Herzog Eugen am 6. Dezember wieder in Bewegung und erreichte über Schwirsen am 7. Treptow, das ihm die russische Besatzung ohne Gefecht überließ. Wenn das Unternehmen gelingen sollte, mußten wohl alle Bewegungen so berechnet sein, daß der Wagenzug unmittelbar nach den preußischen Truppen bei Treptow eintraf und die Operationen ohne Aufenthalt in einem Zuge fortgesetzt werden konnten.

Anstatt dessen langte die Spitze des Transports von Kamin her erst drei Tage, nachdem die Erscheinung des preußischen Korps in unmittelbarer Nähe die Russen aufmerksam gemacht und zu Gegenmaßregeln veranlaßt hatte, bei Treptow an.

Dennoch hoffte der Herzog von Württemberg, sich des Passes bei Spie, der Anhöhen jenseits bei Prätmin, endlich des sogenannten Kautzenberges bei Selnow bemächtigen und dann den Transport auf diesem Wege nach Kolberg hineinbringen zu können. Dazu wurde am 11. Dezember aufgebrochen. Es gelang auch den preußischen Grenadieren nach hartnäckigem Gefecht eine Schanze zu erobern, die vor der Brücke bei Spie lag, jenseits des Spiebaches aber stand das russische Heer in solcher Zahl und Haltung, daß jede Aussicht auf Erfolg schwinden mußte, zumal da man, bei dem elenden Zustand, in dem sich die preußischen Truppen, immer noch unzureichend versorgt, auch hier wieder befanden, nicht viel von ihnen erwarten durfte. Viele Leute waren auf dem Marsch im tiefen Schnee erfroren, sehr viele mehr erstarrt und marode zurückgeblieben. — Wenn man erwägt, aus welchen Elementen die damaligen Armeen überhaupt bestanden, in welcher Weise die preußische, insbesondere im Lauf des Krieges, hatte ergänzt werden müssen, wird es ein Gegenstand der Verwunderung, daß dieses Korps, durch alle Leiden eines solchen Feldzugs hindurch, überhaupt noch zusammenhielt und verwendbar blieb. Es hielt zusammen, aber auf einen Sieg über einen überlegenen Feind in fester Stellung war nicht zu zählen.

Der Herzog Eugen wich am 13. nach Treptow zurück und vom 15. an weiter gegen die Oder. Sein Korps trennte sich. Er selbst ging mit einem Theil desselben in gute und ruhige Winterquartiere nach Mecklenburg — Platen mit den Truppen, die er dem Herzog zugeführt hatte, nach Sachsen, den Prinzen Heinrich zu verstärken.

Kolberg hatte sich schon am 16. aus Mangel an Schießbedarf und Lebensmitteln ergeben müssen. Die Russen blieben für den Winter Herren von Hinterpommern und verlegten ihre Truppen dort in Quartiere.

Unterdessen hatte sich im Meißner Lande einer der seltsamsten Feldzüge abgespielt, die je geführt worden sind. Die Seltsamkeit liegt wesentlich darin, daß eigentlich gar nichts davon zu erzählen ist.

Zwei Heere, die sich beiderseits auf der Vertheidigung hielten, standen hier einander gegenüber; gewiß ein eigenthümliches Verhältniß. Dem Prinzen Heinrich lag, nach den Verhaltungsbefehlen die er erhalten — wenn nicht etwa der Feldmarschall Daun nach Schlesien aufbrach — nichts weiter ob, als die Dinge in Sachsen in der Lage zu erhalten, in der sie sich eben befanden; der Feldmarschall Daun hatte sich ausdrücklich ausbedungen, daß er keine Eroberungen zu machen brauchte, und nur unter dieser Bedingung den Heerbefehl übernommen.

Der Prinz vereinigte seine höchstens 35 000 Mann starke Armee schon Anfangs Mai hinter der Triebsche, wo sich ihr linker Flügel bei Meißen an die Elbe lehnte; den rechten verlängerten einzelne Posten bis nach Rossen an der Mulde. Dauns Armee mußte nach einem seiner Briefe an Lacy, den Arneth bekannt gemacht hat, selbst nachdem er alle verlangten Verstärkungen nach Schlesien abgefertigt hatte, noch 55 000 Mann stark gewesen sein. Es bleibt dabei freilich ein Zweifel ungelöst; der Brief giebt keine Auskunft darüber, ob nicht etwa die Reichsarmee mitgezählt ist, die unter dem Feldmarschall Serbelloni kaum 15 000 Mann stark, in der traurigsten Verfassung, spät und langsam aus Franken heranrückte. Wahrscheinlich ist das allerdings nicht, da Daun von seiner Armee spricht, und die Reichsarmee nicht unter seinen Befehlen stand. —

Wie dem sei, der österreichische Feldherr war den Preußen an der Elbe auch ohne die Reichsarmee überlegen — aber er unternahm nichts und machte die Aufgabe des Prinzen Heinrich zu einer sehr leichten. Mochte die Cordonstellung der Preußen auch noch so dünn und zerbrechlich sein, sie entsprach unter diesen Bedingungen dem Zweck und deckte das ebene Land in Sachsen, denn sie wurde nicht auf die Probe gestellt. Daun hatte sein Heer hinter dem Plauenschen Grunde und bei Dippoldiswalde versammelt, und ruhig verging der Sommer. Nur die Unternehmungen der leichten Truppen, denen wir hier nicht folgen können, brachten einige Bewegung in dieses militärische Stillleben.

Die Reichsarmee trat erst gegen Mitte Juni den Marsch aus Franken nach dem Vogtlande an — und blieb dann wieder mehrere Wochen unbeweglich bei Reichenbach stehen, wo sie den 21. Juni eingetroffen war. Am 16. Juli endlich traf sie bei Ronneburg in der Nähe von Gera ein und besetzte von hieraus Zeitz, Altenburg, Penig und

Naumburg durch leichte Truppen, die gelegentlich von den Preußen vertrieben wurden und dann wieder vorrückten.

Nach der anderen Seite hin, auf das rechte Ufer der Elbe, hatte Daun den General Lacy mit einem ansehnlichen Korps auf die Höhen von Boxdorf entsendet, und von dort aus wurde am 16. Juli Döbritz bei Großenhayn besetzt, um die direkte Verbindung zwischen den preußischen Armeen in Sachsen und Schlesien zu unterbrechen, — was nichts weiter zur Folge haben konnte, als daß die Couriere, die der König und Prinz Heinrich wechselten, einen nicht sehr bedeutenden Umweg machen mußten.

Inmitten dieses Nichtsthuns, das wohl nur sehr uneigentlich ein geschäftiges genannt werden könnte, hatte Prinz Heinrich doch mannigfache Sorgen, die gegen den Herbst immer schwerer wurden. Einmal sah er sich veranlaßt, vier Bataillone gegen die Schweden zu entsenden, die in Vorpommern Fortschritte machten, und denen der Oberst Belling mit wenigen Truppen nicht gewachsen schien. Als dann die russische Hauptarmee den Rückzug aus Schlesien antrat, fürchtete Prinz Heinrich, sie werde sich nach der Kurmark wenden. Zu Anfang Oktober machten ihm die Franzosen große Sorgen, die kurze Zeit über Wolfenbüttel besetzt hielten — und überall sah er Unheil voraus. Namentlich galt ihm auch als eine ausgemachte Sache, daß der Herzog Eugen von Württemberg sich genöthigt sehen werde, in dem Lager bei Kolberg die Waffen zu strecken.

Ernster drohten sich die Dinge zu gestalten, als der Wiener Hof auf Erfolge in Schlesien glaubte verzichten zu müssen, Verstärkungen von dort nach Sachsen zu senden befahl und hier an der Elbe entschiedene Vortheile erkämpft wissen wollte. Die Ausführung wurde, wie wir gesehen haben, durch die unerwartete Eroberung von Schweidnitz und die Nothwendigkeit, diese Eroberung zu schützen, verzögert; gegen Ende Oktober aber trafen 20 000 Mann Verstärkungen in Sachsen ein, von denen die Hälfte unmittelbar zu Dauns Armee stieß, die andere Hälfte unter Beck einstweilen zwischen der Neiße und dem Queis stehen blieb, um nach Schlesien zurückeilen zu können, im Fall der König noch etwas gegen Schweidnitz unternahm.

Gar merkwürdig ist nun, wie Daun diese Verstärkung aufnahm. Er hatte 45 000 Mann verlangt, allem Anschein nach in der Erwartung — wir dürften wohl sagen in der Hoffnung — daß man sie ihm ab-

schlagen, dann aber auch keine Thaten weiter von ihm verlangen werde. Die Truppen, die nun zu seinem Heere stießen, kamen ihm offenbar sehr ungelegen, eben weil sich an ihre Sendung selbstverständlich die Forderung knüpfte, er solle nun mit seiner, wie er selbst angiebt, bis auf 65000 Mann verstärkten Armee irgend etwas ausrichten. In der That erwartete man zu Wien nicht weniger, als daß er den Prinzen Heinrich ganz aus Sachsen vertreiben und für den Winter jedenfalls Torgau und Leipzig behaupten werde. Daun glaubte dadurch, daß er Hadik mit den Truppen, die den Sommer über bei Dippoldiswalde gestanden hatten, in die Gegend von Freiberg vorrücken ließ, schon viel gethan zu haben: Die Forderungen, die jetzt an ihn gestellt wurden, fand er ganz übermäßig.

Zwar, meint er in einem an Lacy gerichteten Briefe vom 27. Oktober, es sei an sich nicht unmöglich, den Prinzen Heinrich aus Sachsen hinaus zu manövriren; er werde sich zurückziehen müssen, wenn ein österreichisches Korps in seinem Rücken über die Elbe gehe, — aber wie wolle man die Truppen den Winter über bei den schlechten Wegen da draußen in der sächsischen Ebene verpflegen! — Auch würde es nicht möglich sein, sich da zu behaupten, wenn der König von Preußen entweder selbst heranzöge oder die Armee seines Bruders durch 20000 bis 30000 Mann verstärke. Man würde den ganzen Winter über kampfbereit sein müssen (il faudrait continuellement avoir l'épée à la main) und das würde die Armee zu Grunde richten, so daß sie für den Feldzug des nächsten Jahres nicht in gehörigem Stande wäre.

Sehr merkwürdig ist Lacys kurze Antwort von demselben Tage. Der Gedanke, sich im November eines Landes zu bemächtigen, das durch eine „Armee" vertheidigt sei, wird darin als verwerflich bezeichnet. (Je ne saurais concevoir bonne opinion d'une entreprise telle que celle de vouloir au mois de Novembre se rendre maître d'un pays défendu par une armée.)

In Dauns Erwägungen fällt besonders auf, daß er im Geist die österreichische Armee durch einen Winterfeldzug zu Grunde gerichtet sieht — ohne entfernt daran zu denken, daß dieselben Beschwerden dieselben Folgen auch für die ungleich schwächere preußische haben müßten. Die setzt er intakt voraus; unberührt durch das Ungemach eines Winterkrieges. — In Lacys Antwort tritt besonders hervor, wie man gelegentlich auch in militärischen Erörterungen bei einem Wort stehen bleibt, ohne zu

fragen, inwiefern diesem Wort auch ein realer Begriff entspricht — oder, wenn man es lieber so ausdrücken will, wie oft man bei abstrakten, allgemeinen Vorstellungen, denen eine konventionelle Bedeutung beigelegt wird, stehen bleibt, ohne mit Ernst zu erforschen, welchen Grad von Realität sie in dem gegebenen Fall wirklich haben. In Beziehung auf „Umgehungen" ist das öfter vorgekommen — wie man denn z. B. noch im Jahre 1814 im österreichischen Hauptquartier sehr besorgt war, einer möglichen Umgehung wegen, welche die französische Südarmee von Lyon her ausführen könne. Hier erklärte Lacy die Eroberung von Sachsen in so vorgerückter Jahreszeit für unthunlich, weil das Land von einer „Armee" vertheidigt sei; er hält sich an den allgemeinen Begriff „Armee", ohne zu fragen, wie stark die wirkliche Armee des Prinzen Heinrich wohl sein könne, und in welchem Verhältniß sie zu der Uebermacht der Oesterreicher sowohl als zu der Ausdehnung des Geländes stehe, das vertheidigt werden sollte.

Doch aller Bedenken ungeachtet mußte sich der Feldmarschall Daun in Bewegung setzen, und er eröffnete, wie man wohl sagen könnte, seinen diesjährigen Feldzug im November. Zum Glück für Preußen aber hatte er sich dabei ein sehr bescheidenes Ziel gesteckt. Er wollte sich nur zum Herrn des linken Ufers der Freiberger Mulde machen und dadurch — im Verein mit der Reichsarmee, die im Vogtlande vegetirte, — den Preußen das sächsische Gebirge, das Vogtland und Thüringen entziehen. Selbst Torgau und Leipzig, die Punkte, die man im Kabinet der Kaiserin zu Wien nannte, lagen weit jenseits der Grenze, die er sich gezogen hatte. Es sieht wirklich so aus, als habe er überhaupt nur etwas unternommen, um die unbequemen Leute in Wien irgendwie zu beschwichtigen.

Der König traute den Oesterreichern weiterreichende Pläne zu und besorgte, daß dagegen die ganz passive Haltung des Prinzen Heinrich nicht genügen, daß sich dieser Prinz in solcher Weise nicht werde in Sachsen behaupten können. Indem er ankündigte, daß er seinem Bruder zur Zeit keine Hülfe senden könne, fügte er hinzu: „das Alles ist sehr traurig — Sie werden nothwendiger Weise einem derer (der Feinde), die Ihnen zunächst erreichbar sind, zu Leibe gehen müssen, das wird das einzige Mittel sein, sich auch der anderen zu erwehren" (— tout ceci est bien triste — — il faudra nécessairement tomber sur le

corps d'un de ceux qui vous est le plus à portée, ce sera le seul moyen de vous degager des autres).

Der Prinz überhörte natürlich diesen Wink, der auf „batailliren" deutete, und blieb seiner eigenen Methode getreu. — Daun seinerseits verwendete nur entsendete Abtheilungen zu den beabsichtigten Operationen; seine Hauptmacht blieb unbeweglich hinter dem Plauenschen Grunde. Am 5. November ließ er die preußischen Vorposten am Triebsche-Grunde „allarmiren"; während der Kroatengeneral Brunyan — von Hadik mit regulären Truppen unterstützt — Siebenlehen und Rossen a. d. Mulde angriff, wo drei preußische Bataillone, jedes für sich, an verschiedenen Orten lagen. Sie wurden natürlich vertrieben.

Zu gleicher Zeit wurde ein preußisches Freibataillon, das in Roßwein lag, durch den General Zedtwitz von dort vertrieben und mußte über die Mulde zurückweichen. Die Preußen hatten in diesen Gefechten — den bedeutendsten des Feldzugs — 8 Offiziere und 348 Mann verloren. Ein Versuch der Kroaten, über die Mulde vorzudringen, wurde am 6. zurückgewiesen. — Eine Woche später, am 14., wurde auch Döbeln durch den General Zedtwitz genommen. Seinem schwachen Versuch, weiter vorzudringen, traten der Husaren-Oberst Kleist (als der grüne Kleist bekannt) und der berühmte Seydlitz mit geringer — aber genügender — Macht entgegen, und es wurde nach einer fruchtlosen Kanonade eine Konvention geschlossen, vermöge welcher Döbeln und Roßwein für neutral erklärt wurden. Doch blieb die eine Vorstadt von Döbeln, auf dem linken Ufer des Flusses von Oesterreichern, die andere auf dem rechten Ufer von Preußen besetzt.

Damit war Dauns Feldzug wieder geschlossen. Er verlegte seine Truppen am 19. November in Kantonnirungsquartiere. So wenig wie seine Hauptmacht hatte Lacys Korps auf dem rechten Ufer der Elbe, oder vollends die Reichsarmee, die das Vogtland inne hatte, irgend einen Antheil an den Operationen dieses kurzen Feldzuges genommen.

Es traf sich, wie gesagt, unstreitig sehr glücklich für Preußen, daß der österreichische Feldherr nichts Ernsteres beabsichtigte. Prinz Heinrich hatte seine geringen Streitkräfte in solcher Weise zersplittert, daß — von einem Erfolg gar nicht zu reden — sein Widerstand, einem energischen Angriff gegenüber, nur ein ganz unbedeutender sein konnte. Er hielt die Elbe von Meißen bis Torgau besetzt, und wie weit seine Posten sich zu-

Rechten erstreckten, haben wir gesehen. Sein Widerstand mußte verschwinden wie ein Schatten, wenn Daun seine gesammte Macht verwendete.

Anders beurtheilte auch der König die Lage nicht. Er schrieb am 23. Dezember: „Ich bin erfreut, daß Daun die Güte gehabt hat, Sie bis jetzt in Ruhe zu lassen; das ist unstreitig eine große Dummheit von seiner Seite" (je suis bien aise que Daun ait eu la bonté de vous laisser en repos jusqu'à présent; c'est certainement une grande sottise de sa part).

Den Gedanken, Platens Korps nach Schlesien heranzuziehen, hatte der König längst aufgeben müssen; es sollte jetzt nach Sachsen eilen, sobald es in Pommern entbehrlich wurde. Merkwürdig aber ist, daß diese Verstärkung, die allerdings sehr ungenügend war, da sie kaum 5000 Mann betrug, dem Prinzen Heinrich keineswegs gelegen kam. Er hieß sie ebenso wenig willkommen, wie Daun die Verstärkungen aus Schlesien, und zwar aus demselben Grunde: weil er besorgte, daß man infolge der erhaltenen Verstärkungen von ihm verlangen werde, er solle irgend einen positiven Erfolg davontragen. Allerdings war des Prinzen Heinrich Scheu vor Thaten diesmal besser begründet als die seines Gegners. Auch verwahrte er sich schon zum Voraus dagegen, sowie er von Platens veränderter Bestimmung erfuhr; schon am 11. November erklärte er, daß es sehr schwierig sein würde, Freiberg und das sächsische Gebirge wieder zu gewinnen, noch schwieriger, es zu behaupten, und zugleich erbat er sich bestimmte Verhaltungsbefehle.

Der König verlangte allerdings, der Prinz solle die Reichstruppen aus Naumburg a. d. Saale und Zeitz vertreiben und den Prinzen Xaver aus Langensalza, wo man ihn wieder vermuthete; der Herzog Ferdinand von Braunschweig könne dazu die Hand bieten; das dorthin entsendete Korps müsse sich dann nach Chemnitz wenden und könne einen Theil des sächsischen Gebirges, vielleicht selbst Freiberg wiedergewinnen. Wiederholt erinnerte der König daran, daß man der Hülfsquellen dieser Landstriche bedürfe, um die Armee herzustellen. Man brauche Rekruten, Geld und Lebensmittel, drei Dinge, ohne die man nicht Krieg führen könne.

Prinz Heinrich verwendete dann auch Platens ermüdetes Korps, als es im Januar in Sachsen eintraf, in der vorgeschriebenen Weise,

aber wohl nur, um den Forderungen seines Bruders der Form nach zu entsprechen — nicht entfernt in der Absicht, den gewünschten Erfolg wirklich zu erzwingen, was in der That der feindlichen Uebermacht gegenüber kaum möglich war und dem Prinzen für geradezu unmöglich gelten durfte. Platen mußte Mitte Januar 1762 an der Pleiße aufwärts rücken, die Reichstruppen wurden ohne Mühe aus Altenburg, Zeitz und Naumburg vertrieben. Aber obgleich der Prinz Heinrich einige Bataillone und Schwadronen nach Borna vorrücken ließ, um dieser Bewegung „die linke Flanke zu decken" — war er doch weit entfernt, einen Winterfeldzug eröffnen zu wollen, um sich im Besitz dieses kleinen Gewinns zu behaupten, oder ihn vollends weiter auszudehnen. Er hatte zum Voraus einen solchen in schlimmer Jahreszeit erneuten Feldzug einerseits als unerläßlich bezeichnet, wenn der Zweck erreicht werden sollte, andererseits aber auch als unthunlich. Platen wurde, als Reichstruppen und Oesterreicher in größerer Anzahl gegen ihn heranrückten, wieder zurückgedrängt, wenn auch ohne Verlust, und mußte schließlich seine Winterquartiere zwischen Grimma und Leipzig suchen.

So endigte der Feldzug denn auch hier mit einem Mißlingen und auf allen Seiten mit Verlust für Preußen — um wie viel anders als das Jahr zuvor nach dem Siege bei Torgau, der, wenn auch mühsam erkämpft, doch die Ueberlegenheit der preußischen Waffen von neuem in ermuthigender Weise bewährt hatte!

1762.

Veränderungen der politischen Lage und der Operationspläne.

Die militärische Lage Preußens war durch das Ergebniß des letzten Feldzuges sehr wesentlich verschlimmert. Der Kriegsschauplatz war um ein sehr Bedeutendes ein beschränkterer geworden; zwei feindliche Armeen hatten ihre Winterquartiere auf preußischem Gebiet beziehen können, eine österreichische in Schlesien, eine russische in Pommern; beide konnten den

nächsten Feldzug im Herzen der preußischen Staaten eröffnen, und ihr Zusammenwirken konnte nicht nur — es mußte mit einer gewissen Unvermeidlichkeit eine Realität gewinnen wie nie zuvor — während andererseits die Hülfsmittel, über die Preußen verfügen konnte, durch den Verlust weiter Landstriche in solcher Weise geschmälert waren, daß sich nicht absehen ließ, wie das preußische Heer auch nur in einigermaßen genügender Weise hergestellt werden könnte.

Schlimmer noch für Preußen als die ungünstige Wendung, welche die militärische Lage genommen hatte, waren die Veränderungen, die in der politischen Lage des Welttheils vorgingen. Preußen und sein König sahen sich von ihrem einzigen Verbündeten in einer Weise verlassen, die geradezu ohne Beispiel ist. Das Ziel, das Oesterreich vor allem in diesem Kriege zu erreichen strebte, die Zertrümmerung Preußens, war mehr als je zuvor erreichbar geworden; bei weitem mehr als zur Zeit, wo — zu Anfang des Krieges — ein junger französischer Offizier von vornehmer Geburt, stolz auf die gewaltige Verschwörung, die sich gegen Friedrich II. gebildet hatte, glaubte, spöttelnd sagen zu können: „on fait bien de l'honneur à Monsieur le Marquis (von Brandenburg) que de vouloir encore lui faire une espèce de guerre!“

Die Aussicht auf einen Kongreß zu Augsburg, wo über den Frieden in Deutschland unterhandelt werden sollte, war geschwunden. Die Hoffnung darauf war an einem „Reichsgutachten“ gescheitert, das die geistlichen Regierungen — Kur-Trier im Kurfürsten-, der Erzbischof von Salzburg im Fürstenkollegium — beantragten, vermöge dessen der Kaiser, Maria Theresias Gemahl, ersucht wurde, im Namen des „Reichs“ mitzuwirken, zu handeln und abzuschließen. Es waren in ansehnlicher Reihe „Desideria“ angefügt, in denen verlangt wurde, daß Kurbrandenburg, als „landfriedbrüchig“ bezeichnet werden, auch dem „Reich“ vielerlei Entschädigung leisten, sich in seinen Rechten vielfach beschränken lassen, überhaupt Buße thun solle. Die evangelischen Stände, namentlich auch viele derjenigen, die sich zur kaiserlichen Partei gehalten und ihre Kontingente zur Reichsarmee gestellt hatten, protestirten sehr entschieden und nahmen den pedantischen Formen der deutschen Reichsverfassung gemäß durch ein Conclusum corporis evangelicorum eine itio in partes in Anspruch.

Kaiser Franz bestätigte zwar das Reichsgutachten und die Desideria,

obgleich sich für diese Letzteren nur 46 Stimmen, dagegen aber 63 ausgesprochen hatten, die Reichsstädte und Kursachsen sich in Beziehung auf die Desideria der Abstimmung ganz enthielten, Kurbayern vollends sowohl in Beziehung auf diese als auf die Bevollmächtigung des Kaisers jedes Votum ablehnte —: dennoch aber konnte dergleichen natürlich nicht zur Grundlage wirklicher Unterhandlungen werden, die gesammten protestantischen Stände sträubten sich dagegen. Daß der Wiener Hof sich sehr ungehalten äußerte über das Benehmen der widerstrebenden Reichsstände, welches der Staatskanzler Kaunitz als ein „unanständiges", der Kaiser Franz selbst sogar in einen offiziellen Reskript als ein „ausschweifendes Beginnen" bezeichnete, das änderte an der Sache nichts.

Der leitende Minister Frankreichs, Choiseul-Stainville, der kaum ein Jahr früher in leidenschaftlicher Weise zum Frieden getrieben hatte, war es jetzt ganz zufrieden, daß es nicht zum Kongreß kam. Er wollte zur Zeit keinen Frieden und brachte auch die Unterhandlungen mit England absichtlich dadurch zum Scheitern, daß er in scharfen Worten ein Ultimatum vorlegte, von dem er vorher wußte, daß England es nicht annehmen werde.

Es war ihm nämlich ein großer diplomatischer Schachzug gelungen, und das Ereigniß, das ihn zu neuen Hoffnungen begeisterte, verhalf seltsamer Weise zugleich in England den Intriguen Lord Butes und der persönlichen Politik Georgs III. zum Siege, obgleich es vernünftiger Weise, das heißt, wenn es unbefangen seinem wirklichen Inhalt nach beurtheilt, nicht bloß als Mittel der Parteitaktik behandelt wurde, zu einem gerade entgegengesetzten Ergebniß führen mußte.

Es war nämlich dem Herzog Choiseul-Stainville gelungen, den unter Ludwig XIV. mit dem spanischen Hof geschlossenen Familienpakt zu erneuern, und zwar in erweiterter Weise, da seit der Zeit, wo er zuerst verabredet wurde, zwei bourbonische Höfe mehr — Neapel und Parma — in Europa Fuß gefaßt hatten, die sich nun auch dem am 15. August 1761 unterzeichneten bourbonischen Hausvertrag anschlossen. Es war ausgesprochenerweise ein Offensiv- und Defensivbündniß auf ewige Zeiten, das geschlossen wurde. Die bourbonischen Höfe verbürgten einander durch diesen Vertrag gegenseitig ihre sämmtlichen Besitzungen, und jede gegen irgend eine Linie des bourbonischen Hauses von irgend einer Macht geübte Feindseligkeit sollte als Gesammtsache des Hauses be-

handelt werden. Die bourboniſchen Höfe zweiten und dritten Ranges, die keinen Anſpruch darauf erheben konnten, einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der europäiſchen Politik zu üben, machten ſich dadurch einfach der Politik Frankreichs dienſtbar, zu Werkzeugen derſelben. Sie wurden zum Theil durch Familienſtolz dazu beſtimmt, durch die Sorge um die Größe ihres Hauſes, ohne Rückſicht auf die Intereſſen der Staaten, die ſie zu vertreten hatten. Choiſeuls nächſte Abſicht war natürlich, Spanien in den Krieg zu ziehen, was um ſo leichter gelang, da dieſes Reich der jüngeren Bourbons ſich von England mehrfach in ſeinen Intereſſen verletzt glaubte. Solches Beiſtands gewiß wollte Choiſeul-Stainville zunächſt den Frieden nicht. In Deutſchland behaupteten ſich Frankreichs Heere, wenn auch nicht gerade in ſehr ruhmvoller Weiſe, im Beſitz der preußiſchen Rheinlande, Heſſens und Göttingens. — Portugal ſchien für Spanien eine leichte Beute zu ſein und mußte dann von England wieder eingelöſt werden. Was der franzöſiſche Miniſter ſonſt noch, vollends in den Ländern jenſeits der Meere von dem Beiſtand des ſchlecht gerüſteten ſpaniſchen Reichs erwarten konnte, iſt kaum zu ermeſſen. Es war wohl viel eher zu erwarten, daß Spanien Kolonien verlieren könnte, die Portugal, ſelbſt wenn es erobert wurde, bei weitem aufwogen, und dann mußte der Friede um ſo theurer erkauft werden. Doch Choiſeul ſetzte ein ſolches Vertrauen in dieſe Kombination, daß er zweckmäßig achtete, ſich von den Friedensunterhandlungen loszuſagen.

Die Beſtimmungen des bourboniſchen Hausvertrags ſollten eine Zeit lang geheim gehalten werden, damit Spanien Zeit gewinne zu Rüſtungen und die Möglichkeit, die erwarteten Silberſchiffe aus der neuen Welt in der Sicherheit des Friedens über das Meer zu ſchaffen. Einem Staatsmann wie Pitt konnte ihre Bedeutung nicht entgehen; er ſah die Nothwendigkeit ein, den Spaniern zuvorzukommen und ihnen den Krieg zu erklären, ehe ſie mit ihren Vorbereitungen fertig waren — aber dieſer Plan ſcheiterte an dem entſchiedenen Widerſpruch des jungen Königs Georg III., der, obgleich Repräſentant der Revolution von 1688 und König auf Grundlage der damals proklamirten Grundſätze, die ſein Rechtstitel waren, als Selbſtherrſcher auftreten wollte in England. Georg III. weigerte ſich, in die Kriegserklärung zu willigen, theils weil er aus bekannten Gründen den Frieden wollte — theils aber

auch wohl, weil seine persönlichen Vertrauten in dieser Weigerung das Mittel erkannten, den ihnen unbequemen und verhaßten William Pitt zu beseitigen. In der That mußte der große Staatsmann am 5. Oktober 1761 von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zurücktreten, und Lord Bute wurde statt seiner leitender Minister. — Der Krieg mit Spanien wurde dadurch nicht vermieden, er mußte wenige Wochen später am 2. Januar 1762 doch erklärt werden — aber das Verhältniß Englands zu Preußen erwies sich in einer Weise verändert, die wohl befremden konnte.

Pitt hatte niemals die Interessen Englands denen Preußens untergeordnet; er hatte sie eher zu unbedingt geltend gemacht und zu wenig Rücksicht auf den Verbündeten genommen. Niemals hatte er eine englische Flotte in die Ostsee senden wollen — und ebenso wenig wollte er, als von einem Kongreß zu Augsburg die Rede war, in einen Waffenstillstand während der Unterhandlungen willigen, so erwünscht er auch für Preußen gewesen wäre. Es war nach seinem Urtheil nicht in Englands Interesse, zum Voraus auf die Eroberungen zu verzichten, die in den Kolonien noch während der Unterhandlungen gemacht werden konnten, noch überhaupt auf den Druck, den ein unglücklich fortgesetzter Kampf, die Unsicherheit des Besitzstandes von einem Tage zum anderen, die Möglichkeit, weitere Verluste zu erleiden, auf Frankreich und damit auch bestimmend und beschleunigend auf den Gang der Unterhandlungen üben mußten. — Doch indem Pitt der französischen Regierung erklärte, daß England bereit sei, einen Sonderfrieden mit Frankreich zu schließen, unterließ er nicht, mit unbedingter Bestimmtheit hinzuzufügen, daß der König von England entschlossen sei, die Verpflichtungen seiner Krone gegen den König von Preußen zu erfüllen und ihn als Hülfsmacht auch ferner nachdrücklich und treulich zu unterstützen.

Ganz anders faßten Georg III. und Lord Bute das Verhältniß Großbritanniens zu Preußen auf. Sie sahen Preußens Sache nach den ungünstigen Ergebnissen des letzten Feldzuges als unwiederbringlich verloren an, und Opfer zu bringen, oder auch nur den leidenschaftlich ersehnten Frieden zu verzögern, um diesen Verbündeten zu retten, lag ihnen unendlich fern; es wäre in ihren Augen sogar widersinnig gewesen. Wie es scheint mehr noch durch Regungen des Gemüths, als durch eine Thätigkeit des Verstandes und ihre Ergebnisse bestimmt, wünschten sie

sogar Preußen zu einem nachtheiligen, ja zu einem verderblichen Frieden gezwungen zu sehen. Inwiefern das den Interessen Englands entsprechen mochte oder nicht, wußten sie nicht zu beurtheilen — dagegen haßten beide persönlich Friedrich den Großen. Sie übertrugen den Haß, mit dem sie Pitt betrachteten, auch auf dessen Verbündeten, eben den König von Preußen — und überhaupt bei den Plänen, deren sie sich in Beziehung auf die innere wie die äußere Politik bewußt waren, mag es sie peinlich berührt und gereizt haben, daß König Friedrich der gefeierte Held ganz Englands und vor allem der liberaleren Parteien in England war.

Die Pflichten, die ihnen durch die bestehenden Verträge auferlegt waren, konnten natürlich da, wo solche Ansichten und Stimmungen herrschten, nur als lästige Fesseln in Betracht kommen, die abgeschüttelt werden müßten, und selbst in Beziehung auf die Art, wie dies zu bewerkstelligen sei, erwiesen sich Lord Bute und sein König nichts weniger als wählerisch. Darüber ließ die Art und Weise, in der die neue Regierung Englands diese Verträge behandelte und besprach, vom ersten Augenblick an keinen Zweifel.

Das Verhältniß der beiden Staaten zu einander war nämlich zur Zeit durch zwei verschiedene Verträge bestimmt und geregelt: durch das am 16. Januar 1756 zu Westminster geschlossene, als Neutralitätsvertrag bezeichnete Bündniß und durch einen Subsidienvertrag, der seit 1758 von Jahr zu Jahr erneuert wurde. In dem zu Westminster unterzeichneten Traktat waren die früheren, am 18. November 1742, am 26. August 1745 und am 30. September 1746 geschlossenen Vereinbarungen ausdrücklich bestätigt und erneuert. Vermöge der ersten dieser Urkunden hatte Großbritannien mit Preußen ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, in dem es den gesammten Länderbesitz Preußens garantirte, wie er durch den Gewinn Schlesiens geworden war, wogegen Preußen eine entsprechende Verpflichtung in Beziehung auf die Besitzungen des Königs von Großbritannien in Deutschland übernahm; — durch die zweite wurden die Bedingungen des in demselben Jahre geschlossenen Dresdener Friedens zum voraus festgestellt, England garantirte dem König von Preußen den Besitz seiner sämmtlichen Staaten, namentlich Schlesiens, von neuem und verpflichtete sich, zu bewirken, daß diese Gewährleistung in den allgemeinen Frieden aufgenommen werde; durch den dritten endlich wurde der Allianz-Traktat von 1742 erneuert, und von Seiten Englands dem König von

Preußen der Besitzstand, wie er nach dem Breslauer Frieden (1742) gewesen war — also wieder mit Einschluß Schlesiens und der Grafschaft Glatz — abermals gewährleistet. Preußen hatte darauf am 13. Oktober 1746 die in den früheren Verträgen ausgesprochene Garantie der österreichischen Staaten in Deutschland, und des Kur-Hannoverschen Länderbesitzes von neuem bestätigt.

Das Erste, was nun Lord Bute als leitender Minister that, war, daß er sich weigerte, den Subsidienvertrag mit Preußen für das kommende Jahr zu erneuern. Er erbot sich zwar, die betreffende Summe, auch ohne daß ein Vertrag bestehe, für Preußen vom Parlament zu verlangen, doch geschah nachher auch das nicht. Lord Butes Grund, die Erneuerung des Subsidienvertrages abzulehnen, war der vierte Artikel desselben, der beiden Theilen die Verpflichtung auferlegte, keinen Frieden, Waffenstillstand oder Neutralitätsvertrag mit den an diesem Kriege betheiligten Mächten anders als in beiderseitigem Einverständniß und in solcher Form zu schließen, daß der Verbündete namentlich mit einbegriffen sei.

Schon danach war hinreichend klar, daß Lord Bute in Beziehung auf einen Sonderfrieden mit Frankreich ganz freie Hand haben und daß er ihn ganz ohne Rücksicht auf Preußen schließen wollte, ohne den Vertrag von Westminster irgend als bindend zu beachten.

Aber es sollte noch bestimmter ausgesprochen werden. Der Herzog von Bedford, Mitglied des Ministeriums, sprach öffentlich ganz unumwunden aus, daß England sich ganz von dem Krieg in Deutschland lossagen müsse; wenigstens müßten die englischen Truppen von dort zurückgezogen werden. Die preußische Gesandtschaft war dadurch genöthigt, förmlich anzufragen, was die Regierung Englands in Beziehung auf den deutschen Krieg zu thun gedenke, und erhielt einen Bescheid, der keinen Zweifel ließ.

Lord Bute und der Herzog von Newcastle erklärten, Lord Bedfords Meinung werde für den Augenblick von den übrigen Ministern der englischen Krone nicht getheilt, aber wenn der Krieg fortdauere, werde England sich allerdings früher oder später von Deutschland zurückziehen müssen, denn der Krieg mit Spanien versetze das britische Reich in die größte Bedrängniß. Preußen sei in solcher Weise geschwächt, daß man seine Lage nicht ohne Schauder überdenken könne. König Friedrich möge

sich deshalb sowohl über die Maßregeln aussprechen, die er im nächsten Feldzuge treffen könne, als über die Hülfsquellen, die ihm überhaupt noch blieben. Er möge vor allem mit dem Wiener Hof Unterhandlungen anknüpfen, seinen Frieden mit der Kaiserin Maria Theresia schließen (wie es eben gehen wolle versteht sich) und die Kaiserin, da sie dem Vernehmen nach gegen Frankreich des bourbonischen Hausvertrags wegen sehr aufgebracht sei, womöglich eben gegen Frankreich in die Waffen bringen. Mehrfach wiederholten beide Minister, König Friedrichs Entschluß, im Frieden keine Opfer bringen zu wollen, sei durchaus ungerechtfertigt; er dürfe sich nicht wundern, wenn seine Verbündeten sich einem solchen Entschluß nicht fügen wollten.

Der Gesandte Englands am preußischen Hof erhielt den Auftrag, schriftlich zu erklären, der König von England würde sehr erfreut sein zu erfahren, daß die preußische Regierung bereits Schritte gethan habe, Unterhandlungen mit Oesterreich einzuleiten, obgleich Seine britannische Majestät überzeugt sei, daß der König von Preußen nie mit Ausschluß Englands unterhandeln werde (quoique le roi d'Angleterre fût persuadé en même Temps que le roi ne traiterait jamais à son exclusion). Gewiß eine recht eigenthümliche Erklärung von Seiten einer Regierung, die eben erst jede Erneuerung des Subsidienvertrages des vierten Artikels wegen abgelehnt hatte!

Das weitere Verfahren der englischen Regierung sollte sie noch seltsamer machen. Eben zu der Zeit, in der diese Botschaft dem König von Preußen zugefertigt wurde, war Lord Bute eifrig bemüht, die abgebrochenen Unterhandlungen mit Frankreich wieder aufzunehmen — selbstverständlich mit Ausschluß Preußens, und ohne dessen Regierung auch nur davon in Kenntniß zu setzen. Lord Bute ging sogar noch weiter, wozu auch der Vertrag von Westminster England verpflichten mochte, er suchte in demselben Augenblick hinter dem Rücken des Königs von Preußen Unterhandlungen mit Oesterreich anzuknüpfen, mit dem England überhaupt nur Preußens wegen zu unterhandeln hatte. Lord Bute und sein König machten hier einen Versuch, Preußens eigenstes Schicksal zu entscheiden, ohne dessen König und Landesherrn zu fragen oder auch nur darum wissen zu lassen. Freilich waren die Vorschläge, die sie auf Umwegen zu Wien machen ließen, von der Art, daß sie sich der preußischen Regierung gegenüber nicht dazu bekennen konnten.

Lord Bute suchte nämlich durch den österreichischen Gesandten im Haag, Herrn v. Reischach, mit dem Staatskanzler Kaunitz in Verbindung zu kommen. Zunächst sollte der Herzog Ludwig von Braunschweig vermitteln, der als Vormund des minderjährigen Erbstatthalters, Generalkapitän und Generaladmiral der Vereinigten Niederlande, im Haag hauste. Zu diesem begab sich der eben dort beglaubigte Gesandte Englands, General Yorke, und der Herzog hatte infolge dessen dem österreichischen Gesandten im Auftrag Lord Butes „vertraulich" mitzutheilen, daß England zwar beschlossen habe, den Krieg auf dem europäischen Festlande noch ein Jahr fortzusetzen, den Subsidienvertrag mit Preußen aber nicht erneuern und die früher dem König Friedrich zugesicherten Subsidien nur ohne verpflichtende Verabredung einstweilen weiter zahlen werde. Ausdrücklich in Butes Auftrag wurde Oesterreich davon in Kenntniß gesetzt, sowie nicht minder auch davon, daß die Regierung Großbritanniens den König von Preußen aufgefordert habe, seinen Frieden mit der Kaiserin Maria Theresia zu schließen „so gut er könne". Man vermuthe jedoch, daß er eher das Aeußerste wagen, als sich diesem Vorschlag fügen werde.

Ferner erklärte sich der Herzog Ludwig beauftragt, anzufragen, ob die Regierung Englands sich schmeicheln dürfe, daß die Kaiserin Königin jetzt, nachdem das gesammte Haus Bourbon sich so enge verbündet habe, auch ihrerseits sich wieder dem früheren politischen System zuwenden und sich mit England und Sardinien verbünden wolle. In diesem Fall werde England bereitwillig noch zwei Feldzüge unternehmen und alles Mögliche thun, um das Haus Bourbon gänzlich aus Italien zu vertreiben.

Daran schloß sich eine recht düster gehaltene Darstellung der Lage König Friedrichs. Man glaube nach den besten Nachrichten nicht, daß er sich wieder erholen und seine Armee rechtzeitig ergänzen könne. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich dann unter anderem auch, welchen Schaden die losen, frondirenden Reden des Prinzen Heinrich Preußen und seinem König thaten, denn Herzog Ludwig konnte hinzufügen, das ganze Land, seine eigenen Unterthanen seien gegen den König von Preußen, der sich ja auch in der That „wider die gesunde Vernunft und ganz unsinnig betrage." — Daß man im feindlichen Lager die Stimme einer frondirenden Coterie gern für die Stimme des Landes hielt, das liegt in der Natur der Sache. — Zum Schluß endlich betonte der Herzog recht deutlich,

daß England nichts dawider haben werde, wenn der König von Preußen der Kaiserin Königin auch ganz Schlesien wieder abtreten müßte.

Von allem Anderen abgesehen, giebt diese in so überaus ungeschickter Weise eingefädelte Intrigue auch den Maßstab an die Hand für den Grad von politischer Einsicht, zu dem Lord Bute sich erhoben hatte. Allem Anschein nach sollten diese Eröffnungen einen diplomatischen Schachzug einleiten, dessen Ergebnisse die Vortheile aufwiegen könnten, die der bourbonische Hausvertrag dem französischen Hof zu sichern schien. In der That, das Beginnen mußte diesen Sinn haben oder es hatte gar keinen.

Wir müssen also annehmen, daß Lord Bute es — auf das bloße Gerücht hin, daß die Kaiserin Maria Theresia sich durch den bourbonischen Hausvertrag unangenehm berührt fühle — für möglich hielt, eine Wendung in der österreichischen Politik hervorzurufen, die nicht weniger als eine vollständige Umkehr gewesen wäre. Er glaubte, Oesterreich könne bestimmt werden, mit Preußen einen eiligen Frieden zu schließen — der ihm gleichwohl Schlesien verschafft hätte — um dann alle Verträge mit Frankreich zu brechen und sich, auf das äußerste erschöpft wie es war, sofort mit England verbunden in neue Kriege eben gegen Frankreich zu stürzen. — Sollte Lord Bute von seinen Eröffnungen irgend einen thatsächlichen Erfolg erwartet haben, so könnte es nur dieser gewesen sein, wie ungereimt das auch scheinen mag. — Und was sollte Oesterreich zu solcher verhängnißvollen Wendung bestimmen? — Die Erklärung, England werde nichts dagegen haben, daß Maria Theresia ganz Schlesien an sich nehme, — wenn sie könne — und die sehr entfernte Aussicht auf eine Wiedereroberung des entfernten Doppelreichs Neapel und Sicilien, auf dessen Besitz das Wiener Kabinet gar keinen Werth legte. — Noch dazu mußte dabei nicht mehr und nicht weniger vorausgesetzt werden als daß Friedrich der Große von Preußen den wohlgemeinten Rath Englands pünktlich befolgen und Schlesien ohne weiteres abtreten werde, während doch die englische Regierung ausdrücklich erklärte, das sei nicht zu erwarten.

Und nun müssen wir uns erinnern, daß die Regierung Englands sich zu gleicher Zeit zudringlich bittend um Frieden mit Frankreich bewarb, um einen Frieden, dessen, wie Lord Bute, sein König und dessen Mutter

glaubten, das erschöpfte britische Reich dringend bedurfte — dessen sie selber bedurften, um ihre Pläne in Beziehung auf Englands innere Zustände durchführen zu können! Alles zusammen gehalten, müssen wir wohl darauf verzichten, irgend einen verständigen Zusammenhang in Lord Butes auswärtiger Politik zu finden.

Der Versuch, sich Oesterreich in solcher Weise zu nähern, war unter den obwaltenden Bedingungen so vollkommen widersinnig, daß der Staatskanzler Kaunitz Schlingen und Fallstricke darin witterte. Er vermuthete, es sei von Seiten der englischen Regierung nur darauf abgesehen, sich eine zustimmende Erwiderung Oesterreichs zu verschaffen und diese dann in Versailles zu verwerthen; dort Mißtrauen gegen Oesterreich zu erwecken und dadurch vielleicht um so eher zu dem gewünschten Frieden mit Frankreich zu gelangen. Doch hätte gewiß Graf Kaunitz, auch wenn solcher Argwohn nicht erwachte, auf dergleichen abenteuerliche Vorschläge keine andere Anwort geben können, als die ablehnende, die er wirklich gab.

Bei alledem regte sich in der Hofburg zu Wien doch nicht so ganz unbedingt und allgemein die freudige Stimmung, die zuversichtliche Hoffnung auf das endliche Gelingen der langgehegten Pläne, zu welcher der Erfolg des letzten Feldzuges, so wenig er auch den anfänglichen Erwartungen entsprochen hatte, vor allem aber das sichtbare allmälige Erlahmen der Widerstandskraft Preußens zu berechtigen schien. Gerade der Schöpfer des Bundes gegen Preußen, der Staatskanzler Kaunitz, war auch jetzt geneigt, dem ursprünglichen Plan, der gänzlichen Zertrümmerung Preußens, zu entsagen und sich mit einem „wo nicht ganz glücklichen doch erträglichen Frieden", mit dem Gewinn eines Theils von Schlesien und der Grafschaft Glatz heißt das, zu begnügen. In diesem Sinn schrieb er einen Monat nach der Erstürmung von Schweidnitz dem österreichischen Botschafter am französischen Hof und fügte als Grund hinzu: „die innerlichen Kräfte wollen nicht mehr zureichen."

In der That war die Finanznoth so arg geworden, daß man sich nicht anders zu helfen wußte als durch eine namhafte Reduktion der Armee, die gleich nach dem Schluß des Feldzugs, im Dezember 1761 beschlossen wurde — nicht wie die Zeitgenossen wähnten, wie auch Tempelhof und Retzow erzählen, weil man sich zu Wien des endlichen Erfolges so gewiß hielt, daß man einen Theil der Truppen, die zur Ver-

fügung ſtanden, glaubte entbehren zu können, ſondern weil die öſterreichiſche Regierung ſich gar nicht mehr anders zu helfen wußte. Man ließ bei jedem Infanterie-Regiment mitten im Kriege zwei Kompagnien eingehen, was Friedrich II. „ein Beiſpiel ohne Beiſpiel“ nennt.

Doch aber, da dem ungeachtet ſelbſt Kaunitz nicht ohne einen namhaften Gewinn für Oeſterreich aus dem Kriege ſcheiden wollte, und mancher Andere, deſſen Stimme auch gehört wurde, — vor allem wohl die noch immer jugendlich lebhafte Kaiſerin Maria Thereſia ſelbſt — ſich durch die unerwartete Eroberung von Schweidnitz neu ermuthigt fühlten, war und blieb der Friede unmöglich. Der wohlunterrichtete venezianiſche Geſandte zu Wien hatte ſeiner Regierung unter dem 12. Dezember zu melden: „Der Entſchluß, den Krieg fortzuſetzen, ſteht feſt; beſonders ſeit der Einnahme von Schweidnitz, von dem Gedanken eingenommen, Schleſien zu gewinnen, will dieſer Hof — ohne vorher ſein Glück im nächſten Feldzug verſucht zu haben — von keinen Friedensvorſchlägen hören, die dieſer Bedingung nicht entſprächen.“

Friedrich II. überſah vollkommen alle Schwierigkeiten und Gefahren ſeiner Lage — weit entfernt, ſich darüber zu täuſchen, er war ernſter und ſtiller als zu irgend einer früheren Zeit — aber er verzweifelte nicht, und ſtand nicht rathlos vor der Aufgabe die ihm ein hartes Geſchick auferlegt hatte; er wußte, was ihm oblag und was zu thun blieb. — Er ſah, daß es trotz Allem und Allem, im Weſentlichen doch nur darauf ankam, noch einen Feldzug auszudauern — oder richtiger, ſich noch dieſen einen Feldzug über in moraliſcher Ueberlegenheit zu behaupten — da Oeſterreich dann nicht mehr die Mittel haben werde, noch einen weiteren zu verſuchen. Unter anderem belehrte ihn auch die Entlaſſung öſterreichiſcher Truppen darüber. Schon am 23. Dezember 1761 ſchrieb er dem Bruder, die Oeſterreicher reduzirten ihre Armee, weil ſie Czernyſchews ruſſiſches Korps ſonſt nicht zu bezahlen und zu verpflegen vermöchten; ihre Armee werde demnach im kommenden Feldzug mit dem ruſſiſchen Hülfskorps zuſammen nicht ſtärker ſein als ſie im vergangenen ohne daſſelbe geweſen ſei. „Die Erſchöpfung ihrer Finanzen iſt ſo groß, daß ich nicht glaube, daß ſie im Stande ſein werden, den nächſten Feldzug

zu Ende zu führen, wenn uns die Dinge einigermaßen gelingen" (pour peu que les affaires nous réussissent). — Der Verlust von Kolberg würde ihm die Schlinge um den Hals legen, fügt der König hinzu, wenn nicht ein anderes Ereigniß dieses Unglück zu einem vorübergehenden und leicht wieder auszugleichenden machte.

Welches mögliche rettende Ereigniß hatte der König dabei im Sinn? — Daß er dessen in unmittelbarer Verbindung mit dem Verlust von Kolberg gedenkt, führt zunächst auf die Vermuthung, daß er dabei wohl an den Tod der Kaiserin von Rußland gedacht haben könnte — doch sehen wir, daß ihm das Ableben dieser Fürstin, als es wirklich erfolgte, durchaus unerwartet kam. Wir werden also wohl annehmen müssen, daß seine Worte sich auf die jetzt bestimmter als zuvor versprochene Hülfe der Türkei und der Krimmischen Tataren bezogen.

Prinz Heinrich, der mit Entrüstung sah, daß sein Bruder sich auch jetzt nicht als verständiger Mann dem Unvermeidlichen unterwerfen wollte, und außerdem auch noch dadurch verletzt, daß der Flügeladjutant Anhalt mit besonderen Aufträgen nach Sachsen gesendet worden war, verlangte zu wissen, in welcher Weise der König die militärischen Operationen zu leiten gedenke, im Fall seine Verbündeten — Türken und Tataren — nicht die erwarteten „Diversionen" ausführten.

Friedrichs II. Antwort vom 9. Januar 1762 ist in hohem Grade merkwürdig. Der König erklärt darin, wenn alle Hülfe versage, auf die man hoffen dürfe —: „dann gestehe ich Ihnen, sehe ich nicht, was unsern Untergang aufhalten oder beschwören könnte. Doch da Sie wissen wollen, was ich für diesen äußersten Fall als das Zweckmäßigste zu erdenken weiß —: das wäre, unsere gesammten Streitkräfte zu vereinigen und sich mit dieser ganzen Masse abwechselnd gegen die feindliche Macht (Eine der feindlichen Armeen) zu wenden." (Cependant puisque vous voulez que je vous dise ce que je puis imaginer de mieux dans une aussi grande extrémité, ce serait de rassembler toutes nos forces et d'aller alternativement avec toute cette masse contre le corps des ennemis — am Schluß dieses Satzes fehlen offenbar ein paar Worte, die wahrscheinlich der König im Versehen ausgelassen hat.)

Das war ein heroischer, es war aber auch ein weiser Entschluß. Daß der gegen eine der vorausgesetzten drei feindlichen Armeen — die

beiden öſterreichiſchen in Schleſien und in Sachſen und die ruſſiſche — beabſichtigte entſcheidende Schlag mißlingen und daß eine verlorene Hauptſchlacht alsdann die endliche Kataſtrophe entſchieden und ſchnell herbeiführen konnte, das ſah der König, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſo gut wie der erſte beſte Andere. Doch ſah er auch, daß ſich auf dieſem Wege — und zwar auf dieſem Wege allein — die Möglichkeit einer Rettung zeigte, denn der entſcheidende Schlag konnte ſiegreich gelingen; Friedrich der Große durfte auf einen Sieg rechnen. Wollte man dagegen die eigenen geringen Streitkräfte theilen, um den drei feindlichen Armeen überall mit ungenügender Macht entgegenzutreten, wie das in den zur Zeit herrſchenden Anſichten lag, wollte man ſich auf ohnmächtige Verſuche beſchränken, den Feind aller Orten durch weſenloſe Manöver aufzuhalten — ohne daß in der Anlage des Feldzugs irgend ein Element gelegen hätte, das eine glückliche Wendung herbeiführen konnte —: davon war nichts zu erwarten, als neue Verluſte, die allmälige Beſchränkung auf einen immer engeren Kreis, ein unvermeidliches ruhmloſes Unterliegen. Der Kriegsſchauplatz war bereits ein ſo beſchränkter geworden, daß die verſchiedenen feindlichen Armeen dabei ſehr bald in die unmittelbarſte Berührung kommen mußten. Sie konnten zuletzt im preußiſchen Lager zuſammentreffen. Ueber das Alles ſpricht ſich der König in eben dem angeführten Briefe mit der Unvollſtändigkeit der Eile, doch aber mit genügender Klarheit in folgenden Worten aus:

„Das iſt das Beſte; es iſt nicht genügend (cela n'est pas suffisant); ich höre ſchon alle die Schwierigkeiten und die Unzuträglichkeiten (inconvénients), die Sie mir dagegen einwenden werden, aber bedenken Sie ſelbſt, iſt es nicht am Ende einerlei, im Einzelnen ſtückweiſe zu Grunde zu gehen oder auf einmal im Ganzen? (après tout périr en détail ou périr en masse n'est ce pas la même chose?) — Mein Plan (avis) iſt aber darum beſſer als jeder andere, weil man, wenn man die eine der drei (feindlichen) Armeen ausgiebig überwältigen könnte, leichteren Kaufs mit den beiden anderen fertig werden würde und ſich wieder in verſchiedene Armeen theilen könnte.“ (Cependant mon avis pourquoi vaut-il mieux que le reste, c'est que si avec notre masse on pouvait bien accabler une des trois armées, on aurait meilleur marché des deux autres, et qu'alors on pourrait ce remettre en différentes armées.)

Es ließe sich hinzufügen, daß die räumliche Beschränktheit des Kriegsschauplatzes, wie er zur Zeit geworden war, die successive Verwendung der Gesammtmasse der preußischen Streitkräfte nach verschiedenen Seiten hin gar sehr erleichtert hätte.

Alles, was der König dachte und sagte, ging natürlich sehr weit über den Horizont des Prinzen Heinrich hinaus. Der war, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, keine heroische Natur. Für die geschichtliche Bedeutung eines heroischen Unterliegens hatte er kein Verständniß; es fehlte ihm sogar das Verständniß für sehr viel näher liegende Dinge; er hatte, wie wir schon öfter bemerken mußten, keinen Begriff von der Bedeutung eines Sieges; er hatte keine Ahnung von der Bedeutung eines moralischen Uebergewichts über den Feind — und wie alle Geister zweiten Ranges, die sich selbst überschätzen, war er sehr geneigt, Alles, was über seinen Horizont hinausging, für eitel Thorheit, für Ergebniß einer sinnlosen Ueberspanntheit zu halten.

Es konnte daher nicht fehlen, daß er in dem gereizten Ton eines Mannes antwortete, der auf dem Punkt steht, offenbarer Thorheit gegenüber die Geduld zu verlieren und nebenher in der schulmeisternden Weise unzweifelhafter, selbstbewußter Ueberlegenheit. Doch geht er dabei nicht ohne eine gewisse Feinheit zu Wege. Er macht sich die Aufgabe, die er sich stellt, dadurch leicht und bequem, daß er von einem ohne Zweifel absichtlichen Mißverständniß der Worte des Königs ausgeht, ganz überhört, was darin über die Möglichkeit gesagt ist, sich siegreich zu behaupten, und spricht, als sehe sein Bruder Friedrich selbst auf dem Wege, den er einschlagen wollte, nichts voraus als einen geräuschvollen Untergang.

Zuerst erklärt der Prinz mit größter Bestimmtheit, er sei darüber auf das vollständigste mit seinem Bruder einverstanden, daß keine Aussicht auf Rettung bleibe, wenn ihm nicht seine Verbündeten — von Konstantinopel und der Krim her — noch vor der Eröffnung des nächsten Feldzugs zu Hülfe kämen. Welchen Feldzugsplan der König auch entwerfen möge, er könne ihn in diesem Fall nach menschlicher Voraussicht nicht vor einer der allertraurigsten, allerunglücklichsten Katastrophen bewahren. Der Entschluß aber, den der König für diesen Fall zu fassen gedenke, scheine dem Prinzen einer der allerverzweifeltsten (une — résolution — des plus désespérées). „Denn wenn Sie alle Ihre Streitkräfte zu einer (einzigen) Armee vereinigen, werden Sie nicht

leben (subsister) können, die verlaſſenen Provinzen werden (ſofort) vom Feinde beſetzt werden, und die darin vorbereiteten Magazine werden ihm zu Theil werden." — Und wenn man denn auch nach einer gewonnenen Schlacht (après quelque succès heureux) in die eine oder die andere aufgegebene Provinz zurückkehren wollte, würde das Elend dieſer Länder es unmöglich machen, die Truppen darin zu verpflegen, die Magazine würden verloren ſein, folglich würde man genöthigt ſein, eben ſo ſchnell wieder hinauszugehen, als man hineingegangen wäre. — (Daß die Magazine in Feſtungen aufgehäuft ſein konnten, und nicht ohne weiteres verloren gegangen ſein mußten, fällt dem Prinzen ſeltſamer Weiſe gar nicht ein!) — „Uebrigens", fährt Prinz Heinrich fort, „hat uns die Erfahrung gelehrt, daß man eine Armee nicht ſo leicht zerſchmettert" (D'ailleurs l'expérience nous a appris qu'on n'écrase pas si tôt une armée, — es war doch bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen geſchehen), „überdem, wenn Sie mit geſammter Macht auf die eine oder die andere feindliche Armee zumarſchiren, wird diejenige, die Sie aufſuchen, ſich in einen der bekannten (unangreifbaren) Poſten zurückziehen, die ſich in allen den Provinzen, in denen ſeit ſechs Jahren Krieg geführt wird, in großer Zahl finden. Ich räume alle Unzuträglichkeiten ein, die ſich ergeben, wenn man allen feindlichen Armeen Armeen entgegenſtellt, aber, da es ſich (nur) darum handelt, unterzugehen, iſt einzig und allein zu ermitteln nöthig, welche Art des Todes die langſamſte iſt (mais comme il s'agit de périr, il est seulement nécessaire de savoir quelle est la mort la plus lente), und iſt der Termin entfernt, ſo läßt er einige Hoffnung auf das Eintreten irgend eines unerwarteten Ereigniſſes, und aus dieſer Rückſicht glaube ich entſchieden (je crois pour sûr), daß man die Feinde länger aufhalten würde, wenn man ihnen einige Truppen entgegenſtellt (en leur opposant du monde), als wenn man ihnen freie Hand läßt, um mit geſammter Macht auf Eine (feindliche) Armee zu fallen. Ein guter Arzt ſucht den Kranken hinzuhalten, wenn er ihn nicht heilen kann, und hat dann, wenn der Kranke ſtirbt, wenigſtens den Troſt, daß es nach den Regeln des Galenus und Hippokrates erfolgt iſt; ich glaube demnach, daß (getrennte) Korps den Feinden gegenübergeſtellt, ſie wenigſtens etwas aufhalten würden, und das iſt alles, was man in unſerer Lage thun und hoffen kann."

Zugleich regte sich bei dem Prinzen, da die Lage ungemein kritisch zu werden drohte, auch wieder das Verlangen, den Heerbefehl niederzulegen, oder vielmehr sich davon los zu sagen. Er deutete in einem zweiten Brief von demselben Tage (16. Januar) sehr bestimmt an, daß der Zustand seiner Gesundheit ihm schwerlich gestatten werde, an der Spitze der Armee zu bleiben, und zugleich giebt er seinem Bruder mit einer etwas derben Feinheit zu verstehen daß er sich zu seinem Verderben in leeren Träumen ergehe. „Die Hoffnung", sagt er, „die auf dem Grunde der Büchse Pandoras lag, ist der einzige Trost in Fährlichkeiten (dans les vicissitudes), aber sie täuscht zuweilen, und oft verräth sie (souvent elle trahit), indem sie die Dinge anders sehen läßt als sie sind, was dann die Menschen in ein Labyrinth ohne Ausweg führt."

Wollte der König nicht ernstlich zürnen, so konnte er auf diese Dinge nicht anders als mit einem leisen Anflug von Ironie antworten; das geschah (am 20. Januar) in folgenden Worten: „Sie wissen, daß bei Molière zwei Aerzte auftreten, der Arzt „desto schlimmer" und der Arzt „desto besser", und diese beiden können unmöglich derselben Meinung sein. Ich habe einen Kranken zu behandeln, der ein heftiges Fieber hat, und verordne ihm in einem verzweifelten Fall ein durchgreifendes Heilmittel (de l'émétique), Sie wollen ihm bloß schmerzlindernde Mittel (des anodins) geben, da wir aber noch nicht bis zu dem Aeußersten gekommen sind (wo nichts Anderes mehr zu thun bliebe), bitte ich Sie, ernsthaft zu überlegen was Ihnen Anhalt (von meinetwegen) gesagt hat."

Als der König und sein Bruder diese Briefe wechselten, war bereits seit einer Reihe von Tagen das Ereigniß eingetreten, das die politische Lage entscheidend verändern und den Krieg zu einem für Preußen günstigen Abschluß bringen sollte. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland war am 5. Januar gestorben. — Vielleicht war die letzte Antwort Friedrichs II. an den Prinzen Heinrich zum Theil deshalb so nachsichtsvoll und milde ausgefallen, weil der König als er sie schrieb, bereits seit vierundzwanzig Stunden wußte, was geschehen war.

Daß der neue Kaiser von Rußland, Peter III., mit der Exaltation eines edel gearteten Gemüths und schwachen Geistes für Friedrich den Großen schwärmte, war allgemein bekannt, der König durfte daher wohl

mit Zuversicht erwarten, daß dieser Regierungswechsel Preußen zum Vortheil gereichen werde; doch ließ sich im ersten Augenblick noch nicht übersehen, wie weit die Hoffnungen in dieser Beziehung gehen durften.

In der Hofburg zu Wien war man durch die Trauerbotschaft aus Petersburg nicht wenig erschreckt. Man machte zwar wohl noch einige schwache Versuche, den neuen Kaiser von Rußland in den Bahnen der bisherigen Politik seines Kabinets fest zu halten, aber ohne Zuversicht, ohne selbst an die Möglichkeit eines Erfolgs zu glauben. Im Wesentlichen glaubte sich die österreichische Regierung trotz der materiellen, keineswegs unbedeutenden Ueberlegenheit, der sie ganz allein, ohne alle Verbündeten, Preußen gegenüber gebot, auf eine Defensive zurückgeworfen, die man noch dazu geneigt war für eine hoffnungslose zu halten. Man zweifelte vom allerersten Augenblick daran, daß es möglich sein werde, sich im Besitz des Gewonnenen zu behaupten, und mußte sich gestehen, daß es selbst dazu der äußersten Anstrengungen bedürfen werde. So war denn auch die erste Sorge, die bereits verfügte Reduktion der Armee wieder rückgängig zu machen, die zwei Kompagnien wieder herzustellen, die man bei jedem Regiment hatte eingehen lassen, und die Reihen durch Rekruten vollzählig zu machen.

In England wurde die Botschaft von der Regierung in einer Weise aufgenommen, die an Eigenthümlichkeit schwerlich ihres Gleichen haben dürfte in der Weltgeschichte. Lord Bute und Georg III. befürchteten, der Regierungswechsel in Rußland könne ihrem Verbündeten, Preußen, zum Vortheil ausschlagen, und suchten diesem Unheil selbst durch die gewagtesten Mittel vorzubeugen.

Bald nachdem die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Elisabeth zu London eingetroffen war, ließ Lord Bute (am 6. Februar) den Botschafter Rußlands am englischen Hofe, Fürsten Galitzyn zu sich entbieten, um ihm mitzutheilen, daß er außer dem Gesandten Englands, der bei der Regierung in Petersburg beglaubigt war, noch den ehemaligen Konsul Wroughton als besonderen Ministerresidenten dorthin abfertige. Dem Gesandten, Sir Robert Keith, glaubte Lord Bute solche Aufträge wie er jetzt im Sinn hatte, nicht geben zu können; Wroughton war zu allem, auch zu dem Bedenklichsten, zu gebrauchen und bekannt dafür. Was das für Aufträge waren, sollte auch Galitzyn erfahren. Lord Bute erging sich in dem Ausdruck der allerfreundschaftlichsten Gesinnung für

Rußland und ſeinen Kaiſer, dann eröffnete er dem Geſandten (avec sa candeur ordinaire bemerkt Galitzyn) Wroughton ſei beauftragt, der ruſſiſchen Regierung zu „inſinuiren“ daß es jetzt nur von dem Willen des Kaiſers von Rußland abhänge, Europa den Frieden zu geben. Wroughton habe ferner den Auftrag, anzufragen, auf welche Bedingungen es Seiner Majeſtät dem Kaiſer gefallen werde, den Frieden feſtzuſtellen, insbeſondere ſeinen Frieden mit dem König von Preußen. Man ſehe in England ſehr wohl ein, daß dieſer Fürſt, bei der Zerrüttung, der ſeine Angelegenheiten verfallen ſeien, ſich nicht ſchmeicheln dürfe, den Frieden anders als durch die Abtretung bedeutender Theile ſeiner Staaten zu erhalten, und indem er ihn gleichſam auf ſeine Koſten erkaufte (qu'on sent parfaitement ici que ce prince, vu l'état délabré de ses affaires, ne peut se flatter d'obtenir la paix sans faire des cessions considérables de ses états et sans l'acheter, pour ainsi dire, à ses dépends). — Dieſer in England anerkannten Wahrheit gemäß habe er, Lord Bute, der preußiſchen Regierung ſchon vor ſechs Wochen erklären laſſen, daß es hohe Zeit ſei, ernſtlich an den Frieden zu denken, daß die Regierung Englands nicht den Krieg in das Endloſe verlängern könne, bloß um Seiner Majeſtät von Preußen zu gefallen. Man habe noch keine Antwort und erwarte auch nicht, eine ſo vernünftige zu erhalten wie zu wünſchen wäre, da der König von Preußen ſich nicht allein ſchmeichle, bei dem Kaiſer von Rußland einer wohlwollenden Geſinnung in Beziehung auf den Frieden zu begegnen, ſondern auch ſonſt noch chimäriſche Hoffnungen hege. Er, Lord Bute, halte alle dieſe Hoffnungen um ſo mehr für chimäriſch, da er die Lage der Dinge ohne Leidenſchaft und ohne Voreingenommenheit beurtheile, nicht wie die preußiſchen Staatsmänner, denen es, gleich Ertrinkenden, natürlich ſei, ſich an irgend etwas zu halten, wenn auch ohne Hoffnung. Er, Lord Bute, könne ſich gar nicht als etwas Mögliches vorſtellen (ne saurait seulement se figurer), daß der Kaiſer von Rußland etwa jemals den König von Preußen ſeinen natürlichen Verbündeten vorziehen könnte, und deſſen Wohlergehen dem des öſterreichiſchen Hofs. — Mit welchem Eifer die Regierung Englands auch den Frieden herbeizuführen ſtrebe, könne ſie doch nicht wünſchen, daß der Kaiſer von Rußland ſeine Truppen zurückziehe, die, beſtimmt gegen Preußen zu operiren, im Felde ſtünden, und von denen der König von Preußen jetzt befreit zu werden hoffe. Die ruſſiſchen Truppen zurückziehen, würde nicht den Frieden

leben (subsister) können, die verlassenen Provinzen werden (sofort) vom Feinde besetzt werden, und die darin vorbereiteten Magazine werden ihm zu Theil werden." — Und wenn man denn auch nach einer gewonnenen Schlacht (après quelque succès heureux) in die eine oder die andere aufgegebene Provinz zurückkehren wollte, würde das Elend dieser Länder es unmöglich machen, die Truppen darin zu verpflegen, die Magazine würden verloren sein, folglich würde man genöthigt sein, eben so schnell wieder hinauszugehen, als man hineingegangen wäre. — (Daß die Magazine in Festungen aufgehäuft sein konnten, und nicht ohne weiteres verloren gegangen sein mußten, fällt dem Prinzen seltsamer Weise gar nicht ein!) — „Uebrigens", fährt Prinz Heinrich fort, „hat uns die Erfahrung gelehrt, daß man eine Armee nicht so leicht zerschmettert" (D'ailleurs l'expérience nous a appris qu'on n'écrase pas si tôt une armée, — es war doch bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen geschehen), „überdem, wenn Sie mit gesammter Macht auf die eine oder die andere feindliche Armee zumarschiren, wird diejenige, die Sie aufsuchen, sich in einen der bekannten (unangreifbaren) Posten zurückziehen, die sich in allen den Provinzen, in denen seit sechs Jahren Krieg geführt wird, in großer Zahl finden. Ich räume alle Unzuträglichkeiten ein, die sich ergeben, wenn man allen feindlichen Armeen Armeen entgegenstellt, aber, da es sich (nur) darum handelt, unterzugehen, ist einzig und allein zu ermitteln nöthig, welche Art des Todes die langsamste ist (mais comme il s'agit de périr, il est seulement nécessaire de savoir quelle est la mort la plus lente), und ist der Termin entfernt, so läßt er einige Hoffnung auf das Eintreten irgend eines unerwarteten Ereignisses, und aus dieser Rücksicht glaube ich entschieden (je crois pour sûr), daß man die Feinde länger aufhalten würde, wenn man ihnen einige Truppen entgegenstellt (en leur opposant du monde), als wenn man ihnen freie Hand läßt, um mit gesammter Macht auf Eine (feindliche) Armee zu fallen. Ein guter Arzt sucht den Kranken hinzuhalten, wenn er ihn nicht heilen kann, und hat dann, wenn der Kranke stirbt, wenigstens den Trost, daß es nach den Regeln des Galenus und Hippokrates erfolgt ist; ich glaube demnach, daß (getrennte) Korps den Feinden gegenübergestellt, sie wenigstens etwas aufhalten würden, und das ist alles, was man in unserer Lage thun und hoffen kann."

Zugleich regte sich bei dem Prinzen, da die Lage ungemein kritisch zu werden drohte, auch wieder das Verlangen, den Heerbefehl niederzulegen, oder vielmehr sich davon los zu sagen. Er deutete in einem zweiten Brief von demselben Tage (16. Januar) sehr bestimmt an, daß der Zustand seiner Gesundheit ihm schwerlich gestatten werde, an der Spitze der Armee zu bleiben, und zugleich giebt er seinem Bruder mit einer etwas derben Feinheit zu verstehen daß er sich zu seinem Verderben in leeren Träumen ergehe. „Die Hoffnung", sagt er, „die auf dem Grunde der Büchse Pandoras lag, ist der einzige Trost in Fährlichkeiten (dans les vicissitudes), aber sie täuscht zuweilen, und oft verräth sie (souvent elle trahit), indem sie die Dinge anders sehen läßt als sie sind, was dann die Menschen in ein Labyrinth ohne Ausweg führt."

Wollte der König nicht ernstlich zürnen, so konnte er auf diese Dinge nicht anders als mit einem leisen Anflug von Ironie antworten; das geschah (am 20. Januar) in folgenden Worten: „Sie wissen, daß bei Molière zwei Aerzte auftreten, der Arzt „desto schlimmer" und der Arzt „desto besser", und diese beiden können unmöglich derselben Meinung sein. Ich habe einen Kranken zu behandeln, der ein heftiges Fieber hat, und verordne ihm in einem verzweifelten Fall ein durchgreifendes Heilmittel (de l'émétique), Sie wollen ihm bloß schmerzlindernde Mittel (des anodins) geben, da wir aber noch nicht bis zu dem Aeußersten gekommen sind (wo nichts Anderes mehr zu thun bliebe), bitte ich Sie, ernsthaft zu überlegen was Ihnen Anhalt (von meinetwegen) gesagt hat."

Als der König und sein Bruder diese Briefe wechselten, war bereits seit einer Reihe von Tagen das Ereigniß eingetreten, das die politische Lage entscheidend verändern und den Krieg zu einem für Preußen günstigen Abschluß bringen sollte. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland war am 5. Januar gestorben. — Vielleicht war die letzte Antwort Friedrichs II. an den Prinzen Heinrich zum Theil deshalb so nachsichtsvoll und milde ausgefallen, weil der König als er sie schrieb, bereits seit vierundzwanzig Stunden wußte, was geschehen war.

Daß der neue Kaiser von Rußland, Peter III., mit der Exaltation eines edel gearteten Gemüths und schwachen Geistes für Friedrich den Großen schwärmte, war allgemein bekannt, der König durfte daher wohl

mit Zuversicht erwarten, daß dieser Regierungswechsel Preußen zum Vortheil gereichen werde; doch ließ sich im ersten Augenblick noch nicht übersehen, wie weit die Hoffnungen in dieser Beziehung gehen durften.

In der Hofburg zu Wien war man durch die Trauerbotschaft aus Petersburg nicht wenig erschreckt. Man machte zwar wohl noch einige schwache Versuche, den neuen Kaiser von Rußland in den Bahnen der bisherigen Politik seines Kabinets fest zu halten, aber ohne Zuversicht, ohne selbst an die Möglichkeit eines Erfolgs zu glauben. Im Wesentlichen glaubte sich die österreichische Regierung trotz der materiellen, keineswegs unbedeutenden Ueberlegenheit, der sie ganz allein, ohne alle Verbündeten, Preußen gegenüber gebot, auf eine Defensive zurückgeworfen, die man noch dazu geneigt war für eine hoffnungslose zu halten. Man zweifelte vom allerersten Augenblick daran, daß es möglich sein werde, sich im Besitz des Gewonnenen zu behaupten, und mußte sich gestehen, daß es selbst dazu der äußersten Anstrengungen bedürfen werde. So war denn auch die erste Sorge, die bereits verfügte Reduktion der Armee wieder rückgängig zu machen, die zwei Kompagnien wieder herzustellen, die man bei jedem Regiment hatte eingehen lassen, und die Reihen durch Rekruten vollzählig zu machen.

In England wurde die Botschaft von der Regierung in einer Weise aufgenommen, die an Eigenthümlichkeit schwerlich ihres Gleichen haben dürfte in der Weltgeschichte. Lord Bute und Georg III. befürchteten, der Regierungswechsel in Rußland könne ihrem Verbündeten, Preußen, zum Vortheil ausschlagen, und suchten diesem Unheil selbst durch die gewagtesten Mittel vorzubeugen.

Bald nachdem die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Elisabeth zu London eingetroffen war, ließ Lord Bute (am 6. Februar) den Botschafter Rußlands am englischen Hofe, Fürsten Galitzyn zu sich entbieten, um ihm mitzutheilen, daß er außer dem Gesandten Englands, der bei der Regierung in Petersburg beglaubigt war, noch den ehemaligen Konsul Wroughton als besonderen Ministerresidenten dorthin abfertige. Dem Gesandten, Sir Robert Keith, glaubte Lord Bute solche Aufträge wie er jetzt im Sinn hatte, nicht geben zu können; Wroughton war zu allem, auch zu dem Bedenklichsten, zu gebrauchen und bekannt dafür. Was das für Aufträge waren, sollte auch Galitzyn erfahren. Lord Bute erging sich in dem Ausdruck der allerfreundschaftlichsten Gesinnung für

Rußland und seinen Kaiser, dann eröffnete er dem Gesandten (avec sa candeur ordinaire bemerkt Galitzyn) Wroughton sei beauftragt, der russischen Regierung zu „insinuiren" daß es jetzt nur von dem Willen des Kaisers von Rußland abhänge, Europa den Frieden zu geben. Wroughton habe ferner den Auftrag, anzufragen, auf welche Bedingungen es Seiner Majestät dem Kaiser gefallen werde, den Frieden festzustellen, insbesondere seinen Frieden mit dem König von Preußen. Man sehe in England sehr wohl ein, daß dieser Fürst, bei der Zerrüttung, der seine Angelegenheiten verfallen seien, sich nicht schmeicheln dürfe, den Frieden anders als durch die Abtretung bedeutender Theile seiner Staaten zu erhalten, und indem er ihn gleichsam auf seine Kosten erkaufte (qu'on sent parfaitement ici que ce prince, vu l'état délabré de ses affaires, ne peut se flatter d'obtenir la paix sans faire des cessions considérables de ses états et sans l'acheter, pour ainsi dire, à ses dépends). — Dieser in England anerkannten Wahrheit gemäß habe er, Lord Bute, der preußischen Regierung schon vor sechs Wochen erklären lassen, daß es hohe Zeit sei, ernstlich an den Frieden zu denken, daß die Regierung Englands nicht den Krieg in das Endlose verlängern könne, bloß um Seiner Majestät von Preußen zu gefallen. Man habe noch keine Antwort und erwarte auch nicht, eine so vernünftige zu erhalten wie zu wünschen wäre, da der König von Preußen sich nicht allein schmeichle, bei dem Kaiser von Rußland einer wohlwollenden Gesinnung in Beziehung auf den Frieden zu begegnen, sondern auch sonst noch chimärische Hoffnungen hege. Er, Lord Bute, halte alle diese Hoffnungen um so mehr für chimärisch, da er die Lage der Dinge ohne Leidenschaft und ohne Voreingenommenheit beurtheile, nicht wie die preußischen Staatsmänner, denen es, gleich Ertrinkenden, natürlich sei, sich an irgend etwas zu halten, wenn auch ohne Hoffnung. Er, Lord Bute, könne sich gar nicht als etwas Mögliches vorstellen (ne saurait seulement se figurer), daß der Kaiser von Rußland etwa jemals den König von Preußen seinen natürlichen Verbündeten vorziehen könnte, und dessen Wohlergehen dem des österreichischen Hofs. — Mit welchem Eifer die Regierung Englands auch den Frieden herbeizuführen strebe, könne sie doch nicht wünschen, daß der Kaiser von Rußland seine Truppen zurückziehe, die, bestimmt gegen Preußen zu operiren, im Felde stünden, und von denen der König von Preußen jetzt befreit zu werden hoffe. Die russischen Truppen zurückziehen, würde nicht den Frieden

ſchneller herbeiführen, ſondern im Gegentheil den Krieg verlängern, denn wenn dem öſterreichiſchen Hofe der thätige Beiſtand (la coopération) der ruſſiſchen Armee entgehe, werde der König von Preußen noch lange im Stande ſein, den Krieg gegen die Kaiſerin-Königin (Maria Thereſia) fortzuſetzen; das aber wünſche die Regierung Englands ganz und gar nicht; ſie wolle im Gegentheil nur den König von Preußen vor einem gänzlichen Ruin bewahren, aber ihn zu gleicher Zeit „zwingen", vernünftige Opfer an Land und Leuten, an Theilen ſeiner Staaten zu bringen. — (Ce que la cour d'ici ne souhaite pas (?) aucunement, et ne cherche au contraire que de sauver le roi de Prusse d'une ruine totale, mais de l'obliger en même temps à faire des sacrifices raisonnables de ses états.)

Zu gleicher Zeit ſtellte Lord Bute ſeinem vertrauten Sendling Wroughton 100 000 Pfund Sterling zur Verfügung, um durch Beſtechung ruſſiſcher Staatsmänner zu bewirken, daß Rußlands Heere als Feinde Preußens im Felde und in Thätigkeit blieben. England, durch Lord Bute geleitet und vertreten, begnügte ſich nicht einmal damit, rechts und links, in Petersburg wie in Wien, in unerhörter Weiſe Provinzen ſeines Verbündeten auszubieten —: es war auch noch bemüht, ſo viele Feinde als möglich gegen den eigenen Verbündeten aufzurufen. Etwas Aehnliches iſt wohl ſonſt nie und nirgends vorgekommen.

Die Zwecke ſeiner Politik zu fördern, nahm Lord Bute auch noch zu anderen Mitteln ſehr zweideutiger Natur ſeine Zuflucht, unter anderem zu Fälſchungen. Friedrich der Große wurde in England, beſonders von den liberalen Parteien, als der Held des proteſtantiſchen Glaubens gefeiert, und allgemein folgte man dem Verlauf ſeines ruhmvollen Kampfes mit bewundernder Theilnahme. Das war natürlich einer Regierung, die ihn preisgeben wollte, unbequem. Lord Bute und Georg III. ſcheinen geglaubt zu haben, ihre beabſichtigte Politik werde im eigenen Lande weniger gemißbilligt werden, wenn es gelang, die Popularität des Königs von Preußen zu untergraben. Schmähſchriften, in denen Friedrich II. theils verſpottet, theils als ein frevelnder Thor dargeſtellt wurde, ſuchte man gefliſſentlich in Umlauf zu ſetzen, und im Zuſammenhang mit dieſem Treiben gab ein Familienereigniß Veranlaſſung zu einer Fälſchung. Georg III. vermählte ſich mit einer Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz — oder eigentlicher von Mecklenburg-Mirow, einer Neben-

linie des Strelitzer Hauses — da wollte man auch das Interesse nützlich verwerthen, das eine junge neuvermählte Königin des Landes in England stets erregt. Das Haus Mecklenburg-Strelitz gehörte zu denen, die sich in Deutschland der Sache Preußens treu angeschlossen hatten, und deshalb wurde auch von preußischer Seite, während man die Mecklenburg-Schwerinschen Lande als feindliche behandelte, das Strelitzsche Gebiet auf das sorgfältigste geschont. Doch, man durfte wohl voraussetzen, daß dies in England nicht allgemein bekannt sei, wenigstens ließ man sich dadurch nicht abhalten, einen rührenden Brief, den die junge Königin vor ihrer Vermählung, man sagte nicht genau wann, ob etwa in ihrem vierzehnten Jahre, an den König von Preußen gerichtet haben sollte, gedruckt in einer vielgelesenen Zeitschrift zu verbreiten. Der Brief enthält eine idyllische Schilderung des Glücks, das vor dem Kriege im Strelitzer Lande herrschte, und eine herzzerreißende von dem Unheil, das die angeblichen Freunde, die Preußen, da angerichtet hätten; die Prinzessin bittet um Erbarmen. Die Absicht der Fälschung tritt besonders darin hervor, daß man die Prinzessin sagen läßt, sie wisse nicht, ob sie sich über Friedrichs Siege freuen könne, oder ob sie darüber trauern solle, da diese Siege Jammer und Elend über ihr Vaterland brächten. Der Umstand, daß die junge Königin von England schwieg zu dem Mißbrauch, der in solcher Weise mit ihrem Namen getrieben wurde, läßt vollends — sofern es noch eines Beweises bedürfen sollte — keinen Zweifel darüber, von wo die Fälschung ausging.

Neben einer Unredlichkeit ohne Gleichen zeigt sich in allen diesen Dingen auch der vollendete politische Unverstand Lord Butes. Entsprach es etwa dem Interesse Englands, daß Ostpreußen und dann voraussichtlich bald auch Danzig russischer Herrschaft verfiel, daß Rußland sich in immer größerem Umfang der Küsten der Ostsee bemächtigte, seine maritimen Mittel unberechenbar vermehrte und zunächst unumschränkter Herr eben der Ostsee wurde? — Entsprach es den Interessen Englands, daß Rußland durch die neue geographische Stellung, die man ihm einräumen wollte, die man ihm anbot, die unbedingteste Herrschaft über Polen gewann, und die Möglichkeit aus nächster Nähe einen fortwährenden, gebieterischen Druck auf Norddeutschland zu üben? — Daß das schützende Bollwerk Norddeutschlands, die einzige Macht, die diesem Druck Widerstand leisten konnte, daß Preußen zertrümmert wurde?

Und selbst in Dingen, deren Verständniß weder einen ungewöhnlichen

Scharfsinn noch einen die Welt umfassenden staatsmännischen Blick erforderte, hatte sich Lord Butes Mangel an Urtheil und Einsicht bewährt. Er hatte keine Ahnung von der Verkehrtheit der Mittel, die er in Anwendung bringen wollte. Peters III. Gesinnung war weltbekannt. Wie er diese mehr als seltsamen Mittheilungen aufnehmen, welchen Gebrauch er davon machen würde, das konnte jeder halbwegs Verständige vorher wissen.

Der Kaiser von Rußland war empört, als er durch Galitzyns Berichte von Lord Butes Anerbietungen in Kenntniß gesetzt wurde — und ließ den Inhalt dieser Berichte dem König von Preußen mittheilen, mit dem er bereits über den Frieden unterhandelte — wenn auch noch nicht in aller Form.

Den Vertretern Preußens zu London hatte Lord Bute gesagt, Wroughton werde nach Petersburg gesendet, weil Robert Keith bei dem neuen russischen Hofe nicht gut angeschrieben sei. In Wahrheit aber stand dieser Staatsmann sowohl bei Peter III. als bei der Kaiserin Katharina in hoher Achtung, Wroughton dagegen wurde einfach abgewiesen; man gestattete ihm nicht, sich zu melden und seine Kreditive zu überreichen — eine Demüthigung, die Lord Bute der Krone England aus Unkenntniß der diplomatischen Formen zuzog. Er hatte gar nicht daran gedacht, zum Voraus, wie das üblich ist, vertraulich anzufragen, ob diese Sendung dem russischen Hof genehm sein werde.

So eigenthümlich aber auch Lord Butes Politik unstreitig war, hat sie doch einen Vertheidiger gefunden. Freilich nur einen im Lauf eines Jahrhunderts — und nicht in England. Dieser Eine ist Arneth, der hier seinen Grundsätzen untreu zu werden scheint. Er brandmarkt es nämlich als „Treulosigkeit", daß die französische Regierung, die ungeheure Verluste in allen Welttheilen erlitten hatte, daran dachte, die von französischen Truppen besetzten Rheinlande ohne Rücksicht auf den Wortlaut der mit Oesterreich geschlossenen Verträge als Kompensationsobjekte zu Gunsten nicht Oesterreichs sondern Frankreichs in Rechnung zu bringen — und bei einem so feinen Gefühl für Treulosigkeit findet er doch Englands Haltung Preußen gegenüber in hinreichender Weise gerechtfertigt. Er muß zwar einräumen, daß es nicht eigentlich Englands Sache war, seinen Verbündeten zu Gebietsopfern zu zwingen, aber er sagt, an und für sich lasse sich doch gegen die Richtigkeit des Gedankens

nichts einwenden, daß „weder ein englisches noch ein europäisches Interesse verlangte, den König von Preußen ohne alle Einbuße aus diesem Kriege hervorgehen zu sehen." — Und an einer anderen Stelle (II, 289) tadelt er es mit entschiedener Strenge, daß Pitt, während er Minister war, vortheilhafte Friedensbedingungen, die Frankreich bot, „zum großen Theile" wenigstens auch deshalb zurückwies, „weil sich Frankreich nicht herbeiließ, gleichzeitig auch Preußen gegen jede etwaige Einbuße sicher zu stellen." — Von Vertragstreue oder „Treulosigkeit" kann hier natürlich nicht die Rede sein, denn der Verträge, durch die England verpflichtet war, gedenkt Arneth in diesem Zusammenhang nicht — so wenig, als Lord Bute selbst. Wer wird sich auch unbequemer Dinge zu ungelegener Zeit erinnern!

Wie dem sei, so wenig Ansichten und Grundsätze, die in Arneths Werk an verschiedenen Stellen hervortreten, zusammenstimmen wollen, so müssen wir doch bei ihm eine entschiedene Folgerichtigkeit der Gesinnung und der Stimmung anerkennen, die seine Auffassung des geschichtlichen Hergangs selbst in allen Einzelnheiten beherrscht. Und beides hängt sogar auf das innigste zusammen, oder vielmehr das Eine geht aus dem Anderen hervor. Jene Inkonsequenz in den Grundsätzen ist eben durch die Folgerichtigkeit der Gesinnung bedingt. Läßt sich doch Arneth durch die Stimmung, die ihn beherrscht, mit einer Folgerichtigkeit, zu der gewiß nicht ein Jeder den Muth hätte, zu der strengen Ueberzeugung bestimmen, daß die schnöde Ermordung des legitimen Kaisers von Rußland, Peters III., nur die verdiente Strafe für den Landesverrath gewesen sei, den dieser Kaiser geübt habe. Danach müssen wir es wohl als etwas Selbstverständliches hinnehmen, daß Arneth nicht Lord Butes Anerbietungen zu Wien und Petersburg als „Treubruch" bezeichnet, sondern lediglich das Verfahren Peters III., der die Eröffnungen, die ihm aus England zugekommen waren, dem König von Preußen mittheilen ließ. Es geht auch das vollkommen folgerichtig aus der für Arneth maßgebenden Stimmung hervor.

Lord Butes sehr unglücklich angelegte Intriguen hatten zu Petersburg so wenig wie zu Wien Glück gemacht, aber dieser britische Staatsmann glaubte, daß ihm auch sonst noch Mittel zu Gebote ständen, den König von Preußen zu einem nachtheiligen Frieden, zu Opfern an Gebiet zu zwingen.

Die Antwort König Friedrichs auf die Zumuthung, seinen Frieden mit Oesterreich durch gleichviel welche Opfer zu erkaufen, war nämlich — lange durch Wind und Wetter aufgehalten — gegen Ende Februar in England eingetroffen — aber, wie man vorhergesehen hatte, war sie nicht entfernt so „vernünftig" ausgefallen, wie man wünschte. In einem persönlichen Brief an Georg III. sagte König Friedrich im Wesentlichen, daß es sich nur noch um ein wenig Standhaftigkeit und Ausdauer handle, um diesen unseligen Krieg zum Vortheil Englands und seiner Verbündeten zu enden. Die Thronveränderung in Rußland und die sichtliche Erschöpfung Oesterreichs berechtigten vollkommen zu dieser Aeußerung.

In einer gleichzeitigen schriftlich abgegebenen Erklärung sagte der preußische Minister, Graf Finckenstein, daß der König auf Mittel bedacht sei, die Verluste des letzten Feldzuges wieder gut zu machen, natürlich aber auch sehr bereit zum Frieden. Der Widerspruch gegen eine friedliche Verständigung, der vom Wiener Hof zu erwarten sei, beunruhige den König um so weniger, da die Preußen günstige Gesinnung des Kaisers und der Kaiserin von Rußland neue Wege der Unterhandlung eröffnete, die Preußen auch bereits benutzt habe.

Das war alles sehr verdrießlich; besonders aber war es dieser letztere Wink. Doch da Georg III. und sein Kabinet sich zur Zeit noch schmeichelten, allen für Preußen günstigen Folgen des Regierungswechsels in Rußland vorbeugen zu können, ging man stillschweigend darüber hin. Lord Bute und sein Kollege, der Herzog von Newcastle fanden die preußischen Erklärungen viel zu allgemein gehalten; weder über die Streitkräfte und Hülfsquellen, die dem König blieben, noch über die Bedingungen, unter denen er Frieden schließen wolle, werde Auskunft gegeben. Davon besonders müsse aber das Ministerium Englands unterrichtet sein, ehe es von dem Parlament Subsidien für Preußen verlangen könne. Besonders sprach Lord Bute ganz unumwunden aus, man wolle wissen, welche Opfer der König von Preußen seinen Feinden bringen wolle, um den Frieden zu erkaufen, den er unmöglich ohne Opfer erhalten könne. Wenn er etwa auf einen Frieden unter anderen Bedingungen Anspruch erheben wolle, könnten ihm seine Verbündeten darin nicht beistehen.

Da die preußischen Gesandten erwiderten, daß man sich über die Friedensbedingungen nicht aussprechen könne, ohne die Absichten sowohl

des Wiener als des Petersburger Kabinets zu kennen, und schließlich um bestimmte Auskunft über die Subsidien baten, weil der König von Preußen noch vor der Eröffnung des Feldzugs wissen müsse, in wiefern er auf den Beistand seiner Verbündeten zählen könne, antwortete Lord Bute — am 26. Februar — in einer Weise, die vollends keinen Zweifel über Englands Absichten ließ.

Der König von England wünsche, so lautete diese Erklärung, daß die Beihülfe, die er dem König von Preußen gewähren wolle, dem Abschluß des Friedens, nicht der Fortsetzung des Krieges diene. Die preußischen Erklärungen enthielten nichts über die Bedingungen, unter denen König Friedrich Frieden schließen wollte; von der Abfertigung eines preußischen Bevollmächtigten nach Petersburg sei die britische Regierung unterrichtet, höchst auffallender Weise aber werde über dessen Instruktionen von Seiten Preußens Stillschweigen beobachtet. Doch ändere das nichts an dem Entschluß der Regierung Großbritanniens, die Zahlung der Subsidien von 670 000 Pfd. Sterl. zu vermitteln — wenn nämlich der König von Preußen seine Ideen in Beziehung auf den Frieden vorgelegt, und Seine britische Majestät diese Ideen angemessen und dem Zweck entsprechend befunden haben werde.

Durch die Andeutung, daß er, je nachdem Preußen sich fügte oder nicht, eine Summe von 670 000 Pfd. Sterl. gewähren oder vorenthalten könne und werde, glaubte Lord Bute Friedrich den Großen nach seinem Willen lenken und dahin bringen zu können, daß er seinen Feinden entgegenkommend Provinzen seines Reichs anbiete!

Auf dergleichen konnte König Friedrich nicht anders antworten, als durch eine Aeußerung der Verachtung und durch die Erklärung, daß er auf die Subsidien verzichte. — Er hatte sich aller Noth der Zeiten ungeachtet stets so einzurichten gewußt, daß am Schlusse eines jeden Jahres die Summen, die erfordert wurden, die Kosten des nächsten Feldzugs zu bestreiten, in Bereitschaft lagen. Das kam ihm jetzt trefflich zu statten; Lord Bute scheint es nicht gewußt zu haben. — Für den Augenblick war somit die Finanznoth in dem von Natur armen und vielfach durch den Krieg verwüsteten Preußen geringer als in dem reichen Oesterreich, dessen Gebiet der Krieg doch nur wenig berührt hatte. Der König von Preußen wußte diesen Umstand in Rechnung zu bringen.

So unbegrenzt Peters III. leidenschaftliche Bewunderung für Friedrich den Großen auch war, so unbedingt sein Eifer, konnte doch der Friede Rußlands mit Preußen nicht augenblicklich geschlossen werden. Eine Erklärung, die der neue Kaiser schon am 23. Februar den Vertretern der fremden Mächte an seinem Hofe zustellen ließ, machte allerdings jedem Zweifel in Beziehung auf seine Absichten, wenn es einen solchen überhaupt noch geben konnte, vollends ein Ende, doch mußten die herkömmlichen Formen beobachtet werden. Die Erklärung war als die Einleitung zu Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden gehalten. Der Kaiser sagte darin, er erachte es für seine erste Pflicht, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern — seinem Reich den Frieden zu verschaffen, der ihm so nöthig, so kostbar sei — und alles Mögliche dazu beizutragen, daß die Segnungen des Friedens dem gesammten Europa zu Theil würden. Darum sei er bereit, auf alle in diesem Kriege durch die russischen Waffen gemachten Eroberungen in der Erwartung zu verzichten, daß die verbündeten Mächte ebenfalls die Rückkehr der Ruhe, des allgemeinen Friedens, den Vortheilen vorziehen würden, die sie von der Fortsetzung des Krieges erwarten könnten.

Wurden diese Mittheilungen von den Verbündeten ablehnend beantwortet, so war es immerhin um etwas besser eingeleitet, daß Rußland sich von den bestehenden Verträgen lossagte und seine eigenen Wege ging. Die ablehnende Antwort Oesterreichs erfolgte zunächst an Ort und Stelle durch den österreichischen Botschafter, Grafen Mercy d'Argenteau, der erklärte, daß die Kaiserin Maria Theresia nicht weniger als der Kaiser von Rußland von dem Wunsch nach baldiger Herstellung des Friedens beseelt sei, ihre aufrichtige Geneigtheit Frieden zu schließen, die sie bereits dargethan habe, sich aber doch nur auf einen Frieden beziehen könne, der den Grundsätzen der Ehre und dem ursprünglichen Endzweck der Allianz in gleicher Weise entspreche. — Die später (22. März) unmittelbar aus der Hofburg zu Wien erlassene Gegenerklärung war um Vieles gemäßigter; des ursprünglichen Zwecks der Verbindung gegen Preußen wurde darin nicht gedacht; nur der Verpflichtungen gegen die Verbündeten. Um so stolzer ablehnend war die Antwort Frankreichs. — Der sächsische Hof sprach von Warschau her die Ueberzeugung aus, daß man doch ganz gewiß nicht werde Frieden schließen wollen, ohne eine gerechte Schadloshaltung für Sachsen auszubedingen. Uebrigens wollten, versicherte Graf

Brühl, Seine polnisch-sächsische Majestät, durch eine unerwartete Invasion ohne ihren Willen in diesen Krieg verwickelt (impliquée dans la guerre présente, par une invasion imprévue à laquelle elle n'avait pas donné lieu), von Gefühlen der Humanität und väterlicher Zärtlichkeit für ihre Völker bewogen, dem Frieden gern das zürnende Bewußtsein der erfahrenen Beleidigungen (le ressentiment des injures reçues) opfern, und in seinen gerechten Ansprüchen nach Maß der Möglichkeit die größte Mäßigung walten lassen.

Darauf wurde denn am 5. Mai der Friede zwischen Rußland und Preußen geschlossen, in dem Rußland alle gemachten Eroberungen, Ostpreußen und Kolberg, zurückgab ohne irgend eine Gegenforderung zu erheben. Unmittelbar darauf ward auch ein Bündniß zwischen beiden Staaten unterzeichnet, durch das Peter III. sich anheischig machte, den König von Preußen mit einem Hülfskorps von 20 000 Mann zu unterstützen. Er erbat sich dafür den preußischen Husaren-General Belling und dessen in kurzer Zeit berühmt gewordenes Regiment. Es sollte unter seinem Führer bei dem Vortrab des russischen Heeres verwendet werden, das der Kaiser, dem sein weites Reich eigentlich nur insofern wichtig war, als es ihm die Mittel gewährte, den Gottorpischen Antheil von Schleswig wieder zu erobern, gegen Dänemark in das Feld senden wollte. In seinem Eifer ließ dann auch Peter III., wie es scheint durch den König von Preußen dazu aufgefordert, ausdrücklich erklären, daß er, wenn die Hohe Pforte gegen Oesterreich zu den Waffen greife, keine Veranlassung habe, zu Oesterreichs Gunsten einzuschreiten.

Lange ehe der Friede geschlossen war, hatte Peter III. alle kriegsgefangenen Preußen — deren allerdings nicht sehr viele waren — frei zurückgesendet, und Czernyschew hatte den Befehl erhalten, sich mit seinem Korps von den Oesterreichern zu trennen und an die Weichsel nach Ostpreußen zurückzugehen — zum weiteren Rückmarsch nach Rußland.

Der Friedensschluß Schwedens mit Preußen folgte dem Rußlands nach zwei Wochen — am 22. Mai — als etwas Selbstverständliches.

Von dem Augenblick an, in dem die Nachricht von dem Regierungswechsel in Petersburg zu Wien eintraf, wußte man sich in Maria Theresias Kabinet Rechenschaft davon zu geben, daß man von Seiten

des bisherigen nordischen Verbündeten keines Beistands mehr gewärtig sein dürfe, und man fühlte sich wie gesagt, entschieden auf die Vertheidigung zurückgeworfen, wenn man auch hin und wieder noch die Frage aufwerfen wollte, ob nicht doch eine Offensive möglich sei. Laudon hatte kurz vorher einen Operationsplan eingereicht in dem er vorschlug, Oesterreichs Hauptmacht in Sachsen zu vereinigen und die Eroberung von Magdeburg zum Endzweck der Operationen zu machen; davon konnte jetzt nicht mehr die Rede sein.

Selbst um der Vertheidigung gewachsen zu sein, glaubte man nicht bei der sofort verfügten Wiedererrichtung der reduzirten Truppentheile stehen bleiben zu können; man ging weiter und arbeitete daran, mit Hülfe neuer Rekrutenaushebungen — aller Finanznoth ungeachtet — den Effektivstand der Truppen im Vergleich mit dem des vorhergehenden Jahres um 20 000 Mann zu vermehren, wie es scheint nicht ohne Erfolg; gegen das Frühjahr wurde die Armee im freien Felde ohne die Besatzungen offiziell 140 000 Mann stark gerechnet. In der Wirklichkeit scheint sie, der Korrespondenz der Feldherren zufolge, wenn nicht dem ausrückenden, doch dem Effektivstande nach, noch um etwas stärker gewesen zu sein, ohne die Reichsarmee zu rechnen, über die Oesterreich auch verfügen konnte.

In Beziehung auf die Operationen konnte ein endgültiger Entschluß natürlich erst gefaßt werden, nachdem die Verhältnisse des Heerbefehls geordnet waren, und sie wurden erst nach einigen Schwankungen in einer Weise festgestellt, die in der österreichischen Armee nicht ohne Einschränkung freudig begrüßt wurde. Daß Laudons Ansehen in den maßgebenden Kreisen infolge des letzten Feldzuges trotz der unerwarteten Eroberung von Schweidnitz, wie es den Anschein hat, um etwas gesunken war, läßt sich allenfalls erklären; wie aber Dauns Ansehen durch seine negativen Thaten in Sachsen gesteigert sein konnte, ist schwerer zu begreifen — und doch wußte er es dahin zu bringen, daß er zuletzt als die höchste militärische Autorität anerkannt wurde.

Zwar im Anfang soll die Absicht des Hofes gewesen sein, ihn nicht wieder ins Feld rücken zu lassen; so versichert Arneth mit einer Bestimmtheit, aus der wir folgern müssen, daß seine Aussage sich auf authentische Urkunden stützt. Dauns Ernennung zum Präsidenten des Hofkriegsraths, die im Januar erfolgte, wäre somit nur ein Mittel

gewesen, ihn in ehrenvoller Weise zu beseitigen. Doch bald sollte sich die Scene ändern. Daun rechtfertigte seine Unthätigkeit in Sachsen, so schwierig das auch sein mochte, in einer Weise, die den Hofkreis überzeugte, und wußte sogar das Vertrauen Maria Theresias in solchem Grade zu gewinnen, daß selbst der Einfluß des Staatskanzlers Kaunitz durch den seinigen geschmälert wurde. Auch zum Staatsminister mit Sitz und Stimme im Kabinet der Kaiserin ernannt, erhielt der Feldmarschall nicht nur den Befehl über eine Armee, sondern den Oberbefehl über alle Heere Oesterreichs; die Leitung des Krieges im Ganzen wurde ihm in viel bestimmterer Weise anvertraut als je zuvor.

Laudon bat unter diesen Bedingungen, ihn des Befehls über die Armee in Schlesien zu entheben, an deren Spitze Daun selbst sich stellen möge. Wenn er das Kommando in Schlesien ablehnen wollte, konnte er natürlich keinen anderen mehr oder weniger selbständigen, oder auch nur gesonderten Heerbefehl übernehmen; er bat daher auch folgerichtiger Weise, ihn einfach seinem Range nach in die Ordre de bataille unter die Generale einzureihen, die ihre Abtheilungen, Glieder des Heeres, unmittelbar unter den Augen und nach den Weisungen des Oberfeldherrn führen, ohne auf eine selbständige Bedeutung Anspruch zu machen. In seinem Bittschreiben stellt er Daun sehr viel höher als sich selbst — und das Ganze ist so gehalten, als sei er selbst an seinem Feldherrnberuf irre geworden, dennoch aber ist nicht schwer, eben diesem selben Schreiben zu entnehmen, was ihn eigentlich bestimmte. Gerade weil Daun in seiner Doppeleigenschaft als Feldherr und Präsident der Verwaltungsbehörde in solcher Weise an die Spitze der militärischen Dinge gestellt war, verlangte er, sich in eine unbedeutende Stellung zurückzuziehen, und das war ohne Zweifel das Klügste, was er thun konnte. Es wäre unter solchen Bedingungen für ihn aller Wahrscheinlichkeit nach weder in seinem persönlichen noch in Oesterreichs Interesse rathsam gewesen, ein selbständiges Kommando zu übernehmen. Sich ganz vom Dienst zurückzuziehen, gestatteten dem fremden Emporkömmling Laudon, der alles was er war und besaß, der Kaiserin Maria Theresia verdankte, seine persönlichen Verhältnisse nicht.

Auch als man sich durch die entscheidende Wendung der russischen Politik im Allgemeinen auf die Vertheidigung beschränkt glaubte, war Laudon der Ansicht, man müsse sich dadurch, daß die russische Hülfe

fehle, nicht in der Offensive gegen Preußen beirren lassen. Die österreichische Hauptarmee müsse zwischen dem Zobtenberge und dem Schweidnitzer Wasser eine günstige Stellung einnehmen, um von dort aus den König zu einer entscheidenden Schlacht zu „zwingen" — die sofort der gesammten Lage eine andere Gestalt geben werde. — Setzte Laudon wirklich, müssen wir hier fragen, den Sieg mit solcher unbedingten Zuversicht voraus? — Fügte er nicht vielleicht hinzu, daß die Lage auch durch eine verlorene Schlacht nicht wesentlich weiter verschlimmert werden könne, als dahin, daß man sich eben auf eine passive Vertheidigung beschränkt sähe. Ob Laudon dabei nur an eine Vertheidigung in offensiver Form, in König Friedrichs Geist dachte, oder ob er mehr einen möglichen positiven Gewinn im Sinn hatte, ist den Mittheilungen, soweit sie bis jetzt von österreichischer Seite vorliegen, nicht zu entnehmen. Die Uebermacht, der Oesterreich auch ganz allein gebot, hätte wohl berechtigt, Erfolg und Gewinn zu hoffen, wenn nicht des Königs Persönlichkeit in die Wagschale fiel.

Daun war natürlich einer anderen, ja einer entgegengesetzten Ansicht. Ihm zufolge mußte man sich durchaus defensiv verhalten, wodurch man keineswegs auf den Erfolg der Kriegführung verzichte. Allgemein wisse man, daß die Hülfsquellen Preußens noch weit vollständiger erschöpft seien als die seiner Gegner, man dürfe demnach hoffen, daß eben diese Erschöpfung den König zwingen werde, den Frieden durch einige Opfer zu erkaufen. Dazu sei nicht nöthig, entscheidende Schläge gegen den Feind zu führen; man brauche sich nur zu vertheidigen und im Besitz dessen zu behaupten, was man bereits besitze. Defensivstellungen seien um so mehr der Lage angemessen, weil sie für den Fall, daß russische Truppen die preußische Armee verstärkten, eine größere Sicherung gegen das Uebergewicht gewährten, das die feindlichen Streitkräfte dadurch erlangen würden.

Das Alles ließ sich gar wohl als dem Zweck, den damaligen politischen Absichten Oesterreichs, entsprechend rechtfertigen, namentlich wenn man, wie Daun hier stillschweigend thut, von der Voraussetzung ausging, daß eine Schlacht, die man gegen den König von Preußen wagen wollte, wahrscheinlich verloren gehen würde. Wir wissen, daß die früheren Pläne infolge der Erschöpfung, deren man sich bewußt war, bereits aufgegeben waren; daß Oesterreich nichts mehr zu gewinnen hoffte als die

Grafschaft Glatz und außerdem nur noch gern die Zusicherung erlangt hätte, daß die fränkischen Fürstenthümer nicht mit der preußischen Monarchie vereinigt, sondern wieder zu einer Sekundo-Genitur der brandenburgischen Hohenzollern bestimmt werden sollten. Wußte man sich den Feldzug über im Besitz von Schweidnitz, Glatz und Dresden zu behaupten, vermochte der König von Preußen wirklich nicht, die Mittel zu noch einem weiteren Feldzuge aufzutreiben, dann mußte es aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen können, den Frieden auf solche Bedingungen zu schließen. Zu einem größeren Gewinn schien auch eine gewonnene Schlacht nicht führen zu können, dagegen konnte eine verlorene den Besitzstand und damit die verlangten Bedingungen des Friedens gefährden. Es war also angemessen, jedes ernste Treffen behutsam zu meiden und in festen Stellungen zu wahren, was man besaß.

Daß etwa, die preußische Armee vor ihrer Vereinigung mit russischen Verstärkungen aufzusuchen und zu schlagen, das beste Mittel sein könnte, jenes gefürchtete Uebergewicht, das sie durch diese Vereinigung gewinnen konnte, zum Voraus zu zertrümmern — das lag ganz außerhalb des Gesichtskreises Dauns. Es hätten überhaupt — wenn auch wohl Laudon — doch gewiß nur sehr wenige unter den Zeitgenossen daran gedacht; und selbst Laudon hätte, an die Spitze der österreichischen Armee gestellt, vermuthlich diesmal so wenig wie das Jahr zuvor dem Rath gemäß gehandelt, den er selbst an die Hand gab. Im Allgemeinen wären die Strategen, dem Vorschlag gegenüber, zu dem Mittel einer Schlacht zu greifen, um dem drohenden Uebergewicht des Feindes vorzubeugen, ohne Zweifel auf den Satz zurückgekommen, daß eine Schlacht unter allen Mitteln zum Ziel zu gelangen, das unsicherste sei; und obgleich in so ziemlich allen zur Zeit geltenden Lehrbüchern der Kriegskunst in der Reihe der Gründe, durch die man sich veranlaßt sehen kann, zu einer Schlacht zu schreiten, auch der Fall, daß der Feind eine Verstärkung erwarte, als einer derjenigen gezählt wird, die zu solchem Wagniß bestimmen können, wäre es wohl für die große Mehrzahl der Kriegskundigen, so gut wie für Daun und Lacy, dem imponirenden König von Preußen gegenüber bei jenem negativen Entschluß geblieben.

In der älteren Oesterreichischen militärischen Zeitschrift (Jahrgänge 1811—1813) ist auch eine Denkschrift Dauns veröffentlicht, die zu den

Akten der zu dieser Zeit gepflogenen Berathungen gehört, wenn sie auch vielleicht nicht aus deren allerletztem Stadium herrührt.

Daun hatte darin eine Reihe schriftlicher Fragen zu beantworten, welche ihm die Kaiserin persönlich vorlegte: ob nicht, wenn auch Rußland seinen Sonderfrieden schließe, mit der 140 000 Mann starken österreichischen Armee allein ein offensiver Feldzug möglich gemacht werden könnte? — Wo man ihn alsdann zu führen habe, ob in Sachsen und in Schlesien zugleich, oder in welchem dieser beiden Länder allein? — Wie demnach die Armeen in beide Länder zu vertheilen seien? — und welche Stellung die Reichsarmee zu nehmen habe?

Der Feldmarschall lehnt in seiner Antwort jede Offensive als etwas Unmögliches ab, besonders eine Offensive in Sachsen, da der letzte Feldzug bewiesen habe, daß dort selbst unter günstigeren Bedingungen als jetzt vorlägen, nichts zu gewinnen sei. Es bleibe also nichts übrig als sich, in Schlesien wie in Sachsen, auf die Vertheidigung zu beschränken — freilich „in solcher Verfassung, daß man an beiden Orten von allen unvorsehens doch vorfallen könnenden günstigen Ereignissen profitiren könne" — nämlich, wenn der Feind etwa seine ganze Macht nach Schlesien zöge, in welchem Fall man sich dann „im Stand fände" in Sachsen „mit allem Nachdruck vorwärts zu gehen" und das Land zu besetzen; — oder wenn sich umgekehrt in Schlesien günstige Verhältnisse ergäben, hier die Offensive zu ergreifen.

Der Beweis, daß in Sachsen nichts auszurichten sei, ist jedenfalls in eigenthümlicher Weise geführt — und daß jenes „profitiren" von unerwarteten Ereignissen nicht sehr energisch gemeint sei, konnte wohl ein Jeder aus dieser Urkunde herauslesen, ohne daß es dazu eines Kommentars bedurfte. Schließlich schlägt Daun folgende Vertheilung der Truppen vor: 45 000 Mann in Sachsen; davon 20 000 am Plauenschen Grunde ebenso viele bei Freiberg — falls nämlich der Feind sich in der dortigen Gegend „mehrers schwächen" sollte — wo nicht bei Dippoldiswalde; ferner 3000 Mann auf dem rechten Elbe-Ufer und 2000 zwischen Zittau und Friedland. — Alle übrigen Streitkräfte Oesterreichs in Schlesien, und zwar in folgender Weise vertheilt: 10 000 Mann bei Striegau, „um von dort aus die Gegend von Hirschberg zu beobachten;" — 30 000 auf den Höhen zwischen Freiburg und Hohengiersdorf; 40 000 in der Gegend von

Silberberg, 8000 in Oberschlesien. Außerdem sollte die Besatzung von Schweidnitz bis auf 10 000 Mann verstärkt werden.

Daun nahm wohl an, Schweidnitz könne nicht belagert werden, so lange ein österreichischer Heertheil sich auf dem nahen Rande des Gebirges behauptete, außerdem wollte er dem Feinde den Weg nach Glatz versperren, und in dieser ganz passiven Haltung dachte er das Weitere abzuwarten. Von dem, was der Feind unternehmen könnte, von Gegenmaßregeln, die dann zu treffen wären, ist in diesem Entwurf nicht die Rede. Es ist auch sonst nicht bekannt geworden, daß Daun sich irgend darüber geäußert hätte. Man muß beinahe glauben, daß er in einer Art, die an Gedankenlosigkeit streift, bei den ganz allgemeinen Anschauungen stehen blieb, die sich seiner Denkschrift entnehmen lassen, und bei dem Vorsatz, im Uebrigen „nach den Umständen zu verfahren" — einer Vorstellung, die sehr oft im Leben an die Stelle eines wirklichen Gedankens tritt, und mit der man sich begnügt, so lange die zu erwartenden Ereignisse in der Ferne liegen.

Bemerkenswerth ist auch eine Denkschrift Lacys — der Form nach an den Feldmarschall Daun gerichtet — als ein echtes Ergebniß der zur Zeit herrschenden Ansicht von den Bedingungen der Kriegführung. Doch ist um etwas mehr Nerv darin als in Dauns Entwürfen, wenngleich Lacy eben auch an alles andere eher dachte als an eine Schlacht, die ihm nicht einmal als etwas doch auch Mögliches vorschwebt.

Ihm zufolge sollten die gesammten Streitkräfte Oesterreichs in Schlesien zwischen Wartha und Patschkau, auf dem rechten Ufer der oberschlesischen Neiße — „mithin vor Glatz" — vereinigt werden. Dort hätte man eine gesicherte Stellung, von der aus man „nach Umständen" leichter „detachiren" könne. Angegriffen könne man in dieser Stellung nicht werden; „noch viel weniger" sei es dem Feinde möglich, der hier vereinigten österreichischen Armee „durch Manövers oder Märsche etwas abzugewinnen, oder aber uns wegen unserer Kommunikation einige Sorge zu erwecken." — Schweidnitz muß mit einer hinreichenden Besatzung „und allem Erforderlichen" versehen, und vor dieser Feste ein leichtes Korps aufgestellt werden, das sich „nach Umständen" auf die Höhen bei Hohengiersdorf zurückziehen könnte, „um die Kommunikation von Schweidnitz mit Böhmen zu erhalten."

Die Magazine zu Landeshut, Trautenau, Braunau und Königgrätz müssen geräumt werden, weil sie einem preußischen Korps, das einen

Einfall nach Böhmen versuchen wollte, leicht zur Beute werden könnten. Alle Vorräthe sind zu Glatz und Habelschwerdt in Sicherheit zu bringen. Ist ferner eine zahlreiche Belagerungsartillerie zu Olmütz in Bereitschaft — dann muß nach Lacys Ansicht „der König von Preußen sowohl wegen Neiße als dem Lager bei Strehlen in beständiger Besorgniß stehen." Jede Bewegung nach Niederschlesien würde für ihn so gefährlich, daß man wohl annehmen dürfte, er werde sie nicht wagen. Lacy meint auch, er wisse nicht, „wie der König von Preußen es wagen kann, sein Lager von Strehlen und die Sicherstellung von Neiße zu verlassen und die Belagerung von Schweidnitz vorzunehmen, noch viel weniger wie er seine Subsistenz und Artillerie dahin bringen werde." — So wäre denn der König, bloß dadurch daß die österreichische Armee zwischen Wartha und Patschkau vereinigt stünde, so gut wie vollständig gelähmt! Er scheint gar nichts auch nur versuchen zu können! — Doch, sollte er wider alles Vermuthen die Belagerung von Schweidnitz zu unternehmen wagen — dann hat die österreichische Armee alles Erforderliche viel näher zur Hand, um ihrerseits — Neiße zu belagern — „wornach es darauf ankommen würde, welcher von beiden Theilen sein Vorhaben geschwinder zu Stande zu bringen vermögend ist, um sodann von unserer Seite der Stadt Schweidnitz oder preußischen Theils zu Entsetzung der Stadt Neiße hilfliche Hand zu leisten." (Schon dieser behutsam gewählte Ausdruck beweist, daß man auch dabei nicht an eine Schlacht zu denken hat, sondern an irgend ein Manöver, wie 1758 bei Olmütz.)

„Wären wir so glücklich uns der Festung Neiße zu bemächtigen, so ist unstreitig, daß der größte Theil von Oberschlesien uns in die Hände geräth" — die Verbindung zwischen Glatz und Mähren wäre gesichert, und zwischen den beiden Festungen Glatz und Neiße am Neißefluß eine Stellung gewonnen, in der man sich auch gegen eine große Uebermacht behaupten kann. Das ist der Schluß mit dem Lacy endigt. Deutlich tritt hervor, daß man nach seiner Meinung gar wohl Schweidnitz verloren geben konnte, wenn man dafür Neiße gewann.

Die Ergänzung des preußischen Heeres gelang diesmal leichter und besser als das Jahr zuvor. Daß einige Tausende Gefangene aus Rußland zurückkehrten, mag immerhin etwas beigetragen haben; wichtig war wohl

vor allem, daß auch in dem nun schon in das fünfte Jahr gänzlich von Aushebungen verschonten Ostpreußen Kantonnisten einberufen werden konnten — und endlich hatten die Truppen, mit Ausnahme der in Pommern verwendeten Regimenter, nicht so bedeutende Verluste zu ersetzen, als nach den Feldzügen von 1759 und 1760.

In Beziehung darauf aber, inwiefern die Ergänzung der Armee in dem Augenblick, in dem der Feldzug eröffnet wurde, bereits durchgeführt und gelungen war, scheinen sich die Nachrichten die vorliegen, nicht unwesentlich zu widersprechen. Den Briefen zufolge, die der König am 31. Mai und 10. Juni an seinen Bruder richtete, hätte sie zur Zeit 120 000 Mann gezählt, und es wären davon 76 000 Mann in Schlesien vereinigt gewesen. Nach dem Normaletat hätte sie etwas über 160 000 Mann stark sein müssen; es fehlte ihr also auch nach dieser Berechnung noch reichlich ein Viertheil an der vorschriftsmäßigen Sollstärke. Die Berechnung selbst unterliegt dann aber auch noch manchem Zweifel. Nach einer Stelle in einem späteren Brief des Königs zu schließen, hatte er bei diesen Zahlen den Effektiv-, nicht den ausrückenden Stand der Truppen im Sinn. Doch auch in diesem Sinn aufgefaßt, möchten die beigebrachten Zahlen wohl etwas zu hoch gegriffen sein. Die Armee, die in Schlesien auftreten sollte, war noch nicht ganz beisammen, als der König die oben erwähnten Briefe schrieb; Ersatzmannschaften waren noch vielfach unterwegs, der König zählte sie ohne Zweifel mit in solcher allgemeinen Berechnung, und theils mag er sie überschätzt haben, theils aber auch waren sie noch nicht eingetroffen, als der Feldzug eröffnet wurde. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges sagt der König, seine Heeresmacht in Schlesien sei 66 000 Mann — „combattants“ und das heißt gewiß ausrückenden Standes — stark gewesen als sie in das Feld rückte, und diese Zahl ist wohl für die betreffende Zeit als die richtige anzusehen. Doch wurde somit auch die Zahl von 120 000 Mann in Reih und Glied im gegebenen Augenblick nicht wirklich erreicht, so ergaben sich dagegen andererseits, in Beziehung auf den Ersatz, ohne beabsichtigt zu sein, Verhältnisse, die wesentlich dazu beitragen konnten, das Gleichgewicht der beiderseitigen Streitkräfte, wenigstens im Laufe des Feldzugs herzustellen, je nach Umständen der preußischen Heeresmacht sogar ein Uebergewicht zu verschaffen, indem sie die Aussicht gewährten, die Truppen, auch wenn sie

Verluste erlitten, ziemlich auf demselben Grad der Vollzähligkeit zu erhalten.

Man benützte damals die Winterquartiere, um die Armeen wieder herzustellen — mit dem aber, was im Frühjahr zur Stelle war, mußte man sich dann im Allgemeinen den Feldzug über behelfen — denn Anstalten, die ermöglicht hätten, den Truppen im Laufe eines Feldzugs Ersatzmannschaften nachzusenden — Depots, Ersatzbataillone ꝛc. — gab es nicht. — Diesmal sehen wir, daß manche Regimenter, wir wissen nicht wie viele, spät im Sommer, gegen Ende des Feldzugs sogar, noch ansehnliche Verstärkungen an Rekruten erhielten. So erhielt das Dragoner-Regiment Plettenberg (Litthauische) im Juni 290 Rekruten — beinahe den dritten Theil seines Normaletats — aus Ostpreußen. Desgleichen trafen bei dem Infanterie-Regiment Jung-Braunschweig, das sein Kanton in der Neumark hatte, wie wir aus dem Tagebuch dieses Regiments ersehen, im Juni, nachdem der Feldzug bereits eröffnet war, 105 Rekruten ein; im Juli 54, — endlich in drei Transporten, am 27. August, 28. August und 3. September noch 353. Im Laufe des Feldzuges also 512 Mann, ungefähr ein Viertheil des damaligen Normaletats eines Infanterie-Regiments. Diese zur Zeit ungewöhnliche Erscheinung einer Ergänzung während der Operationen mag sich wohl daraus ergeben haben, daß die Aushebung der Rekruten in den von den Russen besetzten Landestheilen — Ostpreußen, Hinterpommern, ein Theil der Neumark — erst verhältnißmäßig spät im Jahre, gegen Ende des Winters oder im Frühjahr vorgenommen werden konnte. Es wäre aber von Interesse, zu ermitteln in welchem Stadium militärischer Ausbildung sich diese Ersatzmannschaften befanden, als sie bei dem Regiment eintrafen. Daß man sie als ganz rohe Rekruten, gleich denen, die das Regiment im Winter herkömmlicher Weise erhielt, zu Bataillonen geschickt haben sollte, die dem Feinde bereits unmittelbar gegenüberstanden, scheint kaum denkbar; und doch sieht man nicht wie und wo ihre Ausbildung sonst hätte bewirkt werden können.

So befriedigend aber auch verhältnißmäßig die Herstellung der Armee in Beziehung auf die Zahlen genannt werden konnte, scheint doch der König namentlich von dem inneren Gehalt seiner Infanterie, wie sie zur Zeit war, keine allzu hohe Meinung gehabt zu haben. Er fand es nothwendig, die Artillerie wieder namhaft zu vermehren.

Eines neuen Zerwürfnisses zwischen dem Prinzen Heinrich und dem König, das sich noch vor der Eröffnung des Feldzugs ergab, müssen wir doch im Vorbeigehen erwähnen, wenn es auch dem Anschein nach ohne Folgen blieb. Mehreres traf zusammen, es hervorzurufen. Der König zeigte sich befremdet dadurch, daß sich während eines so thatenlosen Feldzugs wie der letztvergangene in Sachsen gewesen war, ein wirklich ganz unverhältnißmäßig großer Verlust an Reiter- und Artilleriepferden ergeben hatte, und verlangte Auskunft darüber, wie das zugegangen sei. Schon das vermerkte der Prinz sehr übel. Seinerseits glaubte sich Prinz Heinrich noch im März in großer, dringender Gefahr und verzweifelte daran, sich in Sachsen behaupten zu können. Er besorgte, das Korps kursächsischer Truppen, das mit den Franzosen vereinigt focht, werde sich von Hessen aus mit der Reichsarmee vereinigen und so eine Armee bilden, „der man nicht eine Katze entgegenzustellen habe" (à laquelle il n'y a pas un chat à opposer). Da der Prinz nicht auf die Theorie seines Bruders einzugehen vermochte, daß man von einer zentralen Stellung aus ein und dieselben Streitkräfte successive gegen verschiedene Feinde verwenden könne, vielmehr durchaus von der Ansicht geleitet wurde, daß jedem besonderen Feinde ein eigenes Heer, gleichsam als eisernes Inventarium, gegenübergestellt werden müsse, schien es ihm thöricht, daß man ihm in seiner vermeintlichen Noth keine Verstärkungen senden, vielmehr noch einen Theil der früher in Pommern verwendeten Truppen nach Schlesien ziehen und dennoch verlangen wollte, er solle sich in Sachsen behaupten. Es war ihm, als werde von ihm verlangt, er solle das Unmögliche möglich machen, und er gab in seinen Briefen mittelbar, aber keineswegs undeutlich zu erkennen, wie thöricht ihm das alles vorkam. Außerdem fand er, daß man von den kursächsischen Landen an Lieferungen, Vorspann und dergleichen zu viel verlange, mehr als beizutreiben möglich sei. — Auch die nöthigen Pferde für Reiterei und Artillerie seien nicht zu beschaffen.

Vieles, was der König angeordnet hatte, geschah in der That gar nicht oder nur säumend, spät und unvollständig, so daß der König sich veranlaßt sah (am 14. März), seinem Bruder zu schreiben: wenn er selbst nur auf drei Wochen nach Sachsen gehen könnte, würde es ihm wohl gelingen, dort alles für den Prinzen gehörig einzurichten (je crois que je parviendrais à vous arranger en tout), da er sich aber von

Breslau nicht entfernen dürfe, sende er den Flügeladjutanten Anhalt nach Sachsen mit besonderen Befehlen an die dort angestellten Generale und dem Auftrag, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten zu nöthigen (avec des ordres aux généraux pour les obliger à leur devoir).

Das nahm Prinz Heinrich in hohem — im höchsten Grade übel. Ein königlicher Flügeladjutant, ein Faiseur mit besonderer Vollmacht in unabhängiger Stellung neben ihm, das war zu viel! — Auch war schon durch Anhalts Sendung wie in den Briefen des Königs in hinreichend verständlicher Weise ausgesprochen, daß der König weder die Ansichten seines Bruders für richtig, noch die Maßregeln, die er getroffen hatte, für zweckmäßig hielt. Erbittert kündigte der Prinz darauf, zunächst auf einem Umwege (26. März) in einem Brief an den Kabinetsrath Eichel, den Vorsatz an, seinen Abschied zu nehmen. Vielleicht waltete dabei die Hoffnung, der König werde, davon unterrichtet, entschuldigend einlenken. Jedenfalls sollte Eichel dafür sorgen, daß den Prinzen deshalb keine Unannehmlichkeiten träfen, daß man ihm gegenüber den Anstand wahre, der überall anderswo (par tout ailleurs) denen gegenüber beobachtet werde, die dem Staat gedient haben.

Als dann aber noch ein Brief (vom 27.) eintraf, in welchem der König rügte, daß der Prinz ihm falsch berichtet habe in Beziehung auf die Zahl der österreichischen Regimenter, die aus Sachsen nach Schlesien in Marsch gesetzt worden seien, verlor Prinz Heinrich vollends Fassung und Haltung. In einem hadernden Brief (30. März) an seinen Bruder erklärte er, der gerügte Irrthum könne doch nur dem Spion zur Last gelegt werden, von dem die Nachricht herrühre: „nichts destoweniger gefallen Sie sich darin, mich verantwortlich machen zu wollen für das Unheil, das Ihnen daraus entstehen kann“ (Cependant vous vous plaisez à vouloir me rendre responsable du malheur, qui pourrait vous en arriver). — „Ihre früheren Briefe, über die ich schweigen wollte, und dieser letzte Beweis Ihres Mangels an Freundschaft (manque d'affection) lassen mich recht bestimmt erkennen, welcher Zukunft ich sechs Jahre meines Lebens geopfert habe“ (me font bien connaître à quelle fortune j'ai sacrifié six ans de ma vie).

Darauf konnte der König wohl kaum anders antworten, als (3. April) durch ein kurzes Billet, das weniger darauf berechnet war, den Prinzen zu versöhnen, als darauf, ihn zu einem Bewußtsein dessen,

was sich ziemt, zu erwecken. Er nennt den Prinzen darin „Monseigneur“, indem er ihn auffordert, seinen Zorn zu mäßigen und, da er stets Nachsicht predige, sie auch in etwas zu üben, denen gegenüber, die nicht die Absicht hätten, ihn zu beleidigen „ou de lui manquer de respect“; er möge geruhen, die Bemerkungen, welche die Umstände zuweilen nöthigten ihm zu machen, in etwas gütigerer Stimmung aufzunehmen.

Den Prinzen mochten diese Zeilen um so weniger beruhigen, da die Besorgnisse, die er äußerte, die Maßregeln, zu denen er rathen oder greifen wollte, für den König stets Gegenstand ablehnender kritischer Bemerkungen blieben, denen sich wiederholt Aufforderungen anschlossen, zu einer energisch aktiven Vertheidigung überzugehen. Der König sah in einem solchen Verfahren, das hier oder dort die taktische Entscheidung unter günstigen Bedingungen herbeizuführen sucht, das richtige Mittel, sich in Sachsen zu behaupten, der Prinz hielt es für unmöglich und, wie überhaupt die gesammte Kriegführungsweise seines Bruders, für thöricht und verkehrt.

So schrieb der König am 30. März, die Bewegungen der Reichstruppen und der Sachsen, von denen der Prinz berichte, schienen ihm nicht mehr als ein Spiel (un vrai jeu) zu sein. „Sie werden (aber dennoch) versuchen, Ihnen einen Posten nach dem anderen aufzuheben, wenn Sie nicht ein (namhaftes) Korps vereinigen, um ihnen nachdrücklich zu Leibe zu gehen (pour leur marcher droit sur le corps); so lange Sie sich nicht dazu entschließen, werden Sie immer Plackereien und erschwerende Händel (des avanies et des chicanes) ihrerseits zu erleiden und in nichts Erfolg haben.“ — Prinz Heinrich hatte sich in seiner, wie er glaubte, von allen Seiten gefährdeten Lage um Beistand an den Herzog Ferdinand von Braunschweig wenden wollen; das sei vergeblich, belehrt ihn der König, der das aus Erfahrung wußte. Er zweifle sehr, daß dem Herzog die Verhaltungsbefehle, die er (aus England) habe, gestatteten, sich auf dergleichen einzulassen. Auch müsse man dem Herzog in solchem Fall stets dreimal schreiben (ehe er sich entschließe), und darüber gingen drei Wochen verloren. „Sie sind stark genug, einen kräftigen Streich (un coup de vigueur) gegen die genannten Truppen zu führen; aber während Sie sich auf die reine (passive) Vertheidigung beschränken, werden die feindlichen Truppen Zeit gewinnen, und die

Dinge werden immer in demſelben nachtheiligen Gang bleiben" (mais tandis que vous vous tiendrez à la seule défensive, les troupes ennemies gagneront du temps et les choses continueront toujours d'avoir un mauvais train).

Wenngleich nur leiſe angedeutet, zeigt ſich doch hier, was der König im Stillen von den Verhaltungsbefehlen dachte, die der Herzog Ferdinand unter Lord Butes Einfluß erhalten haben konnte.

Prinz Heinrich behandelt in ſeiner Antwort alles, was der König anräth, in ſeiner bekannten Weiſe als vollkommen unthunlich, eigentlich als aberwitzige Zumuthungen, und ſo zeigte ſich denn auch hier wieder, wie von Grund aus verſchieden die beiden Brüder in ihren Anſichten von Krieg und Kriegführung, in ihrem ganzen Weſen waren.

Endlich verlangte der Prinz in wiederholten Briefen an ſeinen Bruder (11. und 18. April) in aller Form ſeinen Abſchied. Als Vorwand mußte ihm wieder ſeine angeblich zerrüttete Geſundheit dienen.

Der König antwortete darauf in verſchiedenen Schreiben, daß die Umſtände nicht geſtatteten, auf das Geſuch des Prinzen einzugehen; — er ſprach ziemlich unumwunden aus, daß er an den leidenden Zuſtand des Prinzen nicht glaube; der letzte Feldzug in Sachſen habe deſſen Geſundheit nicht wohl zerrütten können, da es dort im Lande ungemein ruhig zugegangen ſei; einmal (22. April) ſieht er ſich ſogar veranlaßt, ruhig und würdig zu bemerken, daß der Prinz ſeine Geduld auf harte Proben ſtelle (ma patience que vous mettez à d'étranges épreuves) — Dieſe Antworten König Friedrichs ſind aber beſonders deshalb merkwürdig, weil er darin ſeinem Bruder auch Muth zu machen ſucht und dabei ſeine Pläne für den nächſten Feldzug andeutet, die nachgerade eine feſtere Form anzunehmen begannen.

Schon in einem Brief vom 21. April deutet er an, daß die Oeſterreicher wahrſcheinlich ihre Hauptmacht in Schleſien vereinigen, in Sachſen nur geringe Streitkräfte zurücklaſſen würden, dem Prinzen Heinrich alſo ſich die Gelegenheit bieten werde, einen glänzenden Feldzug zu machen. Etwas beſtimmter ſpricht er ſich in einem Brief vom 26. April aus. Er erwähnt da der mächtigen Diverſion, welche von Seiten der Türkei mit Beſtimmtheit zu erwarten ſtehe. Zu Anfang Juni werde er, der König, ſeinen Bruder von allen öſterreichiſchen Truppen befreit haben, die ihm jetzt noch in Sachſen gegenüberſtänden; der Prinz werde dann

nichts mehr vor sich haben, als die Reichstruppen, die Sachsen unter dem Prinzen Xaver und vielleicht noch einige französische Truppen, die dazu stoßen könnten: „und Sie vergegenwärtigen sich wohl ohne Mühe das schöne und leichte Spiel, das Sie alsdann mit den Leuten haben werden." (Et vous vous représenterez aisément le beau et facile jeu que vous aurez alors avec ces gens-lá.)

Prinz Heinrich willigte denn auch endlich darein, den Heerbefehl weiterzuführen, aber er bewahrte dabei den Ton eines Gekränkten, Beleidigten, dem schweres Unrecht geschehen ist, und der einen Akt der Großmuth übt.

Clausewitz fällt, was diesen letzten Feldzug des Krieges betrifft, ein ziemlich strenges Urtheil über das Verfahren des Königs; nicht bloß im Einzelnen, sondern im Gegentheil vorzugsweise in Beziehung auf seine Pläne, den Entwurf zu seinen Operationen im Ganzen. — Clausewitz geht dabei von der Bemerkung aus, daß bis zu diesem Augenblick das Verfahren des Königs „im Großen immer mit seiner Lage vollkommen zusammenstimmend" gewesen sei; ganz im Geist eines entschlossenen und standhaften Feldherrn, der aber auch zugleich als weiser Fürst, dessen Blick alle Verhältnisse großartig umfaßt, sich nur das Thunliche vorsetzt, nie aus dem Gleichgewicht kömmt, und bei seinen beschränkten Mitteln in einer klugen Mäßigung und Gewandtheit die besten Wege zum Ziel einschlägt. Dann fügt die Kritik hinzu: „Der Feldzug von 1762 ist der einzige, dessen Anlage im Großen wir unter dem Maße finden, an welches der König unseren Blick gewöhnt hat."

„Zum ersten Mal in seinem Leben sah sich Friedrich der Große in dem Fall, mit einer überlegenen Macht gegen die Oesterreicher auftreten zu können."

Durch den Frieden mit Rußland und Schweden sei auf dem Kriegsschauplatz in Sachsen und Schlesien ein gewisses Gleichgewicht entstanden; der Beistand Rußlands, „der im Hintergrunde stand", habe dem König das Uebergewicht gesichert. — „Hätte man nicht glauben sollen, diese wesentliche Verbesserung der preußischen Verhältnisse würde den König in seinen Entwürfen und in seinem Unternehmungsgeist mächtig heben; würde ihn antreiben, mit einigen großen und glänzenden Schlägen hervorzutreten,

die um so nothwendiger schienen, als das englische Ministerium ihn verließ und verrieth, und in dieser Beziehung die Wagschaale der politischen Unterhandlungen, für welche doch jeder Krieg geführt wird, sich gegen ihn neigte? Hätte man also nicht glauben sollen, er werde in dem Augenblick, wo die Russen das österreichische Heer verließen, dieses Heer durch eine bedeutende Entlassung vermindert und durch epidemische Krankheiten geschwächt war, mehr noch den nachtheiligen moralischen Eindruck als die wirkliche Schwäche benutzen, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben und Schweidnitz so früh als möglich zu belagern? Wenn er im März den Feldzug eröffnet hätte, so war vielleicht eine hohe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Oesterreicher jedem entscheidenden Schlag ausweichen und wenigstens in ihr Lager bei Braunau zurückgehen würden. Wir sagen vielleicht war eine solche Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden und bedienen uns der zweiten Potenz der Vermuthung nicht ohne Absicht. Allerdings müssen wir gestehen, daß wir eine Hauptsache, auf welche alles ankommt, nicht kennen, nämlich den Zustand der preußischen Armee im März. Dieser wird wohl sehr verschieden von dem gewesen sein, in welchem sie Ende Juni war, und so kann es wohl allerdings sein, daß des Königs Armee, welche nach seinen Werken zu Ende des Jahres 1761 bis auf 30 000 Mann zusammengeschmolzen war, wenn auch diese Summe etwas zu gering sein sollte, doch im März nicht über 50 000 gewesen sei, und daß es bei derselben an mancherlei Ausrüstungsgegenständen gefehlt haben mag. Ob der König im März wirklich im Stande war, Laudon auf den Leib zu rücken und nach Böhmen hinein zu treiben, läßt sich also jetzt, nach so langer Zeit durchaus nicht mehr entscheiden; aber es läßt sich doch wohl behaupten, daß, wenn Friedrich vom Januar ab mit der ihm sonst so eigenthümlichen Thätigkeit verfahren wäre, er wohl ebenso gut den Feldzug von 1762 im März eröffnen konnte, als er es beim Feldzug von 1758 gethan hat."

„Dem Könige war der Gedanke von einer möglichen Revolution in Petersburg nicht fremd; um so mehr hätte er ja eilen müssen, die günstigen Verhältnisse zu nützen. Aber abgesehen davon, so würde des Königs Gleichgültigkeit gegen eine frühere Eröffnung des Feldzuges sich viel eher begreifen lassen, wenn Schweidnitz der einzige schlesische Platz gewesen wäre, der sich in Feindes Händen befand. Wenn man aber bedenkt, daß eine Eröffnung des Feldzugs im März den König in den

Stand geſetzt hätte, in dieſem Jahr auch noch Glatz oder das Aequivalent davon, Dresden, zu nehmen, ſo muß man einen doppelten Werth darauf legen."

„Dies iſt der erſte Punkt, in welchem wir beim Könige jene Oekonomie der Zeit und Kräfte vermiſſen, die wir an ihm gewohnt ſind, den hohen Flug der Entwürfe, welchen der kühne Eroberer Schleſiens und der Feldherr von 1757 erwarten ließ, der, bis dahin von dem Druck überlegener Kräfte zurückgehalten, jetzt ein Vacuum fand, in dem er ſich plötzlich hätte ausdehnen können."

Um das Bild zu vervollſtändigen, das Clauſewitz ſich von der damaligen Lage machte, und von den Motiven, durch die der König in ſeinen Entwürfen beſtimmt wurde, müſſen wir gleich hier hinzufügen, was er an einer anderen Stelle ſagt, nämlich, daß der König den früheren Plan, in Gemeinſchaft mit den krimmiſchen Tataren einen Heereszug nach Ungarn auszuführen, ſeit dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland aufgegeben habe, da dieſer Plan „in der That ſeiner Lockerheit wegen nur für eine ganz verzweifelte Lage gut genug" geweſen ſei.

Wir können nicht umhin, zuvörderſt zu bemerken, daß Clauſewitz über das Thatſächliche noch weniger vollſtändig unterrichtet, als wir es gegenwärtig ſind, in dieſer Erörterung mehrfach von irrigen Vorausſetzungen ausgeht.

Der bedeutendſte der Irrthümer, die hier als maßgebend hervortreten, iſt ohne Frage der, daß Friedrich der Große durch den Tod der Kaiſerin von Rußland veranlaßt worden ſei, ſchon im Januar in ſeinen Plänen auf den Beiſtand der Tataren zu verzichten. Wir erſehen aus ſeinen Briefen, daß er noch Ende Mai mit einer gewiſſen Beſtimmtheit nicht nur auf einen Einfall der Tataren in Ungarn rechnete, ſondern auch auf einen Krieg, den die Pforte dem Hauſe Oeſterreich zu erklären verſprochen hatte; daß ſein urſprünglicher Feldzugsplan im Ganzen durchaus auf dieſe Vorausſetzungen gegründet war. Hatte er doch den Kaiſer Peter III. bewogen, in Konſtantinopel erklären zu laſſen, daß im Fall eines ſolchen Krieges Rußland nicht zu Oeſterreichs Gunſten einſchreiten werde.

Ein zweiter Irrthum iſt es dann, wenn Clauſewitz, kaum, ja eigentlich nur ſcheinbar zweifelnd, die Vermuthung ausſpricht, der

König von Preußen hätte den Feldzug im März eröffnen können, was voraussetzt, daß sein Heer zu der Zeit schon ganz oder doch in genügendem Grade wieder hergestellt gewesen sei. Das war gewiß nicht der Fall. Man erinnere sich nur des Zustandes, in dem die Regimenter, die den Feldzug in Pommern gemacht hatten, sich Ende Januar 1762 befanden. Die konnten gewiß im Monat März noch nicht wieder hergestellt sein. Selbst die zahlreichen Kranken, die der Winterfeldzug in die Hospitäler geschickt hatte, konnten zu der Zeit noch nicht wieder diensttüchtig eingerückt sein. Man erinnere sich ferner, wie verhältnißmäßig spät erst im Jahre die Rekrutenaushebungen in den von den Russen besetzten Provinzen stattfinden konnten. Wir haben ja gesehen, wie spät die Ergänzungsmannschaften zum nicht geringen Theil erst bei den Regimentern eintrafen.

Ein weiterer Irrthum, der sich zu diesen Voraussetzungen gesellt, ist es dann, daß Clausewitz glaubt, König Friedrich habe in diesem Fall mit überlegener Macht gegen Oesterreich in die Schranken treten können. An einer anderen Stelle nimmt Clausewitz an, die Streitkräfte Oesterreichs und Preußens hätten durchaus im Gleichgewicht geschwebt, das russische Hülfskorps aber alsdann dem König die Ueberlegenheit verschafft. Auch dem war nicht so. Der Irrthum rührt wohl daher, daß Clausewitz annimmt, durch die vielbesprochene Reduktion der zwei Kompagnien bei jedem Infanterie-Regiment — eine Maßregel, von der wir nicht mit Bestimmtheit wissen, inwiefern sie thatsächlich ausgeführt war, ehe sie wieder rückgängig gemacht wurde — sei die Mannschaftszahl des österreichischen Heeres wesentlich verringert worden. Das war nicht der Fall. Die Mannschaften der aufgelösten Kompagnien wurden nicht entlassen, sondern verwendet, die übrigen vollzählig zu machen, so daß die Armee nach der Reduktion der Mannschaftszahl nach ganz unverändert so bleiben sollte, wie sie so ziemlich intakt aus dem Feldzug 1761 in die Winterquartiere gekommen war. Was man sich hatte ersparen wollen, waren neue Rekrutenaushebungen, Herstellung und Erhaltung der Regimenter auf den Normaletat mit der alten Kompagniezahl, und die damit verbundenen Unkosten.

Wir haben bereits gesehen, daß man sie schließlich sogar im Vergleich mit dem Bestand im Jahre 1761 noch um 20 000 Mann zu vermehren suchte, und daß sie bei Eröffnung des Feldzugs, in der Hofburg zu Wien

140 000 Mann ſtark gerechnet wurde. In welchem Zuſtande ſie ſich dann im Frühjahr wirklich befand, iſt genauer und im Einzelnen nicht mit unbedingter Sicherheit zu ermitteln; die unzuſammenhängenden Notizen die darüber vorliegen, ſind auch nach allem, was Arneth und Janko veröffentlicht haben, noch immer ſehr unvollſtändig. Wir hören von Krankheiten, die in der Armee in Schleſien herrſchten, aber in Zahlen belehrt uns niemand über den Krankenſtand. Auch in Beziehung darauf, ob wir die Mannſchaftszahlen der Heere, die hin und wieder beiläufig vorkommen, für die Zahlen des Effektiv- oder des ausrückenden Standes zu halten haben, ſind wir auf Vermuthungen angewieſen. Soweit ſich nachrechnen läßt, mag die öſterreichiſche Armee — freilich die leichten Truppen und die der Beſatzung von Schweidnitz zugedachten Verſtärkungen mitgerechnet — auf 135 000 Mann ausrückenden Standes gebracht worden ſein, ſo daß ſie, die Reichsarmee hinzugezählt, den Streitkräften Preußens in dem Verhältniß von 5 zu 4 überlegen blieb. Auch durch das ruſſiſche Hülfskorps, das in 23 ſchwachen Bataillonen, einem Küraſſier-Regiment, einer Huſaren-Schwadron und zwei Koſaken-Polks, ſchwerlich mehr als 15 000 Kombattanten zählte, wurde das Gleichgewicht wahrſcheinlich nicht ganz hergeſtellt.

Wenn dann endlich Clauſewitz der Meinung iſt, daß der König 1762 den Feldzug ſo gut hätte im März eröffnen können, als 1758, ſo ſcheint er die zu den beiden Epochen, die hier nebeneinander geſtellt werden, ſehr verſchiedene Lage der Dinge nur von einer Seite aufzufaſſen, und ſich nicht Rechenſchaft davon zu geben, unter welchen Bedingungen ein gegebener Grad von Kriegstüchtigkeit der Truppen als genügend angeſehen werden darf. Der Verfaſſer dieſer Blätter hat an einer anderen Stelle — in einem Aufſatz über die Reorganiſation der preußiſchen Armee — nachzuweiſen geſucht, daß es ein Maß nothdürftiger Ausbildung der Truppen in Taktik und Disziplin, mit dem man ſich allenfalls begnügen könnte, ſo allgemein und abſtrakt gedacht, ohne daß man dabei beſtimmte konkrete Verhältniſſe im Sinn zu haben brauchte, eigentlich gar nicht geben kann. Was unter gewiſſen Bedingungen genügend ſein mag, iſt es möglicherweiſe unter anderen nicht. Namentlich kömmt es im gegebenen Fall ſtets gar ſehr darauf an, mit was für einem Gegner man es zu thun hat; was für einem Gegner man ſich gewachſen erweiſen muß — und in dieſer Beziehung wie in jeder anderen lagen die Dinge

1758 und 1762 sehr verschieden. So wenig zahlreich die preußische Armee auch auf dem Schlachtfelde bei Leuthen erschienen war, hatte sie doch, im Frühjahr 1758, besonders nachdem die zahlreichen Kranken und Verwundeten als Konvaleszenten wieder bei den Fahnen eingetroffen waren, einen festen Kern geprüfter, zuverlässiger Krieger in genügender Anzahl, wie nachher nie wieder, wie namentlich nach dem unglücklichen Feldzug von 1759 nicht mehr der Fall sein konnte. Die österreichische Armee dagegen war bei Leuthen so vollständig zertrümmert worden, wie — abgesehen von dem ganz unerhörten Fall, der sich bei Sedan ergeben hat — nur noch bei Jena und bei Waterloo wieder vorgekommen ist. Sie mußte so gut wie neu geschaffen werden, wenn auch in genügenden Kadres, und wir haben das Zeugniß des „österreichischen Veterans" dafür, daß man damit im März 1758 noch lange nicht fertig war. Der König von Preußen durfte sich sagen, daß sein Heer dem österreichischen an Kriegstüchtigkeit gar sehr überlegen sei, wenn es auch in dem Augenblick, wo es in das Feld rückte, in seinen Reihen ungeübte Rekruten in Menge zählte.

Im März 1762 verhielt sich die Sache anders. Hatten die preußischen Truppen auch sonst in dem letzten Feldzuge keine zerrüttenden Verluste erlitten, so waren doch die in Pommern gegen die Russen verwendeten Regimenter in einem trümmerhaften Zustand nach Sachsen gekommen, und sie bildeten keinen unbedeutenden Theil des Gesammtheeres. Außerdem waren alle Regimenter den Feldzug 1761 über mehr oder weniger unvollzählig gewesen und bedurften deshalb eines starken Zusatzes von Rekruten, wenn sie den normalen Stand auch nur annähernd erreichen sollten. Wie spät sie zum Theil ergänzt wurden, wie viel ihnen im März noch fehlen mußte, haben wir gesehen.

Die österreichische Armee dagegen war im Wesentlichen intakt geblieben, und der zuverlässige „österreichische Veteran" berichtet: „Freund und Feind mußten eingestehen, daß man — das Heer der Preußen zu Anfang des Krieges ausgenommen — nicht leicht ein schöneres (Fußvolk insbesondere) in ganz Europa sehen konnte, als das österreichische in diesem letzten Feldzuge gewesen ist."

Wenn dann der König sich wirklich in seinen Plänen für den Feldzug, den man wohl mit einiger Zuversicht zum Voraus als den letzten dieses Krieges ansehen durfte, auf so bescheidene Maße beschränkt hätte,

wie Clauſewitz mit Verwunderung wahrzunehmen glaubt, ſo ließe ſich das, ſelbſt abgeſehen davon, daß die Machtverhältniſſe anders lagen als Clauſewitz vorausſetzt, auch noch aus anderen Gründen nicht nur erklären, ſondern auch rechtfertigen — wenigſtens inſofern man davon abſieht, daß Friedrich der Große ſich mehr zutrauen, mehr von ſich ſelbſt verlangen durfte.

Selbſt wenn einfach nach ſechs Jahren einer ſolchen Spannung, wie ſie König Friedrich durchlebt hatte, eine gewiſſe Ermüdung eingetreten wäre, die ſich, wenn die günſtig veränderte Lage nicht mehr das Aeußerſte von Energie verlangt, auch nicht zu dieſem Aeußerſten erheben mag, ſo wäre das natürlich genug. Aber wenn auch nicht eine ſolche Stimmung waltete, könnte gar manche ernſte Erwägung zu der vorausgeſetzten Mäßigung in den Entwürfen beſtimmen. Vor allem war einerſeits ein ſo durchgreifender Erfolg, wie ihn der König namentlich 1757 ſuchen mußte, nicht mehr nöthig, um zu dem erſehnten Ziele, zu einem Frieden, der Preußen intakt ließ, zu gelangen; andererſeits mußte ſich der König ſagen, daß er ſeiner Armee von 1762 nicht alles zutrauen durfte, was man mit der preußiſchen Armee von 1757 ohne Bedenken unternehmen konnte. Es lag hier einer der Fälle vor, in denen man ſich ſagen durfte, daß die Energie der Kriegführung nicht über das Ziel der Politik hinaus zu gehen braucht, und Vorſicht konnte hinzufügen, es ſei unter den obwaltenden Umſtänden auch nicht gerathen, die Intenſität der Kriegführung über das nothwendige Maß hinaus zu ſteigern. Der König von Preußen hatte ſich nicht mehr einer gewaltigen Uebermacht zu erwehren, die von verſchiedenen Seiten herandrängte; er brauchte auch nicht mehr Oeſterreich ſo zu Boden zu ſchlagen wie er 1757 zu thun verſuchte, um Maria Thereſia zum Frieden zu beſtimmen. Oeſterreichs Erſchöpfung war ſichtbar und bekannt; man konnte überzeugt ſein, daß es, beſonders nach dem Zerfall des großen Bündniſſes, noch einen weiteren Feldzug, einen Feldzug 1763 gewiß nicht mehr unternahm. Ein von Seiten Preußens vorſichtig geführter Feldzug, ein mäßiger Vortheil, den der König gewann und ſicher ſtellte, war ohne Zweifel genügend, den Frieden herbeizuführen — und ein Geiſt der Vorſicht konnte daneben auch noch geltend machen, daß gerade eine Kühnheit, die über das durch die Umſtände gebotene Maß unnöthigerweiſe hinausging, daß gerade Wagniß und — Mißlingen,

nicht den Frieden selbst, wohl aber die Bedingungen, auf die man ihn schließen wollte, gefährden könnte.

Daß der König seine Armee nicht verfrüht, nicht unfertig gegen den Feind führen wollte, ist im Sinn der Anschauungen, die wir hier erörtert haben, durchaus gerechtfertigt, nicht minder aber auch im Zusammenhang mit den Plänen, die er wirklich befolgte. Zwar, wenn man vor einem unbedingten Entweder — oder steht, dann gilt nur noch die Regel des Generals Bem: „il faut se battre avec ce qu'on a!“ Und man muß es mannhaft und entschlossen thun, und gewiß hätte in einem solchen Fall bei aller Besonnenheit niemand entschlossener gehandelt als eben Friedrich der Große. Hier aber lag keine solche zwingende Nothwendigkeit vor.

Was den Operationsplan betrifft, den der König wirklich im Sinn hatte, so giebt er in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges nicht ganz vollständig Rechenschaft davon; wir können aber, was dort gesagt ist, aus den Briefen an seinen Bruder Heinrich (vom 4., 8., 20., 27. und 31. Mai) hinreichend ergänzen. Wir sehen, daß der König eine großartige Offensive beabsichtigte, die auf die Mitte des Sommers verschoben wurde, weil sich dann, wie man glaubte berechnen zu können, eine Lage der Dinge im Allgemeinen ergeben mußte, die es möglich machte, weitreichende Erfolge mit verhältnißmäßig geringer Mühe davonzutragen.

Welche Heeresmacht ihm dazu unmittelbar in Schlesien zu Gebote stand, haben wir bereits gesehen. Einer Uebermacht gegenübergestellt, die nicht so bedeutend war, daß sie ihm imponiren konnte, und die er sich sogar noch geringer dachte, als sie wirklich war, wollte doch der König die österreichische Armee Ende Mai so wenig unmittelbar angreifen als im März. Die Unfälle, die man erfahren konnte, hätten, sagt er in seinem Brief an den Bruder, den Feind zum Herrn des schlesischen Gebirges gemacht; es sei bedenklich, ihn in den festen Stellungen anzugreifen, die er dort inne habe; man würde dadurch sein Geschick (sa fortune) leichtsinnig auf das Spiel setzen. Das war jedoch ein Bedenken, durch das sich Friedrich von Preußen gewiß nicht aufhalten ließ, wenn er nicht andere Aussichten hatte und, wie gesagt, Wege zu sehen glaubte, die wohlfeileren Kaufs zum Ziele führen konnten. Auch treten die Motive, die ihn wirklich bestimmten, noch in demselben Briefe

unumwunden ausgesprochen zu Tage. Wir erfahren da, daß er die Hülfe der Tataren und der Türken, die nun bestimmt zugesagt schien, auch nach dem Thronwechsel in Rußland keineswegs verschmähte. Gewissermaßen könnte das befremden, denn einleuchtend ist, daß der Friede, den man jetzt doch in erreichbarer Nähe glauben konnte, durch die neue Verwickelung, die ein Türkenkrieg herbeiführte, in ganz unberechenbarer Weise erschwert werden mußte — wenn ihn Preußen nicht etwa ohne alle Rücksicht auf die neuen Verbündeten schließen wollte, was nicht wohl anzunehmen ist. Aber freilich mag es auch schwierig gewesen sein, diese Hülfe aus dem Orient in dem Augenblicke, wo sie zugesagt wurde, gleichsam wieder abzubestellen, nachdem man sich Jahre lang darum bemüht hatte.

Wie dem sei, der König rechnete auf diesen Beistand. General Werner, ein Ungar von Geburt, stand mit seinem Korps in Oberschlesien bereit, im gegebenen Augenblicke über die Beskiden zu gehen, um sich jenseits dieser Berge mit einem Heer krimmischer Tataren zu vereinigen, das durch die Moldau und über Kaschau herankommen sollte. Vereinigt mit ihnen, sollte Werner dann wo möglich an die Donau bis Preßburg vordringen. Die Erscheinung der Tataren in Ungarn mußte, besonders wenn die Vereinigung mit einem preußischen Heerestheil Nerv und Zusammenhang in ihre Unternehmungen brachte, Oesterreich zwingen, zahlreiche Truppen an die untere Donau zu entsenden und seine Heere in Schlesien und Sachsen zu schwächen. — Dann mußte Daun veranlaßt werden, noch insbesondere den Theil seiner Streitkräfte, der im schlesischen Gebirge zu dessen Vertheidigung vereinigt war, durch Entsendungen zu schwächen. Der Herzog von Bevern sollte zu diesem Ende ein Korps von 12 000 Mann bei Kosel versammeln und von dort aus Mähren bedrohen. Daun mußte alsdann Truppen entsenden, die gefährdete Provinz und seine kürzeste Verbindung mit Wien zu decken — und der König hoffte darauf, inzwischen durch ein russisches Hülfskorps verstärkt, sich an der Spitze einer entschiedenen Uebermacht mit leichter Mühe des schlesischen Gebirges zu bemächtigen, das österreichische Heer aus seinen dortigen Stellungen nach Böhmen zurückzutreiben und Schweidnitz zu erobern.

Offenbar in wohlüberlegter Absicht sprach der König in diesem Brief erst ganz zuletzt von einem möglichen Beistand seitens der ottomanischen

Pforte, als von etwas, das glückliche Folgen herbeiführen muß — wenn es sich ergiebt, ohne das man sich aber auch gar wohl siegreich behaupten kann. König Friedrich kannte den Prinzen Heinrich und wußte, wie gern dieser Prinz sich den Plänen und Hoffnungen seines königlichen Bruders gegenüber mißbilligend skeptisch verhielt, wie gern er selbst sicherer begründete Aussichten als luftige Täuschungen abwies. Deshalb wohl entwickelt der König seine Pläne zunächst, ohne der Türken zu gedenken, und stellt siegreiche Erfolge in sichere Aussicht, auch ohne daß man dabei auf deren Hülfe zu rechnen brauche. Dann aber kündigt er doch diese Hülfe in sehr bestimmter Form an. „Dans tout ce que je viens de vous dire je n'articule pas un mot de la grande armée turque qui agira contre les Autrichiens.“ Tritt dieses Heer in Thätigkeit, dann haben die Preußen nicht gewonnenes nur, sondern leichtes Spiel. Oesterreich muß dann einen sehr bedeutenden Theil seiner Streitkräfte, gewiß nicht weniger als 60 000 Mann, gegen die Türken und Tataren nach Ungarn entsenden. Wahrscheinlich mit Absicht, um alles leicht erscheinen zu lassen, unterschätzt hier Friedrich die Heeresmacht der Feinde; er schlägt sie, selbst die Reichsarmee mitgerechnet, nur zu 120 000 Mann an. Es blieben also nach solchen Entsendungen nur etwa 60 000 Mann den Preußen gegenüber; der Prinz Heinrich zumal, der, meinte der König, an der Spitze von 50 000 Mann stehe, werde es mit einer feindlichen Macht von nicht mehr als 20 000 zu thun haben. Seine Aufgabe war, unter allen Bedingungen Dresden und das sächsische Gebirge wieder zu gewinnen; unter den hier vorausgesetzten Bedingungen sollte er weiter nach Böhmen vordringen und Prag einnehmen. Der König seinerseits hoffte alsdann, außer Schweidnitz auch noch Olmütz zu erobern — nicht Glatz, wie man vorzugsweise vermuthen könnte.

Da König Friedrich jedenfalls nicht Frieden schließen wollte, ohne Glatz und die dazu gehörige Grafschaft wieder zu gewinnen, hat es in der That auf den ersten Blick etwas Auffallendes, daß er sein Auge nicht auf diesen Ort richtete, und doch scheint es bei näherer Erwägung durchaus gerechtfertigt. Die wenigen Pässe, die aus Schlesien nach Glatz führen, sind leicht zu vertheidigen, und die Oesterreicher hätten wohl vorkommenden Falls ihre ganze Armee dazu verwendet, das ließ sich vorhersehen; man hätte wohl nicht anders als vermöge bedeutender Opfer in jenen hochgelegenen Bergkessel hinaufdringen können; der Besitz von Glatz

aber, selbst verbunden mit dem von Dresden und Prag, war doch nicht in dem Grade entscheidend, machte Preußen nicht in dem Grade zum Herrn der Friedensbedingungen, wie der von Prag und Olmütz, der die preußische Heeresmacht in die Nähe von Wien brachte und im günstigsten Fall Operationen, wenn auch nicht in örtlicher Verbindung, doch in gegenseitig bestimmendem Zusammenhang mit denen der nach Ungarn vorgedrungenen Feinde Oesterreichs möglich machte, während andererseits Glatz, abgeschnitten und isolirt, ganz von selbst jede strategische Bedeutung für Oesterreich verlor, wenn Prag und Olmütz in den Händen der Preußen waren und ihren Heeren zu Stützpunkten wurden.

Wie man erwarten mußte, mißbilligte der Prinz Heinrich diese Pläne in der ihm eigenthümlichen Weise; sie schienen ihm leichthin auf gewagte Voraussetzungen gegründet und unausführbar. An den Beistand der Tataren und Türken wollte er nicht glauben. Die Türken, äußerte er, müßten wohl ihre Vorbereitungen zum Feldzug sehr im Geheimen treffen, da Oesterreich sich nicht veranlaßt sehe, irgend welche Gegenmaßregeln anzuordnen, sogar noch Truppen aus Ungarn heranziehe. General Werner habe auch ihm, dem Prinzen, von einer Expedition nach Ungarn gesprochen. Ueber die Beskiden in jenes Land zu fallen, darin liege nicht die eigentliche Schwierigkeit des Unternehmens — wie General Werner wieder herauskommen solle, sei die Frage (ce n'est pas tant son entrée que sa sortie que je trouve embarassante).

In einem etwas späteren Brief (vom 26. Mai) tadelt der Prinz auch die Absicht des Königs, Truppen zu einem Einfall nach Mähren zu entsenden. Er kenne allerdings Oberschlesien nicht; der König müsse wissen, ob nicht die Pässe, die über Zuckmantel und Troppau nach Mähren führen, so schwierig seien, daß Laudon — der hier in Oberschlesien vorausgesetzt wird — sie leicht sperren und selbst eine sehr überlegene Armee dort aufhalten könne. Vielfach hat der Prinz überlegt was alles unternommen werden könnte, und da ist er auf den Gedanken gekommen, daß der König, mit dem russischen Hülfskorps vereinigt, stark genug sein werde, mehreres zugleich zu unternehmen; vielleicht werde der König ein Korps von 20000 Mann nach Zittau entsenden, wodurch die beiden österreichischen Armeen, die in Sachsen und jene in Schlesien, von einander getrennt würden, und die eine oder die andere vielleicht veranlaßt wäre, in eine rückwärtige Stellung zu weichen (se replierait

peut-être). — Wenn nicht, dann müßten jene 20 000 Mann von Zittau auf Jung-Bunzlau vorrücken und sich der Magazine des Feldmarschalls Daun bemächtigen sowie der an der Elbe zu Lowositz angelegten; dadurch würden beide österreichische Armeen gezwungen, sich nach Böhmen zurückzuziehen (ce qui forcerait tous les Autrichiens à se replier en Bohème).

Das alles ist wieder ungemein charakteristisch sowohl für den Prinzen Heinrich als für die zur Zeit herrschenden Ansichten überhaupt. Die Entsendung von 20 000 Mann nach Zittau und, falls der Feind sich nicht schon auf diese leise Andeutung einer möglichen Bedrohung seiner Verbindungen zurückzieht, nach Jung-Bunzlau, — das ist in den Augen dieses Prinzen der große Schachzug, der allein dem Feldzug eine günstige Wendung geben kann! — Daß die beiden österreichischen Armeen aus Sachsen und aus Schlesien rückwärts gegen dieses Korps entsenden, es umfassen, ihm jeden Ausweg sperren und es dann durch einen entschlossenen Angriff mit überlegener Macht vernichten könnten —: das fällt ihm im Entferntesten nicht ein! — Sehen die Oesterreicher in solcher Weise ihre Verbindungen bedroht, so müssen sie sich ohne weiteres tief nach Böhmen zurückziehen! — Und zwar erwartet der Prinz diese Wunder, obgleich er weit entfernt ist, anzunehmen, daß der Feind etwa zur Zeit gezwungen gewesen sein könnte, bedeutende Streitkräfte an die untere Donau zu entsenden und seine Heeresmacht den Preußen gegenüber so zu vermindern, daß er dadurch auf eine ganz passive Vertheidigung beschränkt wäre. Er setzt dabei im Gegentheil Oesterreichs Armeen in unverminderter Zahl und Macht im schlesischen und im sächsischen Gebirge voraus. So sieht der Prinz als echter Sohn seiner Zeit im Kriege stets nur Manöver und Magazine, und er erwartet die Entscheidung vorzugsweise; ja fast ausschließlich von Manövern, die sich, näher betrachtet, als mehr oder weniger wesenlos erweisen.

In der Aufgabe, die er insbesondere lösen sollte, gewahrte Prinz Heinrich endlose Schwierigkeiten. Schon die Eroberung von Dresden schien ihm, auch als er bereits am Fuß des Erzgebirges stand, so gut wie unmöglich, oder doch nur unter Bedingungen möglich, deren Erfüllung nicht zu erwarten stand. Der Gedanke an eine Eroberung von Prag vollends gilt ihm für abenteuerlich, selbst im Fall Oesterreich einen namhaften Theil seiner Streitkräfte an der unteren Donau verwenden

müßte. Er macht dabei geltend, daß er keineswegs 50 000, in der That kaum 30 000 Mann unter den Fahnen vereinigt habe.

Offenbar übertreibt der Prinz hier absichtlich die Geringfügigkeit der Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen. Daß 44 Linien-, 14 Freibataillone, 93 Schwadronen und eine zahlreiche Artillerie, die außer den Bataillonskanonen wahrscheinlich nicht weniger als etwa 50 Stück Parkgeschütze zu bedienen hatte, bei der Eröffnung des Feldzugs zusammen nicht mehr als 30 000 Mann gezählt haben sollten, ist wohl kaum denkbar. Denn mochten auch die in Hinterpommern verwendet gewesenen Truppen nur mühsam wieder herzustellen sein, so befanden sich in der Gesammtzahl doch 36 Linien-, 12 Freibataillone und 70 Schwadronen, die 1761 nichts erlebt hatten als den thatenlosen Feldzug an der Triebsche und Mulde. Sie hatten im Frühjahr 1761 gegen 34 000 Mann gezählt, im Laufe des Feldzugs keine namhaften Verluste erlitten und seitdem wieder Rekruten erhalten.

Auf den Vorschlag, jene Entsendung nach Zittau betreffend, die so Großes bewirken sollte, antwortete der König gar nicht; in Beziehung auf die 30 000 Mann, die Prinz Heinrich angeblich nur hatte, erwiderte er, nach den Listen, welche die Regimenter einzeln, jedes für sich, eingesendet hätten, zähle die Armee in Sachsen 44 000 Mann — freilich, wie sich ergiebt, effektiv nicht ausrückenden Standes. Der Prinz soll genau ermitteln, ob etwa in den Listen Unredlichkeiten vorgekommen seien, namentlich in Beziehung auf die Kranken und Absenten. Man müsse Krankenlisten aus den Hospitälern einfordern und sie mit denen von den Regimentern eingesendeten vergleichen; da würde sich ergeben, ob etwa falsche Berichte erstattet worden seien. In diesem Fall solle streng gestraft werden.

Prinz Heinrich kömmt aber nicht auf diesen Punkt zurück. Es muß also wohl mit den 44 000 Mann so ziemlich seine Richtigkeit gehabt haben. Der ausrückende Stand mag allerdings um einige, oder wenn man will, um mehrere tausend Mann geringer gewesen sein. —

So war der Feldzugsplan des Königs groß und kühn angelegt; aber wir sehen ihn dann im Lauf der Ereignisse selbst, besonders dadurch daß mehr als eines der Elemente der Macht, auf die gerechnet war, versagte, nach und nach auf einen engeren Kreis erreichbaren Erfolges beschränkt. Der versprochene Beistand der Tataren und der Türkei blieb ganz aus, und das russische Hülfskorps verschwand nach wenigen Tagen

wieder aus den Reihen der preußischen Armee — und unter so veränderten Umständen kömmt zuletzt wirklich auch jenes Bedenken vorsichtiger Klugheit zur Geltung, daß es gerathen sei, sich mit einem mäßigen Erfolg zu begnügen, weil er eben hinreicht; daß es nicht wohlgethan wäre, es auf ein mögliches Mißlingen zu wagen, den Frieden auf die gewünschten Bedingungen zu gefährden, um durch kühneres Wagen einen größeren Erfolg zu erstreben, dessen man, streng genommen, nicht mehr bedurfte.

Pretschendorf und Wilhelmsthal.

In Schlesien wollte König Friedrich der Hauptmacht Oesterreichs gegenüber beobachtend das russische Hülfskorps abwarten, um nach dessen Eintreffen erst unter den bereits erwähnten Bedingungen gegen die starke Gebirgsstellung des Feindes vorzuschreiten. In Sachsen sollte der Feldzug früher eröffnet werden. Schon unter dem 4. Mai benachrichtigte der König seinen Bruder, daß österreichische Truppen zur Verstärkung des Heeres unter Daun aus Sachsen nach Schlesien marschirt seien; das werde Lage und Aufgabe des Prinzen zu einer leichten machen (cela vous mettra à l'aise). Dann fügt König Friedrich hinzu: „Ich denke, Sie bereiten alles vor zu der Belagerung von Dresden" (je pense que vous préparez tout pour le siège de Dresde).

Weiter enthalten die Briefe des Königs nichts über die Eröffnung des Feldzugs und die nächsten Operationen des Prinzen. Ohne Zweifel hatte der Flügeladjutant Anhalt mündlich die Aufforderung überbracht, sofort zur That zu schreiten. Der Prinz entschloß sich denn auch dazu, doch nicht mit leichtem Herzen und entschiedener Zuversicht. Er glaubte es mit einer großen Uebermacht zu thun zu haben, und in der That war die Ueberlegenheit des Feindes, namentlich wenn die Reichsarmee mitgezählt wurde, keine geringe. Die österreichische Armee in Sachsen bestand nämlich unter dem langsamen Feldmarschall Serbelloni, den man versucht ist, eher gedankenlos geistesträge als behutsam zu nennen, den

vorliegenden Nachrichten zufolge aus 38 Bataillonen Linien-Infanterie, 41 Grenadier-Kompagnien, 9 Kroaten-Bataillonen, 11 Karabinier-Kompagnien, 110 Reiter- und 38 Husaren-Schwadronen, insgesammt, wie berichtet wird, nur 45 000 Mann stark. Das scheint wenig, zu wenig sogar im Vergleich mit der Zahl der Regimenter und Geschwader. Doch ist Grund zu glauben, daß eher eben in der angegebenen Zahl der Regimenter, als in der Gesammtzahl der Mannschaften ein Irrthum walten könnte.

Dazu kam dann die Reichsarmee, die unter der unmittelbaren Führung des Fürsten von Stolberg, ebenfalls unter Serbellonis Oberbefehl stand, und obgleich durch einige österreichische Truppen verstärkt, in 38 Bataillonen, 35 Reiter- und 12 Husaren-Schwadronen doch nur 19 000 Mann gezählt haben soll.

Serbellonis Heer war im Mai in zwei Gruppen in Kantonnirungs-Quartieren vereinigt: einerseits um Dresden, wo sich das Hauptquartier befand, bereit auf den ersten Wink die bekannte feste Stellung hinter dem Plauenschen Grunde zu beziehen; andererseits unter dem Feldzeugmeister Macquire, um Freiberg her, wo eine Stellung die sie aufnehmen sollte, sorgfältig verschanzt wurde. Vorgeschobene leichte Truppen hielten an der Freiberger Mulde, bei Roßwein, Döbeln ꝛc. verschanzte Posten besetzt. Die Reichsarmee marschirte seit der Mitte des April langsam aus Franken heran und hatte gegen die Mitte des Mai mit der Spitze und dem Hauptquartier Chemnitz erreicht.

Die nächste Aufgabe des Prinzen Heinrich, dessen Armee auf der Linie von Meißen bis Oschatz und Grimma hin und hinter dieser Linie in Quartieren lag, war nun, die feindliche Vorpostenkette an der Mulde zu durchbrechen, nach Freiberg vorzudringen und dadurch die österreichische und Reichsarmee zu trennen. Dann, dachte sich der König, konnte er die Reichsarmee nach Franken zurückdrängen, die österreichische zum Rückzug nach Böhmen zwingen und zur Belagerung von Dresden schreiten.

Prinz Heinrich, der die Ueberlegenheit des Feindes noch überschätzte und nicht gewöhnt war, die moralische Ueberlegenheit und die Macht der Initiative als Faktoren des Erfolgs mitzuzählen, hielt schon den ersten Schritt auf dieser Bahn für unendlich schwierig und glaubte nicht, daß der Erfolg je so weit führen könnte, als der König hoffte.

Der Prinz schrieb darüber seinem Bruder am 8. Mai, bemerkte bei-

läufig, daß ein österreichisches Korps bestimmt sei, bei Zittau zu lagern, zählte die Streitkräfte, die Oesterreich in Sachsen habe, nach Bataillonen und Reiter-Regimentern ziemlich übereinstimmend mit allen sonstigen Angaben auf, und fügte dann hinzu, die Hauptmasse des österreichischen Heers werde bei Freiberg Stellung nehmen und die Schanzen an der Mulde, zwischen Döbeln und Nossen, durch vorgesendete Truppen besetzt halten; dann fügt er hinzu: „Ich werde den Maßregeln gemäß handeln müssen, die der Feind genommen haben wird; die Schwierigkeiten sind sehr groß, und ich sehe noch nicht, wann die Belagerung von Dresden, von der Sie in Ihrem Brief vom 2. sprechen, wird stattfinden können; denn wenn alle (feindlichen) Truppen, die ich nachgewiesen habe (dont j'ai fait le dénombrement), gezwungen sein werden, sich von Dresden zurückzuziehen, was zu bewirken ich nicht für so leicht halte (ce que je ne crois pas si aisé à faire), so bleibt doch noch das Korps (zu bedenken), dessen man bedarf, um die Artillerie herbeizuschaffen (pour faire venir l'artillerie). Man fängt eben erst an, die Anordnungen zu treffen, die nöthig sind, um sich in gehörigen Stand zu setzen, und die Schwierigkeit in Beziehung auf die Flußkähne, die gar sehr fehlen, wird nicht gering sein. — — — Sowie das Korps des Brigadiers Billerbeck hier ist, was in zwei Tagen der Fall sein wird, werde ich mich sofort entschließen, die Operationen zu beginnen, für deren Erfolg ich (jedoch) nicht stehen will, da die Umstände und der Mangel an allem mich in große Verlegenheiten versetzen" (je me déterminerai tout de suite à commencer les opérations du succès desquels je ne réponds pas, vu que les circonstances et le manque de tout me mettent dans de grands embarras).

Sehr deutlich geht aus diesen Worten hervor, daß Prinz Heinrich nicht unbedingt aus eigenem freiem Antrieb zur Offensive schritt. — Billerbeck brachte die letzten der wenigen Truppen herbei, die bis zur Zeit die Russen in Hinterpommern beobachtet hatten.

Das Unternehmen des Prinzen wurde dadurch erleichtert daß die österreichischen Generale sich, allem Anschein nach, einer gewissen Sorglosigkeit überließen. Sie wußten, daß die in Pommern verwendeten Regimenter in sehr übler Verfassung aus dem spät beendeten Winterfeldzug hervorgegangen waren, und dachten sich, man sieht nicht recht warum, daß die gesammte Armee des Prinzen Heinrich in einem schlechten

hülflosen Zustand sei, durchaus unfähig, etwas zu unternehmen, und da sie sich seltsamer Weise nicht zur Initiative aufgefordert fühlten, da sie den aus Wien erhaltenen Weisungen gemäß nichts weiter beabsichtigten als sich im Besitz des Geländes zu behaupten, das sie eben inne hatten, mochten sie wohl einen gemächlichen, thatenlosen Feldzug erwarten, wie der letzt vorhergehende gewesen war.

Prinz Heinrich legte schon in die Anlage des Unternehmens, zu dem er sich aufgefordert sah, nicht den Grad von Energie, der eine großartige den Erfolg des ganzen Feldzugs bestimmende Entscheidung herbeiführen konnte. Der linke Flügel seines Heeres, der dessen größere Hälfte bildete, blieb unter dem General Hülsen an der Triebsche bei Meißen und den Katzenhäusern zurück und demonstrirte von dort aus am 12. Mai mit ein paar Bataillonen gegen Nossen. Der rechte Flügel — 18 Bataillone, 54 Schwadronen, die außer den Bataillons-Kanonen 24 Stücke schweres Geschütz mit sich führten — versammelte sich in der Nacht zum 12. auf drei verschiedenen Punkten in der Nähe von Döbeln und der Mulde. Die Ausführung war hier in gute Hände gelegt; Seydlitz und der grüne Kleist standen an der Spitze — aber alles machte sich hier so leicht, daß es solcher Männer kaum bedurft hätte, um den mäßigen Erfolg zu sichern, der beabsichtigt wurde. Der österreichische General Zedtwitz, der bei Döbeln den Befehl führte, war bei weitem nicht genügend ausgerüstet, einem solchen Angriff nachhaltigen Widerstand zu leisten, und ließ sich noch dazu gewissermaßen überfallen. Die Schanzen bei Döbeln waren nämlich den Tag über nur bewacht, nicht besetzt. Für die Nacht rückte die Abtheilung des General Zedtwitz in die Schanzen, aber um sechs Uhr früh gingen die Truppen jedesmal wieder in ihre Kantonnirungen zurück, und zwar, wie sich ergiebt, ohne das Gelände vor den Schanzen vorher durch Streifwachen (Patrouillen) durchsucht zu haben. Obgleich sich schon vor sechs Uhr ein Plänklerfeuer an der Mulde entwickelt hatte, fand man doch die an der Rückseite offenen Schanzen so gut wie verlassen; die darin zurückgelassenen Wachen wurden natürlich leicht überwältigt; die österreichische Infanterie, bereits im Rückmarsch nach den Quartieren, kehrte freilich um und suchte die Schanzen wieder zu erreichen, aber schon unterwegs von überlegener Macht angegriffen, wurde dieses Korps ziemlich vollständig zu Grunde gerichtet. Ueber 1500 Mann (genau 41 Offiziere, 1536 Mann) und darunter General Zedtwitz selbst

fielen als Gefangene in die Hände der Preußen, die ihrerseits im Ganzen nur 63 Mann verloren hatten. Die Geschütze, die sich in den Schanzen befanden, müssen wohl auch Beute der Preußen geworden sein, wenigstens ist nicht abzusehen, wie sie diesem Schicksal hätten entgehen können. Da ist es beinahe auffallend, daß Prinz Heinrich selbst nur von drei eroberten Kanonen berichtet; anderswo wird solcher Trophäen gar nicht gedacht.

Das Gefecht war natürlich schon früh am Morgen beendigt, es zeigte sich aber sofort, daß es keineswegs darauf abgesehen war, rasch und entschlossen mitten in die österreichischen Quartiere vorzudringen und die feindlichen Bataillone einzeln in ihren Kantonnirungen aufzuheben oder zu schlagen. Prinz Heinrich legte keinen Werth auf die Zertrümmerung feindlicher Streitkräfte. Wie viele Stunden Tag man auch noch vor sich haben mochte, der Marsch ging nicht weiter als bis auf die Anhöhen bei Knobelsdorf, nicht ganz dreiviertel Meilen weit. Hier sammelte der Prinz, der selbst herbeigekommen war, die vier Kolonnen, die den Angriff ausgeführt hatten, und man blieb stehen. Selbst die österreichischen Truppen, die Roßwein und Nossen besetzt hielten, konnten am 13. unbehelligt und ohne Verlust von dort nach Freiberg zurückgehen; es wurde zwar von zwei Seiten, von Döbeln und von den Katzenhäusern her, gegen sie „demonstrirt", aber erst am folgenden Tage, eben am 13. — Auch der Marsch, den der Prinz mit den bei Knobelsdorf vereinigten Truppen an diesem 13. Mai ausführte, war kein Gewaltmarsch; er ging nur bis Hainichen $1^3/_4$ Meilen weit. Und doch zeigte sich, was bei größerer Energie hätte gewonnen werden können. Der preußische Vortrab unter Seydlitz und Kleist stieß hinter Arnsdorf auf ein österreichisches Küraſſier- und ein sächsisches Dragoner-Regiment und nahm den rasch Weichenden 200 Gefangene ab. Kleist, der allein mit 2 Freibataillonen und 17 Schwadronen weiter vorging gegen Oederan, machte dort in der Gegend 300 Oesterreicher vom Infanterie-Regiment Luzan (Italiener) zu Gefangenen.

Im Wesentlichen behielt der Feldzeugmeister Macquire alle Zeit, die Truppen aus der Umgegend, von Oederan und Waldheim her, bei Freiberg zusammenzuziehen. Wie Prinz Heinrich erfuhr, hatte er dort bereits acht Infanterie-Regimenter beisammen, war also den Preußen schon so ziemlich gewachsen, und wie leicht wäre es gewesen, Verstärkungen aus der Gegend von Tharand und Dippoldiswalde heranzuziehen; wie leicht

hätte die Reichsarmee von Chemnitz herbeigerufen werden können. — Macquires Stellung bei Freiberg war von Natur sehr stark und außerdem tüchtig verschanzt. Prinz Heinrich dachte nicht entfernt daran, sie anzugreifen; er wollte sie über Böckendorf, Wegefurth, Brand und Berthelsdorf umgehen, um sie dann, wie es heißt, in der linken Flanke und im Rücken zu fassen. General Hülsen erhielt den Befehl mit 2 Bataillonen, 5 Schwadronen von den Katzenhäusern her nach Siebenlehn und Augustusburg vorzurücken, dort ruhig stehen zu bleiben, bis er bei Freiberg kanoniren höre, und dann — „nach den Umständen zu handeln." — Insofern man diesem Manöver — wenn man es so nennen will — irgend eine Realität beimessen darf, scheint es allerdings auf ein beabsichtigtes Treffen zu deuten; doch bleibt es einigermaßen räthselhaft, worin das „nach den Umständen Handeln" mit 2 Bataillonen, 5 Schwadronen aus einer Entfernung von fast zwei Meilen her wohl eigentlich hätte bestehen können. — Nach einem etwas späteren Brief des Prinzen Heinrich wäre von dieser Seite nichts weiter beabsichtigt gewesen, als daß Hülsen den Nachtrab der österreichischen Truppen bei Nossen, wenn sie von dort nach Freiberg zurückwichen, drängen sollte. Doch diese Truppen hatten ihren Rückzug bereits am 13. ausgeführt, und es wäre seltsam, wenn man das am 14. im Hauptquartier des Prinzen noch nicht gewußt hätte. Auch stimmen die Befehle, die Hülsen erhalten hatte und weiter erhielt, nicht zu dieser Angabe.

Leider sagt man uns nicht — was von großer Wichtigkeit wäre und über die Bedeutung des gesammten Manövers aufklären würde — zu welcher Tageszeit der Prinz am 14. von Hainichen aufbrach. Nur von Hülsen wissen wir, daß er sich um 2 Uhr Nachmittags von den Katzenhäusern aus in Bewegung setzte, und daß er bald nach seiner Ankunft bei Siebenlehn, vielleicht gegen 5 Uhr Nachmittags also, den aller Wahrscheinlichkeit nach von Böckendorf aus gesendeten Befehl erhielt, in seine frühere Stellung zurückzugehen. Prinz Heinrich ist demnach wohl auch erst Nachmittag bei Böckendorf eingetroffen. Aus allem scheint sich zu ergeben, daß der Prinz seine Truppen nicht früh am Morgen in Bewegung gesetzt hatte, sondern erst nachdem in dem Lager bei Hainichen abgekocht war; so spät heißt das, daß an diesem Tage nicht mehr Zeit blieb, zu einem ernsten Treffen, das von Brand und Berthelsdorf aus eingeleitet werden sollte.

Aus den Anordnungen des Prinzen dürfen wir demnach wohl folgern, daß er auch hier und diesmal eigentlich auf die Macht des Manövers rechnete. Er erwartete wohl, daß der Feind der drohenden Umgehung ausweichen und — vielleicht in der Nacht vom 14. zum 15. — seine feste Stellung bei Freiberg räumen werde. — Beiläufig bemerkt: war die Reichsarmee von Chemnitz aus vorwärts in Bewegung, näherte sie sich Oederan, wo sie unter energischer, rasch entschlossener Führung gar wohl schon am 13. eintreffen konnte, dann wagte der Prinz gewiß die Umgehung so wenig als den Angriff. Er bedachte dann wohl, daß sein Rückzug von Brand und Berthelsdorf aus, wenn nöthig, sehr mißlich werden konnte.

Doch selbst das Manöver erwies sich unnöthig. Der Kleinmuth seiner Gegner kam dem Prinzen trefflich zu statten. Daß die österreichische Generalität über den ganz unerwarteten Angriff von Seiten der Preußen gar sehr die Fassung verloren hatte, brauchen wir nicht einmal dem Gang der Ereignisse zu entnehmen; es wird von österreichischer Seite urkundlich dargethan. Die Reichsarmee ging nicht vorwärts, sie wich sofort nach Zwickau zurück, und Prinz Heinrich vermuthete, sie werde auf dem Umwege durch Böhmen die Vereinigung mit der österreichischen Heeresmacht bei Dresden suchen. Macquire hatte seine verschanzte Stellung bei Freiberg schon in der Nacht vom 13. zum 14. verlassen, um nach Dippoldiswalde zu eilen. Ohne an Widerstand als etwas Mögliches zu denken, ohne den Feind zu zählen, der heranrückte, gaben die Oesterreicher die Verbindung mit der Reichsarmee verloren und ließen sich auf den engen Raum zwischen Dresden und Dippoldiswalde beschränken, auf dem sie schon zwei Winter über schweres Ungemach erduldet hatten.

Der Vortrab des Prinzen Heinrich ging unter Seydlitz am 14. gegen Freiberg vor und sollte, wie es scheint, den dort stehenden Feind beobachten, während die Armee die Umgehung ausführte und diese Bewegung decken. Der Prinz selbst erhielt schon bei Böckendorf die Meldung seiner Vortruppen, daß die Stellung bei Freiberg verlassen, der Feind nach Dippoldiswalde gewichen sei. Er ließ halten, bis die Nachricht bestätigt sei — das war natürlich — er ließ aber auch seine Armee einstweilen auf den Höhen bei Böckendorf aufmarschiren — und das konnte auch wohl dem einen oder dem anderen unter den Zeitgenossen wie ein ziemlich unnützer Aufwand von Manövrirfähigkeit vorkommen.

Als an dem Rückzug des Feindes nicht mehr gezweifelt werden konnte, folgte das gesammte kleine Heer seinem Vortrab nach Freiberg, ruhte dort am 15. und rückte den Tag darauf dem Vortrab nach, der bereits bis auf die Höhen von Reichstädt unweit Dippoldiswalde vorgegangen war. Die Armee lagerte jenseits Pretschendorf, zwischen Röthenbach und Klingenberg, den steilen Grund, durch den die wilde Weiseritz rasch thalwärts fließt, vor der Stirnseite.

An demselben Tage (16.) mußte auch Hülsen — der 5 Bataillone in Torgau, dem Schloß zu Meißen und bei Schlettau zurückließ — mit dem linken Flügel der Gesammtmacht des Prinzen Heinrich, d. h. mit den an der Triebsche, bei Schlettau und bei den Katzenhäusern versammelten Truppen, in die Nähe von Wilsdruf vorrücken. Er lagerte dort auf den Höhen bei Groß-Sohra und Kliphausen, und diese Stellung wurde, gleich der des Prinzen bei Pretschendorf, emsig verschanzt.

Da die Reichsarmee sich wieder, auf Serbellonis sehr bestimmten Befehl, vorwärts gegen Chemnitz zu bewegen begann, entsendete Prinz Heinrich, am 18., um sich nach dieser Seite zu decken, 4 Bataillone 5 Küraſſier-Schwadronen und 50 Husaren unter dem General Wandemer nach Oederan, und nun war seine Armee — abgesehen von den fünf bei Schlettau u. s. w. zurückgelassenen Bataillonen — auf einer zweimal gebrochenen Linie vertheilt, die von Constappel an der Elbe über Wilsdruf und Pretschendorf bis Oederan reichte. Nur an zwei Punkten dieser langen Postenkette waren einigermaßen ansehnliche Truppenmassen vereinigt; Hülsen hatte bei Groß-Sohra 16 Bataillone und 20 Schwadronen beisammen; der Prinz selbst bei Pretschendorf nur 12 Bataillone und, so weit sich nachrechnen läßt, 10 Schwadronen Küraſſiere; doch stand vor ihm, bei Reichstädt, ein Vortrab von 2 Linien-, 5 Frei-Bataillonen und gegen 40 Schwadronen Dragoner und Husaren.

Wenn sich aus dieser Vertheilung der preußischen Streitkräfte, den nahe um Dresden konzentrirten Oesterreichern gegenüber, keine Gefahr ergab, so hatte das seinen Grund wohl lediglich in der Stimmung, die im österreichischen Hauptquartier herrschte. Serbelloni hatte so wenig das Bewußtsein, daß ihm etwa die Initiative zustehen könnte, er fühlte sich so hülflos der unerwarteten Offensive der Preußen gegenüber, daß er auf dem Punkt stand, seine Stellungen am Plauenschen Grunde und bei Dippoldiswalde aufzugeben und auf das rechte Ufer der Elbe hinüber-

zugehen. Vielleicht waltete dabei der Gedanke, daß man auf dem rechten Ufer des Stroms gegen einen Angriff gesichert sei und doch dadurch, daß man in der Nähe und in unmittelbarer Verbindung mit Dresden bleibe, die Belagerung dieses Orts verhindere. Doch in der Wirklichkeit wäre es wohl nicht allzu schwierig gewesen den Feldmarschall Serbelloni zum Rückzug über Rumburg nach Böhmen zu bestimmen. Davon dürfen wir uns wohl überzeugt halten, da österreichische Quellen (Arneth) versichern, in dem Kriegsrath, den Serbelloni am 19. Mai zu Dresden versammelte, habe sich „eine so kleinmüthige Stimmung" geäußert, daß die Nachricht davon die Kaiserin Maria Theresia „aufs Unangenehmste berührte". — Den Rückzug über die Elbe suchte auch Daun zu verhindern. Er sendete einen seiner Vertrauten, den Feldmarschall-Lieutenant Jacquemin, nach Dresden, um Einspruch dagegen zu erheben.

Der Rückzug unterblieb; über das Weitere jedoch war man zu Wien keineswegs beruhigt. So schrieb ein anderer Vertrauter Dauns, der General d'Ayasasa, nach einem Gespräch mit der Kaiserin dem Feldmarschall: Maria Theresia habe wohl nicht Unrecht, sich Sorgen zu machen; denn was könne man, nach dem, was bereits geschehen sei, von der Zukunft hoffen; wie leicht könne der preußische Feldherr, wenn er seine Operationen gegen Dippoldiswalde und Altenberg fortsetze, die österreichische Armee aus ihrer Stellung vertreiben — „um nicht zu sagen die ganze Maschine ein zweites Mal aus den Fugen bringen." (détracquer).

Die gefürchteten weiteren Operationen über Altenberg unternahm Prinz Heinrich nicht; dazu war, von allem Anderen abgesehen, die Heeresmacht zu gering, die er sich für die Stellung bei Pretschendorf ausgespart hatte — und zunächst sollte er erfahren, daß man sich doch auch gegen die Reichsarmee nicht Alles und Jedes erlauben dürfe.

General Bandemer war über die Flöhe bis in die Nähe von Chemnitz vorgegangen und hatte noch dazu — das schwer zu überschreitende Flüßchen im Rücken — seine wenigen Truppen in verschiedene Posten vertheilt. Er wurde am 21. Mai von der vorrückenden Reichsarmee angegriffen, geschlagen und bis Oederan zurückgeworfen, nachdem er über 1000 Mann und 5 Kanonen verloren hatte. — Prinz Heinrich sendete sofort 2 Bataillone, 5 Kürassier- und 2 Husaren-Schwadronen Verstärkung nach Oederan. General Canitz sollte nun dort den Befehl

führen, oder vielmehr, da man diesem General keine andere Fähigkeit zutraute als die, seine Bataillone an der Stelle, die ihnen in der Ordre de bataille angewiesen war, mannhaft ins Feuer zu führen, eigentlich der königliche Flügeladjutant Graf v. Anhalt. Möglicherweise benützte der Prinz gern die Gelegenheit, den unerwünschten Rathgeber aus seinem Hauptquartier zu entfernen.

Die geringe Verstärkung hatte eigentlich irgend ernst gemeinten Operationen der Reichsarmee gegenüber gar keine Bedeutung — und doch wurde über deren Entsendung die bei Pretschendorf vereinigte Macht immer ungenügender zu weiteren Unternehmungen. Auch geschah hier nichts weiter, als daß Prinz Heinrich nach einem nicht glücklichen aber unbedeutenden Gefecht am 31. Mai den Posten bei Reichstädt aufgab und seinen Vortrab bei Bärwalde Stellung nehmen ließ. Da sich auch weder Serbelloni noch die Reichsarmee zu irgend einer Thätigkeit berufen fühlten, verlebten die sämmtlichen Armeen in Sachsen längere Zeit über ruhige Tage.

König Friedrich zeigt sich um diese Zeit in seinen Briefen an den Bruder rücksichtsvoller als je zuvor. Das mag nach den jüngsten Zerwürfnissen nöthig gewesen sein, doch ist aus eben diesen Briefen leicht zu entnehmen, daß er von den Operationen des Prinzen Heinrich keineswegs unbedingt erbaut war. So schrieb er am 23. Mai zwar in anerkennendster Weise, doch aber eigentlich in der Absicht, eine größere Energie und Thätigkeit zu fordern und die Erfolge anzudeuten, die angestrebt werden müßten. „Ihr Spiel ist sicherlich", sagt der König, „die Streitkräfte des Feindes nach einer Seite hinzuziehen, um dann auf einer anderen in den Thalkessel von Dresden vorzudringen; ist die Hauptmacht des Feindes bei Dippoldiswalde, so können Sie sich aus Gründen, die Ihnen hinlänglich bekannt sind, des Weges über Frauenstein (dazu) nicht bedienen; der über Rabenau ist zu nahe von ihrer (der Feinde) Stellung; es ist wahrscheinlich, daß sie ihn besetzt halten; bleibt also Hohen-Poseritz (?!) oder ein Korps über die Elbe nach Weißig zu entsenden, damit es Miene mache, bei Pilnitz Brücken über den Strom zu schlagen; wenn Sie nicht einen dieser Auswege ergreifen, bleibt Ihnen (der), ein „Detaschement" nach Pasberg nach Böhmen zu senden — oder zuvörderst die Reichsarmee gänzlich zerstreuen zu lassen (ou de faire préalablement entièrement dissiper les Cercles).

Welchen Weg der König im Auge hatte als denjenigen, auf dem man in den Thalkessel von Dresden vordringen könne, bleibt räthselhaft, denn „Hohen-Poseritz" ist jedenfalls nur durch ein sehr arges Versehen des Herausgebers dieser Briefe in den gedruckten Text gekommen. Es giebt eine Ortschaft dieses Namens im Meißener Lande gar nicht, und unseres Wissens überhaupt nur ein Dorf das so heißt, und das liegt in Schlesien, zwischen Striegau und Canth.

Beiläufig bemerkt, hatten die Oesterreicher, in zwei Hauptmassen bei Plauen und Dippoldiswalde gelagert, wirklich ein Zwischenkorps bei Rabenau und außerdem jenseits des Plauenschen Grundes, bei Beneric, einige Tausend Mann leichter Truppen unter dem General Brunian.

Beachtenswerth ist in diesem Brief vorzugsweise der Wink, sich vor allem des Feindes im Rücken, der Reichstruppen, zu entledigen und diesen Feind nicht etwa nur weiter weg zu manövriren, sondern zu „zerstreuen", was eine taktische Entscheidung voraussetzt. Hier zeigt sich wieder Friedrichs Geist im Gegensatze zu den in jenen Tagen allgemein herrschenden Ansichten.

Dieser Wink blieb denn auch natürlich in der Antwort des Prinzen Heinrich als zum mindesten phantastisch, wenn nicht geradezu abenteuerlich, vollkommen unbeachtet. Eben in dieser Antwort giebt der Prinz an, daß er nicht 30 000 Mann unter den Fahnen habe, und räth dann — für den Fall, daß die russische Verstärkung eingetroffen sei — zu jener Entsendung nach Zittau und möglicherweise nach Jung-Bunzlau, die Wunder bewirken werde. Dresden werde man, wenn die versprochenen 20 000 Russen einträfen — und die Entsendung nach Zittau stattfinde — „d'une ou d'autre manière" wohl bekommen, hofft der Prinz; dann aber werde er vier Wochen über unthätig bleiben müssen, denn es fehle ihm sehr Vieles, das unerläßlich sei, wenn man eine Armee vorrücken lassen wolle; er hätte seine Operationen nicht weiter treiben können (als geschehen sei), wenn man sich dabei von der Bäckerei hätte entfernen müssen. Und wie solle er Prag belagern, wenn der Feind 20 000 Mann hineinwerfe! Er werde nicht Truppen genug haben, den Platz einzuschließen. — „Uebrigens, wenn Sie das Vertrauen zu mir haben und überzeugt sind, daß ich thun werde, was ich kann, müssen Sie andererseits billigen, daß ich mich nicht auf Unternehmungen einlasse, aus denen sich nur Schande für mich ergeben könnte, ohne durch irgend einen Vor-

theil aufgewogen zu sein" (d'ailleurs si vous voulez avoir cette confiance en moi et être persuadé que je ferai ce que je puis, vous devez d'un autre côté approuver que je ne m'embarque pas dans des entreprises, d'où je ne puis retirer que de la honte, sans être contrebalancé par aucun avantage).

Es liegt eine gewisse Naivetät in der Art, wie der Prinz hier nicht die Sorge um irgend ein Unheil für den Staat, das sich aus dem Mißlingen ergeben könnte, sondern die Rücksicht auf seinen persönlichen Ruf als den eigentlich bestimmenden Grund seines ablehnenden Bescheides geltend macht.

Was König Friedrich in Beziehung auf die Operationen im Ganzen und Großen erwiderte, haben wir bereits gesehen. Was das nächste, die unmittelbar in Sachsen bevorstehenden oder möglichen Operationen betrifft, verwies der König von neuem in höflichster Wendung auf die Reichsarmee. Wenn die Operationen in Schlesien begännen, schrieb er am 4. Juni, werde der Prinz in Sachsen freiere Hand haben. „Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie nicht zweckmäßig finden, die Reichsarmee zu beseitigen, ehe Sie daran gehen, Ihre Absichten auf Dresden auszuführen" (— je m'en remets à vous, si vous ne jugeriez pas à propos d'écarter les troupes des Cercles avant de vous mettre en devoir d'exécuter vos vues sur Dresde).

Absichten auf Dresden! Die hatte der Prinz in der That gar nicht. Ein solches Unternehmen war in dessen Vorstellung durchaus abhängig von der „Diversion" nach Zittau und Jung-Bunzlau.

Während an der Elbe und im Vogtlande eine Zeit der Unthätigkeit und Ruhe eintrat, fiel in Niederhessen eine Entscheidung, die von bedeutender politischer Tragweite sein konnte und, wie die Dinge eben lagen, wenigstens große diplomatische Verlegenheiten hervorrief.

Wie in allen Dingen bildete nämlich Lord Butes Politik auch in Beziehung auf Hessen einen geraden Gegensatz zu der seines Vorgängers im Amt, William Pitt. Diesem Letzteren, der im Frieden Englands Seeherrschaft durchaus sicher stellen, Frankreich aus Ost- und Westindien wie aus Nordamerika gänzlich vertreiben wollte, wäre es erwünscht gewesen, wenn Hessen, das die Franzosen seit 1760 inne hatten, wieder

gewonnen wurde, damit die französische Regierung nicht dieses Land in den Friedensunterhandlungen als Kompensationsobjekt geltend machen und den Anspruch erheben konnte, dafür verlorene Kolonien wieder einzutauschen.

Georg III. und Lord Bute, die bereit waren, den Franzosen viele ihrer verlorenen überseeischen Besitzungen zurückzugeben, um nur schnell zu dem ersehnten Frieden zu gelangen, wünschten gerade umgekehrt, daß der Feind sich im Besitz Hessens behaupte, ausdrücklich damit er diese Eroberung als Kompensationsobjekt in die Wagschale legen könne, damit sie selber einen anständigen Vorwand hätten, einen Theil der Eroberungen jenseits der Meere zurückzugeben. Daß sich die öffentliche Meinung in England gegen einen solchen Tausch erheben könnte, machte Georg III. und seinem Minister keine Sorgen. Sie glaubten das Parlament beherrschen, die öffentliche Meinung, die sie verkannten, nöthigenfalls auch mißachten zu können.

Der König von Preußen hatte im Jahr 1761 den Herzog Ferdinand von Braunschweig zu einem Angriff auf Hessen bewogen, wesentlich um die rechte Flanke der preußischen Armee in Sachsen zu sichern — aber gewiß war es ihm nicht unerwünscht, wenn er dadurch zugleich William Pitts politische Pläne förderte. Diesmal bestimmten ihn dieselben strategischen Gründe, den Herzog Ferdinand zu einem ähnlichen Unternehmen zu veranlassen, er förderte aber dadurch diesmal nicht, er durchkreuzte vielmehr, wie sich die Dinge nun seltsam gewendet hatten, in sehr empfindlicher Weise die Pläne der großbritannischen Regierung, die vor dem Verbündeten geheim gehalten werden mußten, dem Feinde aber wenigstens theilweise anvertraut werden konnten.

Von Seiten Englands aber zeigte sich auch dabei wieder Lord Butes eigenthümliche Unfähigkeit in einer Weise, die selbst nach den Mittheilungen, die er in Petersburg und Wien hatte machen lassen, noch überraschen kann. Seine Intriguen waren immer so ungeschickt angelegt, daß man Aehnliches in einem Roman als unwahrscheinlich verurtheilen würde. So ließ er jetzt durch seine Zwischenträger der französischen Regierung das Versprechen geben, den Frieden noch vor dem Juli-Monat zu Stande zu bringen, wenn die Armeen Frankreichs nur inzwischen nicht die Offensive ergriffen, nicht weitere Einfälle in die hannoverschen Lande unternähmen.

Die beiden Marschälle, die in diesem Jahre an die Spitze des französischen Heeres gestellt waren, Herzog d'Estrée und Prinz Rohan-Soubise, erhielten demgemäß von dem Versailler Hof den Befehl, sich an der Spitze einer gewaltigen Uebermacht auf die Vertheidigung zu beschränken und lediglich im Besitz von Hessen und Göttingen zu behaupten. Nach solchen Eröffnungen erwarteten die französischen Generale, wie das in der That sehr nahe lag, daß auch die hannoverisch-verbündete Armee ihrerseits, zufrieden daß sie keinen Angriff abzuwehren habe, sich ruhig verhalten und zu keinem Angriff, zu keiner That schreiten werde. Sie sahen zunächst nicht sowohl einem Feldzug, als einem ruhigen Abwarten der kommenden Dinge in militärischer Haltung entgegen und beschränkten sich darauf, ihre Truppen in die Nähe von Kassel heranzuziehen.

Aber nachdem Lord Bute auf diese Weise die französische Armee und ihre Führer in sorglose Sicherheit eingewiegt hatte, wagte er nicht, der hannoverisch-verbündeten Armee den entsprechenden Befehl zu geben, auch ihrerseits nichts zu unternehmen. Er wagte das nicht, erklärte er in einem späteren Brief an den französischen Minister Choiseul-Stainville weil er befürchtete, wenn er es thue, werde der König von Preußen es erfahren. Der eigentliche Gegenstand der Sorge war aber damit doch nur unvollständig ausgesprochen; Lord Bute befürchtete, durch Friedrich II. werde dann auch die parlamentarische Opposition in England erfahren, in welchem Sinne Georgs III. Minister die Kriegführung in Deutschland zum Vortheil des Feindes zu leiten gedachten, und dadurch konnte Lord Butes eigene Stellung gefährdet, seine Pläne durchkreuzt werden. Daß der König von Preußen ihm auch seinerseits als persönlicher Feind gegenübertrat und mit den Freunden Preußens in England, die jetzt Opposition waren, in Verbindung blieb, das mußte Lord Bute erwarten, nach allem, was er in Petersburg und Wien verübt hatte. Auch sonst ließ dieser Minister es an allerhand Feinheiten nicht fehlen, die verhindern sollten, daß die Opposition und die Nation im Ganzen etwa vor der Zeit erfahre, was er vorhabe. Auch der General Marquis Granby, der unter dem Herzog Ferdinand insbesondere den Befehl über die englischen Nationaltruppen führte, die sich bei der verbündeten Armee befanden, durfte für jetzt nichts von den Absichten der Regierung erfahren; er erhielt gar keine Verhaltungsbefehle. Aber auch

das schlug wieder zu Lord Butes und der Franzosen Nachtheil aus, denn Lord Granby befolgte nun, in Ermangelung anderer Weisungen, als selbstverständlich arglos und energisch die Befehle, die er von dem Oberfeldherrn erhielt.

Der Herzog Ferdinand hatte seine Armee (im Ganzen 58 000 Mann mit 138 Bataillons-Kanonen und etwa 90 Stücken schweren Geschützes) allmälig näher zusammen rücken lassen; am 18. Juni versammelte er sie bei Brackel, am 21. lagerte sie zwischen Bühne und Warburg an der Diemel. Noch an demselben Tage gingen ihre leichten Truppen über den Fluß, um sich des Reinhartswaldes zu bemächtigen, was Herzog Ferdinand als Einleitung zu den weiter beabsichtigten Manövern nöthig achtete. Es gelang am folgenden Tage, an dem auch die mit 52 Mann besetzte Sababurg erobert wurde.

Alle diese vorbereitenden Bewegungen scheinen die Aufmerksamkeit der beiden französischen Feldherren nur in sehr geringem Maße erregt zu haben. Sie versammelten zwar am 22. Juni ihre Hauptmacht (72 000 Mann) in einem Lager bei Grebenstein und Meimbressen, ein bedeutender Theil ihrer Truppen aber war hie und da in Hessen zerstreut, und das sächsische Korps stand seit dem 18. Juni bei Dransfeld, jenseits der Weser zwischen Münden und Göttingen. Die beiden französischen Marschälle thaten nichts, um dem Feinde den Uebergang über die Diemel zu wehren, sie dachten nicht daran, sich des Reinhartswaldes wieder zu bemächtigen, obgleich ihr rechter Flügel diesen Wald in der Flanke hatte. Der Angriff des Herzogs Ferdinand am 24. Juni traf sie fast wie ein Ueberfall.

Dieser Feldherr ließ an dem eben genannten Tage sein Heer (52 Bataillone, 47 Schwadronen und die hannoverschen und hessischen Jäger, 43 280 Kombattanten mit 76 Stücken Parkgeschütz außer den Bataillons-Kanonen) in sieben Kolonnen zwischen Liebenau und Trendelnburg über die Diemel gehen. Zu gleicher Zeit überschritt Lord Granby, der am Desenberg gelagert hatte, diesen Fluß mit dem sogenannten Reservekorps bei Warburg (11 Bataillone und 13 Schwadronen mit 12 Parkgeschützen — 6 Pfündern —, 8420 Kombattanten). General Luckner, der mit einer kleinen Abtheilung (6 Bataillone, 8 Schwadronen, 4920 Mann) noch jenseits der Weser bei Süllbeck in der Nähe von Eimbeck gestanden hatte, war angewiesen worden, schon den Tag zuvor auf der bereit stehenden Pontonbrücke zwischen Wambeck und

Bodenfelde auf das linke Ufer des Weserstromes herüber zu kommen und die Nacht über bei Gottesbüren zu rasten.

Herzog Ferdinands Entwurf zur Schlacht, die an demselben Tage (24.) geliefert wurde, wich, gleich den Dispositionen zur ersten, die er überhaupt als selbständiger Feldherr (1758) bei Crefeld bestanden hatte, durchaus von dem herkömmlichen Schema ab, demzufolge die Armee stets „in zusammenhängender Linie" aufmarschiren mußte. Schon bei Crefeld hatte der Herzog das französische Heer in örtlich getrennten Kolonnen angegriffen, deren jede für sich als besonderes taktisches Ganze auftreten sollte — freilich in solcher Weise, daß diejenige Kolonne, die den Feind umgehen und den Erfolg herbeiführen sollte, sich in ein ungemein schwieriges Gelände verwickelte, in dem sie kaum vorwärts zu kommen vermochte, obgleich es gar nicht vertheidigt wurde; in solcher Weise mit einem Wort, daß es ein Leichtes gewesen wäre, diese Kolonne zu paralysiren und den Herzog mit Verlust abzuweisen; daß nur die schlaffe Unfähigkeit der französischen Feldherren ihm zu einem Siege verhelfen konnte. Doch lag in seinen Anordnungen eine taktische Neuerung von großer Tragweite; sie wird aber von den Kunstrichtern der alten Schule seltsamer Weise gar nicht bemerkt. Man erwartet hier den lautesten Tadel ihrerseits zu hören, da bei Crefeld nicht nur die „zusammenhängende Linie" fehlte, sondern auch die umgehende Kolonne in keiner Weise unterstützt werden konnte — aber die Kritiker aus jener Zeit schweigen; sie scheinen, wie gesagt, gar nicht gewahr zu werden, daß die Anordnungen des Herzogs von dem Gewohnten abwichen — und gerade der große Meister der Schlachten im neueren Styl, Napoleone Buonaparte ist eigentlich der erste, der sich scharf und entschieden verurtheilend über die Dispositionen des Herzogs bei Crefeld ausspricht.

In demselben Geiste, aber in besser berechneter Weise, sollte auch diesmal, bei Wilhelmsthal, das verbündete Heer den Angriff in vier taktisch gesonderten Abtheilungen von verschiedener Stärke ausführen, und infolge dessen kann die hier gelieferte Schlacht als eine Epoche in der Geschichte der Taktik nicht eigentlich machend, wohl aber ankündigend bezeichnet werden.

Fünf von den sieben Kolonnen die zwischen Liebenau und Trendelnburg über die Diemel gingen, sollten vor der Stirnseite der französischen Stellung, mit dem rechten Flügel an Westuffeln vereinigt aufmarschiren,

um von dort aus zum Angriff zu schreiten. Die sechste und siebente waren angewiesen, durch den Reinhartswald zu gehen und sich vereinigt, unter dem General Spörcken, auf den Höhen bei Hombressen, in der rechten Flanke des französischen Heeres zu formiren. Noch weiter links sollte General Luckner den Reinhartswald zwischen der Sababurg und Beverbeck übersteigen und die französische Stellung so weit überflügelnd, daß er deren Rücken bedrohte, bei Udenhausen erscheinen. Eine noch gefährlichere Umgehung des Feindes war zur Rechten beabsichtigt. Lord Granby sollte nämlich von Warburg aus in drei Kolonnen den Dörnberg (bei Zierenberg) erreichen und von dort aus zum Angriff auf Wilhelmsthal im Rücken der französischen Armee vorgehen. Daß der Feind sich mit erdrückender Uebermacht, wie Napoleon bei Rivoli that, auf diese umgehende Kolonne werfen und sie vernichten werde, das war von d'Estrée und Soubise nicht zu erwarten. Unterstützt konnte sie allerdings nicht werden.

Im französischen Lager wurde Alarm geschlagen, als die verbündete Hauptarmee, Spörcken und bald darauf auch Luckner in ihrem Gesichtskreis erschienen, aber in ihren Reihen stellte sich sofort die größte Verwirrung ein, und die überraschten Feldherren erwiesen sich vollkommen rathlos. Der Marquis de Castries, mit einem Korps bei Karlsdorf vorgeschoben, den rechten Flügel des französischen Heeres zu decken, wurde — aus der Hauptstellung nicht unterstützt — von Spörcken mit leichter Mühe geschlagen. — Die Hauptmacht des Herzogs Ferdinand kam gar nicht zum Gefecht. Denn eben als sie sich in Gefechtsbereitschaft entfaltete, wurde den beiden Marschällen von Frankreich Lord Granbys Heranmarsch gegen Wilhelmsthal gemeldet, und auf das Aeußerste erschreckt dachten Soubise und d'Estrée an keinen Widerstand weiter, nur noch an einen Rückzug nach Kassel, der sofort, nicht eilig nur, sondern übereilt in böser Verwirrung angetreten wurde. Graf Stainville, der mit seinem Korps erlesener Truppen (Grenadiers royaux, Grenadiers de France, Brigaden Acquitaine und Poitou) vor dem linken Flügel nach Schachten vorgeschoben war, blieb dabei so ziemlich seinem Schicksal überlassen und konnte leicht abgeschnitten werden. Doch kam die französische Armee noch mit geringerem Verlust davon als man erwarten mußte. Mancherlei kam ihr zu Statten, namentlich der Umstand daß, wie sich nun zeigte, die untergeordneten Generale der verbün-

deten Armee, den Gedanken, eine Armee könne anders als „in zusammenhängender Linie" zu einer Schlacht schreiten, nicht recht zu fassen vermochten. Anstatt nach seinem leichten Sieg über de Castries nach Immenhausen und Hohenkirchen zu eilen, wo er sehr gefährlich werden konnte, indem er dort den Rückzugsweg nach Cassel sperrte, ließ Spörcken seine Truppen mühsam durch den sumpfigen Grund der Esse gehen (die durch Grebenstein an der rechten Flanke der französischen Armee vorbeifließt), um sich unmittelbar dem linken Flügel der Hauptmacht Herzog Ferdinands anzuschließen, was gar keinen Sinn hatte — dagegen sehr unbequem war, da der Raum zwischen der Esse und dem Bach der durch Meimbressen und Westuffeln der Warme zufließt, in dem die Armee aufmarschiren sollte, für das in so unerwünschter Weise verstärkte Ganze zu eng war. — Luckner ging langsam gegen Immenhausen vor, war aber zu schwach, um etwas Ernstliches zu unternehmen.

Auch die Gefahr, die von der anderen Seite durch Lord Granbys Vorrücken drohte, wurde noch glücklich genug abgewendet, aber nicht dadurch, daß sich bei der verbündeten Armee der Geist gedankenloser Routine geltend machte, sondern, wenn auch nicht ohne Verlust, doch in rühmlicherer Weise. Graf Stainville opferte sein Korps auf, um den Rückzug der beiden Marschälle zu decken. Es glückte ihm, die Höhen und das Gehölz bei Wilhelmsthal noch vor dem Feinde zu erreichen, dem er sich dann hier entschlossen entgegenwarf. Die Hauptmasse des französischen Heeres, das eilig an ihm vorüberzog, suchte zwar auf den Höhen zwischen Wilhelmsthal und Hohenkirchen noch einmal Stellung zu nehmen und schien hier Stand halten zu wollen, wenn auch vielleicht nur, um Stainville nun ihrerseits aufzunehmen. Aber sowie Herzog Ferdinands Heer, in Stainvilles Rücken zur Schlacht geordnet, über Calden heranrückte, wichen die beiden Marschälle weiter, ohne einen Angriff abzuwarten. Stainville war nun so vollständig abgeschnitten, daß die Engländer glaubten, ihn auffordern zu können, die Waffen zu strecken; aber er schlug sich durch und konnte der nach Cassel weichenden Armee folgen, wenn auch nur um den Preis eines namhaften Verlustes, der an Todten und Verwundeten nicht weniger als 1500 Mann betragen haben soll; 2732 Mann, und darunter 170 Offiziere, waren als Gefangene in die Hände der Verbündeten gefallen, die außerdem 12 Stück Geschütz erobert hatten.

Herzog Ferdinands Armee erreichte um 4 Uhr Nachmittags Hohen-

kirchen, wo sie zwischen diesem Ort und Weimar Stellung nahm. Sie zählte an diesem Tage 108 Todte, worunter 4 Offiziere, 273 Verwundete, worunter 2 Offiziere, 315 Gefangene oder Vermißte, worunter 4 Offiziere. Dieser geringe Verlust beweist zur Genüge, wie geringfügig der Widerstand der weit überlegenen französischen Armee gewesen war. Lord Granbys Heertheil, der allein zu einem nennenswerthen Gefecht kam, hatte doch im Ganzen nur 439 Mann verloren.

Am Tage nach der Schlacht (25.) führten die beiden Marschälle ihre Armee durch Cassel über die Fulda zurück und nahmen bei Landwehrhagen eine Stellung, in der sie nicht wohl angegriffen werden konnten. Nur ein Korps von 15 000 Mann unter Stainville blieb in einem verschanzten Lager vor Cassel zurück.

Was sich bei Wilhelmsthal begeben hatte, eher eine échauffouré als eine Schlacht zu nennen, war nicht eine Niederlage geworden, die das französische Heer für den ganzen Feldzug oder auch nur für einige Zeit lähmen konnte; dessen Ueberlegenheit war vielmehr ungebrochen — und eben deshalb, eben weil die taktische Entscheidung keine vollständige gewesen war, führte der gewonnene Sieg die Verbündeten zunächst nicht weiter. Der Herzog Ferdinand erwartete sogar, die französischen Marschälle würden die Offensive ergreifen und auf das linke Ufer der Fulda zurückkehren. Er suchte deshalb seine Streitkräfte nach Möglichkeit zusammenzuhalten und erließ sogar eine ausführliche Disposition an die Generale seiner Armee, für den Fall, daß ein solcher Angriff erfolgte. Weitere Erfolge suchte er in der zur Zeit herkömmlichen Weise durch Manöver herbeizuführen, indem er die Verbindungen der französischen Armee mit ihren Magazinen zu Marburg, Gießen und Frankfurt mehr oder weniger gefährdete, und dergleichen genügte auch solchen Feinden gegenüber, wie er zu bekämpfen hatte.

Zunächst wurden leichte Truppen an die Eder entsendet. Schon am 28. Juni wurde Fritzlar besetzt, am 29. das Schloß zu Felsberg nach kurzer Beschießung eingenommen. Die gestörten Verbindungen herzustellen wurde französischerseits der General Rochambeau (der spätere Marschall von Frankreich) mit 4000 Mann nach Homberg entsendet. Darauf wurden von Seiten der Verbündeten etwas größere Anstrengungen gemacht. Lord Granby ging (mit 4 Bataillonen, 10 Schwadronen) bei Fritzlar, General Cavendish (mit Jägern und Husaren) bei Felsberg über die

Eder. Jener sollte am 1. Juli die linke, dieser die rechte Flanke Rochambeaus umgehen. Dieser wußte sich zwar mit Geschick und ohne großen Verlust der Gefahr zu entziehen, mußte aber doch bis Ziegenhain und Schwarzenborn zurückweichen. — Granbys Streifschaaren wagten sich darauf bis nach Melsungen, Rothenburg und Hersfeld an der Fulda, wo sie zum Theil kleinere französische Magazine zu zerstören fanden, Granby und Cavendish selbst gingen wieder über die Eder zurück.

Um Rochambeaus Korps in ihrer Stellung bei Landwehrhagen zu ersetzen, zogen die französischen Marschälle die Sachsen unter dem Prinzen Xaver von Dransfeld herbei, so daß jenseits der Werra nur ein französisches Korps von 18 Bataillonen, 38 Schwadronen unter dem Marquis Chevert, und zwar nahe am Fluß in einem Lager bei Deiderode unweit Hedemünden stehen blieb. — Diesseits der Werra lagerten die Sachsen seit dem 1. Juli bei Lutternberg, an dem rechten Flügel der Franzosen.

Rochambeau wurde verstärkt, rückte am 7. bis nach Wabern an der Eder vor, und machte von dort aus am folgenden Tage einen schwachen Versuch, das verbündete Heer auf das Empfindlichste zu treffen, nämlich ihre zu Warburg eingerichtete Bäckerei durch eine Streifschaar vernichten zu lassen. Das Unternehmen wurde aber mit leichter Mühe abgewiesen. Die eigenen Verbindungen besser zu decken, nahm ein anderes französisches Korps, unter Stainville am Heiligenberg bei Heslar, Felsberg gegenüber Stellung.

Der Herzog Ferdinand war nun seinerseits ernstlich darauf bedacht, den Feind von der Eder und über die Schwalm zurückzudrängen. Er zog zu diesem Ende von dem Korps des Erbprinzen von Braunschweig, das in Westphalen die französische Niederrhein-Armee beobachtete, eine kleine Verstärkung (4 Bataillone, 4 Schwadronen) unter dem General Bock heran, die am 11. bei Stadtberge eintraf — und an demselben Tage ließ er, um zunächst der Eder völlig Herr zu werden, das Schloß zu Waldeck angreifen, dessen kleine Besatzung sich nach kurzem Widerstande ergab. Schon waren die Abtheilungen Cavendishs und Granbys bei Lohne und Werkel verstärkt worden, jetzt wurde auch Luckner, bisher auf dem linken Flügel verwendet, für seine Person und mit einem Theil seiner Truppen auf den rechten berufen. Hier, an die Spitze eines Korps von 6 Bataillonen, 17 Schwadronen und hannoverschen Jägern gestellt,

ging er am 12. über die Eder, fand aber den Feind nicht mehr vor, gegen den er zunächst bestimmt war. Eine Rekognoszirung Granbys, die eine Umgehung und einen Angriff anzukündigen schien, hatte Rochambeau veranlaßt, sich eben an diesem Tage nach Treisa bei Ziegenhain zurückzuziehen. Selbst Stainville war für einen Augenblick nach Melsungen zurückgewichen, doch nur um den Verstärkungen entgegenzugehen, die ihm zugesendet wurden. Er kehrte bald verstärkt in die Stellung am Heiligenberg zurück, und zwar diesmal an der Spitze einer wirklich bedeutenden Macht. Der linke Flügel der französischen Hauptarmee war jetzt hier vereinigt. Einem solchen Gegner nicht gewachsen, ging Luckner am 15. bei Fritzlar wieder über die Eder zurück.

Die Bedrängniß, in der sich die französischen Generale wähnten, war eigentlich eine ganz imaginäre. Sofern sie selbst die Leute dazu waren, sofern sie sich auf ihre Untergebenen nur einigermaßen verlassen durften, hing es nur von ihnen ab, ihre Uebermacht zu gebrauchen und die Lage der Parteien umzukehren. Aber sie waren weit entfernt, die Dinge in diesem Licht zu sehen; der Entschluß zur Offensive lag für sie außer aller Möglichkeit, und einen Augenblick schien es sogar als sollten die kühnsten Hoffnungen des Herzogs Ferdinand in Erfüllung gehen, ohne daß es dazu weiterer Anstrengungen von seiner Seite bedurft hätte. Der Marschall d'Estrée, nicht wie sein Kollege in die Geheimnisse des Versailler Hofs eingeweiht, war, wie sich ergiebt, vor Allen entmuthigt. Er befürchtete, wir wissen nicht warum, Sachsen könne einen Separatfrieden mit Preußen schließen und das sächsische Truppenkorps infolge dessen zur preußischen Partei übertreten. Aber auch abgesehen davon, glaubte er sich in seiner Stellung an der Fulda nicht behaupten zu können. Da er Truppen in bedeutender Zahl entsendet hatte, um Stainville an der Eder zu verstärken, achtete er es nothwendig, als Ersatz in seiner Stellung bei Landwehrhagen nun auch Chevert von jenseits der Werra zu sich heranzuziehen. Danach befand sich auf dem rechten Ufer des Flusses keine Heeresmacht mehr, die Göttingen nöthigenfalls decken und die Belagerung dieses Orts verhindern konnte. Einen Entsatz Göttingens zu bewirken, wenn es belagert wurde, hielt d'Estrée für unmöglich, da er alle seine Anstrengungen nach der entgegengesetzten Seite, auf seinen linken Flügel verwenden mußte, um seine Verbindungen mit dem Main sicher zu stellen. Eine verhältnißmäßig starke Besatzung in einem Ort, der nur einer geringen

Vertheidigung fähig war, der Gefangenschaft auszusetzen, der sie nicht wohl entgehen zu können schien, erachtete der Marschall nicht wohlgethan —: er beschloß, Göttingen aufzugeben. Er beabsichtigte sogar noch weiter zu gehen; des Widerspruchs unerachtet, den sein Kollege Soubise erhob, wollte er sogar Cassel aufgeben, um sich näher an den Main, in eine Stellung zurückzuziehen, in der seine rückwärtigen Verbindungen vollkommen gesichert wären.

Göttingen wurde am 16. Juli von der französischen Besatzung verlassen.

D'Estrées kleinmüthige Pläne kamen indessen zunächst doch nicht zur Ausführung. Von einer Seite her, von der man es im gewöhnlichen Lauf der Dinge am allerwenigsten erwarten konnte, wurde ein entschiedener leidenschaftlicher Widerspruch erhoben, der den Gang der Ereignisse wenigstens sehr wesentlich verzögerte und lähmte, wenn er auch nicht die vollständige Umkehr der Sachlage bewirken konnte, die eigentlich beabsichtigt war.

Lord Bute, Englands leitender Minister, war auf das äußerste entrüstet über den Sieg, den Englands Heer bei Wilhelmsthal davon getragen hatte. Er schrieb an den Herzog von Choiseul und machte ihm wie den französischen Feldherren die lebhaftesten Vorwürfe darüber, daß sie sich schlagen ließen, anstatt Siege zu erfechten, wie sie nach seinem Willen mußten, wenn der Kampf nicht ganz gemieden werden konnte, wie es zu seinen Plänen gepaßt hätte.

Der Brief, in dem Lord Bute diese Vorwürfe ausspricht, an die sich dann bestimmte Forderungen für die Zukunft schließen, ist bis jetzt nicht dem Wortlaut nach bekannt gemacht worden, doch kennen wir den Inhalt desselben in hinreichender Vollständigkeit aus dem, was der Herzog Choiseul theils dem Marschall Soubise, theils seinen Vertrauten darüber mittheilte.

Wir ersehen aus diesen Mittheilungen, daß Lord Bute zuerst und vor allem darauf bedacht war, sich selbst vor der französischen Regierung zu rechtfertigen und darzuthun, daß er unschuldig sei an dem Unheil, das die französische Armee betroffen hatte. Hier legt er das Geständniß ab, daß er der verbündeten Armee nicht habe befehlen können, sich aller

weiteren Operationen zu enthalten, weil er habe befürchten müssen, daß der König von Preußen das erfahren würde. Der König von Preußen sei ganz allein an dem unseligen Ereigniß bei Wilhelmsthal schuld; der König habe den Herzog Ferdinand veranlaßt, zum Angriff zu schreiten, und bei dieser Gelegenheit ergeht sich Lord Bute über den König in leidenschaftlichen Aeußerungen, die man, wie es den Anschein hat, wohl als Schmähungen bezeichnen muß. (Il me parait furieux dans sa lettre contre S. M. Prussienne, qui effectivement est son ennemi particulier, schreibt Choiseul dem Marschall Soubise.) — „Ihr laßt Euch schlagen", schreibt der Minister Großbritanniens wie verzweifelnd, „und wir können nun nicht mehr Frieden schließen; wir dürften nicht wagen, ihn dem Parlament vorzuschlagen!" — Einen Frieden nämlich, wie Georg III. und seine Minister ihn der französischen Regierung gewähren wollten. Schließlich fordert Lord Bute die Feinde Englands dringend auf, dem englisch-verbündeten Heer energisch entgegenzutreten und sich siegreich gegen dasselbe in Hessen zu behaupten, damit er, Lord Bute, nicht durch die parlamentarische Opposition in England oder, wie er sich ausdrückt, durch „die preußische Partei" gestürzt werde, welche zugleich die Partei William Pitts sei (il nous exhorte à nous opposer vigoureusement au Prince Ferdinand pour que lui — ne soit pas écrasé par le parti prussien qui est celui de Pitt).

Ausdrücklich scheint dann Lord Bute auch daran erinnert zu haben, daß Hessen nothwendiger Weise von Seiten Frankreichs bis zum Abschluß des Friedens siegreich behauptet werden müsse, weil es sonst nicht in den Bedingungen des Friedens als Kompensationsobjekt verwerthet werden könne. Das leuchtete der Marquise Pompadour und den französischen Staatsmännern sowie dem König Ludwig XV. auch wirklich ganz so entschieden ein, wie man erwarten mußte. Sofort wurden von Versailles aus an die französischen Generale solche Befehle erlassen, wie Lord Bute forderte. Ludwig XV. schrieb dem Marschall Soubise persönlich und befahl ihm, sowie er diesen Brief erhalten habe, wieder über die Fulda vorzugehen und den Feind anzugreifen — mit anderen Worten ihn, wenn es gelang, siegreich wieder über die Diemel zurück zu werfen. Welcher Art auch der Erfolg sein möge, der Marschall werde nicht dafür verantwortlich gemacht werden. In einem Begleitschreiben fügte Choiseul seiner eigenen Angabe noch hinzu, wenn auch die Armee des Königs

(l'armée du roi, die damals übliche Bezeichnung) darüber bis auf den letzten Mann vernichtet würde, so daß eine neue errichtet werden müßte, würde Seine Majestät dadurch nicht erschreckt werden.

Das klingt heroisch bis zum Uebermaß. In einem erklärenden Brief vom 11. Juli giebt dann Choiseul weitere Auskunft über die Beweggründe, durch die man zu solchen Befehlen veranlaßt worden sei. Er versichert zuvörderst, Lord Bute sei „aussi faché que surpris de l'affaire du 24" — gedenkt dann in den bereits angeführten Wendungen der Forderungen, die Lord Bute an die französische Heerführung stelle, und denen zu entsprechen die Befehle des Königs von Frankreich bestimmt seien — und schließt mit der Bemerkung, in acht Tagen werde man wissen, ob der Friede geschlossen sei oder nicht. Aber wenn auch geschlossen, müsse er doch, wenigstens in Deutschland, noch einen Monat über geheim gehalten werden; unter diesen Umständen „wäre es widersinnig (absurde), wenn wir durch Waffengewalt verlören, was wir uns, wie man später ersehen würde, durch einen Artikel der Friedenspräliminarien anheischig machen, zu räumen. Sie sagen sich wohl selbst, welche Kritik der König von Preußen üben, welche Vorwürfe er dem englischen Ministerium machen würde, wenn es als Kompensation annähme, was wir inzwischen bereits verloren hätten. Wenn die Feinde eine Schlacht gewinnen, werden wir doch nicht alle gleich auf den ersten Schlag vernichtet sein, und wir hätten immer noch Cassel und Göttingen im Besitz; darüber wären einige Wochen vergangen, und wir könnten dann die Präliminaire-Artikel bekannt machen. Wenn wir die Schlacht gewinnen, retten wir das englische Ministerium — mit dem zufrieden zu sein, wir Ursache haben — vor den preußischen Anklagen" (— si nous la gagnons, nous sauvons le ministère anglais, dont nous avons lieu d'être content de la clabauderie prussienne).

Es waren gar seltsam verschobene Verhältnisse, die sich gebildet hatten! — Die Regierung Großbritanniens sucht bei dem Feinde Hülfe und Unterstützung ihrer Politik; sie verlangt von dem Feinde, mit dem England Krieg führt, er solle Englands Heeresmacht besiegen, damit sich wenigstens Scheingründe für die beabsichtigten Bedingungen des Friedens anführen ließen; damit sie diesen Frieden vor dem Parlament und vor der öffentlichen Meinung in England wohl oder übel rechtfertigen könne; damit sie gegen die Anklagen des eigenen Verbündeten, des Königs von

Preußen, einigermaßen geschützt sei und sich gegen das Parlament und die öffentliche Meinung Englands im Besitz der Regierungsgewalt behaupten könne! Frankreich zeigt sich bereit, den so gestellten Forderungen zu entsprechen, weil es die eigenen Interessen fördert, indem es die feindliche Regierung unterstützt — und die französischen Generale erhalten ihre Verhaltungsbefehle thatsächlich im Wesentlichen aus London, von der Regierung des Landes, mit dem Frankreich Krieg führt!

Hier wäre nun für Arneth der passende Ort gewesen, von „Landesverrath" zu sprechen, den der leitende Minister Großbritanniens übte. Doch, da sich aus Lord Butes eigenthümlichen Umtrieben kein Nachtheil für Haus Oesterreich ergeben hat, bespricht Arneth — immer streng folgerichtig — dessen Politik stets mit beschönigendem Wohlwollen.

Die heroisch lautenden Befehle, die aus Versailles an die französischen Marschälle ergingen, wurden übrigens von diesen Herren nicht in heroischem Sinne aufgefaßt und ausgeführt; dazu waren sie die Leute nicht. Die französische Besatzung von Göttingen, die den Ort am 16. Juli verlassen hatte, kehrte zwar am 17. wieder dorthin zurück, die Schlacht aber, auf die es der Versailler Hof allenfalls wollte ankommen lassen, wurde nicht gesucht; ein Versuch, den Feind wieder über die Diemel zurück zu werfen, nicht einmal besprochen, geschweige denn gemacht. Man dachte nur daran, sich in Niederhessen, namentlich bei Cassel zu behaupten, und selbst das nur mit schwerem Herzen und nur weil es der französische Hof mit unbedingter Bestimmtheit vorschrieb. Selbst um der bescheidenen Aufgabe genügen zu können, die sie sich stellten, glaubten die beiden Marschälle die kleinere französische Armee (von ungefähr 40 000 Mann), die unter dem Prinzen Condé am Niederrhein stand, nicht entbehren zu können. Diese Armee wurde nach Hessen herbeigerufen; — wodurch man denn auf jede Offensive auch in Westphalen verzichtete und der Herzog Ferdinand freie Hand gewann, auch seine Truppen, nämlich das Korps des Erbprinzen von Braunschweig (19 Bataillone, 25 Schwadronen und leichte Truppen = 18 000 bis 20 000 Mann), aus Westphalen abzurufen und mit seinen Streitkräften an der Werra zu vereinigen.

Zu einer Hauptschlacht kam es nicht weiter, da auch der Herzog Ferdinand sie nicht suchte. Das Streben dieses Feldherrn ging fortan lediglich dahin, die Franzosen gegen den Main zurück zu manövriren, um dann Marburg und, was sehr viel wichtiger war, besonders Cassel belagern

und erobern zu können, und sein Plan wurde auch jetzt wieder durchaus gebilligt von Friedrich dem Großen, der diesmal sogar ausdrücklich vor einer Hauptschlacht warnt. „Hüten wir uns, mein theuerer Prinz", so schreibt der König am 18. Juli, „vor entscheidenden Schlachten und begnügen wir uns, viele kleine Vortheile zu häufen, aus denen auf die Länge sich große zusammen setzen; dies ist passend für die Zeit, wo der Krieg sich zum Ende neigt und vornehmlich zu der Politik, welche das britische Ministerium uns aufnöthigt." (Gardons nous, cher Prince, d'affaires décisives et contentons nous d'accumuler beaucoup de petits avantages, qui à la longue en font de grands; ceci convient au temps où une guerre tire à sa fin, et surtout à la politique que le ministère Britanique nous oblige d'observer.)

Diese Aeußerungen sind um so merkwürdiger, da der König hier ein vorsichtiges Verfahren, das ohne viel zu wagen nur mäßige Erfolge anstrebt, nicht bloß für den Herzog Ferdinand sondern auch für sich selbst, in Beziehung auf den Rest des Feldzugs und des Krieges zur Regel macht. Es ist sehr zu bedauern, daß er den Gedankengang, der ihn zu solchem Entschluß führte, nicht näher entwickelt hat. Doch scheint schon das Datum dieses Briefes ein gewisses Licht über die Motive zu verbreiten, die den König bestimmten. Der Brief ist am 18. Juli geschrieben; den Tag zuvor hatte König Friedrich die erschütternde Nachricht erhalten, daß sein enthusiastischer Freund und Verehrer, der Zar Peter III., vom Thron gestürzt sei. Mit der Nachricht von diesem Ereigniß hatte das russische Korps unter Czernyschew den Befehl erhalten, sich von den preußischen Fahnen zu trennen; was für weitere Wandelungen der politischen Lage sich ergeben konnten, war im ersten Augenblick gar nicht zu übersehen, Vorsicht geboten. Welche Gründe der König überhaupt haben konnte, nicht mehr den vollständigsten Erfolg durch die höchste und kühnste Anspannung aller Kräfte zu erstreben, sich auf einen mäßigen Gewinn zu beschränken, haben wir bereits zu ermitteln gesucht: es ist natürlich, daß sie jetzt, wo einerseits Vorsicht geboten war, andererseits — wenn sich keine neuen politischen Verwickelungen ergaben — ein mäßiger Druck genügen konnte, den Frieden herbei zu führen, entschiedener zur Geltung kamen. — Der König deutet in dem Brief an den Herzog Ferdinand auf die allgemeine Ermüdung, darauf, daß der Krieg zum Ende neige — und auf die mehr als zweideutige Haltung Englands, die auch zur Vor-

ſicht aufforderte. Dagegen erwähnt er nicht mit einem Worte der erſchütternden Nachricht, die er ſoeben aus Rußland erhalten hatte. Das iſt bemerkenswerth. Wollte er etwa nicht eher davon ſprechen als bis er gezeigt hatte, daß ſie ihn weder entmuthigte, noch auch hinderte, weitere Erfolge zu erfechten? — Erſt nach dem bei Burkersdorf davon getragenen Siege gedenkt er in ſeinen Briefen an den Herzog Ferdinand der Petersburger Revolution.

Doch wollte der König weder ſich ſelbſt noch den Herzog Ferdinand ganz auf ſtrategiſche Manöver beſchränken, über deren wirkliche Bedeutung er ſich auch jetzt keineswegs täuſchte. Er verweiſt auf den taktiſchen Erfolg in Theilgefechten, deren mehrere ſich zu einem großen Erfolg zuſammen ſummiren können, und durch die, fügen wir hinzu, die moraliſche Ueberlegenheit, die man über den Feind davon getragen haben mag, ſtets in voller Geltung erhalten oder fort und fort geſteigert wird.

Die Vorausſetzung, daß die franzöſiſchen Marſchälle Blößen geben würden, die man ſich zu Nutze machen könne, um Theilerfolge davon zu tragen, ſollte ſich bald als wohlbegründet erweiſen. Herzog Ferdinand, der am 19. Juli mit ſeiner Hauptmacht auf dem Habichtswalde Stellung genommen hatte, um von dort aus einen ſteigenden Druck auf die franzöſiſchen Verbindungen mit dem Main zu üben, wurde bald gewahr, daß die Sachſen unter dem Prinzen Xaver bei Lutternberg ziemlich vereinzelt ſtanden, da die Franzoſen mit ihrem rechten Flügel nur noch das verſchanzte Lager auf dem Kratzenberge vor Caſſel beſetzt hielten. Auch hatten die Sachſen ihre geringen Streitkräfte (10 Bataillone, 8 Schwadronen und ein franzöſiſches Freikorps) auf einer etwas allzu langen Linie mehr als billig auseinander gezogen. Herzog Ferdinand hieß die Truppen, die er auf verſchiedenen Poſten am Reinhartswalde zurückgelaſſen (20 Bataillone, 22 Schwadronen), vereinigt über die Fulda gehen zum Angriff. General Gilſa führte hier dem Namen nach den Befehl, der wirkliche Anführer war der Oberſt Bauer, vor wenigen Jahren noch Förſter und Jäger im Dienſt des Herzogs Ferdinand, ſpäter als ruſſiſcher General im Türkenkriege der Mentor Rumäntzows, für den er die Schlachten am Larga und am Kagul gewann. Am 23. Juli von bedeutender Uebermacht angegriffen, wurden die Sachſen mit namhaftem Verluſt geſchlagen. Demonſtrationen, vom Habichtswalde aus unternommen, und eine Kanonade veranlaßten zu gleicher Zeit die Franzoſen, das ver-

schanzte Lager vor Cassel zu verlassen. Zwar ging General Gilsa wieder über die Fulda zurück, als der Marschall d'Estrée selbst Verstärkungen herbeiführte und nun seinerseits von Cassel aus mit entschiedener Uebermacht gegen ihn vorging — aber da es dabei nicht zu einem Gefecht kam, die Franzosen sich keines taktischen Vortheils zu rühmen hatten, ging der erlangte Gewinn darüber keineswegs verloren. Die moralische Ueberlegenheit der Verbündeten wurde immer entschiedener, die Marschälle von Frankreich fühlten sich immer ängstlicher auf die Vertheidigung beschränkt.

Von weiter reichendem Erfolg waren die Unternehmungen des Herzogs Ferdinand auf seinem rechten Flügel, obgleich sie an sich ziemlich wesenlos waren. Er ließ hier nämlich Lord Granby am 24. über die Eder und die Schwalm nach Homberg an der Ohm vorgehen, und Luckner, der schon am 22. Treysa an der Schwalm erreicht hatte, mußte von dort aus in der Richtung auf Hersfeld vorrücken. Der Herzog selbst wollte die jetzt auf dem Heiligenberge vereinigte Hauptmasse des französischen Heeres durch unmittelbare Bedrohung zum Rückzug über die Fulda nicht sowohl zwingen als veranlassen. Zu diesem Ende ließ er am 25. die Hälfte der Truppen (12 Bataillone, 16 Schwadronen), die unmittelbar unter seinen Befehlen vereinigt waren, aus dem Lager zwischen Nieder-Vorschütz und Mölrich — das er am 23. eingenommen hatte — unter Spörcken an die Eder vorrücken. Mit der anderen Hälfte (12 Bataillone, 8 Schwadronen) ging der Herzog selbst bei Nieder-Mölrich über die Eder, bei Harle über die Schwalm, auf die Höhen bei Sippershausen, wo er, in Verbindung mit Lord Granby 27 Bataillone, 30 Schwadronen beisammen hatte, die er Angesichts des nach Süden gewendeten Theils der französischen Stellung in Schlachtordnung entfaltete. An einen Angriff, an ein Treffen hatte der Herzog wohl schwerlich nur einigermaßen ernsthaft gedacht; jedenfalls fand er die feindliche Stellung zu stark, um sie anzugreifen; es geschah nichts weiter; — daß Spörckens leichte Truppen über die Eder gingen und sich des Dorfes Gensungen bemächtigten, wollte wenig bedeuten. — Da Nachrichten einliefen, daß französische Truppen sich gegen Cassel bewegten, wurde der Herzog selbst besorgt für die dort in der Gegend zurückgelassenen Abtheilungen, für seinen strategischen linken Flügel. Er führte seine Truppen in der folgenden Nacht wieder über die

Schwalm und Eder zurück in sein verlassenes Lager. Nur Granby blieb einstweilen beobachtend auf den Höhen von Sippershausen.

Danach dachte der Herzog Ferdinand wohl schwerlich, daß dieses wesenlose Manöver, das er als vollständig verfehlt ansehen mußte, weitere Folgen haben, wohl gar dem Zweck entsprechen könnte — und dennoch geschah das! — Die französischen Marschälle besorgten, es könne doch vielleicht zu einem Angriff kommen, und fanden es nicht gerathen, ihn abzuwarten. Sie gingen ebenfalls in derselben Nacht davon und durch Melsungen über die Fulda zurück.

So hatten sich denn die beiden Armeen gleichzeitig die eine vor der anderen zurückgezogen; die eine wich einem Angriff aus, zu dem die andere sich nicht zu entschließen wußte. Daß man auf solche Weise durch ein Manöver, das man schließlich als verfehlt aufgeben muß, das sich in nichts auflöst, den Feind zum Rückzug bestimmt, ist wohl nicht oft wieder vorgekommen in der Geschichte der Kriege.

Der Herzog Ferdinand war natürlich sehr erfreut, den „Zweck“ ohne Wagniß und Blutvergießen erreicht zu haben. — Die französische Armee stand nun an der Fulda von Lutternberg an bis über Melsungen hinaus auseinander gezogen, und da die leichten Truppen der Verbündeten am 26. auf der Straße von Melsungen nach Rotenburg einen französischen Gepäckzug erbeuteten, Luckner Tags darauf Fulda besetzte, wo mehrere hundert Stück Schlachtvieh in seine Hände fielen — Lord Granby die leichten Truppen der Franzosen bei Melsungen über die Fulda zurücktrieb, während andererseits die leichten Truppen bis Bach streiften, wähnten sich die französischen Marschälle mehr als je in großer strategischer Bedrängniß. Sie berechneten ängstlich, daß die Armee nur bis zum 7. September aus den zu Cassel aufgehäuften Vorräthen ernährt werden könne, und wenn sie bis dahin in der Gegend verweilte, wenn sie dann weichen mußte, dann konnte auch Cassel nicht länger behauptet werden, denn es war alsdann für die Besatzung nichts mehr von Vorräthen übrig. Die Verbindung mit dem Main schien verloren. Zwar wurde Stainville mit 8000 Mann am 28. Juli nach Hersfeld entsendet, um die gestörten Verbindungen offen zu erhalten und die Vereinigung mit dem Prinzen Condé zu vermitteln, der vom Niederrhein erwartet wurde — doch war damit der Sache nicht geholfen, so lange die Verbündeten Fulda besetzt hielten, und Lord Granby die Wege von

Marburg her sperrte. Auch scheinen d'Estrée und Soubise wenig davon erwartet zu haben. Sie hielten es für nothwendig, die Vorräthe, die zu Frankfurt a. M. gesammelt waren, von dort nach Würzburg transportiren zu lassen, und daß sie einen Theil ihrer schweren Artillerie von Melsungen aus eben dorthin sendeten, darf wohl als ein Zeichen angesehen werden, daß sie einem Rückzug als einer Nothwendigkeit entgegensahen, die in nicht allzu ferner Zeit eintreten müsse.

Wie dünn und zerreißbar das strategische Netz sei, in das sie sich eingesponnen fühlten, davon wußten sie sich nicht Rechenschaft zu geben. Das Einzige, was sie thaten, um sich „Luft zu machen", war, mit unzureichenden Mitteln unternommen, von geringer Bedeutung. Es bestand darin, daß die Generale Rochechouart und L'Estange mit einem Korps, dessen Stärke nirgends genau angegeben wird, auf das rechte Ufer der Weser entsendet wurden. Kleine Schaaren leichter Truppen, die hier von Seiten der Verbündeten beobachtend standen, konnten ihnen keinen ernsten Widerstand entgegen setzen, doch vermochten die französischen Generale sich Höxters nicht zu bemächtigen. Nur bei Beverungen vernichteten sie einige beladene Schiffe, zu Karlshafen und vermöge über die Weser entsendeter Streifschaaren auch zu Borgholz und Brackel unbedeutende Magazine. Der Schaden war nicht groß, und weiter vermochten die französischen Generale nichts. Sie gingen wieder nach Münden zurück.

Dadurch war nichts bewirkt. Sehr bedenklich erschienen den Marschällen d'Estrée und Soubise die Gegenmanöver der Verbündeten. Herzog Ferdinand erwog, daß die Franzosen, von Frankfurt und dem unteren Main abgeschnitten, nur noch aus Thüringen und Franken Zufuhren erwarten durften; er war darauf bedacht, sie auch von dieser Seite einzuschränken, und er glaubte sich stark genug zu weiteren Entsendungen, da der Erbprinz von Braunschweig mit seinem Korps von Westphalen her am 2. August in der Gegend von Marburg eingetroffen war. Ein Korps von 11 schwachen Bataillonen, 19 Schwadronen, dem ein kleines braunschweigisches Jägerkorps und an Artillerie außer den 3pfündigen Bataillons-Kanonen, 4 Sechspfünder und 2 Haubitzen aus dem hannoverschen Artilleriepark überwiesen wurden, unter dem Prinzen Friedrich von Braunschweig bei Hofgeismar und an der Weser vereinigt, ursprünglich um den Unternehmungen Rochechouarts zu begegnen, erhielt nun den Befehl, jenseits der Weser den rechten Flügel der französischen Armee zu umgehen

und in ihrem Rücken nach Thüringen vorzudringen. Daß sein strategisches Gespinnst um den Feind herum auf diese Weise immer dünner wurde, brauchte dem Herzog Ferdinand in der That solchem Feinde gegenüber keine Sorgen zu machen — auch wenn ihm das sonst nahe gelegen hätte. Am 5. August ging Prinz Friedrich mit einem Theil dieser Truppen zwischen Lippoldsberg und Bodenfelde über die Weser, vereinigte bei Uslar 7 Bataillone, 13 Schwadronen und die Fußjäger und marschirte dann über Nordheim, Weende, an Göttingen vorbei, über Heiligenstadt, am 7. nach Wanfried und Eschwege.

Uns Anderen, denen die Erfahrungen neuer Kriege gegenwärtig sind, liegt freilich die Frage nahe, was denn fünftausend Mann mit sechs Stück Geschützen im Rücken einer so zahlreichen Armee, wie die französische war, irgend bedeuten konnten? — Damals wurden solche ohnmächtige Umgehungen nicht selten anders beurtheilt, besonders, wenn man nicht glaubte, sich zur Initiative erheben zu können. Die französischen Marschälle glaubten um so weniger etwas dagegen thun zu können, da alle Anstrengungen auf die Vereinigung mit dem Prinzen Condé gerichtet sein mußten. Sie hatten trotz der Uebermacht, die ihnen zur Verfügung stand, keine Truppen gegen den Prinzen Friedrich zu verwenden und meinten, die Reichsarmee, die im Vogtlande hauste, müsse sie von diesem beschwerlichen Feinde befreien.

Auf dem linken Flügel der Verbündeten sollte Luckner den General Stainville von Hersfeld vertreiben — um der Vereinigung mit dem Prinzen Condé die Wege zu sperren. Doch anfangs mußte der Angriff auf Hersfeld aufgeschoben werden, weil die schwere Artillerie, deren Luckner dazu bedurfte, auf sich warten ließ; dann wurde er unnöthig, da Stainville ganz von selbst nach Rotenburg und Bebra zurückging — warum? ist kaum zu errathen. — Seine Thaten hatten sich darauf beschränkt, das alte Schloß bei Friedewald am 7. August zu erobern, das eitdem in Trümmern liegt. Der Lieutenant Steigleder hatte es mit 60 hannoverschen Jägern heldenhaft vertheidigt, bis es in hellen Flammen stand, und schon mehrere seiner Leute im Qualm erstickt waren.

Inzwischen hatte der Herzog Ferdinand den Entschluß zu einem größeren Unternehmen gefaßt, zu dem Westphalen und Bauer gemeinschaftlich die Disposition entwarfen, und infolge dessen auch Luckner eine veränderte Bestimmung erhielt. Der Herzog Ferdinand wollte einen

„Effort" machen, um die Franzosen von der Fulda zu vertreiben. Es war ein Beginnen sehr eigenthümlicher Art, für das wir keinen Namen zu finden wissen, und das wir demnach, eben wie der Herzog selbst, einen Effort nennen müssen. Hauptsächlich war es dabei auf das Korps des Generals Guerchy abgesehen, das, etwa 20 Bataillone stark geschätzt, bei Melsungen eine Stellung inne hatte, die unangreifbar geachtet wurde. Sein Rückzug schien auch den der französischen Hauptarmee, die zwischen ihm und Krumbach bei Cassel lagerte, nach sich ziehen zu müssen.

Auch Prinz Friedrich von Braunschweig sollte mit seinen vier- oder fünftausend Mann zu dem Effort mitwirken, indem er „Parteien" gegen Wald-Kappel und Lichtenau entsendete und auf diese Weise seine Anwesenheit im Rücken der französischen Armee bemerkbar machte — was ihm, beiläufig bemerkt, schon früher muß befohlen worden sein.

Das Wesentliche der Disposition war, daß die verbündete Armee am 8. August in mehreren Abtheilungen bis hart an die Fulda vorgehen sollte (Granby bei Ober-Melsungen, Conway am Zusammenfluß der Eder und Fulda, Spörcken bei Guntershausen). Noch weiter links sollte vom Habichtswald und Reinhartswald herab gegen Cassel und die untere Werra demonstrirt werden. An der Fulda angelangt, wollte man demonstriren und die feindlichen Stellungen kanoniren, wurde der Feind wankend, zog er seine „Piquets" vom Ufer zurück, dann sollten hier und da einige Bataillone Infanterie über den Fluß gesetzt werden und versuchen, jenseits festen Fuß zu fassen. Das Weitere mußten die Umstände ergeben. Merkwürdig sind insbesondere auch die Verhaltungsbefehle, die Luckner erhielt. Er sollte am 8. mit seinen wenigen Jägern und Husaren bei Heinebach — zwischen Rotenburg und Melsungen, d. h. zwischen den Korps von Stainville und Guerchy — an der Fulda eintreffen. Offenbar wurde hier die Vorstellung maßgebend, daß Stainville bereits von Bebra abmarschirt sein müsse gegen Eschwege, um der Gefahr entgegenzutreten, die durch den Prinzen Friedrich von Braunschweig drohte — oder daß er im Lauf des Tages dorthin abmarschiren werde, wenn er nun auch seine Verbindung mit Guerchy bedroht sah. Stand er noch bei Bebra, dann mußte Luckner sich durch zwei schwache Jägerbataillone und einige Hundert Husaren gegen ihn zu „decken" suchen — und einige Hundert Jäger jenseits der Fulda nach Dankerode entsenden. Brach Stainville nach Sontra auf, was seltsamer Weise als die einzige Mög-

lichkeit im vorliegenden Fall angesehen wurde, dann mußte Luckner ihm zur Seite marschiren und jedenfalls um 6 Uhr Abends bei Spangenberg eintreffen.

Einen wirklichen Erfolg scheint Westphalen von diesen weitläuftigen Veranstaltungen, bei denen nichts gewagt werden sollte, doch nur in etwas unsicherer Weise gehofft zu haben. Wenigstens schrieb er dem Herzog Ferdinand am 8. August: „Wenn der Feind überall unerschütterlich bliebe, dann gestehe ich, wäre ich am Ende meines Lateins, und es würde sich ergeben, daß ein jeder wieder in seine Stellung zurück gehen müßte."

So geschah es. Am 8., am folgenden Tage und theilweise auch noch in den Morgenstunden des 10. wurde an der Fulda kanonirt, es kam auch zu Vorpostengefechten am Fluß, aber da die französischen Generale sich diesmal nicht, wie man ihnen wohl zutrauen konnte, veranlaßt fühlten, ihre Stellungen zu verlassen, blieb den Verbündeten nichts übrig, als wieder in etwas von den Ufern der Fulda zurück zu weichen. — Luckner, der selbstverständlich nicht nach Spangenberg gegangen war, wurde angewiesen, sich dem Korps des Erbprinzen anzuschließen, um sich vereint mit diesem gegen Condé zu wenden.

Wiewohl sich nun der Effort des Herzogs Ferdinand für diesmal wieder in nichts aufgelöst hatte, fanden doch die französischen Feldherren ihre Lage immer mißlicher. Von woher sollten die Vorräthe zu Cassel ergänzt werden? — Wie wollte man den Prinzen Condé, der am 4. August erst Hohen-Solms, einen Marsch jenseits Gießen und der Lahn erreicht hatte, durch alle Fährlichkeiten hindurch nach Cassel heranziehen? — Da brachten endlich neue Verhaltungsbefehle, die sie aus Versailles erhielten, die ersehnte Erlösung. — Die französische Regierung glaubte sich in diesem Augenblicke des Friedens gewiß; sie glaubte ihn nahe, da man mit dem englischen Kabinet bereits einig war über die Bedingungen, auf die er geschlossen werden sollte. Nur Englands Zwist mit Spanien war noch beizulegen — und eben, weil die Bedingungen des Friedens schon verabredet waren, achtete man es nicht mehr der Mühe werth, Opfer zu bringen, um sich in Göttingen und Cassel zu behaupten. Ob das gelang oder nicht, schien nun keinen Unterschied mehr machen zu können.

Choiseul wartete nicht einmal, bis man über die Bedingungen ganz einig geworden war — was erst am 14. August geschah — um

die Klagen und Bedenken der beiden Marschälle zu erhören. Schon am 6. schrieb er dem Marschall d'Estrée, es sei zwar in Beziehung auf die politischen Verhältnisse zu wünschen gewesen, daß man sich bis zum November im Besitz von Cassel und Göttingen hätte behaupten können — doch da nach der gegenwärtigen Stellung der beiderseitigen Armeen Göttingen nicht mehr gehalten werden könne, willige König Ludwig XV. darein, daß dieser Platz geräumt werde. Selbst die Räumung von Cassel wolle der König gestatten, falls sie unumgänglich nothwendig werden sollte; gegen den Plan, die Vereinigung mit Condé zu bewirken, um die Verbindung mit Frankfurt sicher zu stellen, habe der König desgleichen nichts einzuwenden. Zum Schluß erhielt d'Estrée, als der ältere Marschall, unumschränkte Vollmacht, nach den Umständen und nach eigenem Ermessen zu handeln.

Das ließen sich die beiden Marschälle nicht zweimal sagen! Schon am 16. August wurde Göttingen von der französischen Besatzung verlassen; am folgenden Tage auch Münden an der Weser. Nur in Cassel blieb eine starke Besatzung zurück; im Uebrigen wichen alle französischen Truppen am 17. an der Fulda aufwärts bis nach Melsungen und selbst von hier gingen sie nach Spangenberg zurück, von wo aus sie die Vereinigung mit Condé in Oberhessen suchen wollten. Die eingeschlagene Richtung scheint zu beweisen, daß die Marschälle nöthig achteten, dem schwachen Korps aus dem Wege zu gehen, das unter Lord Granby Melsungen gegenüber lagerte. Das konnte mehrerlei Gründe haben.

Während die Franzosen Göttingen aufgaben und Cassel seinem Schicksal überließen, suchte Lord Bute seinerseits, wie es scheint, die Kriegsoperationen zum Stillstand zu bringen, damit diese beiden Orte in den Händen der Franzosen blieben. Das mochte ihm nach wie vor nothwendig scheinen, damit er die vereinbarten Friedensbedingungen vor dem englischen Parlament vertheidigen könne. An einen förmlichen Waffenstillstand war nicht zu denken, den verhinderte der König von Preußen, wie Lord Bute oft genug in bitterstem Aerger gegen Freund und Feind klagte; — aber vielleicht ließ sich auf Umwegen eine thatsächliche Waffenruhe herbeiführen. Schon am 11. August erschien, von Lord Granby gesendet, auf den französischen Vorposten bei Melsungen ein englischer Oberster und machte im Namen seines Generals dem Grafen Guerchy, der den linken Flügel der französischen Armee kommandirte, den Vorschlag,

daß Patrouillen, Wachen und Vorposten nicht mehr auf einander schießen möchten; die Friedensunterhandlungen seien schon zu weit vorgerückt, als daß man sich noch feindlich behandeln sollte.

Daß ein schlichter Soldat, wie Lord Granby war, dergleichen aus eigenem Antrieb gethan haben könnte, liegt selbstverständlich außer aller Möglichkeit; — und wie hätte er auch im Feldlager bei Melsungen wissen sollen, wie es um die Friedensunterhandlungen zu Versailles stand, wenn es ihm nicht aus dem Kabinet Georgs III. oder seines Ministers mitgetheilt wurde. Ohne Zweifel hatte er seine Weisungen von Lord Bute — der wieder nicht gewagt hatte, sich an den befehlführenden Feldherrn, an den Herzog Ferdinand, zu wenden, wie militärische Ordnung das erfordert hätte. Gegen alle Ordnung hatte Lord Bute mit Umgehung der höchsten Autorität im Heer, seine Aufträge unmittelbar einem untergeordneten General, dem Führer einer Division, übergeben.

Von französischer Seite war der Vorschlag angenommen worden —: schlugen die Franzosen infolge dessen den Weg über Spangenberg ein, um ein mögliches Zusammentreffen mit den Engländern zu vermeiden?

Uebrigens zeigte sich auch hier wieder, mit welchem eigenthümlichen Ungeschick Lord Butes Intriguen stets angelegt waren. Es ist kaum zu begreifen, wie er diesmal glauben konnte, daß eine solche Botschaft, die ein englischer Divisionsgeneral einem französischen sendete, um die der Oberfeldherr gar nicht wußte, dem Zweck entsprechen und die gewünschte Wendung der Dinge herbeiführen könne; besonders da er sehr wohl wußte, daß dieser Oberfeldherr, der Herzog Ferdinand, unter dem Einfluß des gefürchteten Königs von Preußen stand; da er sich ihm eben deshalb nicht anzuvertrauen wagte. Wie man erwarten mußte, ergab sich gar nichts aus diesem diplomatischen Zwischenspiel.

Am 19. August erreichte die französische Armee die Gegend von Hersfeld, wo sie zwei Tage rastete; am 22. und 23. wurde der Marsch nach Fulda fortgesetzt, und von dort ging er in die Wetterau. Hier stand dieses Heer am 29. bei Windecken und Vilbel in fast unmittelbarer Verbindung mit dem Korps des Prinzen v. Condé, der bis Rodheim — zwischen Vilbel und Friedberg — herangekommen war. — Herzog Ferdinand folgte den Franzosen vermöge eines parallelen Marsches bis an die Nidda, versäumte es aber, dem Feinde bei Windecken zuvor-

zukommen, wodurch dessen Vereinigung mit dem Prinzen Condé verhindert worden wäre. Am 29. stand der Herzog bei Geis-Nidda, der Erbprinz bei Wölfersheim (zwischen Friedberg und Hungen), Prinz Friedrich von Braunschweig, aus Thüringen zurückgerufen, schloß Cassel ein.

Aber es sollte sich noch einmal eine Veränderung der Scene ergeben. Die Regierung zu Versailles sollte sich veranlaßt sehen, die französischen Generale auch einmal selbständig zu größerer Energie aufzufordern. Auf den förmlichen Waffenstillstand, den Frankreich beantragte, wagte Lord Bute nicht einzugehen; der Zwist mit Spanien war nicht so leicht beizulegen; Lord Bute sah sich genöthigt, Pitts Pläne auszuführen und die spanischen Kolonien, die Philippinen und Havanna, zu erobern. Gegen Ende August verbreitete sich in Europa die Kunde, daß die Engländer Havanna erobert hätten. Nun war es in den Augen der französischen Regierung wieder von Wichtigkeit, ja nothwendig, Hessen als Kompensationsobjekt zu behaupten, besonders da die kriegerischen Unternehmungen der Spanier gegen Portugal keineswegs vom Glück begünstigt wurden. Zunächst warnte Choiseul den Marschall d'Estrée vor dem Herzog Ferdinand, indem er ihn, in entschiedenem Widerspruch mit den unmittelbar vorhergehenden Weisungen, aufforderte, den Krieg auch jetzt noch als einen ernstgemeinten zu führen. Der Friede werde wohl noch in diesem Jahr geschlossen werden, man dürfe ihn aber doch erst dann, wenn er unterzeichnet sei, als wirklich geschlossen betrachten, und er könne nicht eher unterzeichnet werden, als bis der Zwist Spaniens mit England ausgeglichen sei. Das werde trotz des besten Willens so bald noch nicht sein, besonders wenn die Nachricht von der Einnahme von Havanna sich bestätigen sollte. Dieser Verlust wäre unter allen Umständen ein schrecklicher (terrible), in diesem Augenblick aber verdrießlicher als je, wegen der Furcht (vor der Opposition, vor der öffentlichen Meinung in England — die das Ereigniß bei den Ministern Englands erwecken würde (par la crainte qu'elle — (cette perte) inspirerait aux ministres anglais).

„Der Prinz Ferdinand, der das System des Königs von Preußen kennt und der Wuth (rage) dienen wird, die der König von Preußen gegen unser Land hegt, könnte wohl, da er weiß, was für eine Partei in England für den Krieg (die Fortsetzung des Krieges) ist, eine Schlacht

wagen, indem er uns überrascht, in der Hoffnung, dadurch die Lage der Dinge zu ändern" (dans l'espérance de changer la face des affaires).

Schwierigkeiten vorzubeugen, die sich für die Regierung der feindlichen Macht ergeben konnten, ist auch jetzt wieder Choiseuls hauptsächlichste Sorge und der Grund, warum er den französischen Generalen eine ernstere, energische Kriegführung vorschreibt; er weiß, daß er damit den Wünschen Lord Butes entspricht.

Nun aber wurde aus London nach Versailles gemeldet, Herzog Ferdinand habe nach England geschrieben, er wolle sich anheischig machen, die Franzosen noch im Laufe des Septembermonats über den Rhein zu treiben. — Von wem erhielt Choiseul diese Meldung? — doch wohl nur von Lord Bute selbst, oder von den Agenten Frankreichs in England, die auf dem vertrauensvollsten Fuß mit den englischen Ministern standen. Die Nachricht war falsch, der Herzog Ferdinand hatte nichts der Art nach England geschrieben; eine so großartige Kühnheit, so weit ausholende Pläne lagen ganz außerhalb seiner Weise und der damaligen Strategie überhaupt. Um so entschiedener tritt in der Mittheilung dieser falschen Nachricht die Absicht hervor, Frankreich zu einer energischen und womöglich erfolgreichen Kriegführung in Hessen aufzustacheln.

In Versailles wurde der Zweck erreicht. Wiederholt und dringend ergingen nun von hier aus Ermahnungen in diesem Sinn an die französischen Generale. So schrieb Choiseul dem Marschall d'Estrée am 3. September, um zu dem Waffenstillstand zu gelangen, dem sich der König von Preußen widersetze, müsse man den Herzog Ferdinand zurückwerfen und ihn in eine Lage versetzen, in der ihm keine Hoffnung auf Erfolge für den Rest des Feldzugs bleibe (il faut, en poussant le Prince Ferdinand, le mettre hors de mesure d'espérer aucun succès du reste de la campagne), sonst werde der König von Preußen stets Schwierigkeiten herbeiführen; der sei es, der die Waffenruhe verhindere, der in London Aeußerungen und Schriften verbreite, die dem Frieden entschieden widersprächen. Er, Choiseul, bitte den Marschall dringend (je vous demande en grâce), dafür Sorge zu tragen, daß den Franzosen kein fester Platz in Hessen verloren gehe.

Und dann wieder am 12. September: „Ich bitte Sie, den größten möglichen Nachdruck (vigueur) in Ihre Operationen zu legen; wenn wir

Unfälle erlitten, würde das unsere Lage nicht (wesentlich) ändern; wenn wir aber im Gegentheil den Prinzen Ferdinand zwingen, Hessen zu räumen, dann vermindern wir den Widerstand (l'opposition), welchen die Gutgesinnten (in England) finden." — Les biens intentionnés sind natürlich Lord Bute und sein Anhang.

Schon ehe diese Briefe ausgefertigt waren, hatte am 30. August ein unglückliches Treffen, das der Erbprinz von Braunschweig dem Prinzen v. Condé am Johannisberge bei Nauheim lieferte, in welchem er einen ansehnlichen Verlust erlitt und selbst verwundet wurde, die Verbündeten genöthigt, die eben erst eingeleitete Belagerung von Marburg wieder aufzuheben. Choiseul beruft sich in den angeführten Briefen ermuthigend auf dieses Gefecht und will darin eine Bürgschaft sehen, daß die Truppen der Verbündeten vor den Waffen Frankreichs nicht bestehen würden.

Die französischen Marschälle setzten sich darauf wirklich zu neuer Offensive in Bewegung; sie wollten über Gießen und Marburg an die Eder, vielleicht an die Diemel vorrücken, aber es ergab sich so gut wie nichts daraus. Herzog Ferdinand ging vom 8. bis 11. September über die Ohm zurück und behauptete sich da bis zum Schluß des Feldzugs. — Der Minister Grenville hielt es nunmehr für nothwendig, dem Herzog unter dem 31. August in sehr kurzen Worten zu schreiben, die Unterhandlungen seien jetzt so weit vorgerückt, daß man hoffe, nächstens die Präliminarien unterzeichnen zu können, hielt es aber nicht für gerathen, in Beziehung auf die weitere Kriegführung irgend etwas hinzuzufügen oder auch nur einen Wunsch, überhaupt eine Meinung auszusprechen. Herzog Ferdinand ließ sich dadurch natürlich in seinen Operationen nicht irre machen, wohl aber wirkten die Mittheilungen, welche die englischen Generale, namentlich diejenigen, die eine bedeutende gesellschaftliche Stellung hatten, wie Lord Granby, unmittelbar aus England erhielten, lähmend, wie sie wahrscheinlich sollten. Es schien diesen Herren, und unter ihrem Einfluß zum Theil auch den hannoverschen Generalen, daß es nicht mehr Ernst sei mit dem Kriege und nicht mehr der Mühe werth, sich sonderlich anzustrengen. Die Disziplin, namentlich der Vorpostendienst, gerieth darüber einigermaßen in Verfall, so weit er nicht von Hessen und Preußen besorgt wurde, und die Befehle des Oberfeldherrn wurden nur lässig und unvollkommen ausgeführt. Schon am 12. September — eben an dem Tage, an welchem die französische Regierung den Marschall

d'Estrée zu gesteigerter Energie der Kriegführung aufforderte — sah sich Herzog Ferdinand genöthigt, allen Generalen seiner Armee durch eine förmliche Erklärung eine festere Haltung zur Pflicht zu machen. Sie sollten den Offizieren und durch diese auch den gemeinen Soldaten „einschärfen", daß der Friede noch nicht geschlossen, daß es im Interesse ihrer Sicherheit und Ehre, wie selbst in Beziehung auf die Erlangung eines erwünschten Friedens nothwendig sei, Eifer und Pünktlichkeit im Dienste nicht erschlaffen zu lassen. Am 23. Oktober war demungeachtet die Sache so arg geworden, daß der Herzog pünktliche Wahrnehmung des Dienstes von neuem in einem strengen Tagesbefehl vorschreiben und dabei jeden persönlichen Verkehr, alle Unterhaltungen mit Offizieren und Gemeinen der feindlichen Armee unbedingt untersagen mußte. — Der Marquis v. Granby war aber natürlich ein viel zu vornehmer Mann und der Stütze, die er in seinem Benehmen an dem leitenden Minister Englands hatte, zu gewiß, um sich an einen solchen Tagesbefehl zu kehren. Er that nach wie vor, was ihm beliebte, die englischen Offiziere folgten seinem Beispiele, und Herzog Ferdinand mußte es sich gefallen lassen.

Die Hauptmasse der französischen Armee, in der Gegend von Gießen vereinigt, war von dort nach Marburg vorgerückt, Condé, der an ihrer Spitze marschirte, dann am 14. September dort in der Nähe, bei Goßfelden über die Lahn und bis Todtenhausen an der Wetschacht vorgegangen. Die Absicht war natürlich, durch das Waldeckische an die Diemel vorzudringen. Dieser Offensive zu begegnen, schob der Herzog Ferdinand seine Hauptmacht weiter rechts, am 13. von Schweinsberg nach Kirchhain, am 14. nach Bracht. Lord Granby mit der Reserve, verstärkt durch die Hälfte der Truppen, die bis zur Zeit unter dem Erbprinzen von Braunschweig gestanden hatten, blieb zurück, um die Ohm von Schweinsberg bis Burggemünden zu bewachen. General Conway legte sich mit der andern Hälfte jenes aufgelösten Korps des Erbprinzen (14 Bataillonen, 15 Schwadronen) den Franzosen gerade in den Weg. Luckner sollte ihm (mit 4 schwachen Jäger-Bataillonen und 8 Husaren-Schwadronen) bei Battenberg die Flanke decken.

So wie Conways Truppen bei Ernsthausen sichtbar wurden, zog Condé die seinigen nach Wetter zurück. Herzog Ferdinand glaubte, daß es wenigstens noch einer Demonstration bedürfen werde, um den Feind zurückzudrängen; er ließ am 15. seine Hauptmacht, Conway und

Luckner, konzentrisch gegen Wetter vorrücken — aber man fand dort nur noch einen schwachen Nachtrab des Feindes; Condé hatte sich schon in der Nacht über die Lahn zurückgezogen. Damit hielten sich die französischen Feldherren für abgewiesen auf dieser Seite, ihr Manöver für vereitelt. Zu einem Gefecht war es dabei nicht gekommen. Einem solchen Feinde gegenüber genügten Manöver.

Freilich versuchten d'Estrée und Soubise noch einmal, ob sie nicht auf dem linken Flügel der Verbündeten über die Ohm und gegen Cassel vordringen könnten. Sie legten aber auch in dieses Unternehmen nur einen sehr geringen Grad von Energie. Nur den Prinzen Condé ließen sie auf dem rechten Ufer der Lahn zurück. Mit ihrer Hauptmacht standen sie am 19. bei Schönbach, zwischen der Lahn und der Ohm, offenbar in der Absicht, die Hauptmacht der Verbündeten „im Schach zu halten", wie man das zu nennen beliebt, während der Prinz Xaver mit seinen Sachsen und der Marquis de Castries mit einem französischen Korps gegen Amoeneburg vorrückten, das sie am 20. einschlossen.

Die Armee der Verbündeten war von der Gegend von Wetter an bis gegen Homberg a. d. Ohm mehr als billig, in mehrere Korps getheilt, auseinander gezogen. Doch begnügte sich der Herzog Ferdinand, als er den neuen Plan seiner Gegner durchschaute, Verstärkungen nach seinem linken Flügel zu entsenden. Namentlich ließ er Lord Granby mit dem Reservekorps nach Kirchhain marschiren, um von dort aus den General Zastrow unterstützen zu können, der mit 6 Bataillonen bei der Brücker Mühle stand. Die verschanzte steinerne Brücke, die bei dieser Mühle am Fuß des Basaltfelsens von Amoeneburg, zwischen diesem Ort und Kirchhain über die Ohm führt, war jetzt von Wichtigkeit. Die wurde am 21. heftig angegriffen, aber vergeblich, und nachdem sie einen Verlust von 1200 Mann erlitten hatten, gaben es die französischen Marschälle auf, hier durchzudringen. — Amoeneburg dagegen, das, von alten Ringmauern umgeben, hoch auf dem steilen Felsen liegt, mußte sich, heftig beschossen und in Bresche gelegt, nach ehrenvoller Vertheidigung, nachdem die Besatzung zwei Stürme abgeschlagen hatte, spät Abends am 22. durch Kapitulation den Franzosen ergeben.

Oberst Bauer machte am 21., vielleicht etwas zu spät am Tage, den Vorschlag, durch einen Ausfall von Kirchhain aus über die Ohm den Anschlag des Feindes auf Amoeneburg zu vereiteln. Beide Rathgeber

des Herzogs Ferdinand, Weſtphalen und Bauer, waren der Meinung, wenn Amoeneburg verloren gehe, das die Ufer der Ohm auf eine anſehnliche Strecke beherrſcht, habe der Herzog keine Wahl mehr (V. A. S. n'a plus à choisir); man müſſe die Armee zuſammenziehen und dem Feinde eine Schlacht liefern — wenn man nicht etwa hinter die Eder zurückweichen wolle. Amoeneburg ging verloren, ein ſolcher heroiſcher Entſchluß erwies ſich aber dennoch nicht nöthig. Die beiden franzöſiſchen Marſchälle hielten es nach dem kleinen Mißgeſchick an der Brücker Mühle, und da ihnen der Feind gerade gegenüber ſtand, für unmöglich, an die Eder und gegen Caſſel vorzudringen. Sie verſuchten es nicht weiter. Es waren eben gar ſchwache Gehülfen, die Lord Bute an ihnen hatte!

Nur Eines wurde noch gewagt. Der Marquis Poyanne wurde mit einem kleinen Korps entſendet. Er ſollte, um den linken Flügel der Verbündeten herum, womöglich Ziegenhain erreichen, das noch in den Händen der Franzoſen war, und von dort aus einen Mehltransport nach Caſſel zu ſchaffen ſuchen —; es war ein ſehr ſchwaches Beginnen, das der hannoverſche Oberſt Freitag mit ſeinen leichten Truppen ohne Mühe vereitelte.

Weiter geſchah nichts Erwähnenswerthes. Dem Kommandanten von Caſſel, einem Schweizer in franzöſiſchen Dienſten, Baron Diesbach, ſchrieb der Marſchall Soubiſe, er ſolle alles aufbieten, um ſich bis zum 10. November zu halten; — vor dieſem Tage erwartete man alſo den Frieden geſchloſſen zu ſehen; — ſei das nicht möglich, ſo möge er Caſſel verlaſſen und ſich mit der Beſatzung durchſchlagen —: etwas, das Diesbach gar nicht verſuchte, ſo ſchwach auch das verbündete Belagerungskorps im Vergleich mit der Beſatzung ſein mochte.

Endlich traf im franzöſiſchen Hauptquartier die erſehnte Nachricht ein, daß der Präliminar-Friedensvertrag zwiſchen England und Frankreich am 3. November unterzeichnet ſei. Sie wurde unverweilt am 7. November dem Herzog Ferdinand mitgetheilt, und die franzöſiſchen Marſchälle boten nun Caſſel als Preis des Waffenſtillſtandes, den ſie ſofort verkündet zu ſehen wünſchten —: etwas zu ſpät; Caſſel hatte nach einer recht wackeren Vertheidigung bereits am 1. November kapitulirt. In den Waffenſtillſtand konnte der Herzog Ferdinand erſt willigen,

als auch er von London aus von dem geschlossenen Frieden in Kenntniß gesetzt worden war.

Herzog Ferdinand schrieb in sein Tagebuch, er habe im Laufe dieses Feldzugs nicht nur mit den Feinden, sondern auch mit den „sogenannten" Freunden zu kämpfen gehabt. Der König von Preußen war gewiß vollkommen berechtigt, sich mit entschiedenster Bitterkeit über Lord Butes Politik zu äußern und sie eine treulose zu nennen, doch hatte der Feldzug in Hessen, trotz aller entgegenstrebenden Bemühungen der Regierung Englands, dem Zweck entsprochen, den er dabei vorzugsweise im Auge haben mußte: die rechte Flanke seiner Armee in Sachsen war gesichert geblieben.

Burkersdorf, Reichenbach, Schweidnitz.

Wir haben bereits gesehen, daß der König von Preußen in Schlesien mit der Eröffnung des Feldzugs zögerte, um etwas später, wenn die Verstärkungen eingetroffen wären, die er aus Rußland erwartete, und Oesterreich sich vielleicht außerdem genöthigt sähe, Truppen an die untere Donau zu entsenden, mit überwältigender Uebermacht auftreten und den Wiener Hof durch rasch und leicht davongetragene Erfolge erschrecken zu können.

In der etwas gedrückten Stimmung, die in der Hofburg zu Wien und mehr noch im österreichischen Hauptquartier herrschte, dachten Maria Theresias Generale nicht daran, Zeit und Gelegenheit, die ihnen dadurch gelassen waren, zu benutzen, um ihrerseits zur Offensive zu schreiten, so lange ihnen die preußische Armee allein gegenüberstand und nicht einmal vollständig vereinigt war. Sie benützten die Muße, die ihnen gelassen war, lediglich dazu, ihre Defensive weiter zu überlegen und gehörig vorzubereiten.

Daun, in den ersten Maitagen in Schlesien eingetroffen, führte seine Armee, deren Zustand er keineswegs befriedigend finden wollte, in die Ebene hinab und ließ sie dort am 15. Mai eine Stellung nehmen,

die eigentlich nicht den Plänen entsprach, die er zu Wien der Kaiserin und ihrem Hof vorgelegt hatte. Sie lehnte ihren rechten Flügel an den Zobtenberg, den linken bei Kratzkau an das Schweidnitzer Wasser und sperrte die Zugänge zu Schweidnitz, während Daun früher stets die Absicht angekündigt hatte, die Belagerung dieser Feste dadurch zu verhindern, daß er sich in der Bergstellung bei Kunzendorf behauptete. Die Stellung am Zobtenberge sollte also wohl nur eine vorläufige sein, und man darf als ziemlich gewiß annehmen, daß der österreichische Feldherr keineswegs die Absicht hatte, sich hartnäckig darin zu halten.

Die gesammte Heeresmacht Oesterreichs in Schlesien bestand aus 90 Bataillonen Infanterie — wobei die Kroaten mitgezählt sind — 97 Grenadier-Kompagnien, 95 Schwadronen deutscher Reiterei, 20 Kompagnien Karabiniers und Grenadiere zu Pferde, und 34 Schwadronen Husaren; aber wie stark sie an Mannschaft (ausrückenden Standes) gewesen, darüber fehlt bis jetzt jede genaue und zuverlässige Auskunft. König Friedrich schätzt sie, selbst 10 000 Mann als Besatzung von Schweidnitz mitgerechnet, offenbar um ein Bedeutendes zu gering, auf nicht mehr als 70 000 Mann, so daß die Bataillone durchschnittlich kaum 500 Mann stark gewesen sein könnten. Andere Schätzungen, die sich hie und da finden, und denen zufolge diese Armee 88 000 Mann stark gewesen wäre, haben, so viel sich ermitteln läßt, keine andere Grundlage als ziemlich willkürliche Vermuthungen, und möchten wohl zu hoch gegriffen sein. Das scheint aus den ersten Berichten Dauns an die Kaiserin hervorzugehen. Der Feldmarschall klagt darin über den unbefriedigenden Zustand des Heeres, giebt den Krankenbestand in den Hospitälern zu 10 000 Mann an und fügt hinzu, daß im Lauf des Winters 3500 Mann an Krankheiten gestorben seien. — Dürften wir die Bataillone im Durchschnitt 600 Mann, die Schwadronen 120 Pferde stark rechnen, so würden sich in runder Summe 80 000 Mann für die Gesammtstärke des österreichischen Heeres ergeben. Den Krankenbestand hinzugerechnet, den Daun angiebt, sowie die Zahl derer, welche die Armee im Lauf des Winters durch Krankheiten verloren hatte, entspricht diese Zahl auch mit hinreichender Genauigkeit denen, die in Dauns und Maria Theresias früherem Briefwechsel beigebracht werden.

Die preußische Heeresmacht in Schlesien (79 Bataillone, 154 Schwadronen) zählte nach der eigenen Angabe des Königs 66 000 Mann, was

auch im Durchschnitt 600 Mann für jedes Bataillon, 120 für die Schwadron ergiebt. In welchem Maße die Artillerie im Laufe dieses Krieges vermehrt worden war, geht schon daraus hervor, daß dieses Heer mit nicht weniger als 358 Stücken Geschütz ausgerüstet war, worunter sich 128 Zwölfpfünder befanden.

Die erste kriegerische Thätigkeit des Königs — die einzige bis zum Eintreffen des russischen Hülfskorps, — bestand darin, daß er zu Anfang Mai den General Werner mit einem Korps, das anfänglich aus dessen Husaren-Regiment und 7 Bataillonen bestand, wenig später bis auf 14 Bataillone 27 Schwadronen verstärkt wurde, nach Oberschlesien entsendete. Die Absicht dabei war eine doppelte. Werner sollte in Oberschlesien in Bereitschaft stehen, sich in Ungarn mit den Tataren zu vereinigen, wenn sie ja dort erschienen. Dann aber auch sollte er Mähren ernstlich bedrohen und den Feldmarschall Daun veranlassen, eine ansehnliche Truppenmacht dorthin zu entsenden, und das war wohl die näherliegende Hauptsache. Der König rechnete, wenn Daun gezwungen werden könnte, 20 000 Mann zu entsenden, werde er nicht mehr Truppen genug beisammen haben, um die bekannte Gebirgsstellung bei Bögendorf und Kunzendorf in solcher Weise zu besetzen, daß sie nicht umgangen und überwältigt werden könnte. Ihm selbst, dem König, würde, so rechnete er, die Vereinigung mit den erwarteten Russen, auch wenn er Truppen entsendet hätte, die überlegene Zahl sichern, und der Erfolg schien alsdann in doppelter Weise verbürgt.

Daun verstärkte wirklich das kleine Korps des Generals Bethlen, das die Grenze von Mähren hütete und gelegentlich in Oberschlesien plünderte, den Preußen unter Werner zu begegnen, seinen eigenen Angaben nach, bis auf 16 000 Mann, so daß es Werners Korps um ein Ansehnliches überlegen war. Den Befehl erhielt der sehr tüchtige Feldmarschall-Lieutenant Beck, der seinem diesmaligen preußischen Gegner, dann auch noch an militärischer Einsicht und Talent wohl erheblich überlegen war.

Wesentliches oder auch nur Nennenswerthes ergab sich aus dieser Expedition nicht. Bis Ende Mai standen die beiden Gegner, Werner bei Ratibor, Beck bei Jägerndorf, einander unthätig gegenüber. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai setzte sich Werner endlich in Bewegung; am 1. Juni erreichte er Freistadt im österreichischen Schlesien, von wo er

dann leichte Truppen nach Teſchen entſendete, die dort Kontributionen ausſchrieben. Da Beck darauf von Jägerndorf über Troppau nach Oderberg heranrückte, fürchtete Werner abgeſchnitten zu werden, brach am 7. Juni wieder auf und eilte auf einem gewaltigen Umwege über Schwarzwaſſer, Sorau, Gleiwitz und Ujeſt in die Gegend von Koſel zurück. Hier wurde ſein Korps durch den Herzog von Bevern, der nach fünfthalb Jahren wieder bei der Armee erſchien und die Führung dieſer Abtheilung übernahm, am 24. bis auf 21 Bataillone und 35 Schwadronen verſtärkt.

Am 2. Juni gab der ruſſiſche Botſchafter zu Wien, Fürſt Galitzyn, die förmliche Erklärung ab, da alle Bemühungen ſeines kaiſerlichen Herrn, einen gerechten Frieden herbeizuführen, vergeblich geblieben ſeien, der Krieg aber nur dadurch verlängert werde, daß Oeſterreich darauf beſtehe, dem König von Preußen die vermöge feierlicher Verträge abgetretenen Provinzen Schleſien und Glatz wieder zu entreißen, könne der Kaiſer nicht umhin, dem König von Preußen, wie ihn ein Defenſivbündniß dazu verpflichte, mit einem Armeekorps beizuſtehen — wenn nicht Oeſterreich, gleichſam im letzten Augenblick, einen billigen Frieden weiterem Blutvergießen vorziehe.

Das kam nicht unerwartet; es war vorhergeſehen, und in der Wiener Hofburg hatte man geglaubt darauf gefaßt zu ſein. Doch ſcheint, wie das ſo oft vorkömmt im Leben, die herrſchende Stimmung, als das erwartete Ereigniß nun wirklich geworden war, einen nicht unweſentlich anderen Charakter angenommen zu haben, als ſie der bloßen Vorſtellung gegenüber gehabt hatte. Man blieb wohl nicht ganz frei von etwas ängſtlicher Befangenheit. Selbſt der Gedanke, daß der exzentriſche Kaiſer wohl bewogen werden könnte, dem König von Preußen mit ſeiner geſammten Macht beizuſtehen, beſchäftigte die Geiſter im Rath der Kaiſerin Maria Thereſia — doch glaubte man, daß dergleichen nur dann geſchehen werde, wenn Oeſterreich den Frieden geradezu ablehnte und dadurch den Beherrſcher Rußlands reizte. Da hielt man es denn zu Wien nicht gerathen, wie Arneth ſagt, dem nordiſchen Kaiſer gegenüber „die ganze Entrüſtung zu zeigen, die man mit Recht gegen ihn empfand“. Man wollte Zeit gewinnen und ſich zugleich die Wege offen halten, einzulenken, im Fall die Gefahr dringender werden ſollte; es

wurde demnach nur geantwortet, Oesterreich sei bereit zum Waffenstillstand wie zum Frieden, doch könne über Frieden nur mit Zustimmung der Verbündeten verhandelt werden. Der Bedingungen, unter denen man abzuschließen geneigt sei, wurde absichtlich mit keinem Wort gedacht; auch nicht andeutend, indem man etwa in allgemeinen Ausdrücken von einer „billigen Entschädigung" für sich selbst und etwa noch für Kursachsen gesprochen hätte. Man wollte zwar noch immer zum mindesten die Grafschaft Glatz als Preis des Kampfes davontragen, aber Petersburg war nicht mehr der Ort, wo dergleichen verlauten durfte.

Was die Kriegführung anbetrifft, fühlte man sich nun, da die Ereignisse näher herantraten, keineswegs ganz sicher in der beabsichtigten Defensive, obgleich Daun früher erklärt hatte, daß man sich mit den vorhandenen Mitteln gar wohl gegen eine feindliche Heeresmacht von 160 000 Mann behaupten könne, und leicht zu berechnen war — auch wirklich nachgerechnet wurde — daß Friedrich der Große, auch durch 20 000 Russen verstärkt, bei weitem nicht eine solche Macht in das Feld führen konnte.

Die österreichischen Generale waren jetzt so wenig wie früher geneigt, selbständig zu handeln. Sie wollten, um jeder Verantwortung möglichst zu entgehen, von Wien aus geleitet sein. Nach einem Kriegsrath, in dem Daun die vier vornehmsten Generale seiner Armee befragt hatte, von denen aber wohl nur zwei, nämlich Lacy und Laudon, wirklich eine eigene Meinung haben konnten, fragte der Feldmarschall in Wien an, ob wirklich die gesammte Heeresmacht dazu verwendet werden solle, Schweidnitz zu decken? — Werde dies nicht ausdrücklich befohlen, so könne man Schweidnitz mit einer Besatzung von zehntausend Mann versehen, ein Korps von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann bei (Hohen-?) Giersdorf und Stein-Kunzendorf aufstellen, auch Beck in Oberschlesien noch verstärken, mit dem Rest der Armee aber in eine Stellung bei Wartha zurückgehen, die ungleich besser zur Vertheidigung geeignet wäre, und in der die Verpflegung aus Böhmen her leichter und sicherer zu bewirken sei.

Der Einfluß Lacys ist in diesen Vorschlägen leicht zu erkennen. Die Kaiserin stimmte ihnen, wie man sagt, nur ungern, jedenfalls nur in bedingter Weise bei. Man sollte sich mit der Ausführung nicht übereilen. Vor der Hand seien die Russen noch nicht zur preußischen Armee

gestoßen, und auch sonst zeige sich keine dringende Gefahr, keine militärische Nothwendigkeit, die Stellung am Zobtenberge jetzt schon zu verlassen. Das war verständig. In der passiven Vertheidigung, auf die man sich beschränken wollte, mußte das Streben darauf gerichtet sein, so viel als möglich Zeit zu gewinnen, was in solchem Falle heißt, dahin zu wirken, daß der Feind so viel als möglich Zeit verliere, damit ihm deren so wenig als möglich zu erfolgreichen Operationen bleibe. Die Zeit, die der König von Preußen darauf verwenden mußte, sich die Wege zur Einschließung von Schweidnitz durch strategische Manöver zu öffnen, war offenbar für Oesterreich gewonnen, und sie wurde nicht gewonnen, wenn man jene Wege frei ließ.

Dann aber zeigte sich in einer Nachschrift, daß die Stimmung in der Wiener Hofburg infolge der russischen Erklärungen eine etwas kleinmüthige geworden sei. Maria Theresia bezweifelte, daß es zweckmäßig sei, Schweidnitz mit einer starken Besatzung sich selbst zu überlassen; die Befestigung des Ortes sei bekanntlich mangelhaft und keiner langen Vertheidigung fähig; sie biete keine anderen Vortheile, als daß die feindliche Streitmacht einige Wochen auf die Belagerung verwenden müsse. Dagegen sei zu erwägen, daß man die zehntausend Mann Besatzung, die sowohl im Felde als zur Deckung der österreichischen Länder weit nützlicher verwendet werden könnten, unfehlbar (!) verlieren werde, wenn man Schweidnitz behaupten wolle; daß der Feind durch die Eroberung von Schweidnitz von neuem einen Waffenplatz nahe an der österreichischen Grenze gewinnen würde und dadurch die Möglichkeit, das schlesische Gebirge mit geringer Mannschaft zu vertheidigen, im Uebrigen aber seine gesammten Streitkräfte ganz nach Gutdünken anderweitig zu verwenden. Die Festung wieder zu erobern, wenn sie einmal verloren sei, bleibe gar keine Hoffnung; der Belagerung unthätig zuzusehen werde außerdem der österreichischen Armee nicht zur Ehre gereichen. Wie jenes „unfehlbar" einigermaßen schließen läßt, kömmt die Kaiserin auf diesem seltsam gewundenen Wege nicht zu dem Schluß, daß man Alles aufbieten müsse, um die Einschließung von Schweidnitz zu verhindern oder doch zu verzögeen, oder um den Ort wieder zu entsetzen, falls er eingeschlossen wäre — sondern in einer Weise, die selbst nach dem „unfehlbar" noch etwas Ueberraschendes behält, zu der Frage, ob es nicht am zweckmäßigsten

sei, Schweidnitz freiwillig aufzugeben, die Festungswerke zu schleifen und die Stadt als offenen Ort dem Feinde zu überlassen.

Daß, wenn Schweidnitz einmal eingeschlossen sei, auch gegen das in Belagerungs- und Beobachtungs-Armee getheilte preußische Heer nichts gethan werden könne, um den Ort zu befreien; daß die österreichische Armee der Belagerung unthätig zusehen müsse, ist der Kaiserin in ihrer offenbar gedrückten Stimmung selbstverständlich; daß der gefürchtete Augenblick, in dem der König von Preußen seine gesammte Macht nach Gutdünken verwenden konnte, um so früher und infolge dessen auch um so gefahrbringender eintreten mußte, wenn Schweidnitz gar nicht vertheidigt wurde, bleibt hier ganz unbeachtet; überhaupt steht alles, was diese Nachschrift enthält, im geradesten Widerspruch mit den Gründen, die dafür angeführt werden, die Stellung am Zobtenberge so lange als möglich zu behaupten, aber die Kaiserin scheint diesen Widerspruch gar nicht gewahr zu werden.

Der Gedanke, eine Festung freiwillig aufzugeben und in solcher Weise, indem man sie vernichtete, allen Vortheilen zu entsagen, die ihr Besitz gewähren konnte, war eigentlich einer Zeit fremd, deren gesammte Strategie sich um die Eroberung der einen oder der anderen Festung drehte, die in der Eroberung und im Besitz fester Plätze den einzigen realen Gewinn sah, zu dem Kriegsoperationen führen könnten. König Friedrich hatte allerdings Wesel in solcher Weise aufgegeben, aber unter sehr eigenthümlichen Bedingungen. Es war eine Festung am Rhein, die er aufgab, als er sich überzeugen mußte, daß seine theils unverständigen, theils böswilligen Verbündeten nach eigener Einsicht nur die Weser in ihrer Weise vertheidigen und nichts thun wollten, jenen entfernten Platz zu entsetzen, der sie, wie sie meinten, gar nichts anging. Hier dagegen handelte es sich um eine Festung, die kaum zwei Meilen von dem Fuß des Gebirges lag, kaum vier Meilen von dem Paß, der bei Wartha nach Glatz hinaufführt — kurz unmittelbar vor der Linie, die behauptet werden sollte. Es war sehr natürlich, daß ein solcher, einigermaßen unerhörter Vorschlag dem Feldmarschall Daun und seinem Kriegsrath nicht zu Sinn wollte.

Der Feldmarschall wendete ein, es sei bedenklich, die Demolirung der Festungswerke von Schweidnitz in einem Augenblicke vorzunehmen, in dem der Feind sich in der Nähe befinde; es werde auch kaum gelingen,

Geschütz und Vorräthe aus der Festung in Sicherheit zu bringen, denn es würde dazu viele Zeit erforderlich sein, und namentlich weit mehr Gespanne, als der österreichischen Armee zur Verfügung ständen; endlich werde der Feind ein solches Beginnen gewiß nicht unthätig mit ansehen, nicht ungestört lassen. Daun scheint außerdem vorauszusetzen, daß die „Demolirung" der Festungswerke in der Eile jedenfalls nur unvollständig gelingen könne, denn er fügt hinzu, es werde dem Feinde leicht sein, den so leichten Kaufs gewonnenen Ort neu zu befestigen. Dagegen könne der Feind den Ort kaum belagern, noch weniger einnehmen, wenn er von einer Besatzung von zehntausend Mann vertheidigt werde und außerdem ein ansehnliches Armeekorps in der Nähe aufgestellt bleibe. So lange man festen Fuß in Schlesien behalten wolle, sei Schweidnitz ein werthvoller Stützpunkt.

Daun beschloß demnach, sich an die Antwort zu halten, die er auf seine Fragen bekommen hatte, nicht an die Nachschrift der Kaiserin. Er verstärkte die Truppen, die den Paß bei Wartha vertheidigen sollten, und übergab den Befehl dort dem General Hadik. Mit der Hauptmacht wollte er seine Stellung am Zobtenberge behaupten, bis die „Bewegungen" des Feindes ihn nöthigen würden, sich zur Sicherung des Rückens der Armee, ihrer Verbindungen und der Zufuhren aus Böhmen, näher an das Gebirge zu ziehen.

Das sollte freilich geschehen, so bald das preußische Heer sich überhaupt in Bewegung setzte.

Endlich, am 30. Juni, ging das russische Korps unter Czernyschew bei Auras, feierlich empfangen, über die Oder, um sich mit der preußischen Armee zu vereinigen. Es wird gewöhnlich, man könnte sagen herkömmlicher Weise, in etwas allzu runder Zahl 20 000 Mann stark angegeben, da es aber nur 23 Bataillone, 3 Schwadronen Dragoner, 1 Schwadron Husaren und 2 Polks Kosaken zählte, kann es wohl schwerlich, selbst die Kosaken mitgezählt, mehr als 15 000 Mann in Reihe und Glied gehabt haben. Selbst der vollständige Soll-Bestand hätte nicht zwanzigtausend ergeben, und nach dem Effektiv- wie nach dem Sollbestand waren die Bataillone in diesem Jahre ohne Zweifel schwächer als im Laufe der früheren Feldzüge. Denn Kaiser Peter III. der bemüht war, die

preußischen Einrichtungen selbst in allen Nebendingen nachzubilden, hatte befohlen, die (Flügel-) Grenadier-Kompagnien aus den Musketier-Regimentern herauszuziehen, sie zusammenstoßen zu lassen und nach preußischem Vorbild in solcher Weise eigene Grenadier-Bataillone zu bilden. Es befanden sich fünf solche Grenadier-Bataillone bei Czernyschews Korps. Die 18 Linien-Bataillone waren nun aber natürlich ein jedes um seine Grenadier-Kompagnie schwächer als früher.

Der König hatte unter seinen unmittelbaren Befehlen in 59 Bataillonen, 119 Schwadronen nicht über 50 000 Mann vereinigt. Er war also nach der Vereinigung mit den Russen nur ungefähr ebenso stark als Dauns Armee und Hadiks Korps zusammen, während sich in Oberschlesien die beiderseitigen Streitkräfte unter Beck und dem Herzog von Bevern ebenfalls die Wage hielten. Die Oesterreicher aber glaubten hier wie dort einer gewichtigen Uebermacht gegenüber zu stehen und verhielten sich demgemäß behutsamer als je zuvor.

Am 1. Juli vereinigte König Friedrich den größten Theil seines Heeres aus engen Kantonnirungsquartieren auf den Höhen bei Sachwitz, den rechten Flügel an Landau, den linken an das Schweidnitzer Wasser gelehnt, in einem Lager, das absichtlich erst Abends bezogen wurde. Zu einer noch späteren Stunde erst schloß sich das russische Korps dem rechten Flügel an.

Ein gesondertes Korps (25 Bataillone, 26 Schwadronen = 18 000 Mann), das unter dem Grafen v. Wied auf dem linken Ufer des Schweidnitzer und des Striegauer Wassers in engen Quartieren lag, marschirte erst in der folgenden Nacht von dort in die Gegend von Kostenblut, wo es sich in den nächsten Dörfern möglichst verborgen halten sollte. Der König durfte hoffen, daß diese ersten Bewegungen des preußischen Heeres dem Feldmarschall Daun nicht sofort bekannt werden würden. Es waren im Lauf des Frühjahrs absichtlich wiederholte Vorpostengefechte herbeigeführt und nicht ohne Glück in solcher Weise eingeleitet worden, daß sie überwiegend zum Vortheil der Preußen ausschlugen. Die Absicht war, der preußischen leichten Reiterei eine entschiedene Ueberlegenheit über die österreichische zu sichern, und das scheint auch ziemlich gelungen zu sein. Man hatte eben von Seiten Oesterreichs der preußischen Reiterei ihre Aufgabe erleichtert. Die Reduktion der österreichischen Armee hatte auch die Husaren-Regimenter betroffen, und seltsamer Weise spielen

auch die Kroaten, die in den früheren Feldzügen den Preußen so vielfach hinderlich und beschwerlich gewesen waren, diesmal nicht eine so bedeutende Rolle wie sonst. Es ist verhältnißmäßig wenig die Rede von ihnen. Es ist als ob eine gewisse Erschlaffung sich mehr oder weniger überall in der österreichischen Armee geltend gemacht hätte. — Schon infolge der Ueberlegenheit, mit der die preußische leichte Reiterei im Allgemeinen das Feld gegen die österreichische behauptete, durfte man annehmen, daß man in Dauns Hauptquartier weder sehr bald noch sehr genau über die Bewegungen der preußischen Armee unterrichtet sein werde. Außerdem aber waren diesmal auch noch einige besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Daun hatte sich nämlich, wie ihm das eigen war, durch ein paar vorgeschobene Korps in seiner Stellung zu decken gesucht; zu seiner Rechten stand General Brentano bei dem Städtchen Zobten, vor seinem linken Flügel bei Hohen-Poseritz General Ehrichshausen. Dieser Letztere, dessen Streifwachen diesmal vor allem auf einen möglichst engen Raum beschränkt werden mußten, war in der Nähe durch ein paar tausend kommandirte preußische Reiter unter dem Obersten Reitzenstein beobachtet.

Blieb Daun noch, wie man danach wohl erwarten konnte, den 2. Juli in seiner sorgfältig verschanzten Stellung am Zobtenberge stehen, dann sollte Wied in der Nacht vom 2. zum 3. über Weicherau, an Striegau links vorbei, die Höhen zwischen Freiburg und Quolsdorf — den sogenannten Zeis- oder Zeiskenberg erreichen. Die preußische Hauptarmee sollte, wie Tempelhof sagt, gleichzeitig, wahrscheinlich aber wohl — da die Verwendung des gesonderten Korps unter Wied in solcher Weise sonst gar keinen Sinn gehabt hätte — um eine Reihe von Stunden später, wenn die Besetzung der Höhen durch den Grafen Wied, dessen Bewegung offenbar womöglich bis zum letzten Augenblick unbemerkt bleiben sollte, bereits gesichert wäre, den linken Flügel der Oesterreicher in größerer Nähe umgehen. Der König wollte über Rauske, das Lagerfeld von Bunzelwitz und Zirlau nach den Höhen zwischen Freiburg und Bögendorf zu marschiren. Er glaubte, Daun werde sich durch diese Umgehung veranlaßt sehen, nach Hohen-Giersdorf oder nach Leutmannsdorf zurückzuweichen.

Wir sehen, König Friedrich hielt den Angriff auf die verschanzte Stellung am Zobtenberge für schwierig und zugleich für ein Abenteuer,

auf das sich einzulassen nicht nöthig sei. Er wollte den Feldmarschall Daun hinausmanövriren und ihm zugleich in der Stellung auf dem Rande des Gebirges bei Kunzendorf zuvorkommen, wo ihm wieder schwer beizukommen gewesen wäre und man ihn doch nicht dulden durfte. Es scheint nicht, daß der König alsdann seinen Gegner noch weiter zu einer Schlacht aufgesucht hätte und bemüht gewesen wäre, ihn zu einer solchen zu zwingen, und das läßt sich erklären. Er konnte, ja er mußte gewiß sein, daß Daun nicht in einer irgend zugänglichen Stellung zu einem entscheidenden Treffen Stand halten würde, und andererseits bedurfte er dessen diesmal nicht unbedingt, denn er durfte sich für stark genug halten, die Belagerung von Schweidnitz auch ohne vorhergegangenen Sieg zu unternehmen; die Mittel, über die er verfügte, reichten hin, diese Belagerung auch gegen einen noch unbesiegten Feind genügend zu decken, und umsomehr, da man auch die moralische Verfassung, in der sich beide Parteien befanden, mit in Rechnung bringen durfte. Wagte dann Daun eine Schlacht, um Schweidnitz zu entsetzen, so konnte der König ihr mit Zuversicht entgegensehen; wagte der Gegner nichts der Art, so gingen die Ereignisse ihren Gang, und der beabsichtigte Gewinn wurde wohlfeilen Kaufs erlangt. Jedenfalls brauchte die Belagerung von Schweidnitz diesmal nicht, wie es 1758 die Belagerung von Olmütz sollte, das Mittel zu werden, den Feind zu einer Schlacht zu zwingen. Der König bedurfte jetzt nicht eines Sieges, der die österreichische Armee wenigstens auf längere Zeit lähmte, um sich inzwischen gegen einen anderen Feind wenden zu können. Ueberhaupt wenn sich Daun durchaus passiv verhielt, die Unternehmungen des Gegners nur durch Demonstrationen und Manöver mehr oder weniger aufzuhalten suchte, schließlich aber doch auswich und gewähren ließ, wenn der König von Preußen darüber ungehindert Schweidnitz und Dresden, vielleicht auch Prag erobern konnte, ohne daß es dazu siegreicher Schlachten bedurft hätte, so konnte man auf preußischer Seite mit einem solchen Erfolg zufrieden sein; er genügte, wie jetzt die Dinge lagen.

Diesmal jedoch sollte das beabsichtigte Manöver des Königs nicht zur Ausführung kommen. Ein Ueberläufer — ein Unteroffizier — benachrichtigte das österreichische Hauptquartier von dem Marsch, den das Wiedsche Korps zur Zeit kaum angetreten hatte, und Daun scheint die Absicht sofort errathen zu haben. Er wartete nicht einmal, bis ihm diese

Nachricht, die, so wie sie ihm zukam, leicht für eine etwas unsichere genommen werden konnte, anderweitig bestätigt worden wäre; er säumte weder Tage, noch selbst Stunden; noch in derselben Nacht (vom 1. zum 2. Juli), man dürfte sagen, noch in derselben Stunde, verließ er seine sorgfältig gebauten Schanzen zwischen dem Zobtenberge und dem Schweidnitzer Wasser und eilte rückwärts in die bekannte Stellung auf dem Rande des Gebirges, wie er sich längst darauf vorbereitet hatte. Brentano und Elrichshausen folgten dieser Bewegung.

Der König erfur den Aufbruch des Feindes erst um fünf Uhr am folgenden Morgen. Reiterei wurde verspätet entsendet, den Feind zu verfolgen. Die preußische Avantgarde marschirte am Nachmittage bis in die bekannte Stellung bei Bunzelwitz; wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als um die Tageshitze zu vermeiden, folgte die Armee selbst erst in der Nacht eben dorthin; Wied marschirte ebenfalls in der Nacht nach Striegau.

Es mußte nun zu anderen Maßregeln gegriffen werden, um den Feind weiter von Schweidnitz wegzudrängen. Daun hatte seinen rechten Flügel an Ober-Bögendorf gelehnt; vor dem linken lag Freiburg am Fuße des Gebirges. Den rechten Flügel dieser Stellung zu umgehen, schien dem König bedenklich, theils weil das Gebirge dort besonders schwierig ist, theils weil man bei einer Bewegung dorthin Hadik im Rücken gehabt hätte, der mit einem ansehnlichen Heertheil die Päße von Silberberg und Wartha hütete. Schon dadurch war man veranlaßt, sich gegen den linken Flügel zu wenden; außerdem aber zeigte sich hier dann auch vorzugsweise eine Möglichkeit, Entscheidendes zu bewirken. Dauns Armee wurde aus einem zu Braunau in Böhmen aufgehäuften Magazin verpflegt; dieser Punkt war vielleicht auf diesem Wege zu erreichen, und wenn es auch nur gelang, die Verbindung mit dem Ort ernstlich zu gefährden, konnte auch das schon hinreichen, Daun zum Rückzug zu bestimmen.

Nach dieser Richtung hin sollte demnach die Umgehung versucht werden. Unwohlsein des Königs, der sich, wie immer, wenn ein ernstes Gefecht erwartet werden konnte, persönlich bei dem Vortrab befinden wollte, nöthigte, die Ausführung um einige Tage zu verschieben. Am 5. endlich, um zehn Uhr Abends, sollte Wieds Heertheil von Striegau aufbrechen und in zwei Kolonnen durch Hohenfriedeberg und Reichenau

in eine Stellung bei Liebersdorf am Fuß des Sattelwaldes marſchiren. Um Mitternacht war der einen Hälfte der bei Bunzelwitz lagernden Armee (22 Bataillone 30 Schwadronen Dragoner und Huſaren, darunter 10 Bataillone 5 Schwadronen Ruſſen) befohlen, ſich unter Czernyſchews Befehlen aus dem Lager in Bewegung zu ſetzen, um bei Hohen-Petersdorf, unmittelbar über Hohenfriedeberg auf dem Rande des Gebirges Stellung zu nehmen. Dieſe Truppen dort, zur Unterſtützung Wieds in der Nähe und bereit, ſollten zugleich ein Verbindungsglied zwiſchen deſſen Korps und der anderen Hälfte der Armee bilden, die unter Zieten vorläufig in der Ebene bei Bunzelwitz zurückblieb.

Der König hielt es für möglich, daß der Feldmarſchall Daun ſchon durch dieſe Bewegung beſtimmt wurde, den Rückzug anzutreten. „Sollte der Feldmarſchall Daun auf dieſes Manöver die Höhen bei Kunzendorf verlaſſen", heißt es in der Dispoſition, „ſo geht die Armee unter dem General Zieten aus dem Lager in drei Kolonnen vor und bemächtigt ſich derſelben." Blieb aber die öſterreichiſche Armee unbeweglich in ihrer Stellung, dann ſollte die umgehende Bewegung weiter fortgeſetzt werden. Wied ſollte dann nach Hermsdorf und Fellhammer bei Waldenburg vorrücken, Czernyſchew an den Fuß des Sattelwaldes, Zieten in die Stellung bei Hohen-Petersdorf, Quolsdorf vor der Front. Um die Sicherheit des Magazins zu Braunau konnte es dann allerdings ſehr mißlich ſtehen.

Doch preußiſche Rekognoszirungen, die vorher über Hohenfriedeberg und Bolkenhain in das Gebirge gegangen waren, hatten Daun aufmerkſam gemacht. In gewohnter Weiſe hatte ſich dieſer Feldherr auch hier durch vorgeſchobene Heertheile gegen Umgehungen zu ſichern geſucht. Elrichshauſen verlängerte auf dem Zeiskenberge ſeinen linken Flügel, Brentano auf den Höhen bei Burkersdorf ſeinen rechten. Dieſen letzteren hieß Daun jetzt von dort nach dem linken Flügel eilen, um da in ſtarker Stellung auf den ſteilen Abhängen hinter Adelsbach und Liebersdorf Flanke und Rücken der Hauptarmee zu decken. Brentanos Korps ſcheint zu dieſem Behuf verſtärkt worden zu ſein, wie ſtark es aber eigentlich war, darüber fehlt bis jetzt jegliche Auskunft. Graf Wied fand es am 6. Juli auf ſeinem Wege; öſterreichiſche Abtheilungen, die zwiſchen Adelsbach und Reichenau vorgeſchoben waren, wurden ohne große Mühe zurückgetrieben, ein Angriff dagegen, den 5 preußiſche Bataillone auf die

Hauptstellung hinter Adelsbach unternahmen, wurde mit verhältnißmäßig sehr großem Verlust (1331 Mann, worunter 19 Offiziere) zurückgeschlagen. Der König, persönlich anwesend, ließ ihn nicht wiederholen. Da Brentanos Truppen von der österreichischen Hauptarmee nach Belieben verstärkt oder abgelöst werden konnten, war hier nicht durchzudringen. Der König ließ Wieds Truppen zunächst durch Reichenau zurückgehen und hier Stellung nehmen. Czernyschew blieb in der Stellung bei Hohen-Petersdorf halten, Quolsdorf vor der Front. Doch war damit die eigentliche Absicht des Manövers keineswegs aufgegeben. Nachdem sie kaum eine Stunde geruht hatten, mußten die Truppen Wieds wieder aufbrechen und den Weg über Hartmannsdorf nach Friedland einschlagen. Sie erreichten am Abend, nachdem sie vierundzwanzig Stunden über im Marsch gewesen waren und theilweise im Gefecht gestanden hatten, im höchsten Grade ermüdet und erschöpft eine Stellung zwischen Hartmannsdorf und Forste (bei Landeshut). Selbst Wieds Vortrab konnte nur bis Konradswaldau vorgehen.

Vielleicht hätte der König seinen Zweck erreicht, wenn er Wieds Heertheil länger ruhen und erst am Abend wieder aufbrechen ließ. Wenn diese Truppen acht oder neun Stunden geruht und inzwischen abgekocht und sich durch eine ordentliche Mahlzeit gestärkt hatten, dann wäre es ein verhältnißmäßig Leichtes gewesen, den Nachtmarsch in einem Zuge sicher bis Friedland, vielleicht bis Braunau fortzusetzen. Jedenfalls hätte ein starker Vortrab Wieds den 7. früh am Tage bei Braunau eintreffen können und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er unter solchen Bedingungen dort zu der Zeit keinen namhaften Widerstand gefunden. Wissen wir doch, daß Daun erst als ihm der Weitermarsch der Truppen Wieds gemeldet wurde, Anstalten zur nachhaltigen Vertheidigung Braunaus traf.

Von neuem gewarnt durch die fortgesetzte Bewegung der Preußen, säumte Daun nicht, das Nöthige zu verfügen. Noch in der Nacht mußte Brentano mit seinem ganzen Korps nach Friedland eilen, um sich dort dem Feinde in den Weg zu werfen, Elrichshausen zu seiner Unterstützung nach Langen-Waltersdorf zwischen Waldenburg und Friedland. Auch Hadik wurde mit seinen 8—10 000 Mann von Silberberg nach Braunau beschieden, zum Schutz des dortigen Magazins. Die eigene Stellung auf dem Rande des Gebirges glaubte Daun nicht länger behaupten zu können, da durch die Entsendungen deren linke

Flanke und Rücken preisgegeben waren. Er verließ sie ebenfalls in derselben Nacht und nahm rechts-rückwärts schwenkend eine neue Stellung hinter dem tief und steil eingeschnittenen Grund von Dittmannsdorf, den linken Flügel an Charlottenbrunn gelehnt.

Als man am 7. früh inne wurde, daß Daun die Höhen bei Kunzendorf und Bögendorf verlassen habe, rückte Zieten, den früher erhaltenen Befehlen gemäß, in das Gebirge hinauf und nahm innerhalb der vom Feinde verlassenen Lagerstätte eine Stellung, deren rechter Flügel sich an Liebichau lehnte, während der linke, der aus Reiterei bestand, sich hinter Bögendorf in die Ebene hinab erstreckte. Der König selbst führte Czernyschews Heertheil vorwärts bis auf die Höhen bei Altwasser und Seitendorf, wo er der neuen Stellung der Oesterreicher gerade gegenüberstand.

Auf dem rechten Flügel der Preußen aber wurde versäumt, was die eigentliche Aufgabe des Tages sein mußte. Graf Wied wurde wahrscheinlich durch die Ermüdung seiner Truppen bestimmt, sich erst um elf Uhr Vormittags wieder in Bewegung zu setzen. Er fand Brentano in starker Stellung bei Friedland vor sich; ein rascher Angriff hätte möglicherweise oder vielmehr wahrscheinlich dennoch zum Ziel geführt, aber Graf Wied war, wie es scheint, nicht der Mann dazu, sich in zweifelhaften Fällen rasch zu entschließen. Er rief einen Kriegsrath zusammen, und der Entschluß anzugreifen, wurde erst nach einigen Stunden Erwägens und Hin- und Herredens gefaßt. Das Gefecht sollte nun durch eine Umgehung des linken feindlichen Flügels eingeleitet werden, diese wartete aber Brentano nicht ab; er wich langsam und in bester Ordnung in die Stellung vor Braunau — bei Ruppersdorf und Dittersbach — die, von Natur fest, vorsorglich auf das Beste verschanzt war. Erst im Abenddunkel traf Wied zwischen Ruppersdorf und Wiese vor dieser Stellung ein. Brentano hatte durch die eigene ruhige, wohlberechnete Haltung und Wieds unsicheres Schwanken einen ganzen Tag für Hadiks Ankunft bei Braunau gewonnen.

An einen offenen Angriff auf die Schanzen vor Braunau konnte am 8. Juli nicht wohl mehr gedacht werden, da Daun die Vertheidigung von Charlottenbrunn her — wo Elrichshausen schon in Bereitschaft stand — nach Bedürfniß, oder selbst nach Belieben verstärken konnte. Auch rechnete König Friedrich nicht mehr auf einen unmittel-

baren Angriff auf die sehr feste Gebirgsstellung. Indem er dem Grafen Wied eine Verstärkung von 4 Bataillonen und zwei Kürassier-Regimentern sendete, schrieb er nur einen Versuch vor, den linken Flügel des Feindes über Wernersdorf zu umgehen. In den Nachmittagsstunden traf vollends Hadik bei Braunau ein, und die Oesterreicher hatten hier nun eine solche Ueberlegenheit beisammen, daß Graf Wied in eine üble Lage kommen konnte, wenn sie ihrerseits zum Angriff schritten. Glücklicherweise dachten ihre Generale daran nicht; sie glaubten sich, scheint es, ein- für allemal und auch im Einzelnen auf die Vertheidigung angewiesen.

Eine solche durchaus passive Vertheidigung läßt aber dem Gegner, auch wenn sie eine seiner Operationen durchkreuzt, doch meist in einer oder anderer Richtung freie Hand. König Friedrich beschloß nun zu versuchen, ob ein Einfall in Böhmen, Kontributionen und Lieferungen, die dort ausgeschrieben würden, nicht den Feldmarschall Daun bewegen könnten, zum Schutz des Landes dorthin zurückzugehen. Graf Wied mußte demgemäß am 9. mit der Hälfte seiner Truppen über Friedland nach Trautenau und Schatzlar marschiren, während die andere Hälfte unter dem General Gablenz bis zum folgenden Tage in der Nähe von Friedland stehen blieb, um dann nach Liebau zurückzugehen.

An demselben Tage — 10. Juli — entsendete Wied den Oberstlieutenant Reitzenstein mit einem Dragoner-Regiment, preußischen Bosniaken (Lanzenreitern) und einem Schwarm Kosaken, der von des Königs Armee her dazu gestoßen war, weiter nach Böhmen hinein. — Diese Expedition blieb aber ohne wesentliche Folgen und gestaltete sich nicht sehr rühmlich. Reitzenstein ging über die Elbe bis in die Nähe von Königgrätz und trieb Kontributionen ein, so viel er konnte, was sich aber zumeist ergab, war, daß die Kosaken ihren alten Ruf bewährten. Sie hausten gar übel in Böhmen! — „Leurs procédés etaient cruels", sagt der König: „ils saccageaient, pillaient, brulaient les lieux qu'ils trouvaient sur leur passage" — und das Schlimmste war wohl, daß Reitzenstein nicht Mannszucht zu erhalten wußte, was freilich unter solchen Bedingungen nicht leicht sein mochte. Die preußischen leichten Truppen folgten bald dem Beispiel, das ihre Verbündeten aus den Steppen gaben, und trieben es ebenso arg wie diese. Was die sonstigen militärischen Tugenden der Kosaken betrifft, genügt es wohl zu

wissen, daß sie ohne Erlaubniß, ohne sich um die höheren Autoritäten zu bekümmern, haufenweise aus Böhmen davonritten, geradewegs nach Polen, um dort ihre erplünderte Beute an Juden zu verkaufen.

Am 11. Juli war Wieds Heertheil, der ohne Reitzenstein nicht viel über 20 000 Mann zählen mochte, um einerseits zur Aufnahme Reitzensteins in Bereitschaft zu sein, andererseits die Verbindung mit der Armee des Königs sicher zu stellen, in eine Reihe von Posten bei Trautenau, Golden-Oelse, Trautenbach, Schatzlar und Liebau aufgelöst. Ein Bataillon wurde sogar nach Arnau entsendet. Tempelhof findet diese Anordnungen vortrefflich. Er meint, das Korps konnte nun „selbst von einer ihm überlegenen Macht nicht von Schlesien abgeschnitten werden", denn diese überlegene Macht hätte an der rechten Flanke der Armee des Königs vorbei durch die ideelle Linie der preußischen Gesammtstellung von Trautenau bis Bögendorf hindurch gehen müssen. Daß man etwas Ernsteres als „abschneiden" gegen Wied nicht im Sinn haben, daß man nicht daran denken konnte, die dünne Postenkette zwischen Trautenau und Liebau gewaltsam zu sprengen, das versteht sich für Tempelhof und für die gleichzeitige Kritik überhaupt von selbst.

Daun that jedoch geradezu gar nichts, um den Unternehmungen der Preußen in Böhmen zu steuern. Nur bis Weckelsdorf in der Nähe von Friedland ließ er Brentano vorrücken, und von dort aus gingen nur schwache Kroatenschaaren, die höchstens gegen Streifwachen etwas vermochten, nach Eipel gegen Golden-Oelse und Liebau vor. Daun betrachtete es als seine eigentliche Aufgabe, sich so lange als irgend möglich im schlesischen Gebirge in der Nähe von Schweidnitz zu behaupten und wie es scheint, wollte er die Truppen in Böhmen nicht eines möglichen Erfolges wegen einem Mißerfolg aussetzen, der das Magazin zu Braunau von neuem in Gefahr bringen konnte. Dieses Magazin beschäftigte ihn vor allem. Um sich von der Sorge darum vollständig zu befreien, ließ er die dort aufgehäuften Vorräthe so eilig als möglich nach Scharfeneck in der Grafschaft Glatz schaffen. Wir dürfen darin auch wohl ein Zeichen sehen, daß er schon beschlossen hatte, sich auf die Vertheidigung von Glatz zu beschränken, wenn er die unmittelbare Verbindung mit Schweidnitz aufgeben müsse.

Der König überzeugte sich nun, daß gegen den linken Flügel der Oesterreicher nichts weiter zu erlangen sei, und er beschloß, den rechten,

auf dem jetzt die nach Böhmen entsendeten Truppen fehlen mußten, zunächst einzuengen und dann von Schweidnitz abzudrängen. In dieser Absicht ließ er am 13. Zieten mit einem Theil seiner Truppen nach Hohen-Giersdorf in die unmittelbare Nähe des feindlichen rechten Flügels vorrücken; der Rest seines Korps nahm in der Ebene zwischen Bögendorf und der Weistritz Stellung, die Stirn gegen Schweidnitz gewendet. Auch über die Weistritz wurde leichte Reiterei entsendet, die Straße zu gefährden, die auf dem jenseitigen Ufer an Burkersdorf vorbei nach Schweidnitz führt.

Zu dem Angriff auf Dauns rechten Flügel wollte König Friedrich auch das Korps des Grafen Wied an sich heranziehen, doch sollte der Feind womöglich über den Abmarsch dieses Korps aus Böhmen getäuscht werden, damit nicht auch Daun die Truppen unter Hadik und Brentano sofort herbeirief — Reitzenstein war schon am 13. Juli bei Königshof über die Elbe zurückgekehrt. Graf Wied erhielt den Befehl, in die Gegend von Friedland zurückzukehren, als wolle er noch einmal etwas gegen Braunau versuchen; 9 Bataillone und ein Dragoner-Regiment mußten dort am 15. bei Rosenau unter dem General Gablentz ein Lager beziehen und sich so weit darin ausdehnen, daß sie das ganze Korps zu sein schienen. Die übrige Infanterie kantonnirte dahinter möglichst verborgen in den Dörfern, die Reiterei lagerte in Gründen und hinter Wäldern, wo sie nicht gesehen werden konnte. Aus dieser Stellung brach Wied am 17. Abends mit 20 Bataillonen und drei Reiter-Regimentern auf, die in zwei Kolonnen die Nacht durch nach Alt-Reichenau und Gablau marschirten. Gablentz, der mit 7 Bataillonen und einem Dragoner-Regiment zurückblieb, veränderte am 18. seine Stellung und lagerte wieder in täuschender Ausdehnung auf den Höhen zwischen Friedland und Trautliebersdorf. Am Abend eben dieses Tages brach Wied abermals auf und erreichte vermöge eines neuen Nachtmarsches Jauernig und Bunzelwitz in der Ebene. Der Zweck scheint so ziemlich erreicht worden zu sein; Brentano wurde um ein paar Tage verspätet.

Schon am 17. vor Tagesanbruch hatte der König eine erlesene Schaar, die bestimmt war, den schwierigen Angriff auf die Höhen bei Burkersdorf auszuführen, die Garde-Brigade, 6 Bataillone unter dem General Möllendorf aus dem zweiten Treffen des Lagers bei Seiten-

dorf in die Ebene nach Bögendorf hinabrücken lassen. Diese Bataillone ließen ihre Zelte in dem alten Lager stehen, damit auch ihre Bewegung dem Feinde so lange als möglich verborgen bleibe.

Heftige Regengüsse veranlaßten, daß die Ausführung um etwas verschoben wurde, und inzwischen begaben sich Dinge, die nicht nur dieses Unternehmen, sondern Preußens Schicksal überhaupt von neuem in Frage zu stellen schienen. Czernyschew erschien am 18. in den Nachmittagsstunden bei dem König und berichtete ihm, welche seltsame Revolution sich in Rußland ereignet hatte. Peters III. Verblendung hatte seine Regierung in wenigen Monaten unmöglich gemacht; er war vom Thron gestürzt, seine Gemahlin hatte sich als Katharina II. zur Selbstherrscherin des russischen Reiches emporgeschwungen, ohne daß irgend jemand daran gedacht hätte, die Prinzessin von Anhalt-Zerbst nach ihrem Recht zu fragen. Czernyschew hatte vom russischen Senat den Befehl, seine Truppen der neuen Kaiserin den Eid der Treue leisten zu lassen und augenblicklich an ihrer Spitze das preußische Lager zu verlassen, um sich nach Polen zurückzuziehen. Den russischen Truppen in Ostpreußen war befohlen, sich der Regierung des Landes von neuem zu bemächtigen.

Diese Nachrichten waren für Friedrich den Großen ein furchtbarer Schlag, das hat er in seinen Schriften so wenig verhehlt als in den gleichzeitigen Briefen. Sein Feldzugsplan war darauf berechnet, daß er Oesterreichs Heer mit zum Mindesten gleichen Kräften bekämpfe, die in seiner Hand zur Uebermacht wurden. Entging ihm nun das russische Hülfskorps, so war die Uebermacht wieder auf Seiten Oesterreichs. Doch wußte sich der König schnell zu fassen. Er bewog bekanntlich Czernyschew, seinen Aufbruch um drei Tage zu verschieben, und wenn er auch an den bevorstehenden Kämpfen natürlich keinen Antheil nehmen durfte, doch seine Truppen ohne Veränderung in der preußischen Schlachtordnung figuriren zu lassen. Der König glaubte das „Prestige" der überlegenen Macht zu bedürfen; der Gedanke, daß sie es mit einer entschieden überlegenen Macht zu thun hätten, sollte den österreichischen Generalen imponiren und eben dadurch die Ueberwältigung ihrer festen Gebirgsstellungen erleichtern.

Mit der Folgerichtigkeit, die wir öfter veranlaßt sind, bei ihm anzuerkennen, bemerkt Arneth dazu, daß Czernyschew wohl nur durch

unehrenhafte Mittel bewogen worden sein könne, „seiner Soldatenpflicht treulos“ zu werden und den erhaltenen Befehl nicht pünktlich zu befolgen. Es ließe sich vielleicht die Frage aufwerfen, ob es nicht vielmehr ein Akt der Treulosigkeit zu nennen wäre, daß Czernyschew den seinem legitimen Herrn und Kaiser, dem Enkel Peters des Großen, geleisteten Eid ohne Weiteres in den Wind schlug, und Befehle der Prinzessin von Anhalt-Zerbst annahm, die den Thron usurpirt hatte. Freilich läßt sich zu Czernyschews Rechtfertigung bei weitem mehr anführen, als für irgend einen anderen der russischen Großen. Er hatte keinen Antheil an der Verschwörung genommen; die Revolution wurde ihm erst nachträglich als vollendete und von ganz Rußland, oder doch von den maßgebenden Kreisen anerkannte Thatsache bekannt; er erhielt den Befehl, der Kaiserin den Eid leisten zu lassen, gleichzeitig mit der Nachricht, daß Peter III. der Krone entsagt habe. — Für Arneth bedarf es einer solchen Rechtfertigung gar nicht; er wirft die hier berührte Frage gar nicht auf; nur daß die Befehle der neuen Kaiserin nicht pünktlich genug befolgt wurden, verdient in seinen Augen eine Rüge. Warum? — Das ist ein leicht zu lösendes Räthsel, es waltet hier eben Folgerichtigkeit!

Was die Haltung betrifft, zu der sich Czernyschew bestimmen ließ, so ergiebt sich, daß er gleichzeitig mit den Befehlen des Senats einen Wink aus dem Kabinet der Kaiserin erhalten hatte, der sie möglich machte und unmittelbar sogar dazu veranlassen konnte. Nach einer offiziellen Note der russischen Regierung, die am 13. Juli dem österreichischen Botschafter zu Petersburg, Grafen Mercy, zugestellt wurde, hatte Graf Czernyschew aus dem kaiserlichen Kabinet Verhaltungsbefehle erhalten, die ihm auftrugen, dem König von Preußen in aller Form zu erklären, daß die Kaiserin von Rußland alles aufzubieten gewillt sei, um einen allgemeinen Frieden in Europa herbeizuführen; daß es ihre Absicht sei, den vor kurzem mit Seiner Majestät von Preußen geschlossenen Frieden ihrerseits zu halten, so lange der König ihr nicht Ursache gebe, ihn zu brechen, daß aber die Rückkehr Czernyschews und seiner Truppen nach Rußland im eigenen Interesse ihres Reichs nothwendig sei. Für den Fall, daß der König von Preußen sich dem Abmarsch dieser Truppen widersetzen wolle, erhielt Czernyschew den Befehl, sich mit der österreichischen Armee zu vereinigen. (L'ordre a été

expédié au .... Comte Czernycheff de déclarer formellement au Roi de Prusse que S. M. I. désire d'employer toutes sortes de moyens pour procurer une paix générale en Europe, et est intentionnée d'accomplir celle qui a été récemment conclue avec S. M. Prussienne, aussi longtemps que le Roi ne lui donnera pas raison de la rompre; que le bien de Son Empire demande que lui, Comte de Czernycheff, retourne avec tout son corps de troupes en Russie. Si le Roi tentait de s'opposer au dit retour, le Comte de Czernycheff a ordre, de se joindre à l'armée ou au corps le plus proche des troupes de S. M. l'Impératrice-Reine —.) Schon ein paar Tage früher hatte man dem preußischen Gesandten in Petersburg, Grafen Goltz, ungefähr dasselbe „zu verstehen gegeben", wie die russischen Minister sich gegen den Grafen Mercy ausdrückten. —

Diese etwas unsicheren Verhaltungsbefehle, die dem Anschein nach dadurch, daß man sich zu Petersburg im ersten Augenblick nicht Rechenschaft davon zu geben wußte, wie die Lage der Dinge zur Zeit im preußischen Lager sein werde, in diesem Sinn bestimmt worden waren, versetzten den Grafen Czernyschew in eine eigenthümlich schwierige Lage. Er hatte sich gegen den König von Preußen vorsichtig zu wahren; er hatte sich für den Fall, daß der König feindlich gegen das russische Korps einschreiten, es etwa entwaffnen wollte, die Möglichkeit einer Vereinigung mit den Oesterreichern offen zu erhalten, aber er hatte auch, und zwar vor allem, die Verpflichtung, einer solchen Eventualität vorzubeugen und überhaupt alles zu vermeiden, was einen neuen Bruch mit Preußen herbeiführen konnte. Man muß gestehen, daß er sich in dieser Lage mit dem Takt eines erfahrenen Weltmanns benahm. Wann und in welcher Weise Czernyschew seinen Offizieren mitgetheilt haben mag, was sich in Petersburg begeben hatte, darüber ist nichts bekannt geworden; jedenfalls hielt er die weiter eingetroffenen Verhaltungsbefehle geheim. Daß er für gewisse Fälle den Befehl habe, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen, sagte er natürlich auch dem König nicht; daß Friedrich nichts davon erfuhr, ersehen wir aus dessen gleichzeitigen Briefen. Dagegen versäumte Czernyschew nicht, mitzutheilen, daß die Kaiserin Katharina unter gewissen Voraussetzungen wohl geneigt sei, den geschlossenen Frieden aufrecht zu erhalten. Das war seine Pflicht,

und es läßt sich denken, daß er diesen Theil seiner Botschaft wohl besonders hervorgehoben haben könnte. Das war ein Gebot der Klugheit. Erleichterte er doch dadurch seine eigene Lage, die im Gegentheil sehr wesentlich schwieriger werden konnte, wenn er nicht gerade diesen Theil seines Auftrages als Hauptsache zur Geltung brachte; denn einleuchtend ist, daß der König, gerade wenn sich keine Hoffnung zeigte, den Frieden mit Rußland erhalten zu sehen, veranlaßt sein konnte, das russische Korps zu entwaffnen. — Der König war tief und schmerzlich ergriffen durch den Sturz eines Fürsten, dem er sich zu Dank verpflichtet fühlte, den seine Rathschläge nicht hatten retten können, aber er säumte nicht einen Augenblick zu thun, was die Umstände geboten. Er schrieb der neuen Kaiserin noch an demselben Tage und sprach in seinem Briefe, als ob er ein unbedingtes Vertrauen in die Erhaltung des Friedens setze, wünschte ihr eine glückliche Regierung, dankte für die durch Czernyschew überbrachte Botschaft und versprach, auch seinerseits alles zu thun, um das gute Vernehmen zwischen den beiden Staaten zu erhalten.

In einem Brief aber, den der König auch noch an demselben Tage an seinen Bruder Heinrich richtete, zeigt sich, daß er den bedingten Friedensversicherungen Rußlands doch nicht ein so ganz unbedingtes Vertrauen schenkte. Es spricht sich darin ein schmerzlich erregtes Gefühl aus und zugleich der Kummer über die gestörten Aussichten für den Rest des Feldzugs, der nun erst recht beginnen sollte. „Czernyschew hat bereits den Befehl erhalten, die Armee zu verlassen", schreibt der König, „wir werden bessere Erklärungen Rußlands abwarten müssen" (il faudra attendre de meilleurs déclarations de la Russie) und dann wieder: „man muß jetzt die nächsten Nachrichten abwarten, die wir erhalten werden und die uns einige Klarheit über die Zukunft bringen können (il faut à présent attendre les premières nouvelles que nous aurons et qui pourront nous donner quelques éclaircissements sur l'avenir).

Das Mißtrauen war natürlich. Wer konnte, unbekannt mit der augenblicklichen Lage der Dinge in Petersburg, die Tragweite der Klausel: „wenn der König nicht selbst Veranlassung giebt, den Frieden zu brechen", sofort mit einiger Sicherheit ermessen? — Wer konnte wissen, ob die so bedingten Friedensversicherungen nicht überhaupt nur

den Zweck hatten, zu bewirken, daß dem Abmarsch des russischen Korps keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden?

Mit raschem Scharfblick gewahrte der König aber auch, wie er Czernyschews Mittheilungen zunächst benützen konnte. Er richtete an ihn das bekannte Gesuch, den Abmarsch um drei Tage zu verschieben und diese Zeit über in den Reihen der preußischen Armee zu figuriren. Die Friedensversicherungen berechtigten gewissermaßen dazu, einen solchen letzten Freundschaftsdienst zu fordern — und möglicherweise konnte der König darin auch ein Mittel sehen, Rußland an diese Versicherungen zu binden. Ganz undenkbar aber ist, daß Czernyschew — bestochen oder nicht — darauf eingegangen wäre, wenn er nicht in seinen Verhaltungsbefehlen etwas gesehen hätte, das ihn rechtfertigen konnte, wenn das nöthig wurde. Ein so verwegenes Spiel, wie das gewesen wäre, spielt niemand. Er gab durch seine Zustimmung dem König eine Bürgschaft dafür, daß jene bedingte Friedensbotschaft ernstlich gemeint, daß sie wenigstens nicht ein bloß von ihm persönlich vorgewendetes leeres Vorgeben sei, und damit war jedem etwanigen Versuch vorgebeugt, sein Korps zu entwaffnen oder dessen Abmarsch zu verhindern. Czernyschew handelte verständig auch im Interesse Rußlands, indem er dem König willfahrte.

Die drei Tage, während welcher der König von Preußen seinen Gegnern noch durch den Schein der Ueberlegenheit imponiren konnte, mußten energisch benützt werden. Wieds Korps mußte demnach am Abend des 19. an Schweidnitz vorbei nach Kreisau und Faulbrück vorrücken, die Brigade Möllendorf ebenfalls auf das rechte Ufer der Weistritz in die Gegend zwischen Polnisch-Weistritz und Esdorf. Hier, wo sie in nächster Verbindung mit den Truppen Wieds stand, stieß aus Zietens Lager bei Seitendorf die Brigade Knobloch — von 6 Bataillonen, 5 Schwadronen — zu ihr, und außerdem trafen 45 zehn- und siebenpfündige Haubitzen nebst 10 schweren Zwölfpfündern in ihrem Lager ein.

Da die Zeit diesmal kostbarer noch als jemals war, scheint es einer Erklärung zu bedürfen, daß der in solcher Weise eingeleitete und sehr deutlich angekündigte Angriff auf die Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf nicht sofort am folgenden Tage stattfand, aber wir suchen in den Quellenschriften vergebens danach; die Verschiebung des Angriffs

um einen ganzen Tag wird da überall als etwas Selbstverständliches überhaupt gar nicht besprochen. Daun, durch so sichtbare Vorbereitungen gewarnt, gewann aber dadurch alle Zeit, deren er bedurfte, Gegenanstalten zu treffen, wenn er sie für nothwendig hielt. Er benützte freilich diese Zeit nicht wie er konnte, und that sehr wenig, um seinen rechten Flügel zu verstärken. Zweierlei scheint ihn abgehalten zu haben. Einmal galten die Posten von Burkersdorf und Leutmannsdorf schon der steilen, vielfach zerrissenen und theilweise mit Gesträuch bewachsenen Abhänge wegen, die man nicht in Reihe und Glied hinanmarschiren konnte, ihm, wie im Allgemeinen den Zeitgenossen, für eigentlich unangreifbar, und umsomehr, da diese steilen Berglehnen durch Schanzen von ungewöhnlich starkem Profil gekrönt waren. Er erwartete keinen Angriff und hielt die Bewegungen der Preußen in der Ebene für ein Manöver, das lediglich zum Zweck habe, ihn ganz von Schweidnitz abzuschneiden. Andererseits scheint ihm Wieds Marsch aus dem Gebirge in die Ebene wirklich ganz entgangen zu sein. Er sah in den wenigen unter Gablentz bei Friedland zurückgelassenen Truppen noch immer dieses ganze Korps und verwendete gegen 20 000 Mann unter Hadik bei Dittersbach, unter Elrichshausen bei Lang-Waltersdorf darauf, dieses Korps zu beobachten und den eigenen Rücken zu decken.

So blieben die Posten bei Burkersdorf und Leutmannsdorf sich selbst überlassen. Sie waren eine halbe Meile von dem rechten Flügel der österreichischen Armee entfernt und durch ein durchschnittenes Gelände, durch Wald und tiefeingeschnittene Gründe von demselben getrennt. Bei Burkersdorf waren die Höhen auf beiden Seiten des tiefen Grundes, in dem die Weistritz der Ebene zufließt, sorgfältig verschanzt, und auf dem linken Ufer des Flüßchens, auf dem Bögenberge, stand General O'Kelly mit 10 Bataillonen; die entfernteren Schanzen bei Leutmannsdorf aber waren nur mit zwei Bataillonen besetzt. Erst im letzten Augenblick dachte Daun daran, daß hier eine Verstärkung nöthig sein könnte. Er sendete dem General O'Kelly noch 3 Bataillone und ein Reiter-Regiment und rief Brentano aus der Gegend von Friedland zur Unterstützung des Postens von Leutmannsdorf herbei, doch so verspätet, daß dieser General am 20. erst spät in der Nacht mit sehr ermüdeten Truppen bei Michelsdorf, eine halbe Meile hinter Leutmannsdorf, eintreffen konnte.

Am Abend deſſelben Tages hatte König Friedrich das Schloß zu Burkersdorf erſtürmen laſſen — das von einem Waſſergraben umgeben, am Fuß des Gebirges liegt — und da der Angriff auf die Höhen durch ein mächtiges Haubitzenfeuer unterſtützt werden ſollte, ließ er hier in der Nacht Laufgräben — eine Parallele — ziehen und Batterien bauen wie bei einer Belagerung. Doch wurden die Batterien, wie Tempelhof bezeugt, ſehr ſchwach im Profil ausgeführt.

Am Tage der entſcheidend werden ſollte — 21. — wurde die öſterreichiſche Hauptarmee von der Gebirgsſtellung der Preußen aus durch eine Kanonade und Scheinangriffe auf Neußendorf und Dittmannsdorf beſchäftigt; auf der Hochebene bei Hohen-Giersdorf ließ der König ſtarke Batterien auffahren, die O'Kellys Stellung im Rücken faſſen konnten, und da Hadik einige Truppen unter dem General Botta bei Silberberg zurückgelaſſen hatte, wurde in der Ebene der Prinz Eugen von Württemberg mit 15 Reiterſchwadronen zur Beobachtung in die Richtung dorthin vorgeſendet.

Der König ſelbſt war ſchon vor Tage bei Wieds Korps eingetroffen, um das Gefecht aus der Nähe zu leiten. Die Schanzen auf den Höhen bei Leutmannsdorf wurden zuerſt durch Wieds Truppen angegriffen, mühſam umgangen und nach einem hartnäckigen Gefecht erobert. Brentano that wenig, die Bataillone in den Schanzen zu unterſtützen. Er wollte, wie es ſcheint, die beherrſchenden Anhöhen bei Michelsdorf nicht verlaſſen. Nur 6 Bataillone hatte er weiter vorgeſchoben. Doch als dieſe geſchlagen und in Unordnung zurückkehrten, als er ſich ſelbſt in der Flanke bedroht ſah, wich er weiter in das Gebirge, nach Wüſt-Waltersdorf zurück. Bei dem Angriff auf die Höhen zwiſchen Burkersdorf und Ludwigsdorf, den nun die Brigade Möllendorf auszuführen hatte, waren die ſteilen Berglehnen nicht minder ſchwierig zu erſteigen, das Gefecht aber bei weitem weniger ernſt und blutig. Es ſtanden zwar in der Nähe der Schanzen 4 Bataillone unter dem Fürſten de Ligne in Bereitſchaft, den Angriff auf dieſelben zu verhindern, — aber Daun hatte es, ſowie die Schanzen bei Leutmannsdorf verloren waren, aufgegeben, ſeine Stellung zu behaupten; de Ligne erhielt den Befehl, ſich zurückzuziehen, und wich nach Schenkendorf, wo er den nunmehr bloßgeſtellten Rücken der Hauptarmee einigermaßen deckte. Die Beſatzung in den Schanzen wurde eigentlich aufgeopfert, um dieſen

Rückzug zu decken. König Friedrich wollte nun auch noch O'Kellys Stellung auf dem Bogenberge durch die Brigade Knobloch angreifen lassen, doch überzeugt, daß Daun auch ohne das seine Stellung aufgeben werde, änderte er im letzten Augenblicke seinen Entschluß, und der Angriff unterblieb. Wir glauben mit Recht. Der verhältnißmäßig geringe Widerstand, den die Preußen bei Burkersdorf fanden, der ziemlich freiwillige Rückzug des Fürsten de Ligne konnten wohl die Ueberzeugung gewähren, daß auch Daun den Rückzug antreten werde, und mehr als daß die österreichische Armee veranlaßt würde, ihre Stellung zu verlassen und Schweidnitz einer Belagerung preiszugeben — eine namhafte Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte war hier selbst im besten Fall nicht zu erlangen. Dagegen konnte der schwierige Angriff möglicherweise mißlingen, und Daun dadurch bewogen werden, sich zu behaupten.

Die Preußen hatten ungefähr 1600 Mann Todte und Verwundete verloren. Der Verlust der Oesterreicher muß wohl an 3000 Mann betragen haben, da sich bei den Preußen, außer den 500 Gefangenen die sie gemacht hatten, auch noch 700 Ueberläufer eingefunden hatten. Daß der Letzteren so viele sein konnten, ist charakteristisch für die damaligen Armeen. Ein preußischer Offizier bemerkt in seinem Tagebuche, daß die „Deserteurs haufenweise ankamen", und der bekannte österreichische Veteran erzählt, die Desertion sei, „wie dies fast immer auf Seiten der unglücklichen Partei der Fall ist", sehr stark gewesen. Außerdem hatten die Preußen bei Leutmannsdorf 14 Kanonen erobert.

Der König sollte an diesem siegreichen Tage auch noch von einer anderen Seite her vollständiger beruhigt werden. Entweder hatte Czernyschew einen zweiten Eilboten aus Petersburg erhalten, oder er fand es nöthig, sich unmittelbar vor seinem Abmarsch bestimmter gegen den König auszusprechen, kurz, er suchte und fand an diesem Tage die Gelegenheit dazu (Czernycheff vient de me déclarer, schreibt der König am Abend des 21. seinem Bruder). Er erklärte, wichtige Gründe machten die Rückkehr der russischen Armee nach Rußland nothwendig, aber die Kaiserin werde dabei beharren, den geschlossenen Frieden zu halten (que l'Impératrice de Russie persisterait dans la paix conclue avec la Russie). — Hatte Czernyschew eine neue Botschaft aus Petersburg erhalten, so fehlte die Klausel: „wenn der König von

Preußen nicht selbst Veranlassung giebt, den Frieden zu brechen" — darin gewiß nicht; aber, wie die Dinge lagen, gewiß, daß der König seinem Abmarsch keine Hindernisse in den Weg legen, überhaupt nichts Feindliches gegen Rußland oder vielmehr gegen dessen Kaiserin beginnen werde, unterließ es Czernyschew diesmal, wie wir sehen, sie auszusprechen, und das war verständig.

Daun hatte den Generalen seiner Armee schon in den Nachmittagstunden des 21. angekündigt, daß er den Rückzug beschlossen habe. Man kann nicht sagen, daß er das Aeußerste gethan habe, seine Stellung und die Verbindung mit Schweidnitz zu behaupten — aber aus der Art, wie er seine Truppen vertheilt hatte, läßt sich das wohl erklären. Er hatte von den 80 000 Mann und möglicherweise etwas darüber, die ihm zur Verfügung standen, 16 000 nach Oberschlesien entsendet, 10 000 nach Schweidnitz hineingeworfen; etwa 4000 hüteten unter Botta den Paß bei Silberberg und 18 000 standen unter Hadik und Ehrichshausen allerdings unnützerweise auf der böhmischen Seite des Gebirges. Es scheint also, daß in der Stellung bei Dittmannsdorf kaum mehr als 32 000, allerhöchstens 34 000 Mann beisammen sein konnten. Dem König standen zwar auch, die Russen mitgezählt, nicht viel über 80 000 Mann zu Gebote, und er hatte ebenfalls 16 000 Mann in Oberschlesien, dagegen aber nur ungefähr 5000 Mann unter Gablentz auf der böhmischen Seite der Berge bei Friedland, so daß er wohl mit etwa 58 000 Mann dem Feldmarschall Daun unmittelbar gegenüberstand. Selbst die Russen ungerechnet, mit seinen preußischen Truppen allein war der König bei Dittmannsdorf den Oesterreichern noch ansehnlich überlegen. Es kam noch dazu, daß Daun sich diese Ueberlegenheit ohne Zweifel bedeutender dachte, als sie wirklich war.

Beachtenswerth ist übrigens auch die Art, wie der König seine Truppen am 21. Juli verwendete: er vereinigte eine wirkliche Ueberlegenheit gegen die Punkte, die angegriffen werden sollten, während er zugleich gegen die Hauptstellung der Oesterreicher eine nur scheinbare Ueberlegenheit entfaltete; 32 Bataillone waren in der Ebene zum Angriff auf die Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf zusammengezogen — nur 18 demonstrirten dagegen bei Dittmannsdorf und Reußendorf gegen die Stirnseite der österreichischen Stellung. Hier wurde die Infanterie in zwei Glieder geordnet und außerdem die Bataillone möglichst ausein-

ander gezogen: mit anderen Worten, es wurden Scheinbataillone gebildet, um eine lange Frontlinie zu zeigen und zu verbergen, daß die Russen, die ruhig in ihrem Lager blieben, nicht mit in Reihe und Glied unter den Waffen standen.

Daun ging in der Nacht zum 22. in den höchsten Theil des Gebirges zurück in eine Stellung bei Wüste-Giersdorf, deren linker Flügel an Donnerau, der rechte an Rudolfswaldau gelehnt war, und wie gewöhnlich suchte der österreichische Feldherr sich auch hier durch vorgeschobene Korps zu decken, seltsamer Weise nicht bloß gegen die Armee des Königs, sondern auch rückwärts nach der böhmischen Seite, wo er sich durch Hadik bei Dittersbach und Elrichshausen bei Lange-Waltersbach noch immer nicht hinlänglich gesichert glaubte. Dorthin gewendet mußten die Bataillone O'Kellys sich unter Lacys Führung bei Wüste-Waltersdorf mit Brentanos Korps vereinigen; nach Böhmen zu stieß Laudon mit dem Grenadier-Korps zu den Truppen Elrichshausens.

Schweidnitz war isolirt.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß eben an dem Tage, an dem Daun die Stützpunkte seiner Stellung in der Nähe von Schweidnitz verlor, die Nachricht von der Revolution, die sich in Petersburg ergeben hatte, in Wien eintraf.

Sie erregte in der Hofburg einen unermeßlichen Jubel. Kaunitz gratulirte, indem er die Nachricht mittheilte, seiner Kaiserin zu dem glücklichen Ereigniß. Daß es niemandem einfiel, nach dem Recht der Prinzessin von Anhalt-Zerbst zu fragen, oder nach dem Schicksal, das den unglücklichen Enkel Peters des Großen erwarten mochte, das versteht sich von selbst. Man hoffte von der freudig begrüßten Revolution einen glücklichen Umschwung in den europäischen Verhältnissen, die Rückkehr Rußlands in die Bahnen der österreichischen Politik, vielleicht die Möglichkeit, den ursprünglichen Zweck des Krieges dennoch zu erreichen.

Schon Mercys Bericht vom 13. Juli, der am 26. zu Wien eintraf, mußte eigentlich abkühlend wirken, denn er brachte die Nachricht von der Erklärung Katharinas, daß sie den mit Preußen geschlossenen

Frieden halten wolle, falls der König nicht bestimmte Veranlassung gebe, ihn zu brechen. Vielleicht wurde Maria Theresia eben dadurch bewogen, einen persönlichen, freundschaftlichen Brief an die neue Selbstherrscherin Rußlands zu richten; vielleicht waltete dabei die Hoffnung, die früher mit Oesterreich verbündete Macht wieder ganz zu gewinnen. In dem Brief, den Kaunitz entworfen, Maria Theresia aber zu einem eigenhändigen gemacht hatte, ist mit so vieler Wärme von dem „tendre intérêt“ die Rede, das die Kaiserin des deutschen Reichs stets an allem genommen habe, was Katharina betreffen mochte, von der „élévation d'ame“ der neuen Selbstherrscherin, und von der Freude, die ihr „heureux avènement au trône“ errege; Maria Theresia bietet darin mit so vieler Wärme „bien sincèrement“ ihre Freundschaft an, indem sie um die der Selbstherrscherin bittet, daß Arneth nöthig erachtet, hinzuzufügen, man habe, als Maria Theresia diesen Brief am 29. Juli unterzeichnete, noch nichts von dem Morde gewußt, der fünfzehn Tage vorher an dem entthronten Kaiser begangen worden war. Das mag der Wahrheit gemäß sein, obgleich die früheren Nachrichten nur dreizehn und selbst nur elf Tage gebraucht hatten, um von Petersburg nach Wien zu gelangen. Aber es frägt sich, ob der Brief anders ausgefallen wäre, wenn man in der Wiener Hofburg bereits um die Mordthat gewußt hätte. Die zur Zeit herrschenden Ideen in Beziehung auf das, was in der Politik erlaubt sei, gingen an fast allen Höfen sehr weit, und selbst da, wo man ähnlicher Thaten nicht fähig gewesen wäre, glaubte man doch der eigenen sittlichen Würde nichts zu vergeben, wenn man des Vortheils wegen mit solcher hingebenden Wärme dem Erfolg huldigte, ohne nach seiner sittlichen Berechtigung zu fragen. — Auch Kaunitz ließ sich durch die eben erwähnten Nachrichten aus Petersburg in seiner festlichen Stimmung nicht stören. Auch er sprach in einem Brief von demselben Tage gegen den Botschafter Mercy seine Freude darüber aus, daß, wie er sich seltsam genug ausdrückt, die Beleidigungen, die Peter III. „Gott“ und dem österreichischen Hof zugefügt habe, noch zu rechter Zeit gerächt worden seien. Mercy soll die russische Kaiserin zu erneuter Theilnahme am Kriege gegen Preußen zu bewegen suchen, oder doch, wenn das nicht zu erreichen sei, bewirken, daß Ostpreußen und Kolberg nicht geräumt würden, so lange „über die Entschädigung der ehemaligen Verbündeten Rußlands noch nichts ausgemacht sei“. Mit

anderen Worten, daß die russischen Eroberungen zu Gunsten Oesterreichs verwerthet würden.

Die Freude in der Hofburg zu Wien sollte jedoch nicht von langer Dauer sein. Katharina hatte im ersten Augenblicke, am 9. Juli, ein Manifest unterschrieben, in dem der König von Preußen als der Erbfeind bezeichnet und dem Kaiser, den sie stürzen wollte, zum Vorwurf gemacht wurde, daß er Frieden mit diesem Feinde geschlossen und alle Eroberungen aufgegeben hatte. Zugleich war an Czernyschew der Befehl ergangen, sich von dem preußischen Heere zu trennen, sich nöthigenfalls sogar mit den Oesterreichern zu vereinigen; an Saltikow der, Ostpreußen wieder in Besitz zu nehmen. Aber sie war zu dem allen nicht entfernt durch das Interesse Rußlands, nur durch das eigene persönliche bestimmt worden. Sie besorgte, Friedrich der Große werde sich des Kaisers annehmen, das russische Heer oder wenigstens Czernyschews Korps gegen sie in Bewegung zu setzen suchen oder es entwaffnen, wenn das nicht gelang. Doch bald entnahm sie den Papieren des Kaisers, daß der König von Preußen ihr nicht feindlich gesinnt sei, vielmehr ihrem Gemahl zur Versöhnung gerathen hatte, daß demnach die im ersten Augenblick angeordneten Maßregeln keineswegs in ihrem persönlichen Interesse geboten seien. Sie sah, daß sie sich übereilt hatte. Da wurde es dem Oberhofmeister ihres Sohnes, Nikita Iwanowitsch Panin, — der an der Spitze der Verschwörung stand, so weit sie eine staatsmännische war — leicht, sie zu überzeugen, daß es nicht verständig gehandelt wäre, bei dem gänzlich zerrütteten Zustand der Finanzen einen in Rußland unpopulären Krieg wieder aufzunehmen. Ein Krieg war in der Regel unpopulär in Rußland der Rekrutirungen wegen, die dem Adel in jedem Leibeigenen einen Bruchtheil seines Vermögens nahmen. Dieser Krieg war insbesondere unpopulär bei der national gesinnten Partei, die dem Gedanken an eine Eroberung von Ostpreußen, an eine Verstärkung des deutschen Elements im Reich, sehr abgeneigt war, und gerade auf diese Partei mußte sich Katharina zunächst zu stützen suchen. Die Kaiserin selbst hatte zuviel Verstand und Einsicht, um nicht im zweiten Augenblick zu sehen, daß jene im ersten verfügten Maßregeln gerade geeignet seien, die Gefahren heraufzubeschwören, die sie befürchtete, wenn das überhaupt möglich war. Man war in einiger Verlegenheit.

Zwar die übereilten Befehle, die Czernyschew durch den Senat

erhielt, waren leicht durch die Weisungen, die aus dem Kabinet der Kaiserin hinzugefügt wurden, wieder gut zu machen — aber wie sollte man das Manifest und besonders Saltikows Verfahren in Ostpreußen, die erneuerte Besitznahme dieses Landes rechtfertigen?

Es vergingen mehrere Tage, ehe man sich entschloß den einzigen Ausweg zu wählen, der sich zeigte. Endlich, am 22. Juli, wurde dem preußischen Gesandten in Petersburg, Baron Goltz, eine amtliche Note zugestellt, in welcher die abermalige Besitzergreifung von Ostpreußen als eine Uebereilung (pas précipité) bezeichnet war, die sich der Feldmarschall Saltykow habe zu Schulden kommen lassen, ohne die friedlichen Absichten (les intentions pacifiques) Ihrer Majestät der Kaiserin zu kennen. Die russische Regierung „desavouirte" im Auftrag der Kaiserin und in aller Form die Maßregeln, die er dort im Lande getroffen hatte, und fügte hinzu, daß die Kaiserin redlich (sincèrement) gesonnen sei, in gutem Vernehmen mit Preußen zu leben und die Bedingungen des geschlossenen Friedens auf das genaueste (religieusement) zu erfüllen. Des Manifests, dem nun einmal keine angemessene Wendung zu geben war, wurde mit keinem Wort gedacht, dagegen aber auch die frühere beschränkende Klausel nicht wiederholt. Fürst Repnin, den Peter III. zum Gesandten am preußischen Hofe ernannt hatte, wurde in dieser Eigenschaft bestätigt.

Damit war zwischen Preußen und Rußland alles ausgeglichen. Dagegen wurden nun in ziemlich geradem Gegensatz zu allen Hoffnungen, die man in der Wiener Hofburg jubelnd begrüßt hatte, Oesterreichs Beziehungen zu Rußland oder vielmehr zu dessen Kaiserin sehr unerfreulich. Denn, obgleich bestimmt entschlossen, einen lästigen und unpopulären Krieg nicht wieder aufzunehmen, wollte Katharina II. darum die Stellung Rußlands als einer europäischen Großmacht, die in allen europäischen Angelegenheiten mitzusprechen hat, nicht weniger in ihrem vollen Umfang zur Geltung bringen. Der Friede sollte nicht ohne ihre Betheiligung geschlossen werden, und Oesterreich hatte alle Mühe, sich dieser nunmehr unerwünschten Vermittelung zu erwehren.

Noch vor Sonnenaufgang am 22. Juli brach Czernyschew mit seinen Truppen aus dem preußischen Lager auf, um über die Oder und Weichsel den Weg nach Smolensk zu nehmen. Die allgemeine Lage auf dem Kriegsschauplatz war damit sehr wesentlich verändert, ja sie war geradezu umgekehrt. Bis zu diesem Augenblick war die Armee des Königs von Preußen an Zahl der österreichischen in Schlesien gleich gewesen, seitdem die Besatzung von Schweidnitz um etwas verstärkt worden war, sogar um etwas überlegen, die Persönlichkeit des Königs, die hinzutrat, machte diese Ueberlegenheit zu einer gewichtigen. Jetzt, da einerseits die Russen aus den Reihen des königlichen Heeres schieden, andererseits die Festung Schweidnitz und ihre ungewöhnlich starke Besatzung, die jedenfalls eingeschlossen und neutralisirt werden mußten, auch wenn man nicht hätte zur Belagerung schreiten wollen, bedeutsam in das Gewicht fielen, gewann umgekehrt Daun die Ueberlegenheit der Zahl (die österreichischen Streitkräfte im freien Felde waren durch die Verstärkung der Besatzung von Schweidnitz um 10 000 Mann vermindert, die preußischen durch den Abmarsch der Russen und die Truppen, die zur Einschließung von Schweidnitz erforderlich waren — ganz abgesehen von dem ziemlich unnützen Kosakenschwarm — um etwa 30 000 Mann). — Aber Daun war weit entfernt, sich als der Ueberlegene zu fühlen. Die moralische Ueberlegenheit war dem König geblieben; er blieb im unbestrittenen Besitz der Initiative, und Daun glaubte sich nach wie vor auf die behutsamste Vertheidigung angewiesen.

Den Abgang des russischen Korps einigermaßen zu ersetzen, rief der König auch die kleine Schaar unter dem General Gablenz herbei, die ohnehin bei Friedland überflüssig geworden war. Aber auch diese geringe Verstärkung mitgezählt, standen dem König nach den Verlusten in den wiederholten Gefechten zur Bildung seiner „Observationsarmee", wie man damals zu sagen pflegte, das heißt der Armee, welche bestimmt wäre, die Belagerung von Schweidnitz zu decken, wohl kaum mehr als 32 000 Mann zur Verfügung. Den Nachrichten zufolge, die dem König zukamen, hätte Dauns Heer zur Zeit 46 000 Mann unter den Waffen gezählt. In der Wirklichkeit mag es wohl noch um ein paar tausend Mann stärker gewesen sein; doch glaubte sich der König seinem Gegner vollkommen gewachsen. Er zog eine Kette von Posten durch das

Gebirge, die von Hartmannsdorf unweit Landeshut an über Altwasser und Waldenburg, Wäldchen, Bärsdorf, Neugericht und Friedersdorf alle Wege sperrte, die aus dem Gebirge nach Schweidnitz hinabführen. Die bedeutendste Macht war bei Neugericht und Friedersdorf vereinigt, wo unter dem Grafen Wied 19 Bataillone und 18 Schwadronen standen. Die linke Flanke zu decken, lagerten in der Ebene bei Peterswalde 33 Schwadronen Reiterei unter dem Prinzen Eugen von Württemberg. Hinter dieser Linie bildeten zwei Posten — der eine von 15 Reiterschwadronen bei Seitendorf, der andere, Möllendorfs Brigade bei Weistritz — eine zweite oder eine Reserve. Die zur Belagerung bestimmten Bataillone beobachteten Schweidnitz vorläufig in der Ebene. Alle Posten im Gebirge, von Natur fest, wurden sorgfältig verschanzt.

Das Geschütz und was sonst noch zur Belagerung nöthig sein mochte, mußte aus Neiße herbeigeschafft werden. Da der König in der That keine Truppen entbehren konnte, um sie den Wagenzügen entgegenzusenden, berief er den General Werner aus Oberschlesien nach Neiße. Der sollte die Transporte geleiten. Doch hatte der König auch noch etwas anderes im Sinn. Er sagte sich, daß, während er Schweidnitz belagerte, Daun wohl einen Versuch machen konnte, Neiße zu erobern, wie Lacy wirklich vorgeschlagen hatte. Einen solchen Versuch unmöglich zu machen, schrieb der König dem Kommandanten von Neiße, General Grant, werde Werners Korps in bekannter fester Stellung in unmittelbarer Nähe des Orts sicher genügen.

Mit Schweidnitz glaubte Friedrich in sehr kurzer Zeit fertig zu werden. Er erwartete, der Platz werde zehn oder zwölf Tage nach der Eröffnung der Laufgräben kapituliren, und in der That war das keineswegs unmöglich; der König hat sogar lediglich selbst veranlaßt, daß es nicht eingetroffen ist. Für den weiteren Feldzug beschäftigte er sich mit dem Gedanken an einen Zug nach Mähren. Er selbst führt als Grund dafür an, daß er noch immer — wenn auch wohl nur mit schwindender Zuversicht — auf einen Kriegszug der Türken an die untere Donau rechnete. Außerdem mag er zur Zeit auch wohl noch erwartet haben, daß der Prinz Heinrich sich Manns genug erweisen werde, Dresden zu erobern, besonders wenn die Oesterreicher, wie dann zu erwarten stand, ihre Armee bei Dresden schwächten, um Verstärkungen nach Mähren zu ziehen und Wien zu decken.

Ueber die Operationen Dauns und seine Absichten zu dieser Zeit sind wir leider nur sehr mangelhaft unterrichtet. Wir wissen nur, daß ein Angriff auf irgend einen der preußischen Posten im Gebirge, ein Versuch, hier bis zum Entsatz von Schweidnitz durchzudringen, in seinen Augen vollkommen hoffnungslos war. Er ließ nur den linken Flügel seines Heeres — in welcher Stärke ist nicht bekannt geworden — bei Wüste-Giersdorf stehen und zog seine Hauptmacht nicht auf dem kürzesten Wege, sondern vorsichtig unter dem Schutz des Gebirges, auf dessen böhmischer Seite, über Braunau in die Gegend von Neurode und Silberberg. Die Vorräthe, die früher in Braunau aufgehäuft waren, wurden nach Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz geschafft. Dieser Umstand scheint in den Verfügungen des Feldmarschalls besonders beachtenswerth. Zu Habelschwerdt war das Magazin allerdings gesichert gegen alle feindlichen Angriffe, die etwa von Landeshut aus darauf versucht werden mochten, und doch kann man nicht umhin zu fragen, warum dorthin? — warum nicht nach dem festen Platz Glatz, wo es noch sicherer gewesen wäre und für die Verpflegung der Armee ungleich bequemer gelegen hätte? — Wir wissen auf diese Frage nur Eine Antwort zu finden. Der Gesammtheit der Operationen Dauns ist unverkennbar zu entnehmen, daß er Schweidnitz bereits verloren gab und glaubte, der König werde nach der Eroberung dieses Orts seine weiteren Operationen auf Glatz richten. Die Wege nach Glatz, die Pässe, die in jenen hochgelegenen Bergkessel hinauf führen, zu sperren und zu vertheidigen, sah Daun als seine eigentliche Aufgabe für den Rest des Feldzugs an. Gelang es aber dem König dennoch, nach Glatz vorzudringen und diese Feste einzuschließen, so sollten jedenfalls die der Armee bestimmten Vorräthe nicht mit eingeschlossen werden. Darum, scheint es, wurden sie in Habelschwerdt untergebracht, nicht in der nahen Festung.

Uebrigens mußte sich Daun wohl sagen, daß er irgend etwas zum Entsatz von Schweidnitz, wenn nicht energisch thun, doch vorsichtig versuchen müsse, und wenn es auch nur wäre, um den Wünschen des Hofs zu Wien zu genügen und den militärischen Anstand zu wahren. Aber, da die Posten der Preußen im Gebirge nun einmal für unangreifbar galten, schien auch ein solches Unternehmen sich am besten von den Glatzer Gebirgspässen her durch das Hügelland an der Peile herab einleiten zu lassen und das war ein Grund mehr, sich in das Gebirgsland um Glatz zu ziehen. Was

in dieſem Sinn geſchehen ſollte, mußte aber bald geſchehen, denn am 4. Auguſt war Schweidnitz förmlich eingeſchloſſen worden, in der Nacht vom 7. zum 8. wurden die Laufgräben eröffnet, und es war nicht wahrſcheinlich, daß der nicht allzufeſte Platz ſich ſehr lange werde halten können. Doch wurde der Verſuch dadurch verzögert, daß Daun ſich nicht ſtark genug dazu glaubte. Er rief zunächſt Beck mit ſeinem Korps herbei, das in Oberſchleſien entbehrlich geworden war.

Dort war inzwiſchen kaum etwas Erwähnenswerthes geſchehen. Beck hatte eigentlich ohne Noth die Rolle des ungleich Schwächeren geſpielt, der ſich einer gewaltigen Uebermacht vorſichtig zu erwehren hat, und der Herzog von Bevern, zu ſchwach, um mit ſeinen Truppen allein etwas Ernſtes unternehmen zu können, wußte, da der Fall nicht eintrat, der ihm die Möglichkeit einer erfolgreichen Thätigkeit eröffnet hätte, wie es ſcheint, nicht recht, wie und womit er die Zeit hinbringen ſollte.

Bevern hatte ſich am 24. Juni einige Meilen von Koſel in einem Lager zwiſchen Bauerwitz und Eiglau an der Zinna mit Werner vereinigt. Beck hatte ſich aus der Gegend von Oberberg über Katſcher nach Bauerwitz gewendet. Sofort nach ſeiner Ankunft bei Eiglau entſendete der Herzog von Bevern den General Werner mit ungefähr der Hälfte ſeiner Truppen — 11 Bataillonen, 15 Schwadronen — wieder gegen Ratibor. Beck, der nach Dauns eigener Angabe (in 18 Bataillonen, 42 Schwadronen) 16 000 Mann hatte, war nun ſo ziemlich doppelt ſo ſtark als das Korps unter Beverns unmittelbaren Befehlen — aber er ging nichtsdeſtoweniger ſofort durch Jägerndorf zurück bis Freudenthal; dann noch weiter bis Bähre zwiſchen Hof und Sternberg. — Der Herzog von Bevern rückte nun nach Troppau vor, wo er am 2. Juli eintraf. Werner erreichte an demſelben Tage Grätz an der Morau — und die weitere Kriegführung in dieſer Gegend beſchränkte ſich nun darauf, daß Werner im öſterreichiſchen Schleſien umherzog, Kontributionen und Lieferungen einzutreiben, und daß Beck ſolchem Beginnen durch ausgeſendete Schaaren leichter Truppen zu ſteuern ſuchte. So zog Werner, der in dem Ruf ſtand, das Geſchäft, das ihm hier aufgetragen war, mit entſchiedener Liebhaberei zu betreiben, gegen Teſchen, das er jedoch diesmal nicht erreichte, und wieder zurück an die Oder und Oppa. Beck war für einen Augenblick bis Jeſchdorf an der

Moran vorgerückt und hatte durch diese harmlose Demonstration die Rückberufung Werners bewirkt.

Am 23. Juli wurden die preußischen Generale abgerufen. Der Herzog von Bevern erhielt den Befehl, sich bei Kosel zu setzen, Werner den, nach Neiße zu marschiren. Er war dort nöthig, um den Transport des Belagerungsgeschützes sicher zu stellen, und Bevern wäre allein zu schwach gewesen, sich bei Troppau zu behaupten. Außerdem aber sollten die beiden Festungen Neiße und Kosel gegen etwanige Unternehmungen Dauns sichergestellt sein. In der Hofburg zu Wien, wo besonders der Kaiser Franz dem General Beck sehr wohlwollte, gefiel man sich in der Vorstellung, dieser General habe hier, „obgleich in der Minderzahl", durch geschickte Manöver die Absichten des Feindes hintertrieben. Was denn für Absichten? ist man versucht zu fragen. — Auch nach dem Rückzug der Preußen hielt sich Beck auf der Vertheidigung. Er nahm am 30. Stellung bei Zuckmantel, um von dort aus die beiden feindlichen Generale im Auge zu behalten.

Hier erhielt er den Befehl, zur österreichischen Hauptarmee zu stoßen, brach am 6. August auf, ging zunächst nach Freiwaldau zurück, ließ einige Truppen unter dem General Bethlen in der dortigen Gegend stehen und schlug mit 10- bis 12 000 Mann die Richtung über Jauernick und Kamenz nach Silberberg ein.

Für den Fall, der nun vorlag, daß nämlich Beck zur Vereinigung mit Daun aufbrach, gingen die Befehle des Königs von Preußen dahin, daß der Herzog von Bevern den General Werner vorläufig bei Neiße ablösen, Werner aber sich bei Peterswalde mit den Reitern des Herzogs von Württemberg vereinigen sollte. Der König dachte, Bevern werde am 15. August bei Neiße eintreffen müssen. Es wurde früher nothwendig, ihn heranzuziehen, und glücklicher Weise erkannte er das auch selbst. Er brach aus der Gegend von Kosel auf, sowie er erfahren hatte, daß Beck eine Bewegung gemacht und welche Richtung er eingeschlagen habe — und da er den weiteren Weg zurückzulegen hatte und außerdem den Marsch erst ein paar Tage später als seine Gegner, erst am 9., antreten konnte, suchte er in starken Märschen ohne Rasttag in gleiche Höhe mit Beck und sogar an ihm vorbei zu kommen. Ueber Klein-Strehlitz, Hermsdorf und Rothaus an der Neiße erreichte Bevern schon am 11. August Reinschdorf im Münsterbergischen, während Beck bei

Baumgarten unweit Frankenstein eintraf, also noch immer um einen ganzen Marsch im Vorsprung war. Den Bewegungen Becks war vor der Hand nur im Allgemeinen zu entnehmen, daß Daun die Truppen unter dessen Befehlen näher zu sich heranziehen wollte. Doch das genügte. Der Herzog von Bevern folgerte daraus, daß schon in den allernächsten Tagen ein Versuch gemacht werden solle, Schweidnitz zu entsetzen, daß er selbst demnach nicht in der Nähe von Neiße verweilen dürfe, vielmehr eilen müsse, in unmittelbare Verbindung mit dem Heer des Königs zu kommen, und er beschloß, ohne Aufenthalt weiter zu marschiren. Am folgenden Tage zunächst nach Münsterberg. — Werner, der seit dem 28. Juli bei Otmachau und Woitz gestanden hatte, war auf Befehl des Königs am 10. August von dort aufgebrochen und hatte sich am 11. bei Peterswalde mit der Reiterei des Herzogs von Württemberg vereinigt.

Daun wollte nun wirklich in den nächsten Tagen, durch Becks Truppen verstärkt, versuchen, ob sich nicht die Aufhebung der Belagerung von Schweidnitz bewirken ließe. Aber es sollte dabei keineswegs in roher, naturalistischer Weise „bataillirt" werden; Daun wollte vielmehr zu den Mitteln greifen, welche die damalige Strategie für sicherer hielt als das unberechenbare Wagniß einer Schlacht, und hoffte, die Befreiung der belagerten Festung durch einen „künstlichen Marsch" zu bewirken, in derselben Weise, wie er Olmütz im Jahre 1758 entsetzt zu haben glaubte. Daß der König ihn damals auf den Höhen bei Groß-Teinitz gar nicht bemerkt, daß sein Manöver gar nichts zu dem Entsatz von Olmütz beigetragen hatte, war Daun nie inne geworden, so deutlich es auch in den Anordnungen des Königs zum Rückzug hervorgetreten war; er hielt vielmehr jenen künstlichen Marsch für einen anerkannten Meisterzug.

Diesmal sollte Beck am 13. die sogenannten Fischerberge bei Reichenbach besetzen. Daun, der auch jetzt seinen linken Flügel unter Hadik bei Wüste-Giersdorf der Gebirgsstellung des Königs gegenüber ließ, wollte dann mit seiner Hauptmacht bei Silberberg in die Ebene hinabsteigen und darauf mit einem Theil seines Heeres — während der andere die Päße hütete, die nach dem Glatzischen hinanführen — vermöge eines Gewaltmarsches, der wahrscheinlich bei Nacht angetreten werden sollte, den Költschener Berg zwischen Reichenbach und Schweidnitz erreichen. Stand ein österreichischer Heertheil auf dem Költschener Berge,

ein anderer, seine Verbindung mit dem Glatzischen zu decken, bei Reichenbach — dann, meinte man, war Schweidnitz entsetzt. Daß der Feind die Oesterreicher auf dem Költschenberge angreifen könne, wurde allem Anschein nach in Dauns Umgebung nicht angenommen, denn gewiß hätte man nicht einen Bruchtheil des eigenen Heeres allein solchem Angriff ausgesetzt, wenn man ihn für wahrscheinlich oder auch nur für möglich hielt. War man doch auch bei Olmütz nicht angegriffen worden! — Offenbar wurde angenommen, dem König bleibe alsdann gar nichts Anderes übrig, als die Belagerung aufzuheben, wenn man einmal auf jenem Berge, etwas über eine Meile von Schweidnitz, und in Verbindung mit der Festung stand.

Die Dinge gestalteten sich aber sehr wesentlich anders als man in Dauns Hauptquartier erwartete. Der Herzog von Bevern, der natürlich den König von seinem Marsch in Kenntniß gesetzt hatte und infolge dessen wiederholt Befehle erhielt, marschirte am 12. nach Münsterberg; doch ehe er noch diesen Ort erreichte, wurde er gewahr, daß Beck mit seinem Korps Stellung genommen hatte, wo er ihn nicht erwartete, nämlich hinter Stolz. Das scheint ihn etwas irre gemacht zu haben; er hielt an und bezog noch diesseits Münsterberg ein Lager zwischen Eichau und Kunzendorf. Hier erhielt er vom König Befehle von wechselndem Inhalt. Zuerst den, bei Münsterberg stehen zu bleiben — dann den ohne Zweifel später ausgefertigten, sich in Marsch zu setzen, sobald der Herzog von Württemberg ihm von Peterswalde her Nachricht sende; er sollte dann den Költschenberg besetzen. Merkwürdiger Weise hatte sich, danach zu schließen, der König gesagt, daß Daun wohl diesen Berg im Auge haben werde. Der Herzog von Bevern hielt den geraden Weg dorthin für gesperrt und glaubte, Beck sei bestimmt, die Höhen bei Nimptsch zu besetzen, was allerdings den Marsch des preußischen Korps zur Vereinigung mit dem König wenigstens auf weite Umwege verwiesen hätte; Becks Marsch von Baumgarten nach Stolz konnte auf diese Vermuthung führen. Unter diesen Umständen beschloß der Herzog, dem Feinde vor allem durch einen Nachtmarsch bei Nimptsch zuvorzukommen. — Der König hatte aber inzwischen seine Pläne in etwas geändert und beschlossen, Dauns Entsatzversuche in größerer Entfernung von Schweidnitz aufzuhalten. Noch hatte Bevern, scheint es, seinen Nachtmarsch nicht angetreten, als ein neuer Sendbote des

Königs ihm den Befehl brachte, nicht auf dem Költschenberge, sondern vor Reichenbach auf den sogenannten Fischerbergen bei Ober-Peilau Stellung zu nehmen. Den Marsch dorthin auf dem Wege über Polnisch-Peterwitz, Ellguth und Haunold hielt aber der Herzog von Bevern für zu gewagt; er führte zu nahe an Becks Stellung vorüber. Es blieb also bei dem Umweg über Nimptsch. Doch traf der Herzog mit seinen 11 Bataillonen, 25 Schwadronen, die zusammen allerhöchstens 9000 Mann gezählt haben können, am 13. früh glücklich vor dem Feinde in der ihm vorgeschriebenen Stellung ein. Er nahm sie in solcher Weise, daß Mittel-Peilau vor der Front blieb. Nur das letzte Bataillon auf dem linken Flügel wendete, einen Haken rückwärts bildend, die Stirn gegen Gnadenfrei. Die Reiterei hielt, den linken Flügel an den sogenannten Roggenteich und Gebüsch gelehnt, die Stirn ebenfalls gegen Gnadenfrei gewendet, am Fuß der Höhen.

Im Lauf des Tages kam nun auch Beck herangerückt, um eben die Stellung einzunehmen, die Bevern inne hatte. Er war dem Herzog jedenfalls erheblich überlegen, aber sich sofort zu einem raschen Angriff zu entschließen, da er den Posten besetzt fand, das lag den Kriegsleuten jener Zeit sehr fern; keiner der gleichzeitigen Kunstrichter denkt daran, daß dergleichen hätte geschehen können. Beck nahm vorläufig bei Kleutsch Stellung. Dauns beabsichtigtem künstlichen Marsche lag nun ein bedeutendes Hinderniß im Wege.

Am folgenden Tage (14.) erwartete der König Beverns Heertheil angegriffen zu sehen, und wie er sich stets beim Vortrab zu befinden pflegte, wenn man wichtigen Ereignissen entgegen ging, verfügte er sich früh am Tage in Beverns Stellung, um von hier aus anordnen zu können, was den Ereignissen entsprach. Aber anstatt den erwarteten Angriff auszuführen, ging Beck über Rosenbach und Raudnitz gegen Silberberg zurück und lagerte bei Schönwalde am Fuß des Gebirges. Dieser Rückzug ist wohl ohne Zweifel ein Beweis, daß Beverns unerwartete Erscheinung auf dem Fischerberge Daun und seine Gehülfen gar sehr aus dem Konzept gebracht hatte, und daß man in dessen Hauptquartier nicht sofort darüber in das Reine zu kommen wußte, was nun weiter geschehen könne und müsse. Es dauerte noch einen weiteren Tag, ehe da der Entschluß reifte, sich dennoch den Weg nach dem Költschenberge zu bahnen.

Die Stellung der Preußen im Gebirge hatte inzwischen einige Ver-

änderungen erfahren. Der König hatte jetzt — Beverns Truppen mitgerechnet — 80 Bataillone, 152 Schwadronen beisammen; davon waren 22 Bataillone und 20 Schwadronen zur Belagerung von Schweidnitz verwendet; 47 Bataillone und 35 Schwadronen hielten das Gebirge; die Gegend von Landeshut war verlassen; abgesehen von 15 Schwadronen Dragoner und Husaren, 100 Mann von einem Freibataillon und einer Kanone, die weit rechts entsendet bei Reichenau standen, begann die Postenlinie jetzt, da man den Feind bei Wüste-Giersdorf und im Glatzischen wußte, bei Seifersdorf und ging von dort im Bogen, über Bärsdorf, Neugericht, Henrichau, wo die Hauptmacht unter Wied (15 Bataillone, 10 Schwadronen) vereinigt war, und Steinseifersdorf bis zum Schloß in Peterswalde hinab, wo des Königs Hauptquartier war. Zwischen Steinseifersdorf und Peterswalde lagerten 12 Bataillone Garden und Grenadiere unter Möllendorf. Vor dieser Linie hielten leichte Truppen Gottesberg, Tannhausen, Steinkunzendorf und Langenbielau besetzt. — Bei Peterswalde lagerten in der Ebene, theils unter Werner vor diesem Dorf, theils unter Zieten hinter demselben 72 Schwadronen Reiterei. Den äußersten linken Flügel endlich bildete der Heertheil des Herzogs von Bevern in der bereits erwähnten Stellung.

Daun ging nun damit um, diesen Heertheil nicht sowohl zu schlagen — was jedenfalls Nebensache war —, als aus dem Wege zu vertreiben, der nach dem Költschenberge führte. Welche Heeresmacht er dazu verwenden konnte und wirklich verwendete, darüber sind wir leider nur mangelhaft, nicht in das Einzelne gehend, unterrichtet. Wir wissen nur, daß Hadik mit 20 Bataillonen und 2 Dragoner-Regimentern bei Wüste-Giersdorf stehen blieb. Wenn wir uns dann der früher beigebrachten Zahlen erinnern und erwägen, mit wie wenigen Truppen General Bethlen in Oberschlesien zurückgeblieben war, wie mäßig die bisherigen Verluste gewesen waren, kommen wir zu dem Schluß, daß es nicht wohl weniger als 45 000 Mann gewesen sein können, die Daun hier beisammen hatte, und das war bedeutend mehr, als der König in kurzer Zeit auf einem Punkt vereinigen konnte.

Mit dieser Macht stieg Daun in der Nacht vom 15. zum 16. August bei Silberberg in die Ebene hinab, aber er war weit entfernt, sie in ihrer Gesammtheit mit der Entschlossenheit verwenden zu wollen, die da herrschen muß, wo man im Ernst gewillt ist, zum Ziele zu gelangen.

Nur ungefähr 25 000 Mann waren zum Angriffe bestimmt, der Rest, vielleicht 20 000 Mann, sollte unter Laudons Befehlen anderthalb Meilen vom Gefechtsfelde am Fuß des Gebirges den Eingang zum Paß von Silberberg hüten. Gegen wen und was? frägt man hier unwillkürlich, eine Antwort auf diese Frage ist aber nicht leicht zu finden. Wenn diese Truppen gegen Langenbielau und darüber hinaus an den Klinkebach vorgingen, deckten sie den Paß auch und sie wurden wirksam. Die Nebenabsicht, Laudon aus dem Spiele zu halten, fern jeder Thätigkeit, in der er sich und seinen Werth geltend machen konnte, tritt hier freilich sehr sichtbar hervor — doch ist das eben Nebensache. Eigentlich maßgebend zeigt sich in diesen Anordnungen, wie nur zu oft im Kriege, jene Halbheit, die den eigentlichen Zweck der eigenen That nur mit bedingtem Entschluß, gleichsam nur in zweiter Linie will, vor allem aber und in erster Linie darauf bedacht ist, sich nicht zu weit einzulassen, nicht in ein ernstes Wagniß verwickelt zu werden. Es war ein Wille von sehr geringer Energie, der hier waltete!

Was das Einzelne der Ausführung betrifft, wurde bestimmt, daß General Beck mit 15 Bataillonen, 20 Reiter-Schwadronen und einem Husaren-Regimente den linken Flügel des Feindes umgehen und dem preußischen Korps in den Rücken fallen sollte; Brentano hatte den Auftrag, dieses Korps mit 3 Bataillonen, 2 Reiter- und 2 Husaren-Regimentern in der rechten Flanke anzugreifen, Lacy sollte mit 10 Bataillonen und zahlreicher Artillerie die Mitte des Feindes so „en echec" halten, daß man von dort aus nicht wage, die Flügel zu unterstützen — so sagen wenigstens die Berichterstatter, die sich wohl die Disposition aus dem konstruirt haben, was wirklich geschah — es wäre aber doch sehr seltsam, wenn Lacy nicht einen wirklichen Antheil an dem Gefecht hätte nehmen sollen. — O'Donell endlich, der nächst Daun im Rang vornehmste General der österreichischen Armee, war beauftragt, mit fünf Reiter-Regimentern durch Nieder-Peilau über die Peilau zu gehen und sich in der Ebene vor Reichenbach aufzustellen, um jede Hülfe abzuhalten die von des Königs Armee herkommen konnte. Eigentlich dachte man aber wohl nicht, daß dergleichen zu erwarten sei. Man „schmeichelte sich", wie wenigstens der österreichische Veteran berichtet, der Herzog von Bevern werde angesichts der dreifachen Ueberlegenheit, sobald er die drohende Umgehung gewahr wurde, nur noch darauf bedacht sein, sich in Sicherheit zu

bringen und seine Stellung verlassen. War das geschehen, oder der Herzog durch ein siegreiches Gefecht vertrieben, dann sollte Lacy mit allen hier verwendeten Truppen auf den Költschenberg eilen. Die am Fuß des Gebirges zurückgelassenen Truppen sollten in der Nacht folgen oder Tags darauf in der Frühe, ob bis auf den Költschenberg, scheint zweifelhaft, vielleicht nur bis Reichenbach. Denn einerseits wäre es nicht in Dauns Art gewesen, seine Verbindung mit dem Paß bei Silberberg ohne Deckung bloß zu stellen, und andererseits erwartete er gewiß so wenig auf den Költschenberg angegriffen zu werden, daß er eben deshalb nicht nöthig achtete, seine ganze Armee dort beisammen zu haben.

Halbheit und Mangel an entschlossenem Willen, die sich schon in dem allgemeinen Entwurf zum Angriff zeigen, traten dann aber in der Ausführung noch entschiedener hervor und machten aus dem Ganzen eins jener von Haus aus verfehlten Unternehmen, die unsicher zwischen Wollen und Nichtwollen schwanken und schweben und mit einer gewissen Nothwendigkeit mißlingen. Die Erwägung, daß sie dem König bei diesem Angriff auf das Bevernsche Korps die linke Flanke boten, mag, obgleich man das vorher wußte und bedenken konnte, im Augenblick der That auch lähmend auf die österreichischen Generale gewirkt haben.

O'Donell, Brentano und Lacy rückten am 16. früh nach Habendorf vor, Beck nach Kleutsch; ein preußisches Freibataillon wurde aus Langenbielau vertrieben, und darauf bei allen diesen österreichischen Heertheilen abgekocht. Lacy ließ sogar die Zelte aufschlagen, um den Feind glauben zu machen, daß für diesen Tag nichts weiter beabsichtigt sei und dann durch Ueberraschung zu erschrecken. Um drei Uhr aber brach Alles so plötzlich wie möglich wieder auf, um in der vorgeschriebenen Weise zum Angriff zu schreiten. Doch von Allen, die hier eingreifen sollten, war Beck der einzige, der die ihm auferlegte Rolle wirklich ernsthaft nahm, und Lacy derjenige, der sich am unentschlossensten erwies. — Becks Reiterei ging durch Ober-Peilau, stellte sich jenseits des Dorfes der im Haken rückwärts gebogenen linken Flanke der Preußen gegenüber auf, und unter ihrem Schutz eröffneten mehrere österreichische Batterien ihr Feuer. Mit seiner Infanterie suchte Beck dem Feinde in den Rücken zu kommen. Der Herzog von Bevern, der nicht in der Lage war, mit größeren Massen zu manövriren, sendete ihm — wahrscheinlich auf dem Wege, der von Mittel-Peilau nach Girlachsheim führt — ein Bataillon auf den Girlsberg ent-

gegen. Dies Bataillon wurde geschlagen und fast vollständig gefangen; seine beiden Kanonen wurden genommen. — Beverns Stellung hatte in ihrem Rücken einen sumpfigen Grund, in dem zwei Bäche entspringen, von denen der eine durch den Rohrteich nach Ober-Peilau, der andere, der Hombach, nach Reichenbach hinabfließt. Bevern, dessen Infanterie nur ein Treffen bildete, konnte diesen Grund nur durch einzelne Pelotons vertheidigen, die aus der Linie gezogen wurden, aber das Gelände erwies sich so schwierig, daß Beck dennoch hier nicht durchzudringen vermochte. Er suchte sich durch den Wald weiter zu arbeiten, um hinter dem rechten Flügel der Preußen festeren Boden zu erreichen. — O'Donell war inzwischen durch Nieder-Peilau vorgegangen und hatte jenseits des Dorfes in solcher Weise Stellung genommen, daß er den linken Flügel an Höfendorf lehnte und den Peilau-Bach im Rücken hatte. Brentanos Reiterei hatte sich der seinigen angeschlossen, aber die 45 Schwadronen, die hier beisammen waren, ließen sich durch 10 Schwadronen, die der Herzog von Bevern von seinem linken Flügel, hinter seiner Infanterie weg auf den rechten Flügel zog, in einer Scheinthätigkeit erhalten, die zu nichts führen konnte und eigentlich Unthätigkeit war. Cogniazzo nennt, was hier geschah, „harzeliren" und „unnütze Jagden machen". Wie es scheint, nahm O'Donell die Disposition, der zufolge er bestimmt war, Verstärkungen abzuhalten, die von des Königs Armee herkommen konnten, etwas gar zu buchstäblich, so daß er glaubte, sich sonst auf nichts einlassen zu dürfen. Daß Brentano mit seinen 3 Bataillonen unter solchen Umständen nichts zu thun wagte, ist natürlich genug, besonders da Lacy seinerseits sich, vielleicht in der Erwartung, der Herzog von Bevern werde in der nächsten Viertelstunde ohnehin den Rückzug antreten, auf eine Kanonade beschränkte.

Der König hatte verfügt, daß Bevern zur Offensive schreiten solle, wenn etwa der erwartete feindliche Angriff auf Peterswalde gerichtet werde; dagegen wollte der König dem Herzog zu Hülfe kommen, wenn dieser angegriffen würde. Auch ließ König Friedrich, sowie ihm das Vorrücken der Oesterreicher in die Ebene gemeldet wurde, 9 Bataillone ausrücken, die dem bedrohten Korps zu Hülfe eilen sollten. Doch, da der König sah, daß Lacy die Zelte aufschlagen ließ, glaubte er wirklich, es werde an diesem Tage zu nichts mehr kommen, und ließ diese Truppen wieder einrücken. Darüber traf die Hülfe, auf die der Herzog rechnen durfte, etwas verspätet ein. Erst als man zu Peters-

walde aus der anhaltenden Kanonade schließen mußte, daß bei Reichenbach etwas Ernstes vorgehe, wurden Truppen von hier aus in Bewegung gesetzt. — Der General Lossow langte zuerst mit 10 Schwadronen Husaren auf dem Gefechtsfelde an; dann der Herzog Eugen von Württemberg mit vier Reiter-Regimentern und einer Batterie reitender Artillerie, deren rasch eröffnetes Feuer die österreichische Kavallerie sofort wankend machte. „Schwankend und unentschlossen zwischen der Retraite und dem Angriff — welches", meint der österreichische Veteran, „ohnstreitig der schlimmste Zustand aller Truppen, besonders eines Reiterhaufens ist", wurde sie von der preußischen Reiterei entschlossen angegriffen und vollständig geworfen. Obgleich Brentanos Infanterie, die sich in die Gärten, Hecken und Häuser des Dorfs Nieder-Peilau geworfen hatte, der Verfolgung durch ihr Feuer ein Ziel setzte, hatte doch die fliehende Reiterei verhältnißmäßig bedeutende Verluste erlitten, ehe sie sich in dem schützenden Dorf und dahinter bergen konnte.

Der König in Person führte nun auch 7 Bataillone Infanterie unter Möllendorf herbei und gab ihnen die Richtung gegen Becks im Rücken der preußischen Stellung vordringende Infanterie. Die Spitze dieser Infanterie war zwar, als sie ein erstes Mal aus dem Walde in die Ebene vorzugehen versuchte, durch zwei Grenadier-Bataillone von Beverns rechtem Flügel, die rechtsumkehrt machten, zurückgeworfen worden, doch glaubte der König sich gerade dorthin wenden zu müssen. Aber Möllendorfs Bataillone kamen nicht mehr zum Gefecht. Denn unmittelbar nach der Niederlage der Reiterei gab Daun den Befehl zum allgemeinen Rückzug. Lacy und O'Donell gingen nach Habendorf zurück, Beck nach Kleutsch, die Dunkelheit brach herein, das Gefecht war zu Ende.

Die Preußen sollen an 1000 Mann verloren haben, die Oesterreicher etwa 1200. Der König nennt in seinen gleichzeitigen Briefen was sich an diesem Tage begeben hatte „ein kleines Gefecht" — mehr war es auch nicht — und doch war es das Einzige, was Daun that, um Schweidnitz zu Hülfe zu kommen.

Er blieb freilich den 17. August bei Habendorf und Kleutsch stehen, aber wohl nur, weil er es in solcher Nähe vom Feinde für mißlich hielt, den weiteren Rückzug bei Tage anzutreten. In der Nacht vom 17. zum 18. ging er nach Schönwalde am Fuß der Berge zurück; am

19. nach Schlegel in der Grafschaft Glatz und am folgenden Tage in eine Stellung bei Scharfeneck, mit dem rechten Flügel an Ober-Steine, mit dem linken gegen Batzdorf. Da blieb er denn die Monate über bis zum Schluß des Feldzugs. Beck hatte die Pässe von Silberberg und Wartha zu vertheidigen, Brentano die feste Stellung bei Ditters-bach vor Braunau; Hadik blieb unbeweglich bei Wüste-Giersdorf.

König Friedrich glaubte, daß der Feldmarschall Daun zum mindesten noch einen Versuch machen werde, Schweidnitz zu befreien; er schrieb am 18. August dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Belagerung gehe gut: „Je suis cependant dans la croiance que Daun tentera un coup encore, pour faire lever ce siège.“ — Daun dagegen hatte jeden Gedanken daran, seiner Kaiserin diese Er-oberung zu erhalten, nach einem ersten Versuch, der kaum halb ernst gemeint war, so vollständig aufgegeben, daß er den Kommandanten der Festung, General Guasco, sofort nach dem Treffen bei Reichenbach auf geheimen Korrespondenzwegen ermächtigte zu kapituliren, Schweidnitz auf die Bedingung freien Abzugs der Besatzung zu übergeben; — auf das Aeußerste sollte er sich dagegen halten, wenn verlangt werde, die Be-satzung solle sich kriegsgefangen ergeben. Daun hätte seine Armee gern durch die zahlreiche Besatzung verstärkt gesehen, um Glatz und die Pässe, die dorthin führen, mit desto größerem Nachdruck vertheidigen zu können. War aber das nicht zu erlangen, dann mußte ihm natürlich daran gelegen sein, daß Schweidnitz sich so lange als möglich vertheidigte und den König dadurch von anderweitigen Operationen abhielt. Wirklich bot Guasco schon am 22. August die Uebergabe der Festung unter den von dem österreichischen Hauptquartier vorgeschriebenen Bedingungen an, der König aber antwortete ablehnend und verlangte, die Besatzung solle das Gewehr strecken. Das war zu der Zeit vollkommen gerechtfertigt, denn die Belagerung schien ihren normalen Gang zu gehen, man durfte hoffen, bald zum Ziele zu kommen, und für die weiteren Operationen des Feldzugs wäre es nicht erwünscht gewesen, den Feind um zehn- bis zwölftausend Mann verstärkt zu sehen, während man sich selbst um einige tausend Mann — den Betrag der Besatzung, die in Schweidnitz nothwendig war — schwächen mußte.

Bedenklicher war es dann aber schon, daß der König auch ein zweites Anerbieten Guascos am 28. August ablehnend beschied. Guasco wollte diesmal die Festung unter der Bedingung übergeben, daß die Besatzung zwar freien Abzug erhielt, aber sich verpflichtete, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu dienen. Daß innerhalb dieses Jahres der Friede geschlossen wurde, war mit Bestimmtheit vorherzusehen — und wie viele Zeit hätte der König für weitere Operationen, für die Eroberung von Dresden gewonnen, wenn er auf diese Vorschläge einging! — Doch er verlangte unbedingt Kriegsgefangenschaft der Besatzung und wollte keine andere Kapitulation gewähren. — Freilich konnte man noch immer glauben, daß die Vertheidigung der Feste sich kaum noch um einige Tage werde verlängern lassen — doch hatte sich bereits gezeigt, daß der Ingenieurmajor Lefebvre, dem der König die technische Führung der Belagerung anvertraut hatte, seiner Aufgabe und besonders seinem Gegner, dem berühmten Gribeauval, der die Vertheidigung leitete, weitaus nicht gewachsen sei. Es war schon Ein und Anderes mißlungen, und General Tauentzien, der die Belagerung befehligte, sah sich am 29. August veranlaßt, dem König zu melden: „daß aber dem Major Lefebvre der Kopf manchmal in die Runde geht und er bei den geringsten Zufällen ehrlichen Leuten lieber etwas zu imputiren, als sich zu fassen und dem Uebel abzuhelfen sucht, ist um so viel unangenehmer, je angelegener ich es mir meinestheils sein lasse, ihn bei guter Laune zu erhalten." Dieser Zug ist ungemein charakteristisch. Leute, deren Einsicht und Charakterfestigkeit nicht ausreicht für die Aufgabe, die ihnen gestellt ist, denen, eben aus Mangel an Charakterfestigkeit, dem Unerwarteten gegenüber die nöthige Geistesgegenwart versagt, und die dabei eine hohe Meinung von sich selbst haben, verfallen in eigenthümlicher Selbsttäuschung sehr leicht, wenn sie keinen Rath und sich nicht zu helfen wissen, auf den Ausweg, diesen oder jenen als den Schuldigen anzuklagen, der das Unheil herbeigeführt habe, und dabei zu erklären, nun sei die Sache verdorben, nun sei nichts mehr zu machen.

Indem der König auf seinem Sinn, auf der Forderung, die Besatzung solle sich kriegsgefangen geben, unwandelbar bestand und Vorschläge abwies, die nach Zeit und Umständen wohl annehmbar gewesen wären, forderte er selbst einen ausdauernden Widerstand heraus. Man könnte sagen, er zwang die Besatzung, sich auf das Aeußerste zu ver-

theidigen. Am wenigsten möchte wohl zu rechtfertigen sein, daß er auch die Vorschläge zurückwies, die General Guasco am 14. September machte. Der General willigte diesmal darein, daß die Besatzung die Waffen strecke, nur sollte ihm gestattet sein, vor dem Abschluß einen Offizier zu dem Feldmarschall Daun zu senden. Guasco und seine Offiziere wollten die Gewißheit haben, daß man sie, wenn sie der Gefangenschaft verfielen, sofort auswechseln werde.

König Friedrich wies auch diese Forderung zurück. Er verlängerte dadurch von neuem die Vertheidigung, und doch war die Jahreszeit schon sehr weit vorgerückt, die Zeit bereits sehr kostbar geworden. — Daß der König mit solcher Hartnäckigkeit in Beziehung auf einen doch ziemlich unwesentlichen Punkt auf seinem Sinn bestand, ist um so auffallender, da er zu dieser Zeit bereits die Ueberzeugung gewonnen hatte, seine persönliche Gegenwart werde an der Elbe nöthig sein, wenn der Feldzug irgend noch zu weiteren Ergebnissen führen sollte, außer der Eroberung von Schweidnitz. Er hielt sich versichert, daß sein Bruder Heinrich, sich selbst überlassen, auch wenn er Verstärkungen erhielt, nimmermehr Dresden erobern würde.

Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung namentlich ein Brief, den Friedrich II. am 18. September an den Herzog Ferdinand von Braunschweig richtete. Er habe erfahren, sagt er darin, daß der Präliminar-Friede zwischen England und Frankreich bereits unterzeichnet sei. — Schweidnitz werde demnächst (incessament) genommen sein; dann werde es sich darum handeln, Dresden wieder zu erobern, aber er sehe wohl, daß dies nicht gelingen werde, wenn er nicht selbst nach Sachsen gehe (si je ne vais pas moi-même en Saxe, je prévois qu'il n'en résultera rien). Was ihn dabei in große Verlegenheit setze, sei, daß er nicht wisse, wem er die Armee von 50 Bataillonen und 60 Schwadronen anvertrauen könnte, die er in Schlesien zurückzulassen gedenke. — Der Herzog Ferdinand werde in Hessen nichts mehr zu thun haben, sowie der Waffenstillstand geschlossen sei, den der Präliminar-Friede bedingte; seine Stellung werde dann sogar dort eine sehr unerfreuliche sein; in Schlesien dagegen könne er sehr nützlich werden, und wenn er bald (promptement) herbeieilen wolle, werde er dem König einen großen Dienst erweisen. „Ich würde Sie hier lassen (an der Spitze der Armee) und nach Sachsen gehen, das Unmögliche zu versuchen, um Dresden wieder zu nehmen." (Je vous

walde aus der anhaltenden Kanonade schließen mußte, daß bei Reichenbach etwas Ernstes vorgehe, wurden Truppen von hier aus in Bewegung gesetzt. — Der General Lossow langte zuerst mit 10 Schwadronen Husaren auf dem Gefechtsfelde an; dann der Herzog Eugen von Württemberg mit vier Reiter-Regimentern und einer Batterie reitender Artillerie, deren rasch eröffnetes Feuer die österreichische Kavallerie sofort wankend machte. „Schwankend und unentschlossen zwischen der Retraite und dem Angriff — welches", meint der österreichische Veteran, „ohnstreitig der schlimmste Zustand aller Truppen, besonders eines Reiterhaufens ist", wurde sie von der preußischen Reiterei entschlossen angegriffen und vollständig geworfen. Obgleich Brentanos Infanterie, die sich in die Gärten, Hecken und Häuser des Dorfs Nieder-Peilau geworfen hatte, der Verfolgung durch ihr Feuer ein Ziel setzte, hatte doch die fliehende Reiterei verhältnißmäßig bedeutende Verluste erlitten, ehe sie sich in dem schützenden Dorf und dahinter bergen konnte.

Der König in Person führte nun auch 7 Bataillone Infanterie unter Möllendorf herbei und gab ihnen die Richtung gegen Becks im Rücken der preußischen Stellung vordringende Infanterie. Die Spitze dieser Infanterie war zwar, als sie ein erstes Mal aus dem Walde in die Ebene vorzugehen versuchte, durch zwei Grenadier-Bataillone von Beverns rechtem Flügel, die rechtsumkehrt machten, zurückgeworfen worden, doch glaubte der König sich gerade dorthin wenden zu müssen. Aber Möllendorfs Bataillone kamen nicht mehr zum Gefecht. Denn unmittelbar nach der Niederlage der Reiterei gab Daun den Befehl zum allgemeinen Rückzug. Lacy und O'Donell gingen nach Habendorf zurück, Beck nach Kleutsch, die Dunkelheit brach herein, das Gefecht war zu Ende.

Die Preußen sollen an 1000 Mann verloren haben, die Oesterreicher etwa 1200. Der König nennt in seinen gleichzeitigen Briefen was sich an diesem Tage begeben hatte „ein kleines Gefecht" — mehr war es auch nicht — und doch war es das Einzige, was Daun that, um Schweidnitz zu Hülfe zu kommen.

Er blieb freilich den 17. August bei Habendorf und Kleutsch stehen, aber wohl nur, weil er es in solcher Nähe vom Feinde für mißlich hielt, den weiteren Rückzug bei Tage anzutreten. In der Nacht vom 17. zum 18. ging er nach Schönwalde am Fuß der Berge zurück; am

19. nach Schlegel in der Grafschaft Glatz und am folgenden Tage in eine Stellung bei Scharfeneck, mit dem rechten Flügel an Ober-Steine, mit dem linken gegen Batzdorf. Da blieb er denn die Monate über bis zum Schluß des Feldzugs. Beck hatte die Pässe von Silberberg und Wartha zu vertheidigen, Brentano die feste Stellung bei Dittersbach vor Braunau; Hadik blieb unbeweglich bei Wüste-Giersdorf.

König Friedrich glaubte, daß der Feldmarschall Daun zum mindesten noch einen Versuch machen werde, Schweidnitz zu befreien; er schrieb am 18. August dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Belagerung gehe gut: „Je suis cependant dans la croiance que Daun tentera un coup encore, pour faire lever ce siège.“ — Daun dagegen hatte jeden Gedanken daran, seiner Kaiserin diese Eroberung zu erhalten, nach einem ersten Versuch, der kaum halb ernst gemeint war, so vollständig aufgegeben, daß er den Kommandanten der Festung, General Guasco, sofort nach dem Treffen bei Reichenbach auf geheimen Korrespondenzwegen ermächtigte zu kapituliren, Schweidnitz auf die Bedingung freien Abzugs der Besatzung zu übergeben; — auf das Aeußerste sollte er sich dagegen halten, wenn verlangt werde, die Besatzung solle sich kriegsgefangen ergeben. Daun hätte seine Armee gern durch die zahlreiche Besatzung verstärkt gesehen, um Glatz und die Pässe, die dorthin führen, mit desto größerem Nachdruck vertheidigen zu können. War aber das nicht zu erlangen, dann mußte ihm natürlich daran gelegen sein, daß Schweidnitz sich so lange als möglich vertheidigte und den König dadurch von anderweitigen Operationen abhielt. Wirklich bot Guasco schon am 22. August die Uebergabe der Festung unter den von dem österreichischen Hauptquartier vorgeschriebenen Bedingungen an, der König aber antwortete ablehnend und verlangte, die Besatzung solle das Gewehr strecken. Das war zu der Zeit vollkommen gerechtfertigt, denn die Belagerung schien ihren normalen Gang zu gehen, man durfte hoffen, bald zum Ziele zu kommen, und für die weiteren Operationen des Feldzugs wäre es nicht erwünscht gewesen, den Feind um zehn- bis zwölftausend Mann verstärkt zu sehen, während man sich selbst um einige tausend Mann — den Betrag der Besatzung, die in Schweidnitz nothwendig war — schwächen mußte.

Bedenklicher war es dann aber schon, daß der König auch ein zweites Anerbieten Guascos am 28. August ablehnend beschied. Guasco wollte diesmal die Festung unter der Bedingung übergeben, daß die Besatzung zwar freien Abzug erhielt, aber sich verpflichtete, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu dienen. Daß innerhalb dieses Jahres der Friede geschlossen wurde, war mit Bestimmtheit vorherzusehen — und wie viele Zeit hätte der König für weitere Operationen, für die Eroberung von Dresden gewonnen, wenn er auf diese Vorschläge einging! — Doch er verlangte unbedingt Kriegsgefangenschaft der Besatzung und wollte keine andere Kapitulation gewähren. — Freilich konnte man noch immer glauben, daß die Vertheidigung der Feste sich kaum noch um einige Tage werde verlängern lassen — doch hatte sich bereits gezeigt, daß der Ingenieurmajor Lefebvre, dem der König die technische Führung der Belagerung anvertraut hatte, seiner Aufgabe und besonders seinem Gegner, dem berühmten Gribeauval, der die Vertheidigung leitete, weitaus nicht gewachsen sei. Es war schon Ein und Anderes mißlungen, und General Tauentzien, der die Belagerung befehligte, sah sich am 29. August veranlaßt, dem König zu melden: „daß aber dem Major Lefebvre der Kopf manchmal in die Runde geht und er bei den geringsten Zufällen ehrlichen Leuten lieber etwas zu imputiren, als sich zu fassen und dem Uebel abzuhelfen sucht, ist um so viel unangenehmer, je angelegener ich es mir meinestheils sein lasse, ihn bei guter Laune zu erhalten." Dieser Zug ist ungemein charakteristisch. Leute, deren Einsicht und Charakterfestigkeit nicht ausreicht für die Aufgabe, die ihnen gestellt ist, denen, eben aus Mangel an Charakterfestigkeit, dem Unerwarteten gegenüber die nöthige Geistesgegenwart versagt, und die dabei eine hohe Meinung von sich selbst haben, verfallen in eigenthümlicher Selbsttäuschung sehr leicht, wenn sie keinen Rath und sich nicht zu helfen wissen, auf den Ausweg, diesen oder jenen als den Schuldigen anzuklagen, der das Unheil herbeigeführt habe, und dabei zu erklären, nun sei die Sache verdorben, nun sei nichts mehr zu machen.

Indem der König auf seinem Sinn, auf der Forderung, die Besatzung solle sich kriegsgefangen geben, unwandelbar bestand und Vorschläge abwies, die nach Zeit und Umständen wohl annehmbar gewesen wären, forderte er selbst einen ausdauernden Widerstand heraus. Man könnte sagen, er zwang die Besatzung, sich auf das Aeußerste zu ver-

theidigen. Am wenigsten möchte wohl zu rechtfertigen sein, daß er auch die Vorschläge zurückwies, die General Guasco am 14. September machte. Der General willigte diesmal darein, daß die Besatzung die Waffen strecke, nur sollte ihm gestattet sein, vor dem Abschluß einen Offizier zu dem Feldmarschall Daun zu senden. Guasco und seine Offiziere wollten die Gewißheit haben, daß man sie, wenn sie der Gefangenschaft verfielen, sofort auswechseln werde.

König Friedrich wies auch diese Forderung zurück. Er verlängerte dadurch von neuem die Vertheidigung, und doch war die Jahreszeit schon sehr weit vorgerückt, die Zeit bereits sehr kostbar geworden. — Daß der König mit solcher Hartnäckigkeit in Beziehung auf einen doch ziemlich unwesentlichen Punkt auf seinem Sinn bestand, ist um so auffallender, da er zu dieser Zeit bereits die Ueberzeugung gewonnen hatte, seine persönliche Gegenwart werde an der Elbe nöthig sein, wenn der Feldzug irgend noch zu weiteren Ergebnissen führen sollte, außer der Eroberung von Schweidnitz. Er hielt sich versichert, daß sein Bruder Heinrich, sich selbst überlassen, auch wenn er Verstärkungen erhielt, nimmermehr Dresden erobern würde.

Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung namentlich ein Brief, den Friedrich II. am 18. September an den Herzog Ferdinand von Braunschweig richtete. Er habe erfahren, sagt er darin, daß der Präliminar-Friede zwischen England und Frankreich bereits unterzeichnet sei. — Schweidnitz werde demnächst (incessament) genommen sein; dann werde es sich darum handeln, Dresden wieder zu erobern, aber er sehe wohl, daß dies nicht gelingen werde, wenn er nicht selbst nach Sachsen gehe (si je ne vais pas moi-même en Saxe, je prévois qu'il n'en résultera rien). Was ihn dabei in große Verlegenheit setze, sei, daß er nicht wisse, wem er die Armee von 50 Bataillonen und 60 Schwadronen anvertrauen könnte, die er in Schlesien zurückzulassen gedenke. — Der Herzog Ferdinand werde in Hessen nichts mehr zu thun haben, sowie der Waffenstillstand geschlossen sei, den der Präliminar-Friede bedingte; seine Stellung werde dann sogar dort eine sehr unerfreuliche sein; in Schlesien dagegen könne er sehr nützlich werden, und wenn er bald (promptement) herbeieilen wolle, werde er dem König einen großen Dienst erweisen. „Ich würde Sie hier lassen (an der Spitze der Armee) und nach Sachsen gehen, das Unmögliche zu versuchen, um Dresden wieder zu nehmen." (Je vous

laisserais ici, et j'irais en Saxe, tenter l'impossible pour reprendre Dresde.)

Zur Ausführung kam es nicht, da die Dinge sich auf dem westlichen Kriegsschauplatz doch nicht so schnell entwickelten, als der König erwartete, und der Herzog Ferdinand den Heerbefehl dort infolge dessen auch nicht eher niederlegen konnte, als bis es zu spät im Jahr geworden war.

Die Hartnäckigkeit einerseits, mit der König Friedrich auf seinem Willen bestand, andererseits die überlegene Einsicht, mit der Gribeauval die Vertheidigung leitete, und die ausdauernde Tapferkeit der allerdings sehr zahlreichen Besatzung, in der sich offenbar ein trefflicher Geist entwickelt hatte, verlängerten bekanntlich den Widerstand der belagerten Festung bis zum 9. Oktober. Die Belagerung ist eine der merkwürdigsten, von denen die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, und in der That auch die des neunzehnten zu berichten hat. Besonders liefert sie das einzige Beispiel eines folgerichtig und von Seiten der Belagerten mit großem Geschick und großer Energie durchgeführten Minenkrieges. Doch können wir hier natürlich dem Gang dieser Belagerung nicht folgen. Lefebvre verlor zuletzt über vielfaches Mißlingen so vollständig den Kopf, daß er in einer Art von Verzweiflung eingestehen mußte, er wisse keinen Rath weiter, er vermöge die Belagerung nicht weiter zu führen. Der König mußte die technische Leitung der Belagerung persönlich übernehmen, und er führte sie in der That mit besserer Einsicht und mit besserem Glück, als die Ingenieure vom Fach.

Was während dieser Zeit im freien Felde geschah, ist kaum des Erwähnens werth. Daun dachte nicht daran, der bedrängten Feste in irgend einer Weise zu Hülfe zu kommen, und sah der Belagerung vollkommen unthätig zu; der König hatte, so lange sich Schweidnitz hielt, weder eine Veranlassung noch die Möglichkeit etwas Anderes zu unternehmen. — Als man im preußischen Hauptquartier erfuhr, daß Hadik den Befehl bei Wüste-Giersdorf dem General Laudon übergeben hatte und nach Sachsen abgereist sei, wo er den ganz unbrauchbaren Serbelloni ablösen sollte, glaubte der König, er sei nicht für seine Person allein dorthin unterwegs, sondern mit Truppen aufgebrochen — und dann konnte zweierlei beabsichtigt sein: entweder die österreichische Armee in Sachsen zu verstärken und eine entschiedene Offensive gegen den Prinzen Heinrich einzuleiten, oder durch die Lausitz einen Handstreich auf Berlin aus-

zuführen. Zu einem solchen Unternehmen war Hadik gerade der geeignete Mann.

Als Gegenmaßregel entsendete König Friedrich am 3. September den General Schmettau mit 4 Bataillonen 15 Schwadronen (nach Tempelhof mit 6 Bataillonen 17 Schwadronen) zunächst nach Hirschberg und dann weiter gegen Lauban und Görlitz. Schmettaus Auftrag war, bei Meißen die Verbindung mit dem Prinzen Heinrich zu suchen, wenn Hadik mit seinem vorausgesetzten Korps den Weg nach Dresden nahm, oder diesem General, den sich Friedrich noch immer als Parteigänger, nicht als Feldherrn dachte, in Berlin zuvorzukommen, falls er diese Hauptstadt bedrohen wollte. Doch ergab sich natürlich nichts weiter aus dieser Maßregel, die durch ein Mißverständniß veranlaßt war. Als dann, zu Anfang Oktober, Daun Brentanos verstärktes Korps nach Trautenau vorschob, scheint der König geglaubt zu haben, der österreichische Feldherr könnte noch im letzten Augenblick einen Versuch machen wollen, Schweidnitz zu retten. Er rief Schmettau in die Hirschberger Gegend zurück, wo er bei Maywaldau Stellung nahm. Doch Daun war nur damit beschäftigt, alle Pässe zu sperren, die nach Böhmen hineinführen, und dachte an nichts weiter.

Was eigentlich während dieser Periode des Feldzugs das Interesse in Anspruch nimmt, das ist, zu sehen, wie die Pläne des Königs sich unter dem Druck gebieterischer Umstände mehr und mehr in das Enge ziehen. Im August und selbst in den ersten Septembertagen spricht Friedrich II. in den Briefen an seinen Bruder zwar noch von der erwarteten Hülfe an der unteren Donau, aber in der That ohne wirkliche Zuversicht, ohne im Ernst darauf zu rechnen. So schreibt er am 23. August, als er eben die von Guasco angebotene Kapitulation abgelehnt hatte und in wenigen Tagen Herr von Schweidnitz zu sein hoffte: wenn diese Belagerung zu Ende geführt sei, müsse er zwischen zwei verschiedenen möglichen Unternehmungen wählen; er müsse entweder nach Mähren vordringen oder dem Prinzen Heinrich Verstärkungen senden, damit Dresden erobert werden könne. Die erstere wäre „ohne Zweifel" die bessere, und er werde sich dafür entscheiden, wenn er erfahre, daß die Türken den Krieg gegen Oesterreich eröffnet hätten; aber wenn das gegen alle Erwartung (contre toute attente) nicht geschehe, dann werde er dem Prinzen die eventuell zu dem Zug nach Mähren bestimmten Truppen

senden. Weiter aber verweilt er in keiner Weise bei diesem angeblich unter Bedingungen beabsichtigten Zuge in das österreichische Gebiet. In Beziehung auf die Eroberung von Dresden aber geht er dagegen auf Einzelnheiten ein. Er wird dieses Korps auf dem Marsch bis an die Elbe mit Brot versorgen; der Prinz soll die nöthigen Vorbereitungen treffen, daß es dort neues Brot vorfinde. Wenn diese Truppen dann bei Pillnitz demonstriren, als wollten sie über die Elbe gehen, dürfe man annehmen, daß Serbelloni in das bekannte Lager bei Pirna zurückweichen werde, und darauf könne der Prinz Dresden belagern. — Nicht entfernt muthet der König jetzt seinem Bruder zu, die Oesterreicher zu einer Schlacht aufzusuchen; er kannte ihn — und gegen einen Feind wie Serbelloni konnte man auch gar wohl mit Manövern ausreichen.

Zeigt sich nun hier schon, daß der König im Ernst nur noch an Dresden dachte, so tritt das in späteren Briefen noch entschiedener hervor. In einem Schreiben vom 8. September erwähnt der König noch einmal des Zugs nach Mähren, aber eigentlich nur, um sich von diesem Unternehmen loszusagen; wenn er seiner Neigung folgen könnte, äußert er da, würde er nach Mähren vordringen (Si je suivais mon inclination j'irais certainement en Moravie), — aber dazu müßte man der Türken gewiß sein! — Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Daun mit der Hauptmasse seiner Armee sich nach Sachsen wenden werde. Geschah das, dann wollte der König eben dorthin aufbrechen, den Oesterreichern zur Seite bleiben und Dresden vor ihnen zu erreichen suchen. — Merkwürdig ist hier, daß der König nicht mehr davon spricht, den Prinzen Heinrich zu verstärken. Er will selbst nach Sachsen eilen, sobald er kann. Wir werden dadurch an den vorhin angeführten Brief an den Herzog Ferdinand erinnert.

Genauer noch sind die Gedanken, die den König zur Zeit beschäftigten, in einem Brief vom 12. September ausgesprochen. Hier endlich sagt der König, daß alle Hoffnung, die man auf die Türken hätte setzen können, nach den neuesten Nachrichten aus Konstantinopel gänzlich geschwunden seien. Dagegen hofft er, „wenn es Gott gefällt", der belagerten Festung bald Herr zu werden. Darauf die Belagerung von Glatz anzustreben, sei nicht rathsam; es sei schwierig, durch die verschanzten Pässe in das Glatzische einzudringen, und außerdem seien die Schießbedarf-Vorräthe für Belagerungsgeschütz vor Schweidnitz gar sehr

erschöpft worden. Aber Dresden werde jedenfalls ein hinreichendes Aequivalent für Glatz sein. Nach der Uebergabe von Schweidnitz werde er, der König, sich demnach mit 30 Bataillonen und 70 Schwadronen nach Sachsen — gerade nach Dresden — (en Saxe droit à Dresde) in Marsch setzen. „Wenn ich vor Daun dort eintreffen kann, hoffe ich, daß wir Hadik vertreiben werden (que nous ferons decamper Hadik) und daß Sie (alsdann) Dresden belagern können; ich werde die Belagerung nach der Seite von Weißig decken, und Alles wird vortrefflich (à merveille) gehen. Daun, der sich um Schweidnitz nicht geschlagen hat, wird sich auch um Dresden nicht schlagen" — (Daun qui ne s'est pas battu pour Schweidnitz, ne se battra pas pour Dresde).

Der König hatte inzwischen erfahren, daß Hadik nur für seine Person nach Sachsen gereist war und dort den Befehl über die österreichische Armee übernommen hatte.

Beachtenswerth sind in diesem Briefe namentlich auch die von uns zuletzt angeführten Worte. Es zeigt sich darin, wie Friedrich II., stets bereit das Höchste zu wagen, wenn der Augenblick es fordert, doch niemals muthwillig mehr wagen will, als der politischen Lage nach wirklich nothwendig ist; wie er überhaupt die Art und Weise, die größere oder geringere Energie der Kriegführung stets danach zu bemessen bedacht ist, was die politische Lage der Dinge fordert oder nothwendig macht; der Aufgabe entsprechend, die der Kriegführung durch die allgemeinen Verhältnisse gestellt wird. Im Jahre 1758, wo ihm daran gelegen sein mußte, Oesterreichs Heeresmacht durch eine Niederlage wenigstens auf längere Zeit zu lähmen, damit er Zeit gewänne, sich gegen die Russen zu wenden, sollte ihm die Belagerung von Olmütz zu einer entscheidenden Schlacht verhelfen, zu der er nicht hoffen durfte, den Feldmarschall Daun auf anderen Wegen zu zwingen. Jetzt berechnete er seine Maßregeln den Umständen entsprechend in gerade umgekehrter Weise. Jetzt, wo es, um zu dem gewünschten Frieden zu gelangen, nicht mehr nöthig war, Oesterreich zu entwaffnen, seine Heeresmacht vollständig zu Boden zu schlagen, wo bei der vorgerückten Jahreszeit ein entscheidender Sieg auch kaum mehr hätte vollständig ausgenützt werden können, wo es nur noch darauf ankam, sich eines örtlichen Gewinns zu versichern, gegen den sich Glatz eintauschen ließ, war er allerdings bereit, eine

Schlacht zu liefern, wenn Daun sie wagen wollte, um Dresden seiner Kaiserin zu erhalten, aber es war ihm eben auch recht, wenn Dresden erobert werden konnte, ohne daß es dazu einer Schlacht bedurft hätte.

Endlich nahte der Augenblick, über den hinaus die Vertheidigung von Schweidnitz nicht verlängert werden konnte. Am 8. Oktober rollte eine Granate durch die offene Thür in die Kasematte hinab, die dem angegriffenen (dem Jauernicker) Fort als Pulvermagazin diente; sie zündete, die Kasematte flog in die Luft und mit ihr zweihundert Grenadiere; die Pallisadirung, welche die Kehle des Forts schloß, wurde zerstört, der Graben in der Kehle zugeworfen. — In der folgenden Nacht zerstörte eine vierte „überladene Mine" (globe de compression) der Belagerer die Spitze des bedeckten Weges und warf die Erde in solcher Weise an den Wall, daß ein bequemer Aufgang entstand. Die Besatzung bewährte ihre erprobte Tapferkeit bis zum letzten Augenblick, indem sie noch in derselben Nacht, unmittelbar nachdem diese gewaltige Mine gesprungen war, einen Sturm, einen Versuch der Belagerer, sich des bedeckten Weges zu bemächtigen, mannhaft zurückschlug. Doch war das so lange vertheidigte Fort in solcher Weise wehrlos geworden, daß General Guasco sich schon am 9. früh genöthigt sah, auf die Bedingungen zu kapituliren, die der König von Anfang an vorgeschrieben hatte.

Damit war der Feldzug in Schlesien beendigt. — Denn daß der König den General Werner mit Truppen wieder nach Oberschlesien sendete, hatte keinen Zweck weiter, als den, Streifereien und Plünderungen der Kroaten Bethlens Einhalt zu thun.

Die Aufmerksamkeit wendete sich nun ausschließlich auf Sachsen, wo die Dinge eine für Preußen ungünstige Wendung zu nehmen begannen. Dorthin ließ der König am 17. Oktober ein Korps von 20 Bataillonen und 60 Schwadronen unter dem Fürsten von Wied aufbrechen. Dieses Korps war mit 60 Stück Batteriegeschützen (30 Zwölfpfünder, 20 Sechspfünder, 10 siebenpfündige Haubitzen) ausgestattet. Dazu kamen 40 Bataillonskanonen, im Ganzen also waren es einhundert Stück Geschütze bei einem Korps, das wohl nicht mehr als 18 000 Mann gezählt haben kann!

Daß der König dieses Korps nicht selbst nach Sachsen führte, hat, nach allem, was vorhergegangen war, etwas Auffallendes, für das sich

nirgends eine Erklärung findet. Daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig noch nicht herbeikommen konnte, den Befehl in Schlesien zu übernehmen, kann wohl kaum für einen genügenden Grund angesehen werden, da zu verweilen, da sich mit hinreichender Sicherheit annehmen ließ, daß Daun nichts Beachtenswerthes mehr unternehmen werde. Daß der König sich nirgends darüber ausspricht, ist sehr natürlich. Schonend, wie er immer gegen seinen Bruder verfährt, verschweigt er in seiner Geschichte des Krieges unbedingt, daß er je, auch nur vorübergehend, nothwendig oder doch rathsam geglaubt habe, den Befehl in Sachsen an dessen Stelle selbst zu übernehmen.

Freiberg.

In Sachsen waren nach General Bandemers unglücklichem Gefecht Wochen ohne alle Ereignisse vergangen. Serbelloni soll beabsichtigt haben, die Reichsarmee gegen Leipzig und Magdeburg vorrücken zu lassen. Sie sollte ihm „Luft machen", ihn aus den wesenlosen Banden befreien, die er selbst nicht glaubte sprengen zu können.

Der Prinz Heinrich wollte sich zunächst von dem Feinde in seinem Rücken, der Reichsarmee, befreien, aber selbstverständlich nicht in der Weise, die sein königlicher Bruder anrieth; nicht durch „Batailliren", durch einen energischen Schlag, der diesen Feind für den ganzen Feldzug beseitigt hätte. Es wäre in der That ein hoher Grad von Kühnheit, Raschheit der Bewegungen und Entschlossenheit in Verwendung derselben Truppen auf verschiedenen Gefechtsfeldern erforderlich gewesen, wenn die Streitkräfte, über welche der Prinz verfügte, dazu ausreichen sollten. Ein Feldherr, der es für seine Aufgabe hielt, den überlegenen Feind vermöge einer Kordonstellung von mehreren Meilen Länge strategisch einzuschließen, der dabei nöthig achtete, die größere Hälfte seiner Streitkräfte auf der Strecke von Konstapel bis Tharant zu verwenden, der konnte natürlich nicht aus dieser langen Postenkette heraus einen Heertheil zusammenziehen, der stark genug gewesen wäre, einen solchen Schlag gegen

den Feind im Rücken, bei Chemnitz zu führen. Manöver, die den Feind zum Rückzug bestimmen konnten und ihn beseitigten, bis auf die Zeit wo er es für angezeigt hielt, wiederzukommen, sollten aushelfen. Doch auch das glaubte der Prinz nicht unternehmen zu können, so lange nicht die letzten Verstärkungen herangekommen waren, die Oberst Belling ihm aus Pommern zuführen sollte. Nicht mit Unrecht; denn wollte er im Stande bleiben, seine lange Postenkette zu behaupten, oder auch nur das Ansehen haben, als sei er gesonnen und im Stande, das zu thun, so war da kaum ein Mann zu missen. — Die Reichsarmee hielt sich inzwischen ruhig und fiel eigentlich niemandem weiter zur Last, bis man Zeit und Mittel fand, sich auch mit ihr zu beschäftigen.

Die Verstärkungen, die aus Pommern kamen, bestanden aus 1 Grenadier-Bataillon und 15 Schwadronen Husaren. Das mögen 2700 oder 2800 Mann gewesen sein, da diese Truppen durch mecklenburgische Rekruten ergänzt, vollzählig, und besonders Bellings in kurzer Zeit berühmt gewordene Husaren, über 2000 Pferde stark, in trefflichem Zustande waren. Der König hatte diese Truppen mitgezählt, als er seinem Bruder 44 000 Mann nachrechnete. — Als sie am 14. Juni bei dem Heer in Sachsen eingetroffen waren, entsendete Prinz Heinrich am 17. den General Seydlitz mit 1 Bataillon und 23 Schwadronen nach Oederan, um das dort stehende Korps des Generals Canitz zu verstärken und den Befehl über dasselbe zu übernehmen. Nach Tempelhof hätten die 7 Bataillone und 31 Schwadronen, die nunmehr dort versammelt waren, nicht mehr als 7000 Mann gezählt, worunter 4000 Reiter, dem Prinzen zufolge sogar nur 5000. Doch sind die klagenden Angaben des Prinzen, wo er die Unzulänglichkeit der Mittel darthun will, die ihm zur Verfügung gestellt sind, nicht immer buchstäblich zu nehmen. Das zeigt sich gerade bei dieser Gelegenheit in einem auffallenden Beispiel. Der Prinz hatte dem König kurz vorher brieflich gemeldet, das Korps unter Canitz zähle in 6 Bataillonen nur 1700 Mann Fußvolk, dagegen in 8 Schwadronen 1800 Reiter! Die Verstärkung, die Seydlitz brachte, hätte demnach nur 1500 Mann betragen, obgleich festgestellt ist, daß Belling das Grenadier-Bataillon, das dabei war, soeben erst vollzählig, d. h. 700 Mann stark, aus Mecklenburg herangeführt hatte, und daß Bellings 15 Husaren-Schwadronen, wie gesagt, allein über 2000 Pferde zählten.

Jedenfalls war Seydlitz viel zu schwach, um etwas Entscheidendes gegen die Reichsarmee ausführen zu können — und da ist es in hohem Grade interessant, zu sehen, in welcher eigenthümlichen Weise sich der Prinz Heinrich über diese Entsendung gegen den Feind im Rücken äußert. Er meldet dem Bruder am 13. Juni, daß er Seydlitz mit Bellings Truppen gegen die Reichsarmee entsenden werde. „Aber", fährt er fort, „dann geschieht von zwei Dingen eines: entweder er findet sie (die Feinde) so verbarrikadirt, daß er nicht an sie kommen kann, oder sie gehen davon, ohne ihn zu erwarten, und in diesem Fall bin ich um nichts weiter als vorher" (mais il arrivera de deux choses l'une: ou il les trouvera barricadés de manière à ne pouvoir les joindre, ou ils s'en iront sans attendre et dans ce cas je ne serais pas plus avancé).

Der Prinz sieht in diesem Augenblick, daß er nichts Wirkliches gewinnt, nichts, das Realität hat, wenn der Feind einstweilen zurückweicht, ohne namhafte Verluste erlitten zu haben, ohne daß ihm die Möglichkeit benommen wäre, wiederzukehren und seine Operationen mit unverminderter Macht wieder aufzunehmen. Prinz Heinrich erwacht hier — wenigstens halb und halb — in Beziehung auf diesen besonderen Fall, zu der Einsicht, daß ein bloß durch Manöver, ohne taktischen Erfolg gewonnener Vortheil wesenlos ist, da er stets wieder auf nichts zurückgeführt werden kann. Man sollte glauben, diese Gedankenreihe, einmal angeregt, habe weiter führen müssen, von den Bedingungen des einzelnen Falls zu den allgemeinen, maßgebenden Anschauungen und einer ernsten Kritik dieser Anschauungen — und weiter zu einem Verständniß der wirklichen Bedingungen des Krieges überhaupt und der Strategie seines Bruders; zu der Einsicht, daß jenes so oft mit Entrüstung besprochene oder verspottete „Bataillliren" des Königs doch etwas Anderes sei als eine sinnlose Verkehrtheit. Aber mit nichten! Prinz Heinrich bleibt bei der einzelnen Wahrnehmung stehen, ohne irgend weiter zu folgern; was sich hier ausspricht, ist nicht mehr als das momentane Aufleuchten eines Gedankens, dessen Bedeutung und Tragweite der Prinz selbst gar nicht gewahr wird, der eben deshalb dessen gewohnten Gedankenkreis weder stört, noch erweitert, vielmehr sofort wieder erlischt, ohne eine Spur zurückzulassen.

Wenige Tage später (23. Juni) schreibt Prinz Heinrich seinem

Bruder von Verstärkungen, die der Feind erhalten habe, und daß er selbst dadurch verhindert sei, mehr Infanterie rückwärts zu entsenden, da auf allen Posten seiner (langen) Kette nicht ein Mann zu entbehren sei — und wenn der Prinz sich je mehr oder weniger ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt hatte, etwas Wesentliches gegen die Reichsarmee zu unternehmen, wie der König wollte, jetzt war dieser Gedanke wieder gleichsam in sich zusammengefallen. Doch habe er Seydlitz auf Penig marschiren lassen. Der werde versuchen, der Reichsarmee in ihrem Rücken Besorgnisse zu erregen, um zu sehen, ob man sie dadurch bewegen könne, ihre Stellung zu verlassen (Seydlitz . . . . . tâchera de donner des jalousies à dos de l'armée de l'Empire pour voir si on peut les porter à quitter leur position). — Ein solches Ergebniß schien nun wieder dem Prinzen genügend.

Der Fürst von Stolberg brach wirklich, sowie er gewahr wurde, daß Seydlitz sich mit etwa 3500 Mann — worunter an Infanterie nur ein Grenadier-Bataillon war — gegen Penig zu bewegte, am 22. Juni Abends aus seiner Stellung bei Chemnitz auf und ging nach Zwickau, nach Hof (27.), nach Müncheberg in Franken zurück. Gegen einen solchen Gegner einen gewissen Feldherrnruf davonzutragen, war keine übermenschliche Aufgabe. — Seydlitz lagerte nun — seit dem 25. — bei Zwickau, wo er die Truppen unter Canitz an sich zog. Das eigentliche Ergebniß des ganzen Unternehmens war im Grunde, daß die preußische Armee nunmehr auf einer noch längeren Linie auseinandergezogen war, ohne daß man irgend einen wesentlichen Gewinn erlangt hätte.

Serbelloni scheint sich gesagt zu haben, daß es nun an ihm sei, irgend etwas zu thun, um seinerseits der durch wenige tausend Mann so arg bedrängten Reichsarmee „Luft zu machen". Aber da er ein etwas langsamer Mann war, währte es doch bis zum 27., ehe er zu diesem „irgend etwas" kam — und es bestand schließlich auch nur darin, daß auf verschiedenen Punkten der langen Linie von Konstapel an der Elbe bis über Pretschendorf am Fuß des Erzgebirges demonstrirt wurde, als sei ein Angriff beabsichtigt. — Von österreichischer Seite wird versichert, auf ihrem äußersten Flügel sei es Ernst gewesen, da habe der Posten von Konstapel und Harta überwältigt werden sollen, und von dort habe sich dann trefflich in den Rücken des Hülsenschen Korps operiren — oder demonstriren lassen. Aber der Ernst reichte auch da

nicht sehr weit. Der Posten, nur von 1 Grenadier- und 2 Freibataillonen vertheidigt, wurde nicht genommen, der Angriff bloß durch das Feuer der Batterien abgewiesen, ohne daß es zum Kleingewehrfeuer gekommen wäre.

Bis Mitte September unternahm die österreichische Armee darauf gar nichts weiter.

Prinz Heinrich glaubte nun, da die Reichsarmee etwas weiter entfernt war, die Expeditionen nach Böhmen wagen zu können, auf die der König hingewiesen hatte, als auf ein Mittel, den Feind zum Rückzug aus der Gegend von Dresden zu zwingen. Bisher hatte der Prinz immer geantwortet, er werde dazu schreiten, sobald ihm die dazu erforderlichen Mittel zu Gebote stünden. — Aber auch jetzt wurden sie zunächst nur nach einem sehr kleinen Maßstab ausgeführt. Da der Prinz aus den Stellungen um die österreichische Armee herum nichts glaubte entbehren zu können, konnten nur wenige, dem Lager bei Zwickau und einem Zwischenposten bei Oederan entnommene Bataillone und Schwadronen dazu verwendet werden, mit denen der grüne Kleist — jetzt Generalmajor — über die Pässe von Sebastiansberg und Einsiedl nach Böhmen streifte. Es kam dabei zu einigen, wenn auch für die Preußen glücklichen, doch sehr unbedeutenden Gefechten mit den Kroaten, welche die Verhaue an den Pässen vertheidigen sollten, aber bis an die österreichischen Magazine vermochten so schwache Schaaren nicht vorzudringen; es konnte nichts geschehen, was der Armee Serbellonis irgend ernstere Verlegenheiten bereitet hätte, und das Ergebniß beschränkte sich im Wesentlichen darauf, daß die Preußen Brandschatzungen in Böhmen eintrieben und Lebensmittel, besonders Schlachtvieh, von dort zurückbrachten. Daß durch ein derartiges Treiben dann auch arge muthwillige Plünderungen herbeigeführt wurden, mußte man bei der damaligen Zusammensetzung der Armeen, besonders der meist aus leichtfertigem Gesindel ohne sonderliche Auswahl zusammengeworbenen leichten Truppen, als etwas Selbstverständliches erwarten.

Die österreichische Armee schien nach den erwähnten geringfügigen Demonstrationen wieder ganz in Unthätigkeit versunken. Doch wurde in Serbellonis Hauptquartier ein und anderes geplant. Daß die Reichsarmee der österreichischen nicht durch selbständige Diversionen „Luft zu machen" vermöge, schien nun erwiesen. Der Fürst Stolberg

erhielt demnach Befehl, zunächst wieder vorzurücken, Seydlitz in etwas zurückzudrängen und dann nach Böhmen zu marschiren, zu näherer Verbindung mit der Hauptarmee. Vermöge zusammenwirkender Manöver glaubte man sich alsdann von dem einschließenden Heer befreien und mehr oder weniger „Terrain" gewinnen zu können.

Doch wollte der erste Versuch in diesem Sinn nicht gelingen. Stolberg rückte zwar in den ersten Julitagen nach Hof, dann nach Oelsnitz im Vogtlande vor, wo er am 14. anlangte, — sendete von dort Luzinsky mit leichten Truppen nach Auerbach vor, ließ Bellings Vorposten aus Plauen und Reichenbach vertreiben und marschirte, wieder mit Luzinsky vereint, am 17. nach Schneeberg. Er soll gehofft haben, die in solcher Weise als etwas Mögliches angedeutete Umgehung werde Seydlitz zum Rückzug bestimmen. Dann aber erfuhr er, daß Kleist mit einigen tausend Mann Marienberg am Fuß des Erzgebirges erreicht habe, und sofort bemächtigte sich seines Geistes, sagt man, die Sorge, er könnte von Marienberg und Zwickau aus bei Schneeberg zwischen zwei Feuer genommen werden. Er scheint sogar die Gefahr für sehr dringend gehalten zu haben, denn er brach in der Nacht vom 20. zum 21. auf, um sich ihr zu entziehen, und die eilende Reichs-Exekutionsarmee eilte unter seiner Führung sogar bis Bayreuth zurück, verfolgt von Bellings Husaren, die ihr unterwegs ihre Kriegskasse, viel Gepäck und viele Gefangene abnahmen. Bei Bayreuth fand die weichende Armee am 24. einen Ruhepunkt. Kleist hatte sie nicht ereilen können, er traf erst am 23. bei Schneeberg ein und ging von dort nach Freiberg zurück; Seydlitz war dem weichenden Feinde bis Zwickau gefolgt und hatte da Stellung genommen.

Der Prinz Heinrich glaubte nun etwas Ernsteres in Böhmen unternehmen, ein Korps dorthin entsenden zu können, das im Stande wäre, das Hauptmagazin der Oesterreicher in Leitmeritz zu erreichen. Seydlitz erhielt den Befehl, nur wenige Truppen (2 Bataillone, 5 Husarenschwadronen) unter einem Major zur Beobachtung der Reichsarmee zurückzulassen, mit allem, was er sonst noch hatte aber selbst über die Berge nach Böhmen zu gehen. Er vereinigte sich dort am 1. August bei Brix mit Kleist, der durch den Paß von Einsiedl in das Töplitzer Thal herabgekommen war. Aber die Oesterreicher hatten sich vorgesehen. Fürst Löwenstein stand mit einem ansehnlichen Korps auf den Höhen

bei Töplitz, die Elbgegend zu decken. Er wurde am 2. angegriffen, die Preußen aber, mit Verlust zurückgeschlagen, wiederholten den Versuch nicht. Sie wichen in den nächsten Tagen wieder über das Erzgebirge zurück; Seydlitz (5. August) nach Porschenstein an der Flöhe, Kleist nach Einsiedl auf dem Kamm des Gebirges.

Erneute Befehle Serbellonis brachten auch die Reichsarmee wieder in Bewegung. Sie traf am 11. wieder bei Hof ein und trat von dort aus endlich am 18. den Marsch über Asch nach Eger und weiter nach Böhmen an. Nur 3000 Mann unter einem General Rosenfeld blieben bei Hof zurück, Franken zu decken, was sie natürlich nicht vermochten. — Prinz Heinrich seinerseits konnte, die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu verhindern, nichts weiter thun oder vielmehr versuchen, als daß er Belling mit seinen Husaren und 400 Kürassieren von verschiedenen Regimentern, 2 Linien- und 1 Freibataillon nach Franken streifen ließ, die Reichsarmee „in ihrem Rücken" zu beunruhigen; aller Wahrscheinlichkeit nach in der Hoffnung, diese Armee könnte dadurch zur Umkehr bewogen werden. Der Prinz sagt das zwar nicht ausdrücklich in seinen gleichzeitigen Briefen, aber welchen anderen Sinn hätte das Unternehmen haben können? — Belling führte seinen Auftrag in glänzender Weise aus, doch aber, was die Hauptsache betrifft, eigentlich ohne Erfolg. Rosenfeld wich ihm bis Bayreuth und von dort bis Nürnberg aus; Belling folgte bis Bayreuth, wo er ein Fouragemagazin zerstörte; dann wendete er sich gegen Eger, machte einen vergeblichen Versuch, diese Festung durch Ueberraschung einzunehmen, und ging auf der Straße nach Prag über Karlsbad und Buchau bis Libkowitz vor. Die Reichsarmee kehrte nicht um, doch wurden Truppen gegen den kühnen preußischen Parteigänger entsendet. Er wich darauf, unangegriffen, freiwillig bis Königswart bei Marienbad zurück, wo er ganz unangefochten stehen blieb bis zum 10. September. Erst als ihn ein Befehl des Prinzen Heinrich abrief, verließ Belling das Land auf dem Wege über Maria-Culm und Johann-Georgenstadt. Am 18. war er bei Marienberg.

Von größerem wissenschaftlichen Interesse als diese kühnen Streifzüge sind die zu dieser Zeit zwischen dem Prinzen Heinrich und seinem Bruder gewechselten Briefe. Wir haben bereits gesehen, daß der König in einem Schreiben vom 12. September die Absicht ausgesprochen hatte, selbst nach Sachsen zu eilen, sowie Schweidnitz gefallen wäre. Die

Pläne, die dieſes Schreiben entwickelte, mißfielen dem Prinzen ganz entſchieden, am meiſten vielleicht, eben weil ſie in Ausſicht ſtellten, daß der König ſelbſt die Leitung der Operationen an der Elbe übernehmen werde. Auch bemühte ſich der Prinz in ſeiner Antwort (vom 17. September) nachzuweiſen, daß alles, was der König vorhatte, unthunlich ſei und zu keinem erwünſchten Ergebniß führen könne.

Von welchem Nutzen es wäre, wenn man Dresden erobern könnte, das ſei einleuchtend, meint der Prinz, es wäre ohne Widerrede der unter allen möglichen wichtigſte Erfolg, — aber es handle ſich, die Belagerung möglich zu machen, darum, die eine feindliche Armee aus der Nähe zu vertreiben, ehe die andere, unter Daun, herankommen könne.

Ueber die öſterreichiſche Armee in Sachſen war Prinz Heinrich gut unterrichtet; er wußte genau und richtig anzugeben, daß ſie — 5 Bataillone Kroaten, 56 Schwadronen Huſaren und Ulanen mitgerechnet — vereinigt mit der Reichsarmee aus 87 Bataillonen, 176 Schwadronen beſtehe; daß die Beſatzung von Dresden und fünf in Franken zurückgelaſſene Bataillone der Reichsarmee dabei nicht mitgezählt ſeien. Gegen dieſe gewaltige Macht ſei, fährt der Prinz fort, mit offener Gewalt nichts anzufangen (ne peut pas être entamée de vive force), wenn man nicht auf die Gefahr hin, doch keinen Erfolg zu erzwingen, die geſammte preußiſche Armee aufopfern wolle. Man müſſe alſo ſeine Zuflucht zu Manövern nehmen, zu Diverſionen.

Daß die Manöver, die der König im Sinn hatte, nicht zum Ziel führen könnten, ſucht der Prinz ausdrücklich nachzuweiſen. Wenn es dem König auch gelinge, von Schleſien her mit 30 Bataillonen einen oder zwei Tage früher als Daun bei Dresden einzutreffen, das könne zu nichts helfen. Daun werde darum nicht minder bei Pilnitz über die Elbe gehen, und dann mache die Vereinigung der beiden öſterreichiſchen Armeen das beabſichtigte Unternehmen auf Dresden vollkommen unmöglich (entièrement impossible).

Zweckmäßig ſeien demnach nur Diverſionen, die den Feind unbedingt zwingen (l'obligent absolument), ſeine Streitkräfte anderswo (als am Plauenſchen Grunde und bei Dippoldiswalde) zu verwenden. Solche Diverſionen könnten aber nur in Böhmen, im Rücken des Feindes ſtattfinden. Er ſelbſt, der Prinz, habe dergleichen auszuführen geſucht, aber niemals hinreichende Streitkräfte darauf verwenden, und deshalb auch

niemals bis an das Magazin zu Leitmeritz durchdringen können, das sehr bedeutend (très-considérable) sei. Dies Magazin verbrennen, wäre ein Mittel, nach Dresden zu gelangen.

Der Inhalt des Briefes ist, und allem Anschein nach wenigstens zum Theil absichtlich, nicht streng logisch geordnet, weil der Prinz nicht geradezu in einfachen Worten sagen will, was er eigentlich im Sinn hat, nämlich, daß der König am besten thun würde, die Armee in Sachsen namhaft zu verstärken, damit sie die Versuche, nach Leitmeritz durchzudringen, mit größeren Mitteln wiederholen könnte, selbst aber diesem Kriegsschauplatz fern, in Schlesien, zu bleiben, um auch Daun dort festzuhalten.

Darum steht auch, was aus den angeführten einleitenden Sätzen folgen soll, ohne sichtbaren Zusammenhang mit denselben an einer andern Stelle, fast am Ende des Briefs. Da sagt der Prinz: „Ich begreife die Schwierigkeiten wohl, die es haben würde, jene Maßregeln auszuführen, die sie zuerst beschlossen hatten (le premier arrangement que vous vous étiez proposé), 15 Bataillone (nach Sachsen) zu entsenden, doch wären sie die besten, wenn Sie mit dem Rest (d. h. mit den Truppen, die dann dem König blieben) den Feldmarschall Daun festhalten (contenir) können; ist das nicht thunlich, dann muß man darauf verzichten." (Auf diesen ersten Plan nämlich).

„Ein anderes Mittel", sagt der Prinz im unmittelbaren Zusammenhang mit den einleitenden Sätzen, indem er nachweisen will, wie dasselbe Mittel, das einzige, das ihm überhaupt als möglich vorschwebt, nämlich die Vernichtung des Magazins zu Leitmeritz, dennoch angewendet werden könnte, indem man dieses Magazin auf anderen Wegen zu erreichen suchte, „ein anderes Mittel wäre, daß man dem Feind alle Besorgnisse um Sachsen benähme, indem man die falsche Nachricht verbreitete, daß Sie die Absicht hätten, nach der Einnahme von Schweidnitz Glatz zu belagern und selbst einige Scheinanstalten dazu träfe. Das würde vielleicht den Feldmarschall Daun bewegen, sich ganz auf die Grafschaft Glatz zu beschränken (d. h. sein gesammtes Heer dort zusammen zu ziehen und die Pässe nach Böhmen unvertheidigt zu lassen), und wenn es alsdann möglich wäre, daß Ihre Armee nach Braunau marschirte, würden Sie den Feldmarschall Daun von Sachsen abschneiden, und dadurch hätten Sie einen ersten Vortheil gewonnen, der wäre, daß Sie den Feldmarschall Daun

verhindert, nach Dresden hin zu marschiren. Ein zweiter noch wäre, daß Sie alsdann ein „Detachement" nach Leitmeritz entsenden könnten; einige Bataillone und viel Husaren würden dazu genügen. Wenn ich dann (bei Zeiten) davon benachrichtigt wäre, würde ich meinerseits alles thun, was ich kann, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf mich zu ziehen, damit der auf Leitmeritz geführte Streich nicht durch den hiesigen Feind gestört werde. — Es stünde dann bei Ihnen, dieses selbe (nach Leitmeritz entsendete) Detachement über Zittau zurückgehen zu lassen; — denn wenn der Feind alsdann (soll heißen nach dem Verlust des Magazins zu Leitmeritz) seine Stellungen um Dresden noch nicht aufgegeben haben sollte, dann wird er sie unter keiner Bedingung aufgeben (il ne les abandonnera jamais). Hat er sie aber aufgegeben, dann würde dieses selbe Korps mir dienen, die Belagerung von Dresden nach der Seite vom Weißen Hirsch zu decken."

Vor allen Dingen soll der König nicht persönlich nach Sachsen kommen, das ist einleuchtend. Im Uebrigen erinnert dieser Plan wieder an die Expedition nach Zittau und Jung-Bunzlau, die der Prinz zu seiner Zeit vorgeschlagen hatte. Alles sollte nun einmal in civilisirter Weise abgemacht werden, ohne entschlossenen Kampf und Sieg und dergleichen naturalistische Rohheiten.

Uebrigens hat Prinz Heinrich auch noch einen anderen, einen Nebengedanken. Er wirft die Frage auf: „Im Fall wir Dresden nicht haben können, wäre es nicht möglich, Eger zu gewinnen?" — Doch sieht er gleich selbst die Schwierigkeiten, allen Bedarf dorthin zu schaffen, sowie daß man dazu zwei Armeen haben müßte, die eine, um die Belagerung zu betreiben, die andere, um Freiberg und Meißen zu decken.

Daß die Frage, was denn mit Eger eigentlich gewonnen wäre, weder gestellt noch beantwortet wird, ließe sich entschuldigen, auch ohne daß man auf die Ansichten einzugehen brauchte, in denen Prinz Heinrich im Allgemeinen befangen war. Denn hatte der Ort auch in der damaligen Lage der Dinge keinen strategischen Werth, so konnte er doch bei den nahen Friedensunterhandlungen immerhin als Kompensationsobjekt einen gewissen Werth haben. Auch der König hatte einmal den Gedanken hingeworfen, der Herzog Ferdinand von Braunschweig könne unter Umständen Truppen von seiner Armee entsenden, um sich Egers zu bemächtigen; das wäre aber, von allem Anderen abgesehen,

etwas sehr wesentlich Anderes gewesen, als wenn eine der beiden preußischen Hauptarmeen Dresden aufgab, um sich auf Eger zu werfen.

Der König beantwortete diesen Brief (22. September) in etwas gereiztem Ton. Er setzt Dauns Stellung im Gebirge auseinander. Bei Wartha steht Beck verschanzt mit 15 Bataillonen und 5 Reiter-Regimentern; bei Silberberg ein Lager von 7 Bataillonen auf unangreifbaren Höhen, und dahinter Daun bei Scharfeneck mit 33 Bataillonen und 15 Regimentern Kavallerie; 7 Bataillone sind auf der Hohen Eule vereinigt, 15 unter Laudon bei Wüste-Waltersdorf und Tannhausen, 15 und viele Reiterei unter Brentano bei Braunau; Trautenau und Schatzlar endlich seien mit 2000 Mann besetzt.

Unter diesen Umständen würde Daun einem Vorgeben, daß man nach Glatz vordringen wolle, keinen Glauben beimessen. „Was meinen Marsch nach Braunau betrifft, so steht es mir unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nicht an (il ne me convient aucunement), mir die Nase an einem so gut befestigten Posten einzustoßen wie der ist. Ich könnte nach Trautenau gehen, aber dort würde ich keine Fourage finden." — Ein Detachement nach Leitmeritz zu entsenden, erklärt der König für unausführbar; denn dieses Detachement würde von Truppen, die Daun ohne Zweifel alsdann dazu entsende, auf der Spur verfolgt werden, und außerdem würde sich sowohl das österreichische Korps bei Töplitz, als dasjenige, das seit kurzem unter Luzinsky in die Lausitz entsendet war, gegen dasselbe wenden. (Parce que ce détachement serait de suite talonné par un corps que naturellement Daun enverrait à sa suite, que du côté de la Lusace certainement Luszinski marcherait sur lui, et que le corps qui est à Töplitz ne manquerait pas de s'y porter de son côté.)

„Ihr Projekt in Beziehung auf Eger wäre vortrefflich, wenn wir noch eine (dritte) Armee hätten, die wir dazu verwenden könnten, aber die Lage erwogen, in der wir uns (thatsächlich) befinden, wäre es gewiß nicht angemessen, Sachsen zu verlassen um Eger zu belagern. (Le projet sur Eger serait admirable, si nous avions encore une armée pour l'y employer, mais, vu la situation où nous nous trouvons, il ne conviendrait certainement pas d'évacuer la Saxe pour assiéger Eger.) — Ich sehe demnach keine Möglichkeit, das Magazin zu Leitmeritz zu nehmen, als von Sachsen aus über den Basberg. Es wäre dazu

ein Korps nöthig, stärker als das österreichische bei Töplitz, und ein Offizier, der das Gelände zu benutzen und gute Dispositionen zu machen wüßte. Dies alles erwogen, komme ich auf mein Projekt zurück, von hier gerade nach Dresden zu marschiren und zu versuchen, was sich wird thun lassen." —

Gewiß eine dem Prinzen Heinrich sehr unerwünschte Conclusion.

Auf Seiten der Oesterreicher hatte sich inzwischen manches geändert. Die Klagen der böhmischen Prälaten und adeligen Herren, deren Güter von den preußischen Streifparteien mit Brandschatzungen, Requisitionen und — Plünderungen heimgesucht wurden, waren sehr laut geworden und hatten endlich bewirkt, daß man von der Wiener Hofburg aus den Feldmarschall Serbelloni veranlaßte, das Kommando niederzulegen. Hadik trat an seine Stelle. Die Reichsarmee hatte über Töplitz und Nollendorf am 6. September die Gegend von Dresden erreicht; der neue Kommandirende traf am 7. dort ein.

Er fand seine Armee auf der Bogenlinie von Dresden über Dippoldiswalde bis Töplitz in mehrere Stellungen vertheilt. Da Luzinski von seiner Entsendung nach der Lausitz bereits wieder zurückgekehrt war, stand auf dem rechten Ufer der Elbe nur ein Graf Hohenzollern mit 1 Kroaten-Bataillon und 6 Schwadronen Husaren; auf dem linken Ufer lagerten bei Bennerich unter General Ried 9 Bataillone 16 Schwadronen; — hinter dem Plauenschen Grunde 11 Bataillone 7 Schwadronen; — bei Rabenau 5 Bataillone; in der Dippoldiswalder Heide als Zwischenposten 2 Bataillone; — hinter Dippoldiswalde 16 Bataillone 34 Schwadronen; — bei Altenberg und Schellerhau unter Campitelli 8 Bataillone 14 Schwadronen; bei Töplitz unter dem Fürsten von Löwenstein 10 Bataillone 38 Schwadronen. — Die Reichsarmee zählte bei Dresden 23 Bataillone 42 Schwadronen. — Dazu kam noch das Kommando des Obersten Török, 1 Bataillon Kroaten und 10 Husaren-Schwadronen.

In der Stellung der Preußen hatte sich nichts geändert, als daß der Prinz Heinrich den General Seydlitz, dessen Kommando zur Zeit aus 6 Bataillonen und 10 Schwadronen bestand, schon am 2. September von Porschenstein nach Burkersdorf und Frauenstein näher an seinen

rechten Flügel zurückgerufen hatte. Kleist bildete nun mit seinen wenigen leichten Truppen allein bei Porschenstein den äußersten rechten Flügel der langen strategischen Stellung. Belling war mit 10 Schwadronen seiner Husaren für einige Tage auf das rechte Ufer der Elbe entsendet gewesen, wo sich bis zur Zeit nur der General Dingelstädt mit wenigen Husaren gehalten hatte, der natürlich nicht mehr thun konnte, als Nachricht geben von dem, was dort vorging. Prinz Heinrich besorgte, Luzinsky könnte bestimmt sein, wieder einmal einen Handstreich auf Berlin auszuführen, und entsendete Belling, ihn wenigstens zu beobachten. Nachdem Luzinsky am 24. September wieder auf das linke Ufer des Stroms zurückgekehrt war, wurde auch Belling wieder dahin zurückgerufen, und der Prinz ließ ihn, zur Verstärkung des rechten Flügels seiner Stellung, bei Ober-Bobrizsch lagern.

Hadik war in die unbedingte Nothwendigkeit versetzt, sich thätiger zu erweisen als sein Vorgänger; er war ausdrücklich dazu nach Sachsen gesendet. Selbst wenn ihm kein höheres Ziel vorschwebte, mußte er zum allerwenigsten streben, das ganze Erzgebirge wieder zu gewinnen, um Böhmen vor feindlichen Streifereien sicher zu stellen. Bei der großen Uebermacht, von mindestens 65 000 Mann gegen weniger als 40 000, die ihm zur Verfügung stand, war das keine allzu schwierige Aufgabe. Noch dazu war das strategische Stellnetz, das Prinz Heinrich von Constapel bis Porschenstein ausgespannt hatte, ein ungemein dünnes und zerreißbares. Selbst nach dem Urtheil der Zeitgenossen lag in den Verhältnissen diesmal für Hadik eine Aufforderung, eine Schlacht zu suchen und zu wagen, um seinen Zweck auf diesem Wege zu erreichen.

Auch der Prinz Heinrich hatte das Bewußtsein, daß seine lange Postenkette etwas zu schwach besetzt sei, und daß es Schwierigkeiten haben könnte, sich darin zu behaupten, wenn der Feind darauf verfiel zu — manövriren.

Zu seinem Glück beabsichtigte Hadik nicht mehr als der Prinz erwartete, nicht mehr als ein Manöver. Es ist des Nachlesens werth, wie sich die gleichzeitigen Kunstrichter darüber aussprechen. Der „österreichische Veteran" meint, man könne dem General Hadik keine Vorwürfe deshalb machen, daß er die lange preußische Linie nicht durchbrochen, daß er das Hülsensche Korps nicht von dem des Prinzen Heinrich getrennt, daß er nicht eine Schlacht gesucht habe: „denn jene

Fälle ausgenommen, wo der Feind die offenbarsten Blößen gegeben hätte, oder wo man würde gezwungen gewesen sein, die Schlacht anzunehmen, lag der Entwurf, zu batailliren, nicht in unserm Operationsplan." Das ist dann vielfach nachgeschrieben worden. Damit wäre indessen die Verantwortung doch nur von Hadiks Schultern auf andere übertragen, die Erscheinung selbst aber keineswegs erklärt, die Frage, warum in dieser Weise verfahren wurde, nicht beantwortet. — Uebrigens, da Hadik ausdrücklich nach Sachsen gesendet war, um positive, wenn auch mäßige Erfolge zu erkämpfen, um einen verlorenen Landstrich wieder zu gewinnen, ist wohl kaum anzunehmen, daß er so bestimmt und gerade in dieser Weise beschränkende Verhaltungsbefehle gehabt haben sollte. Was Cogniazzo davon erzählt, ist Konjektur und gewiß nicht buchstäblich zu nehmen.

Tempelhof fällt sein Urtheil in einer für seinen eigenen Standpunkt charakteristischen Weise: „Bei der großen Ueberlegenheit, die er — Hadik — auf seiner Seite hatte, wäre eine Schlacht das beste Mittel gewesen, den ganzen Streit" — den Streit um Freiberg und das Erzgebirge meint Tempelhof — „zur Entscheidung zu bringen, und die so weit ausgedehnte Stellung der preußischen Armee schien sehr triftige Gründe für den Gebrauch dieses Mittels anzugeben. Denn gegen zwei oder drei Angriffspunkte konnte er ja von seinen Truppen starke Massen anrücken lassen, indeß durch kleinere zweckmäßige Scheinangriffe, die sich jedesmal leicht in wahre verwandeln ließen, die Aufmerksamkeit seines Gegners auf gewisse Punkte fesseln und ihn dadurch hindern, diejenigen zu unterstützen, welche mit einer überlegenen Macht angefallen wurden. — Sei es aber der Gedanke, daß bei den besten Plänen eines Generals der Erfolg einer Schlacht doch immer nicht in dessen Gewalt ist" — oder daß der Hofkriegsrath den General Hadik zur Pflicht gemacht habe, eine Schlacht nur „im äußersten Nothfall" zu liefern, er beschloß, zu manövriren.

Die erstere der beiden erklärenden Vermuthungen Tempelhofs möchte wohl der Wahrheit nahe kommen, und die einfache Lösung des Räthsels darin zu suchen sein, daß Hadik die Wege gehen wollte, die allgemein für die sicheren galten, und obgleich ein tüchtiger Kriegsmann, doch nicht in solchem Grade selbständigen Geistes und Charakters war, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich über die herrschende Routine zu erheben.

Hadiks Plan ging dahin, die unverhältnißmäßig schwache Abthei-

lung Kleists von Porschenstein zu verdrängen, den rechten Flügel der preußischen Stellung zu umgehen und den Prinzen Heinrich zum Rückzug zu zwingen oder zu bestimmen. Damit der Schlag auf Porschenstein ungestört geführt werden könne, mußte die ganze preußische Armee in solcher Weise „beschäftigt" werden, daß sie nicht dazu kam, Verstärkungen nach dem Punkt zu entsenden, dem es wirklich galt. So wurde denn auch erst am 27., dann wieder am 29. September auf der ganzen Linie der Preußen sowohl gegen die Stellung des Prinzen bei Pretschendorf, als gegen die Hülsens bei Wilsdruf und Constapel, und nicht minder gegen die Zwischenposten bei Kunersdorf, Groß-Hayn und am Tharandter Wald sehr ernsthaft demonstrirt. Es kam dabei zu Vorposten-Gefechten, zu Angriffen auf einzelne Posten, die ernst und blutig genug ausfielen, dafür, daß sie eigentlich gar keinen Zweck hatten, — und daß sie keinen Zweck hatten, zeigte sich auch darin, daß die Oesterreicher jeden Posten, den sie etwa im Laufe des Tages eingenommen hatten, am Abend wieder aufgaben.

Gerade auf dem Punkt dagegen, wo es Ernst sein, wo ein wirklicher Erfolg erfochten werden sollte, wurde nur ein sehr viel geringerer, in der That nur ein ziemlich ungenügender Grad von Energie in die Ausführung gelegt — wie hin und wieder in den Quellen angedeutet wird, zum sehr großen Mißfallen Hadiks. Die Erklärung ist vielleicht in der Persönlichkeit des Fürsten von Loewenstein zu suchen. Daun sagt von ihm in der früher erwähnten nach der Schlacht bei Torgau an die Kaiserin Maria Theresia gerichteten Charakteristik der österreichischen Generale: „Loewenstein est un mauvais meuble de toute façon." Loewenstein ging, von Töplitz kommend, über Einsiedl gerade zum Angriff auf Kleists schwache Abtheilung vor, der Campitelli von Altenberg und Schellerhau her in Flanke und Rücken kommen sollte; beiden zusammen standen dazu 15 Bataillone 40 Schwadronen zur Verfügung. Nun wurde zwar Kleist am 27. nach Dorf Chemnitz, am folgenden Tage nach dem Dorf Mulda, am 29. endlich nach Lichtenberg auf dem Wege nach Freiberg zurückgedrängt, doch kam er mit einem gerigen Verlust davon, und die Fortschritte der Oesterreicher konnten nicht als großartige oder als kühn und rasch gewonnen bezeichnet werden.

Indessen, Loewensteins Oesterreicher hatten sich bei Mulda und am Gimlitzbach festgesetzt, Prinz Heinrich sah sich umgangen und glaubte

seine Stellung nicht länger behaupten zu können. Seine strategischen Anstalten hatten selbst diese schwache Probe nicht bestanden, auf eine ernstere durfte er es allerdings wohl nicht ankommen lassen. Er ging noch in der Nacht zum 30. September in eine Stellung bei dem Städtchen Brand vor Freiberg zurück, und Hülsen erhielt zugleich den Befehl, in seine frühere Stellung hinter der Triebsche, bei Schlettau und den Katzenhäusern zu weichen. Das schwache Heer des Prinzen war nun wieder einem sehr überlegenen Feinde gegenüber von Meißen bis Brand auf eine Strecke von sechs Meilen auseinandergezogen.

Was Prinz Heinrich unmittelbar bei Freiberg beisammen hatte, bestand aus 25 Linien-, 8 Frei-Bataillonen und 69 Schwadronen, worunter 8 Schwadronen Frei-Dragoner und Frei-Husaren, was alles zusammen höchstens kaum 24 000 Mann, und darunter gewiß nicht mehr als 16 500 Mann Infanterie unter den Waffen zählte. Die Stellung, welche der Prinz für diese kleine Armee gewählt hatte, bildete von Brand nach Langen-Rinne, und von dort an der Freiberger Mulde entlang bis Tuttendorf einen ausspringenden Winkel, um nach zwei Seiten Front zu machen, und hatte zudem eine Stirnseiten-Länge von nahezu einer Meile. Noch dazu sind von den 24 000 Mann, die diese unverhältnißmäßig lange Linie vertheidigen sollten, noch 2 Frei-Bataillone, 10 Schwadronen Husaren und 300 Küraſſiere abzurechnen, mit denen Oberst Belling bei Lang-Hennersdorf und Klein-Schirma den Rücken des Ganzen decken sollte. Ein mit entschlossenem Willen ausgeführter Angriff auf diese dünn besetzte Stellung hätte wohl nur einen ungenügenden Widerstand gefunden.

Sie sollte noch ausgedehnter werden. Die preußischen leichten Truppen waren vor der Front und in der rechten Flanke der Hauptstellung vertheilt. Sie wurden von Loewensteins Kroaten nicht sowohl angegriffen als beunruhigt. Das veranlaßte den Prinzen Heinrich, den Obersten Belling nach Groß-Hartmannsdorf und Groß-Waltersdorf vorrücken zu lassen; Kleist ging bis auf die Höhen bei Mudisdorf vor, und die 6 Bataillone, die bei Brand und Erbisdorf unter dem General Syburg den rechten Flügel der Hauptstellung bildeten, sollten dort den Truppen Bellings als „Repli“ dienen, im Fall sie sich zurückziehen mußten.

Hadik mußte und wollte natürlich weiter vordringen; er mußte zum

mindeſten noch Freiberg gewinnen, wenn er der Aufgabe, die ihm geſtellt war, auch nur innerhalb der allerengſten Grenzen genügen wollte, die man ihr ziehen konnte. Zum Glück der Preußen dachte er auch unter Bedingungen, die ſelbſt unter den Zeitgenoſſen den Einen und den Anderen veranlaßt haben könnten, mehr zu erſtreben, immer nur daran, „Terrain" zu gewinnen; durch Manöver, verſteht ſich, und zwar auf Wegen, die am wenigſten geeignet waren, eine Entſcheidung herbeizuführen, auf denen er ſeinem Gegner am wenigſten gefährlich werden konnte. Er wollte fort und fort deſſen rechte Flanke umgehen.

Auch ließ er ſich Zeit. Er weilte zunächſt mit den Truppen die bei Dippoldiswalde geſtanden hatten, und der Reichsarmee in einem Lager bei Frauenſtein und Satisdorf. Dann theilte er, nachdem er Loewenſtein an ſich gezogen hatte, die Geſammtheit ſeiner Streitkräfte in zwei Hälften: Fürſt Stolberg rückte mit der durch öſterreichiſche Truppen verſtärkten Reichsarmee gegen die rechte Flanke des Prinzen Heinrich vor, Hadik ſelbſt wendete ſich mit der größeren Hälfte der öſterreichiſchen Truppen im Weſentlichen gegen Hülſen.

Vom 13. Oktober an wurden die Beunruhigungen der preußiſchen Vortruppen ernſter und ſchienen einen Zweck zu haben. Hadik ließ von den Truppen, die er am Plauenſchen Grund und bei Bennerich hatte, eine Kolonne nach Birkenhayn vorrücken und von dort gegen Groitſch und Tannenberg demonſtriren; eine andere, bei der er ſich ſelbſt befunden zu haben ſcheint, rückte nach Hütte und von dort nach Nieder-Schöna vor; man kämpfte wiederholt um den Uebergang über die Mulde bei Halsbrücke. Die Abſicht, die Aufmerkſamkeit des Prinzen Heinrich hierher zu leiten und hier zu feſſeln, gelang vollkommen, obgleich dieſer Fürſt ſeinem Bruder wenige Tage vorher geſchrieben hatte: „pour le long de la Mulde il n'y a rien à appréhender, car il n'est pas croyable que l'ennemi s'avise d'attaquer par là." Der Prinz glaubte jetzt, ſein Gegner beabſichtige, die ſchwache preußiſche Poſtenkette in der Mitte zu ſprengen und zwiſchen ihm ſelbſt und Hülſen über die Mulde vorzudringen, wie das allerdings ſehr zweckmäßig geweſen wäre. Die Gefahr, in die das preußiſche Heer dadurch verſetzt werden konnte, war einleuchtend; Prinz Heinrich beeilte ſich, Infanterie nach Siebenlehn zu entſenden und nach Noſſen, wo Hülſen nur einen ſchwachen Poſten hatte. Was die Hauptſtellung vertheidigen ſollte,

wurde darüber immer unzureichender, aber glücklicher Weise nicht auf die Probe gestellt.

Auf dem rechten Flügel der Preußen war der Reichsarmee, die bei Zetha lagerte, am 14. ein erster Versuch, Belling zu umgehen, mißlungen. Am 15. gelang es, während die Reichsarmee sich auf den Höhen bei Wiegmansdorf in Schlachtordnung entfaltete, dem dazu entsendeten General Campitelli, den Obersten Belling zu umgehen, einen schwachen Verbindungsposten im sogenannten Rathswalde gänzlich zu zersprengen und die Brigade Syburg bei Erbisdorf und Brand zu schlagen. Drei zur Zeit an Mannschaftszahl allerdings sehr schwache Bataillone fielen dabei fast ganz in Gefangenschaft, neun Kanonen gingen verloren. Erst auf dem Galgenberge, nahe vor dem Thor der Stadt Freiberg konnte, wie der Prinz selbst berichtet, der Rest dieser Brigade wieder gesammelt werden. Belling, dem der gerade Rückzugsweg abgeschnitten war, mußte die Wiedervereinigung mit der Armee auf Umwegen, hinter dem Rücken der Truppen Campitellis weg suchen; als er am Abend Linde erreicht hatte und auch hier den Weg verlegt fand, eilte er durch die Nacht nach Groß-Schirma. Er kam noch glücklich genug davon, wenn auch natürlich nicht ohne Verlust. Im Ganzen verloren die Preußen an diesen beiden Tagen, 14. und 15. — hauptsächlich aber am 15. — 2198 Mann (49 Offiziere mitgerechnet), darunter 1587 Mann (38 Offiziere) an Gefangenen.

In dem bereits angeführten überhaupt sehr zuversichtlich gehaltenen Brief an den König (vom 11. Oktober) hatte der Prinz geäußert: „Wenn der Feind darauf verfiele, über Hartmannsdorf und Mudisdorf (auf Brand heran) zu marschiren (zum Angriff), ist meine Absicht nicht, ihn in meiner Stellung zu erwarten, sondern ihm entgegen zu gehen" — (si l'ennemi s'avisait donc de passer Hartmansdorf et Mudisdorf, mon dessein n'est pas de l'attendre dans mon camp, mais de marcher à lui). — Wie sich aber die Dinge in der Wirklichkeit doch immer anders gestalten, als man sich im Voraus denkt, hatte sich das nicht ausführen lassen — und den Tag nach dem unglücklichen Treffen (16.) schreibt Prinz Heinrich in gar sehr veränderter Stimmung: „Da glücklicher Weise die Nacht hereinbrach, blieb der Feind auf den Höhen diesseits Brand, denn wenn es Tag gewesen wäre, hätte ich weder angreifen noch mich zurückziehen können, mit einem Wort, wir wären ohne Rettung ver-

loren gewesen." (L'ennemi .... comme la nuit arrivait heureusement, resta sur les hauteurs en deça de Brand, car s'il avait fait jour, je n'aurais pu ni me retirer ni attaquer, en un mot nous aurions été perdus sans ressource.)

Umgangen, mit einem Angriff im Rücken bedroht, wich der Prinz noch in der Nacht in eine Stellung zwischen Reichenbach und Groß-Voigtsberg zurück. Er schildert diesen Marsch, der, auf herbstlich verdorbenen Wegen, in denen die Artillerie stecken blieb, in einer Entfernung von nicht mehr als einhundert Schritt (!) an Campitellis Wachtfeuern vorüber geführt habe, als sehr schwierig und fügt hinzu, er werde das Mögliche thun, um sich auf dem linken Ufer der Mulde zu behaupten, aber es fehle ihm an Truppen.

Sich jenseits der Mulde zu behaupten, wurde ihm nicht eben sehr schwer gemacht. Er blieb fünf Tage lang, kaum eine Meile vom Feinde entfernt, in einer Stellung, die auch der damaligen Taktik keineswegs für unangreifbar gelten konnte, vollkommen unangetastet. Die österreichischen Generale, die nichts gethan hatten um den nächtlichen Rückzug des Prinzen zu einem verderblichen zu machen, regten sich erst am 21. wieder, und selbst dann unternahmen sie nur gegen die leichten Truppen unter Kleist etwas, das wie eine Rekognoszirung aussah und in der That zu nichts, nämlich nur zu einer Kanonade führte. — Am 22. ging Prinz Heinrich in eine Stellung zurück, die sich von Augustusberg über Ober-Marbach bis gegen Etzdorf ausdehnte, und in der er die schwierigen Defileen des Muldethals zwischen Nossen und Roßwein unmittelbar im Rücken hatte. Er wurde auch hier nicht angegriffen.

Schon in der Stellung bei Reichenbach hatte der Prinz einen Brief seines Bruders vom 14. erhalten, der merkwürdig ist, weil sich darin zeigt, welche Wendung der weitere Feldzug in Sachsen nach dem Willen des Königs nehmen sollte. Der Prinz wird darin in seiner früheren Stellung bei Freiberg vorausgesetzt. König Friedrich kündigt an, daß Graf Wied mit 20 Bataillonen 50 Schwadronen nach Sachsen aufbricht. — Wied wird seinen Marsch auf Hartha bei Bischofswerda richten, und von dort — falls ein feindlicher Heertheil auf den Höhen bei Boxdorf steht — nach „Fischhaus" vorrücken. Das wird den Feind bei Boxdorf zum Rückzug zwingen, um nicht abgeschnitten zu werden. Trifft Wied auf dem rechten Ufer der Elbe bedeutende Streitkräfte, so wird

der Prinz auf dem linken desto leichteres Spiel haben. — Geht der Feind in Unordnung über die Elbe zurück, dann wird Graf Wied bei Weißig Anstalten treffen, als wolle er dort in der Nähe über die Elbe gehen; zieht sich dann der Feind von Dresden zurück — was geschehen kann (ce qui pourrait arriver), wenn der Prinz ebenfalls Anstalten trifft, als wolle er den Gegner von allen Seiten angreifen — „dann steht es in Ihrer Macht, Dresden zu belagern!“ (alors vous serez le maître d'assiéger Dresde).

Doch sind das nur Möglichkeiten; der König selbst glaubt keineswegs unbedingt, daß sich die Dinge so verlaufen würden, und hatte noch einen anderen Plan, der wohl als der eigentliche anzusehen sein möchte: gelingt es nicht, den Feind zum Rückzug aus der Gegend von Dresden zu bestimmen, dann geht Graf Wied bei Strehla über die Elbe und besetzt mit seinem Korps die Stellung an der Triebsche, bei Meißen und den Katzenhäusern; der Prinz Heinrich kann alsdann seine gesammte Armee vereinigen und zur Offensive nach Böhmen schreiten, die Magazine der Oesterreicher in Saatz und Leitmeritz zu vernichten suchen, oder wie der König höflich sagt, die Pläne des Prinzen dort ausführen (pour exécuter votre projet sur la Bohème).

Hadiks Benehmen während dieser Zeit bedürfte gar sehr einer Erklärung, aber eine solche findet sich nirgends in den bis jetzt veröffentlichten Quellen. Wir sind nicht einmal genauer darüber unterrichtet, welche Stellungen er zur Zeit inne hatte, nur im Allgemeinen wissen wir, daß seine Armee gleich der preußischen in zwei Hauptmassen getheilt blieb, von denen die eine, nämlich die durch österreichische Truppen verstärkte Reichsarmee unter dem Fürsten von Stolberg bei Freiberg lagerte, während die andere ein vorgeschobenes Korps unter dem General Ried bei Kesselsdorf und dessen Vortrab bei Wilsdruf hatte. Wie und wo Hadiks übrige Truppen dahinter vertheilt waren, wird uns nirgends gesagt. Jedenfalls war seine Armee von Freiberg bis an die Elbe ausgebreitet.

In dieser Stellung, siegreich in dem Treffen bei Brand und Herr von Freiberg, in einer Lage, in der so Vieles ihn auffordern mußte, seinen Sieg zu verfolgen, unternahm und that Hadik volle vierzehn Tage über

gar nichts. Hielt er etwa seine Aufgabe für gelöst? Seine Arbeit für gethan? — Glaubte er nur noch festhalten zu müssen was er gewonnen hatte? — Die Sorgfalt, mit der die Stellung bei Freiberg verschanzt wurde, könnte auf diese Vermuthung führen, doch es ist kaum denkbar. Unmöglich konnte Hadik glauben, vollständig gethan zu haben, was ihm oblag, so lange er den Feind nicht wenigstens über die Mulde zurückgetrieben hatte, nicht wieder so weit des Geländes Herr geworden war, als man es vor der Eröffnung des Feldzugs inne gehabt hatte.

Oder wollte er die Verstärkungen abwarten, die ihm Daun unter dem Prinzen Albert von Sachsen und Brentano aus Schlesien sendete? — Auch das ist kaum anzunehmen, denn auch ein preußisches Korps war aus Schlesien unterwegs — ja Daun sendete diese Verstärkungen nur, weil er ein preußisches Korps im Marsch wußte, und um die Verschiebung der Machtverhältnisse auszugleichen, die sich durch Wieds Entsendung nach Sachsen dort ergeben konnte. Eine Verbesserung der ohnehin mehr als genügend günstigen Machtverhältnisse hatte demnach Hadik von dem Eintreffen der Verstärkungen nicht zu erwarten; eher das Gegentheil, da Wieds Korps stärker war als das des Prinzen Albert. Kurz, wir wissen das Räthsel nicht zu lösen.

Aber auch das Thun und Lassen des Prinzen Heinrich zu dieser Zeit hat etwas Räthselhaftes. In einem Brief vom 22. Oktober meldet er dem König, daß er die Stellung bei Reichenbach verlassen habe, weil sie ihm nicht fest genug schien, um einen Angriff des Feindes darin zu erwarten, und Gefangene, die man machte, versicherten, daß ein solcher bevorstehe. Seine jetzige Stellung sei günstiger —: „ich besorge etwas nur von Manövern in unserer rechten Flanke, aber wenn ich nur die Ankunft des Generals Neuwied (Grafen Wied) hier abwarten kann, hoffe ich, daß Alles gut gehen wird, wenn mich nur der Feind bis dahin in Ruhe läßt.“ — (Je n'appréhende que les manoeuvres dans notre flanc droit, mais que je puisse seulement attendre ici l'arrivée du général Neuwied et j'espère que tout ira bien, pourvu que l'ennemi me donne du repos jusqu'alors.)

Wir sehen hier den Prinzen lediglich auf die Vertheidigung bedacht; wir sehen, daß er sich sogar in der Vertheidigung nicht sicher fühlte, so lange Graf Wied nicht bei ihm eingetroffen war — und wenige Tage später schreitet er zum Angriff und sucht sogar eine Schlacht, was ihm

sonst und im Allgemeinen keineswegs nahe lag, an der Spitze genau derselben Truppen, die sich in dem Treffen bei Brand ungenügend erwiesen hatten, ohne irgend eine Verstärkung erhalten zu haben, ohne diejenige abzuwarten, die ihm Graf Wied zuführte — ohne daß inzwischen irgend etwas vorgefallen wäre, das neue Hoffnungen erwecken und zu einem bisher für unmöglich gehaltenen Unternehmen auffordern konnte. Was mag ihn dazu bestimmt haben? — Wie kam er dazu, nachdem ihn das unglückliche Treffen bei Brand so tief herabgestimmt hatte? — Seine Briefe an den König enthalten nichts, nicht ein Wort darüber.

In einem Schreiben vom 25. Oktober zeigt sich, daß der Prinz es allerdings für seine Aufgabe hält, zum Angriff überzugehen und Freiberg wieder zu gewinnen, aber er glaubt das erst dann unternehmen zu können, wenn Wied eingetroffen wäre und einen Theil der Streitkräfte Hadiks — die Armee, die unter dessen unmittelbaren Befehlen stand — in einer oder anderer Weise auf sich abgelenkt hätte. — Der Prinz meldet nämlich, die Elbe-Brücken für das Korps des Grafen Wied seien bereit. „Der Feind" — worunter allem Anschein nach diesmal Hadik und der unter seinen unmittelbaren Befehlen stehende Heertheil zu verstehen ist — habe eine Stellung genommen, aus der er (ses forces) seine ganze Macht (je nach den Umständen) sowohl nach Freiberg als nach Dresden werfen könne. Die Dispositionen des Prinzen (zur Offensive?) seien getroffen —: „aber da das Alles davon abhängig ist, für was sich der Feind bei der Annäherung des Generals Wied entscheiden wird, ist es (jetzt noch) unmöglich zu bestimmen, was ich werde thun können. Ich glaube jedoch, das Wichtigste wird sein, Freiberg wieder zu gewinnen, und das ist, woran ich vorzugsweise denke, denn wenn die Gesammtmacht des Feindes sich dorthin werfen sollte, würden wir unendliche Mühe haben, diese Stadt wieder zu gewinnen, die doch von höchster Wichtigkeit ist für die Winterquartiere." (Mais comme tout cela dépend du parti que prendra l'ennemi à l'approche du général Wied, c'est pourquoi il est impossible de déterminer ce que je pourrai faire. Je crois pourtant que le point le plus important sera de ravoir Freiberg, et c'est préalablement (!) à quoi je songe, car si toutes les forces de l'ennemi s'y portaient, nous aurions une peine infinie à reprendre cette ville, qui pourtant est de trop de conséquence pour les quartiers d'hiver.) — Vier Tage darauf sehen wir ihn zum

Angriff schreiten ohne daß geschehen wäre, was hier als nothwendig vorausgesetzt wird, ohne daß die Nähe des Grafen Wied einen Theil der Streitkräfte Hadiks von Freiberg abgelenkt hätte. Das ist um so auffallender, da der Prinz, bei dem beabsichtigten Unternehmen gar keinen großartigeren, weiter reichenden Erfolg im Sinne hatte. Die Eroberung von Dresden, ein nach großem Maßstab ausgeführter Zug nach Böhmen, liegen — wahrscheinlich der späten Jahreszeit wegen — ganz außerhalb seines Horizonts; er denkt nur an gesicherte und bequeme Winterquartiere. Da wäre ein großer — besonders für den Prinzen Heinrich großer Entschluß — durch Interessen sehr untergeordneter Art veranlaßt worden!

Eine Erklärung hat eigentlich nur Warnéry versucht. Er erzählt, was seitdem sehr oft mehr oder weniger gläubig oder zweifelnd nachgeschrieben worden ist, nämlich Prinz Heinrich habe erfahren, daß der Flügeladjutant Wilhelm von Anhalt mit dem Korps des Grafen Wied komme, und habe sich deshalb beeilt, vor dessen Ankunft zum Angriff und zur Schlacht zu schreiten, damit der Sieg nicht diesem Flügeladjutanten zugeschrieben werde. — Was Clausewitz dagegen einwendet, daß nämlich dem Prinzen Heinrich, nachdem er mehrere Jahre den Befehl über Armeen geführt hatte und für seinen Bruder „eine Art von Puissance geworden war“ ein „Vertrauter so untergeordneter Art“ wohl kaum hätte in einem solchen Grade imponiren, wohl kaum im Licht eines Nebenbuhlers erscheinen können — das trifft nicht ganz zu. Prinz Heinrich war sehr eifersüchtig auf die königlichen Flügeladjutanten, sehr eifersüchtig darauf bedacht, den Schein vollkommener Selbständigkeit zu wahren; auch wenn die Verhältnisse ihm ganz über den Kopf zu wachsen drohten, ließ er sich gewiß den Rath eines königlichen Flügeladjutanten nicht gefallen; er suchte dann lieber seinen Feldherrnruhm dadurch in Sicherheit zu bringen, daß er ganz zurücktrat. Wir haben gesehen, welcher gereizten Stimmung er verfiel, als der König im Frühjahr den Flügeladjutanten Grafen Anhalt nach Sachsen sendete, wie er darüber sogar seinen Abschied nehmen wollte. Diesmal aber lag in der That kein Grund vor, sich in ähnlicher Weise zu ereifern. Der Flügeladjutant Wilhelm von Anhalt, von dessen Fähigkeiten der König eine sehr hohe Meinung hatte, war dem Grafen Wied beigegeben, der wohl der Leitung bedurft haben mag. Wied aber sollte — wenn auch unter dem Oberbefehl des Prinzen Heinrich — doch in einer gewissen Selbständigkeit die Stellung

an der Triebsche behaupten, während der Prinz mit seiner vollständig vereinigten Armee die Offensive ergriff. Er sollte gar nicht unmittelbar zu dem Prinzen stoßen, sondern — wie später wirklich geschah — den General Hülsen ablösen, damit dieser zu dem Prinzen stoßen könne. Eine Stellung unmittelbar neben dem Prinzen Heinrich war demnach dem angeblich gefürchteten Flügeladjutanten diesmal gar nicht zugedacht, und der Prinz wußte das, da ihn die Briefe des Königs von dessen Anordnungen im Allgemeinen in Kenntniß gesetzt hatten.

Könnte man nun auch sagen, der Prinz hielt es für wichtiger, den Feind anzugreifen, ehe seine Verschanzungen vollendet wären, als den Augenblick abzuwarten, wo er Hülsens Korps an sich ziehen konnte, so wäre doch auch das nur eine Vermuthung, und jedenfalls bleibt unerklärt, warum der Prinz, ganz gegen seine sonstige Weise, da er doch nur Freiberg im Sinn hatte und nichts weiter, den „Zweck" diesmal nicht durch Manöver, durch „künstliche Märsche" zu erreichen suchte, und schnurstracks auf die taktische Entscheidung losging. Clausewitz meint, daß „Feldherneitelkeit" dabei ihre Rolle mitgespielt haben könnte, und das ist allerdings wohl möglich. Denn wie sehr sich auch Prinz Heinrich sarkastisch über das „Bataillliren" seines Bruders ergehen mochte, konnte ihn doch das Bewußtsein beunruhigen, daß seinem eigenen Kriegsruhm etwas, wenigstens in den Augen der nicht kriegsgelehrten Menge Wesentliches, fehlte, nämlich der Ruhm eines in offener Feldschlacht erfochtenen Sieges. Wollte der Prinz aber zu guter Letzt noch einen solchen davontragen, so war nicht länger zu säumen, da der Krieg zu Ende neigte.

Die Schlacht selbst und die Anordnungen dazu haben viel Eigenthümliches. Die drei Bataillone, die bei Brand verloren gegangen waren, wurden durch zwei von Hülsens Korps herangezogene ziemlich ersetzt, und so waren es denn 24 Linien-, 7 Frei-Bataillone und 63 Schwadronen, mit denen der Prinz am Abend des 28. Oktober aufbrach zur Schlacht. Welche Kombattantenzahl aber hier vereinigt war, darüber fehlt jede Auskunft. Der Prinz hatte seinem Bruder schon unter dem 11. Oktober berichtet, die Rekruten aus Ostpreußen kämen jetzt an — „das wird eine wirkliche (namhafte) Verstärkung sein" (les recrues de la Prusse arrivent, cela fera un renfort réel). Daß drei und vier Tage später in den Gefechten am 14. und 15. diese Rekruten noch nicht mit in Reihe und Glied standen, ist gewiß. Ob aber zwei Wochen später

eine gewisse Anzahl derselben eingetroffen und in die Regimenter eingereiht war, wissen wir nicht, da der Prinz nicht auf diesen Gegenstand zurückkommt. Jedenfalls müssen wir glauben, daß sie nicht sofort verwendbar waren, da der Prinz hinzufügt, es bedürfe nur noch der Zeit sie einzuüben (il ne leur faut que le temps d'être exercés), wonach wir annehmen müssen, daß wenigstens diese Rekruten ganz unausgebildet zu den Regimentern kamen.

So ist denn nicht genau festzustellen, um wie viel diese Armee schwächer war als die des Fürsten Stollberg, die 49 Bataillone (22 Reichstruppen, 27 österreichische) und 68 Schwadronen (30 Reichstruppen, 38 österreichische, Husaren mitgerechnet) zählte. Die Bataillone und Schwadronen der Reichsarmee waren bekanntlich sehr schwach, so daß die hier vereinigten Reichstruppen insgesammt gewiß nicht mehr als 14 000 oder 15 000 Mann betrugen, aber die Oesterreicher sind doch gewiß nicht zu weniger als 15 000 Mann Fußvolk und 7000 bis 8000 Reiter anzuschlagen, die Armee im Ganzen mithin zu mindestens 36 000 Mann. Die preußische wird wohl fast um ein Drittheil schwächer gewesen sein.

Eine Schlacht in den damals herkömmlichen taktischen Formen, die Entwickelung einer ganzen Armee „in zusammenhängender Linie", wie die Theoretiker jener Zeit sie für unerläßlich hielten, war im Gebirge nicht möglich. Das vielfach gebrochene Gelände ließ die Bildung und Bewegungen so langer Linien nicht zu, weshalb denn auch die eben erwähnten Theoretiker geneigt sind, Gebirgsstellungen für unangreifbar, mit anderen Worten eine Schlacht im Gebirge für unmöglich zu erklären. Nur einzelne Postengefechte schienen da möglich. Die Natur des Geländes zwang nun hier den Prinzen Heinrich, ganz von der herkömmlichen taktischen Ordnung abzuweichen, seine ganze Armee in vier selbständige Divisionen einzutheilen, deren jede, aus allen drei Waffengattungen zusammengesetzt, auch örtlich von den drei anderen getrennt, einen besonderen Angriff auf einen Theil der feindlichen Stellung ausführen sollte. Die Anlage im Ganzen gewann dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit den Dispositionen zu den Schlachten einer späteren Zeit und unserer Tage. Es war eine Neuerung von großer Tragweite, deren sich aber der Prinz selbst nicht recht bewußt geworden zu sein scheint, da er hier lediglich dem Zwang gehorchte, den ihm die Bodengestaltung auferlegte, und aus dem, was hier nothwendig wurde,

so wenig allgemein gültige Lehren abstrahirte, als er darin von allgemeineren taktischen Anschauungen oder Grundsätzen ausgegangen war. Die Zeitgenossen scheinen seltsamerweise ebenso wenig gewahr geworden zu sein, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgegangen war. Wir finden in ihren Werken nirgends eine Bemerkung darüber. Retzow namentlich, der sonst immer die Nothwendigkeit der „zusammenhängenden Linie" ganz besonders hervorhebt, beschränkt sich darauf, zu sagen, die Disposition des Prinzen Heinrich sei „so künstlich" gewesen, „so zweckmäßig", daß der Fürst Stollberg, „der sich keines Angriffs versah, getäuscht ward", und das kann sich doch nur auf den nächtlichen Heranmarsch der Preußen beziehen, nicht auf die taktischen Anordnungen.

Die Art, wie Tempelhof sich bei dieser Gelegenheit äußert, könnte als wunderlich bezeichnet werden. Er stellt das Benehmen der österreichischen und der preußischen Generale im Allgemeinen hin als durchgehends einen Gegensatz bildend. „Auf der einen Seite" — bei den Oesterreichern — „wurde die Ueberlegenheit allein für das einzige und untrügliche Mittel gehalten, seinen Gegner zu überwinden. Man war daher lediglich bedacht, so viel Truppen als man nur auftreiben konnte, aufeinander zu häufen und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, recht dicht aufeinander zu packen, wenn man eine Unternehmung im Sinn hatte. Man wollte seinen Gegner immer ganz umzingeln, auf einmal ganz zu Boden schlagen und theilte zu dem Ende seine Macht in verschiedene abgesonderte Haufen; eine feste starke Masse in Stücken; einen Kopf in mehrere Köpfe. Auf diese Art glaubte man seinen Zweck sicherer zu erreichen. Man bildete sich ein, alle diese isolirten Kräfte würden noch mehr wirken als das Ganze; ein und derselbe Geist den so zerstückelten Körper beleben, ein Kopf gerade so denken wie der andere. Allein alle Erfahrungen in der Welt haben es gelehrt und lehren es noch heute vor unseren Augen, daß ein solches Verfahren gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbringt."

In den letzten Zeilen hat er ohne Zweifel die Schlachten im Sinn, welche die Oesterreicher von Tourcoing (1794) bis Hohenlinden verloren hatten, und er deutet sie auf seine Weise, so daß die Nothwendigkeit, die Armee zur Schlacht in zusammenhängender Linie zu entfalten, auch durch diese Erfahrungen bestätigt scheint. Im Allgemeinen wird hier zuvörderst die Ansicht, die der überlegenen Zahl auf dem Felde taktischer Ent-

scheidung einen Werth beilegt, anstatt den Sieg lediglich von geschickten Manövern zu erwarten, als thörichter Unverstand verspottet; streng wird das Streben verurtheilt, auf dem Felde der Entscheidung eine Uebermacht zu vereinigen und nicht minder strenge jede Anordnung, der zufolge der feste, starke Körper des Gesammtheeres in „verschiedene abgesonderte Haufen" zerlegt wird. Da auch das Streben, den Feind „ganz zu Boden zu schlagen" — ihm eine zertrümmernde Niederlage beizubringen, unversehens nebenher und ohne daß Tempelhof sich von der Tragweite des Tadels, den er ausspricht, Rechenschaft zu geben wüßte, streng gerügt wird, verurtheilt dieser Kunstrichter, sehr gewiß ohne es gewahr zu werden, alle Dispositionen Friedrichs des Großen.

Nach allem, was Tempelhof in diesem Sinn vorbringt, sollte man erwarten, er werde eine Schlacht im Gebirge, wo das gebrochene Gelände die gerügte Zerstückelung der Streitkräfte nothwendig macht, wenn nicht als geradezu unthunlich, doch wenigstens als etwas sehr mißliches bezeichnen, das man besser vermeidet; er werde die Anordnungen des Prinzen Heinrich, der seine Armee vollends einem überlegenen Feinde gegenüber in solcher Weise zersplitterte, daß die Leitung der einzelnen Theile und damit auch die des Ganzen seinen Händen entschlüpfen mußte, auf das strengste tadeln oder durch gebieterische Nothwendigkeit, die keine Wahl ließ, entschuldigen.

Doch diese Erwartung wird getäuscht. Es folgt vielmehr ein zweiter Satz, der doch der überlegenen Zahl mittelbar eine gewisse Bedeutung auf dem Schlachtfelde zuzugestehen scheint: „Die preußischen Generale waren gewöhnlich schwächer als ihre Gegner; sie waren daher fast immer genöthigt, ihre Schwäche zu verbergen und sich dabei doch das Ansehen der Ueberlegenheit zu geben. Sie mußten daher bei der Ausführung ihrer Entwürfe oft neue und ungebahnte Wege betreten, zu eben noch nicht sehr bekannten Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen und nicht selten sehr kühne, oft an Verwegenheit grenzende Schritte wagen." — Ein Urtheil, das sich in bestimmterer Weise unmittelbar auf die Anordnungen des Prinzen Heinrich bezöge, ist bei Tempelhof nirgends ausgesprochen —: sollen wir sie etwa zu den nothwendigen und glücklichen Verwegenheiten rechnen, die hier angedeutet werden?

Sehr abfällig hat, wie bekannt, Napoleon die Disposition zur Schlacht bei Freiberg beurtheilt. Er tadelt die Zersplitterung der

Truppen, und daß der Prinz nicht gewußt habe auf irgend einem Punkt eine Macht zu vereinigen, die den Erfolg sichergestellt hätte; Prinz Heinrich habe auf diese Weise nur deshalb siegen können, weil er es mit einem Feinde von sehr geringer kriegerischer Tüchtigkeit zu thun hatte. — Daß seine Disposition bei alledem eine taktische Neuerung in sich schließt, wird übrigens auch Napoleon, wenig bewandert in der Geschichte der Kriegskunst, gar nicht gewahr.

Als mustergültig wollen auch wir die Disposition des Prinzen Heinrich keineswegs rühmen. Sie ist sehr wortreich und etwas verwirrt. Es sind darin so viele verschiedene Fälle überhaupt vorausgesetzt, und insbesondere so viele Fälle, in denen eine Division Truppen an eine andere abgeben soll, daß man, wie Clausewitz bemerkt, am Ende gar nicht mehr weiß, unter wem denn eigentlich dieser oder jener einzelne Truppentheil zu stehen hatte.

Sehr viel trug dazu unverkennbar der Umstand bei, daß man die Stellung des Feindes nicht genau kannte. Wie das preußische Heer im Nordosten von Freiberg gestanden hatte, die Mulde vor der Stirnseite und die Stadt im Rücken, so lagerte jetzt die österreichische und Reichsarmee im Südwesten von Freiberg, den sogenannten Spittelwald und einen Bach, der in diesem Walde entspringt, durch Waltersdorf fließt und bei Groß-Schirma in die Mulde fällt, vor der Front, die Stadt im Rücken. Wie früher der rechte Flügel der Preußen, war jetzt der linke Flügel der Oesterreicher bei Brand im Haken rückwärts gebogen. In Beziehung auf diesen linken Flügel nun wußte man im preußischen Hauptquartier am wenigsten Bescheid. Man dachte, wie die Disposition beweist, er stehe wohl auf den Höhen bei St. Michael und Brand, oder vielleicht auf dem Galgenberge vor Freiberg oder möglicherweise zwischen Freiberg und Hilbersdorf. Doch vorzugsweise wurde er bei St. Michael gedacht.

Die erste der vier Divisionen, in welche die preußische Armee eingetheilt wurde, bestand, unter Kleist, aus 3 Frei-, 4 Grenadier-Bataillonen und 23 Schwadronen leichter Reiterei. — Die zweite unter Seydlitz aus 9 Bataillonen und 20 Schwadronen Küraſſiere und Dragoner, wozu noch ein Vortrab kam, der unter Belling aus 1 Grenadier-, 2 Frei-Bataillonen, 10 Schwadronen Husaren und 300 Küraſſieren (von verschiedenen Regimentern) bestand. — Die dritte Division unter dem General Alt-Stutterheim zählte nur 5 Bataillone und 5 Schwadronen;

die vierte unter dem alten General Forcade oder vielmehr unter dem Obersten Taube, der ihm beigegeben war, 5 Linien-, 2 Frei-Bataillone und 5 Schwadronen Dragoner. In dieser, zu einer passiven Nebenrolle bestimmten Abtheilung waren, beiläufig bemerkt, die Bataillone vereinigt, denen man am wenigsten zutraute: ein Regiment — Grant — das kein Kanton hatte, eins von den 1756 bei Pirna übernommenen sächsischen Bataillonen und ein Garnison-Bataillon.

Wir können hier nicht allen vielfach verklausulirten Voraussetzungen der umfangreichen Disposition folgen. Im Allgemeinen sollte der beabsichtigte Schlag den linken Flügel des Feindes treffen, und es waltete dabei, wenn auch etwas unklar, die Idee vor, daß Kleist diesen Flügel theils umgehen, theils angreifen, Seydlitz ihn entschieden angreifen sollte. — Aber Belling sollte nur bis Braunsdorf dessen Vortrab bilden, dann links abbiegen, den die Struth genannten Wald besetzen, mit dem General Alt-Stutterheim in Verbindung, und, wie es scheinen will, einigermaßen — mehr oder weniger — auch unter dessen Befehle treten. Außerdem aber sollte Seydlitz die eine seiner beiden Infanterie-Brigaden (Diringshofen, 5 Bataillone) und 10 Schwadronen abgeben um Kleist zu unterstützen, während seine zweite Infanterie-Brigade (Jung-Stutterheim, 4 Bataillone) angewiesen war, ziemlich unabhängig von ihm den Spittelwald von Klein-Schirma her anzugreifen, so daß ihm selber nichts geblieben wäre als 10 Schwadronen Küraſſiere. — Alt-Stutterheims Auftrag war, zwischen Lang-Hennersdorf und Groß-Schirma aufzumarschiren, zu kanoniren, zu demonstriren, den Angriff seines Bruders auf den Spittelwald nöthigenfalls zu unterstützen und die Höhen jenseits Waltersdorf zu besetzen, wenn der Feind sie etwa verließ. — Forcade sollte, hinter Groß-Schirma aufmarschirt, gleichsam das feststehende Pivot der ganzen Bewegung bilden, kanoniren und thun, als wollte er angreifen.

Die 24 000 Mann, die der Prinz zur Stelle haben mochte, waren auf diese Weise auf eine Strecke von anderthalb Meilen auseinandergezogen; von zwei Meilen sogar, wenn Kleist sich, wie auch vorgesehen war, bis Berthelsdorf ausdehnen mußte. Nirgends war eine irgend nennenswerthe Macht vereinigt. Im Ganzen waren es sechzehn Bataillone Infanterie, die ernsthaft verwendet werden sollten, um eine Armee von 36 000 Mann zu schlagen.

Es kam — wie das in solchen Fällen zu sein pflegt — anders als die umständliche Disposition voraussetzte. Kleists Frei-Bataillone wurden schon unterwegs in ein Gefecht mit Kroaten im Spittelwalde (zwischen Klein-Schirma und St. Michael) verwickelt. Der linke Flügel des Feindes stand anders als man gedacht hatte. Er stand zwischen dem Spittelwalde und einer Anhöhe, auf der drei Kreuze errichtet waren. Jenseits Brand aber gewahrte man auf dem sogenannten Kuhberge ein feindliches Korps, das auf etwa 6000 Mann geschätzt wurde, und dessen Stellung mit der des feindlichen linken Flügels — beide verlängert gedacht — einen eingehenden Winkel bildete.

Von einer Umgehung des Feindes auf dieser Seite konnte danach nicht weiter die Rede sein, und selbst wenn man links gewendet weiter vorgehen wollte, um die Hauptstellung des Feindes anzugreifen, mußte man dieses Korps im Rücken lassen. Das schien sehr bedenklich! — Prinz Heinrich, der sich bei Kleists Abtheilung befand, wurde zweifelhaft und schwankend und soll geneigt gewesen sein, das ganze Unternehmen aufzugeben. Doch Kleist rieth zum entschlossenen Angriff, indem er über die Gefahr beruhigte, die vom Kuhberge her drohen konnte. Man hatte erfahren, daß dort ein General Meyer den Befehl führe: „den Mann kenne ich," versicherte Kleist der Ueberlieferung zufolge, „mit dem kann man sich kurz fassen, der kömmt nicht herunter von seinem Berge!" — Der Prinz entschloß sich denn auch bald in diesem Sinne und ließ weiter vorrücken. Nur die Brigade Diringshofen blieb dem General Meyer und dem Kuhberge gegenüber stehen.

Seydlitz bemächtigte sich darauf hier zur Stelle mit gewohnter Energie der Leitung der Dinge, ohne viel zu fragen, unter wessen Befehlen die Truppen, die ihm zur Hand waren, eigentlich standen, und ohne erst die Befehle des Prinzen Heinrich einzuholen. Er schlug die feindliche Reiterei aus dem Felde, setzte sich dann an die Spitze der Grenadier-Bataillone, die eigentlich zu Kleists Abtheilung gehörten, und erstürmte mit ihnen den Drei-Kreuz-Berg, der stark mit Artillerie besetzt war.

Der jüngere Stutterheim hatte inzwischen den Spittelwald zwischen Klein-Schirma und Waltersdorf angegriffen, vermochte aber des Feindes in dem verschanzten und verhauenen Gehölz nicht Herr zu werden. Die Scene änderte sich jedoch, als der ältere Stutterheim des Demonstrirens überdrüssig wurde und mit Erfolg durch Waltersdorf zu einem entschlossenen

Angriff auf den feindlichen rechten Flügel vorging. Rechts und links, hier durch Seydlitz, dort durch Stutterheim umgangen, mußte der Feind auch die Stellung im Spittelwalde aufgeben, und Stollbergs gesammte Armee wich in großer Unordnung durch Freiberg und über die Mulde. General Meyer hatte die Brigade Diringshofen kanonirt, im Uebrigen, wahrscheinlich selbst von einem Augenblick zum anderen eines Angriffs gewärtig, den Verlauf der Schlacht vom Kuhberge aus als Zuschauer beobachtet, ohne sich hineinzumischen, ganz wie Kleist vorhergesagt hatte. Als er Stollbergs Truppen geschlagen und im Rückzug sah, ging dann auch er seiner Wege. Das preußische Heer nahm am Abend des siegreichen Tages wieder die Stellung ein, die es vor dem Treffen bei Brand innegehabt hatte.

Arneth bezeichnet die Schlacht bei Freiberg als eine „Niederlage der Reichstruppen" — sie war aber in der That bei weitem mehr eine Niederlage der österreichischen als der Reichstruppen. Unter den Gefangenen, welche die Preußen an diesem Tage machten, waren 25 Offiziere, 1002 Mann von den Reichstruppen, 54 Offiziere, 3331 Mann Oesterreicher. Außerdem waren 31 Geschütze und 9 Fahnen erobert. — Die eigenthümliche Beschaffenheit der Armeen jener Tage zeigte sich unter anderem auch darin, daß von den österreichischen Gefangenen sofort viele Hunderte in preußische Dienste traten, namentlich Ungarn von den Regimentern Nicolas Esterhazy und Gyulai (gegenwärtig Nr. 33 und 51). Das preußische Regiment Salmuth, am 15. Oktober zu Grunde gerichtet und nach Torgau zurückgesendet, um sich dort neu zu formiren, erhielt, wie wir aus seinem Tagebuche ersehen, mehrere Hundert dieser Ungarn überwiesen. Der Gesammtverlust der Armee Stollbergs wird auf 7000 Mann geschätzt; der preußische belief sich auf 1045 Mann. Die Preußen hatten eben, wie der König selbst erklärend bemerkt, keinen sehr hartnäckigen Widerstand gefunden.

Die geschlagene Armee, obgleich nicht eigentlich verfolgt, wich nach Frauenstein, dann nach Altenberg, endlich in die Gegend von Pirna zurück.

Prinz Heinrich legte, wie bekannt, einen sehr großen Werth auf den erfochtenen Sieg. Er hatte nun, was ihm bisher gefehlt hatte: einen bestimmten Jahrestag, der gefeiert werden konnte. Graf Henckel (der Sohn) erzählt uns in seinen Erinnerungen, wie der Prinz jedes Jahr

am 29. Oktober auf seinem Landsitz zu Rheinsberg besondere Festlichkeiten veranstaltete, selbst das Programm dazu entwarf und eigenhändig hineinschrieb: „mir zur Ueberraschung, wegen der Bataille bei Freiberg."

In Wien machte die Nachricht von dieser Niederlage einen sehr großen Eindruck; namentlich auf die Kaiserin Maria Theresia selbst, wie wir ihrem Schreiben an Kaunitz entnehmen, einen ebenso entmuthigenden als schmerzlichen. Sie sah im Geist mit Schrecken ihre Armeen für den Winter wieder auf den engen Raum zwischen Dresden und Dippoldiswalde beschränkt, von neuem all dem Ungemach ausgesetzt, das in den Jahren 1760 und 1761 so viele und so laute Klagen hervorgerufen hatte. Sie empfand diesen Schlag als einen neuen Beweis der Ohnmacht ihrer Waffen, und damit war jedenfalls ein weiterer Schritt zum Frieden gewonnen.

Am 31. Oktober war das Wiedsche Korps vollständig an der Triebsche eingetroffen, und der Prinz Heinrich konnte Hülsens Korps an sich ziehen. — Das nächste, was der Prinz nun beabsichtigte, war ein Zug nach Böhmen, der aber keineswegs nach dem großen Maßstab unternommen werden sollte, den der König angedeutet hatte, bei dem es vielmehr nicht einmal in wirklichem Ernst darauf abgesehen war, bis Leitmeritz vorzudringen und das dortige Magazin zu vernichten, obgleich das dem Prinzen für das einzige Mittel galt, den Feind zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen. Zuerst wurde General Belling mit leichten Truppen gegen Pretschendorf entsendet, wo er wohl nur beobachten sollte, wenigstens ganz gewiß nichts weiter konnte. Am 2. November brach General Kleist mit 4 Linien-, 2 Frei-Bataillonen und 25 Schwadronen Dragoner und Husaren auf, um über den Paß von Einsiedl in Böhmen einzudringen. Platen folgte ihm am 3. mit 6 Bataillonen 15 Schwadronen um ihn (moralisch) zu unterstützen, von Porschenstein aus, denn weiter und über das Gebirge sollte er nicht gehen. Am 4. endlich ging der Prinz selbst mit einem Theil seiner Armee auf demselben Wege bis nach Dorf Chemnitz in das Gebirge hinauf. Wie groß dieser Theil seiner Armee war, wird uns nirgends gesagt; der Prinz selbst sagt in seinem Bericht an den König nur „j'ai pris un corps de troupes." — Hin und wieder ist angedeutet worden, der Prinz habe selbst mit der Armee

nach Böhmen gehen wollen. Doch widerspricht er selbst dieser Sage sehr entschieden, und aus seinen Worten ergiebt sich zugleich, wie sie entstanden sein mag. Er meldet nämlich dem König eben am 4. November: „ich bin mit einem Truppenkorps aufgebrochen, in dieser Gegend Stellung zu nehmen, um den Feind glauben zu machen, daß ich die Absicht habe, mit der ganzen Armee in Böhmen einzudringen." (J'ai pris un corps de troupes pour me placer dans ces environs, afin de donner à croire à l'ennemi que j'ai l'intention de pénétrer en Bohème avec toute l'armée.) Weit entfernt, so fern liegende Ziele zu verfolgen, wie jene Sage voraussetzt, waren seine Pläne auch diesmal wieder, des erfochtenen Sieges ungeachtet, in der bescheidensten Weise beschränkt. Er meldet in demselben Schreiben, daß es dem General Kleist wohl nicht gelingen werde, bis Leitmeritz durchzudringen. Er, der Prinz, sehe keine Möglichkeit, nach dieser Expedition noch etwas Anderes zu unternehmen, da der Feind in seine unangreifbaren Stellungen hinter dem Plauenschen Grunde und bei Dippoldiswalde zurückgegangen sei; — „ich sehe demnach, wofern nicht ein unerwartetes Ereigniß eintritt, diese Expedition als den Schluß des Feldzugs an." (Ainsi, à moins d'un évènement inattendu, je regarde cette expédition comme la clôture de la campagne.) Als Schluß des Feldzugs wollte er sie angesehen wissen, nachdem er unmittelbar vorher gesagt hatte, daß sich aus dieser Expedition so gut wie nichts ergeben werde.

Kleist hatte, thätig wie immer, am 5. Saatz erreicht und dort ein sehr ansehnliches Magazin vernichtet, zu dessen Vertheidigung Niemand in der Nähe war als eine sehr schwache Besatzung der Stadt. Daß er ganz anders ausgerüstet sein mußte, wenn es mit einem Versuch auf Leitmeritz wirklich Ernst werden sollte, ist auf den ersten Blick einleuchtend; man mußte also darauf gefaßt sein, daß er diesen Versuch entweder gar nicht oder nur zum Schein machen werde. Was wirklich geschah, war so wenig, daß es in der That selbst für einen Scheinversuch nicht gelten konnte. Das „Detachement", das Kleist gegen Leitmeritz vorsendete, stieß bei Teplitz auf die Fourierschützen eines österreichischen Infanterie-Regiments, das aus Dresden kommen sollte. Auch wollte verlauten, daß bei Lowositz österreichische Reiterei kantonnire, man wußte nicht, in welcher Anzahl, und darauf hin wurde die Sache aufgegeben.

„Da nun in Böhmen nichts weiter zu machen ist", schreibt Prinz

Heinrich am 7., — „da die Wege dort unfahrbar (impraticables) geworden sind und die Jahreszeit zu rauh, da der Feind seinerseits etwas gegen uns unternehmen könnte, aus diesen Gründen ziehe ich meine Truppen morgen zurück." — Kleist zog sich über Kaaden und Annaberg nach Oederan zurück, wo er am 11. eintraf. Der Prinz selbst ging wieder nach Freiberg zurück.

Inzwischen war König Friedrich, da ihm bekannt wurde, daß Daun Truppen unter dem Prinzen Albert von Sachsen an die Elbe entsendet habe, ebenfalls mit 13 Bataillonen und 8 Schwadronen aus Schlesien eben dorthin aufgebrochen. Er übergab den Befehl in Schlesien — da ihm der Herzog Ferdinand von Braunschweig noch immer nicht zur Verfügung stand — dem Herzog von Bevern. Da man gewiß sein konnte, daß hier nichts weiter vorfallen würde, war es in der That ziemlich gleichgültig, wer den Befehl führte.

Dann aber ließ der König die Truppen, die er bei sich hatte, auf die Nachricht von dem bei Freiberg erfochtenen Siege in der Lausitz Halt machen. Nur für seine Person eilte er nach Meißen, wo er am 6. November eintraf. Er ließ den Einfall nach Böhmen nicht wiederholen. Es beschäftigten ihn jetzt andere Pläne, die leichter auszuführen und ebenfalls geeignet waren, auf dem Wege zum Frieden einen bedeutenden Schritt weiter zu führen. Ein Brief an den Prinzen Heinrich vom 4. November giebt darüber Auskunft. Die Eroberung von Dresden wäre allerdings allem Anderen vorzuziehen, sagt darin der König, denn sie würde den Frieden verschaffen. Wenn aber die Einfälle in Böhmen, die Demonstrationen dorthin den Feind nicht bestimmten, sich von Dippoldiswalde und dem Plauenschen Grunde zurückzuziehen, so müsse man sich eben mit den Stellungen begnügen, die man (in Sachsen) inne habe, und sie für den Winter sicher stellen. — „Wenn Sie eine Diversion nach dem Reich unternehmen, so wird das eine sehr gute Wirkung haben, denn alle Reichsstände werden dann schreien, daß Oesterreich ihre Truppen nur zur Vertheidigung Böhmens verwende, während ihre eigenen Staaten verheert würden. Das würde sie bestimmen (für jetzt) nach Haus zu gehen, und vielleicht veranlassen, nicht wieder zu kommen: das ist dann ein Feind weniger." (Si vous faites une diversion dans l'Empire, cela fera un bon effet parce que tous les états crieront que les Autrichiens n'employent leurs troupes que

pour couvrir la Bohème, pendant que leurs propres états sont ravagés; cela les fera retourner chez eux et peutêtre que cela les empêchera de vouloir revenir l'année prochaine: item c'est un ennemi de moins.)

Wir sehen, der Umstand, daß Oesterreich die Reichsarmee nach Sachsen gezogen hatte, um sich da zu behaupten und Böhmen zu decken, die Reichslande aber wehrlos einem Angriff preisgab, den man allerdings wohl nicht erwartete — dieser Umstand war es, der den König diesmal zu dem Zuge nach Franken bestimmte. — Der Friede zwischen England und Frankreich war dem Abschluß nahe, und so feindselig auch Georg III. und Lord Bute sich gegen Preußen erwiesen hatten, durfte König Friedrich doch erwarten, daß England seine eigene Ehre wahrnehmen und, indem es sich anheischig machte, Preußen keinen Beistand weiter zu gewähren, auch Frankreich verpflichten werde, seinen bisherigen Bundesgenossen nicht weiter Hülfe zu leisten. Rußland und Schweden hatten bereits ihren Frieden mit Preußen geschlossen; erklärte sich nun auch das Reich neutral, dann blieb Oesterreich allein ganz ohne Bundesgenossen dem König von Preußen gegenüber, und es stand zu erwarten, daß es den Krieg unter solchen Bedingungen nicht fortsetzen werde.

Die Politik ist entschieden berechtigt, der Strategie in solcher Weise die Ziele vorzuschreiben, die sie zu erreichen hat; nur muß der leitende Geist, der das Ganze regelt, auch des Verständnisses der militärischen Kombinationen, die sich im gegebenen Fall ergeben können, durchaus mächtig sein. — Friedrich der Große leistete übrigens durch diese Expedition nach Franken auch der österreichischen Regierung, die jetzt ernstlich den Frieden wollte — wie sich aus seinen eigenen Worten ergiebt, ohne es zu wissen — einen sehr wesentlichen Dienst.

In Sachsen beschränkte sich der König darauf, die feindlichen Truppen, die noch bei Kesselsdorf standen — zur großen Verwunderung des Prinzen Heinrich, der nur eine Rekognoszirung angeordnet hatte — durch Wieds Truppen vermöge eines glücklichen Gefechts über den Plauenschen Grund zurückwerfen zu lassen, um die österreichische Armee wieder ganz in den engen Raum zwischen Dippoldiswalde und Dresden zu bannen. Daß der Flügeladjutant Wilhelm von Anhalt eigentlich der war, der diese Operation leitete, giebt der König in seiner Geschichte des Krieges sehr deutlich zu verstehen. Dieser Flügeladjutant war also seiner Bestimmung

gemäß bei dem Grafen Wied geblieben und im Hauptquartier des Prinzen Heinrich gar nicht erschienen.

Kleists Korps, nur durch 5 Schwadronen Dragoner verstärkt, im Ganzen 6000 Mann stark, brach am 13. November nach Franken auf und fand dort keinen Widerstand. Der pfälzische General v. Effern, mit 5 schwachen Bataillonen in der Gegend von Hof zurückgelassen, wich ihm aus in die Oberpfalz. Schon am 21. November war Kleist in Bamberg; bald darauf öffnete ihm Nürnberg die Thore; entsendete Schaaren zogen zu Würzburg, selbst zu Rothenburg an der Tauber ein; andere streiften bis an die Thore von Regensburg; überall wurden Brandschatzungen und Lieferungen eingetrieben, das ganze Reich war in Schrecken gesetzt.

Es fehlte dabei auch nicht an tragi-komischen Scenen, in denen sich das ganze Elend der Zustände, denen das heilige römische Reich deutscher Nation verfallen war, in der beschämendsten Weise offenbarte. Die Reichsarmee hatte im Lauf der Jahre doch Gelegenheit gefunden, hie und da in preußischen, hessischen und hannöverschen Landen Brandschatzungen auszuschreiben, und da sie nicht sofort baar bezahlt werden konnten, angesehene Personen als Geiseln mitzunehmen. Die Gefangenen dieser Art waren sämmtlich nach Nürnberg gesendet worden. Als nun Kleists grüne Husaren nahten, wollte die berühmte freie Reichsstadt die Geiseln nicht mehr in ihren Mauern haben, aus Furcht, deren Anwesenheit könnte ihr Unannehmlichkeiten von Seiten der Preußen zuziehen. Man sendete die Leute nach Regensburg. Aber Regensburg, von ähnlichen Besorgnissen ergriffen, weigerte sich, sie aufzunehmen; sie fanden nirgends ein Unterkommen, blieben mit ihrer rathlosen Begleitung von Stadtsoldaten und Notariis publicis in Hemau liegen, weil man nicht wußte, wohin mit ihnen — und in Hemau wurden sie endlich von preußischen Husaren gefunden und befreit.

Zu gleicher Zeit hatte der preußische Gesandte am immerwährenden Reichstag zu Regensburg zu erklären, König Friedrich habe, da seine Gegner die Hand zum Frieden nicht bieten wollten, seine Truppen in das Reich gesendet, um die Reichsstände zur Rückberufung ihrer Truppen von der Reichsarmee zu zwingen, doch sei er zugleich durchaus bereit, jedem Stand, der es verlange, Friede und Neutralität zu gewähren. Von Oesterreich ohne Schutz preisgegeben, selbst vollkommen unfähig, sich eines

feindlichen Korps von kaum 6000 Mann zu erwehren, beeilten sich nun die Reichsstände in Menge, Neutralitätsverträge mit Preußen zu schließen. Damit war König Friedrichs Zweck erreicht — und Oesterreichs geheimer Wunsch erfüllt.

Oesterreichs Haltung während dieser Zeit war eine sehr eigenthümliche. Fürst Stollberg wollte natürlich sofort mit der Reichsarmee nach Franken eilen, sowie von dem Zug der Preußen dorthin etwas bekannt wurde. Aber Hadik weigerte sich, ihn dorthin zu entlassen; das könne er nicht, ohne in Wien angefragt zu haben, um so weniger, da er ihn alsdann auch durch einige österreichische Truppen verstärken müsse. Es ist möglich, daß Hadik ohne alle Rücksicht auf die Politik des Wiener Hofes, in deren Geheimnisse er nicht eingeweiht war, aus Gründen, die er seiner eigenen Lage entnahm, in diesem Sinn entschied. Er mochte sich seit der Schlacht bei Freiberg in Gefahr glauben, wie es denn überhaupt scheint, daß er, als Parteigänger und Führer eines Armeekorps unternehmend und gewandt, sich an der Spitze eines Heeres nicht durchaus an seiner Stelle fühlte. Wenigstens bezeichnet ihn Friedrich II. in seinen gleichzeitigen Briefen — ob mit Recht oder Unrecht können wir hier nicht untersuchen — als denjenigen der österreichischen Generale, der am leichtesten aus der Fassung zu bringen sei (à qui la tête tourne le plus facilement).

Anders mußte man die Dinge zu Wien beurtheilen, und da ist es wohl anzunehmen, daß man dort nicht ohne bestimmte Absicht zögerte, Stollbergs Gesuch zu beantworten. Abschlägig konnte man ihn nicht wohl bescheiden, da es sich darum handelte, die Reichsarmee zum unmittelbaren Schutz des Reichs zu verwenden, — da antwortete man eben so lange als möglich gar nicht. Das fortgesetzte Schweigen der österreichischen Regierung gewann aber vollends ein gar seltsames Ansehen, als am 24. November Konventionen geschlossen wurden, die beiden Theilen, Oesterreichern und Preußen, Waffenruhe während der Winterquartiere sicherten. Die Waffenruhe war genau nur für die kursächsischen Lande, Schlesien, Böhmen und Mähren festgestellt, ausdrücklich nicht auf Franken oder die Reichsländer überhaupt ausgedehnt. Die blieben den Angriffen der Preußen preisgegeben. Und selbst nach dem Abschluß dieser Konvention, wo weder die Reichsarmee noch überhaupt Truppen nöthig waren, die österreichischen Lande zu schützen, Franken dagegen, vom Feinde

überfluthet, dringend eines Vertheidigers bedurfte, schwieg der Wiener Hof noch immer, erhielt Stollberg noch immer keinen Bescheid, wurde die Reichsarmee noch immer in Böhmen festgehalten! — Die Antwort auf Stollbergs Anfrage, die unmöglich anders als zustimmend lauten konnte, erfolgte so spät aus Wien, daß die Reichsarmee, obgleich sie nun in Eilmärschen aufbrach, die Gegend von Nürnberg erst am 21. Dezember erreichen konnte, das heißt zu einer Zeit, wo da nichts mehr zu thun war, als Kleist und seine Truppen schon wieder nach dem Vogtlande zurückgegangen waren, die zunächst von dem Unheil berührten Stände, namentlich der Bischof von Würzburg und Bamberg bereits einen Neutralitätsvertrag mit Preußen geschlossen hatten, andere Reichsstände in großer Zahl ähnliche Verträge zu schließen suchten und im Begriff standen, ihre Truppen von der Reichsarmee abzurufen, die sich aufzulösen begann.

Der österreichische Veteran sagt uns das Wort des Räthsels, wie es sich die Zeitgenossen zu deuten suchten. Oesterreich hatte sich — sammt seinen damaligen Verbündeten — dem Reich gegenüber wiederholt und in solenner Weise verpflichtet, diesen Krieg nicht anders zu beendigen, als auf die Bedingung einer vollständigen Schadloshaltung des Reichs und Vergütung aller Kosten, welche diejenigen Reichsstände aufgewendet hätten, die ihre Kontingente zur Reichsarmee stellten. Dieser Verpflichtung zu entsprechen, war nun vollkommen unmöglich geworden. Es zeigte sich nur ein Ausweg: wenn die Reichsstände sich selbst von dem Kriege lossagten, sich neutral erklärten, dann war Oesterreich der unerfüllbaren Verpflichtung entledigt. Kleists Zug nach Franken, der das bewirken konnte, kam daher, so meinte man, ganz erwünscht, und allgemein war der Glaube, daß man es absichtlich vermieden habe, ihn zu hintertreiben. Bedauert wurden natürlich die Reichsstände, die von dem preußischen „Raubzug" zu leiden hatten, in der Wiener Hofburg auf das allerherzlichste.

Hier sehen wir die Strategie, oder vielmehr — da man dergleichen doch nicht wohl Strategie nennen kann — die militärischen Anordnungen im Dienst einer Politik, die sich zu den Zwecken, die sie verfolgt, nicht offen bekennen kann. Auch das ist öfter vorgekommen.

Mit der Konvention vom 24. November war der Krieg beendigt. Den Unterhandlungen über den Frieden im Einzelnen zu folgen, liegt außerhalb der Aufgabe, die wir uns in diesen Blättern gestellt haben.

Nur im Vorbeigehen dürfen wir bemerken, daß Georg III. von England und Lord Bute in dem Frieden von Versailles, der am 10. Februar 1763 — ehe noch die Unterhandlungen Preußens mit Oesterreich zum Abschluß gekommen waren — unterzeichnet wurde, ihrer persönlichen Politik, die mit den Interessen Englands nichts gemein hatte, durchaus treu blieben. So wurde im Artikel 14 der Friedensurkunde festgestellt, daß von Seiten Frankreichs alle Landstriche, die dem Kurfürsten von Hannover, dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Herzog von Braunschweig und dem Grafen von der Lippe-Bückeburg zugehörten, den betreffenden Landesherren zurückgegeben werden sollten. In Beziehung auf die preußischen Lande, welche die französischen Truppen zur Zeit inne hatten (Wesel, Cleve, Geldern), wurde nichts verfügt, so daß es Frankreich freigestellt blieb, sie selbst zu behalten oder den Oesterreichern einzuräumen. Es war sogar schon zum Voraus, noch vor der Unterzeichnung des Friedens, eine besondere Konvention zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen worden, die feststellte, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen die Ueberlieferung jener rheinischen Lande Preußens an Oesterreich erfolgen sollte. Diese Konvention wurde den englischen Ministern mitgetheilt, und sie hatten nichts dagegen. Die Ausführung unterblieb hauptsächlich, weil das ermüdete Oesterreich die militärischen Mittel, diese Lande thatsächlich in Besitz zu nehmen, nicht zur Hand hatte.

Anderes ist nicht minder eigenthümlich. Im 15. Artikel des Friedensvertrags machten sich beide Mächte, England und Frankreich, anheischig, ihren Verbündeten, die noch in den Krieg verwickelt blieben, weiter keinen Beistand irgend einer Art zu leisten (se promettent de ne fournir aucun secours, dans aucun genre, à leurs alliés respectifs qui resteront engagés dans la guerre d'Allemagne). Dem ungeachtet wurde von Seiten Frankreichs dem Botschafter Englands, Herzog von Bedford, noch vor der förmlichen Unterzeichnung der Präliminarien die schriftliche Erklärung überreicht, daß Frankreich nichts desto weniger gesonnen sei, der österreichischen Regierung die aus früheren Jahren rückständigen Subsidien auszuzahlen, und zwar vom 1. Januar 1763 an mit zwölf Millionen Livres jährlich in vierteljährlichen Raten. Mylord v. Bedford äußerte sich damit ohne jegliche Einschränkung einverstanden.

Dann aber wurde zwischen Oesterreich und Frankreich noch einiges verabredet, das man selbst vor Georg III. und Lord Bute glaubte ge-

heim halten zu müssen. Die französische Regierung erklärte, sie wolle durch den 15. Artikel des Friedensvertrages keineswegs der in den früheren Verträgen gegen Oesterreich übernommenen Verpflichtungen enthoben sein, und bewilligte, daß jeden Monat, den der Krieg Oesterreichs mit Preußen sich über den 1. Januar 1763 hinaus verlängerte, als Aequivalent für die in den gedachten Verträgen versprochenen 24 000 Mann Hülfstruppen, den rückständigen Subsidien 288 000 Gulden zugezählt würden.

Arneth muß einräumen, daß „der Wortlaut" dieser geheimen Verabredung den Bestimmungen der Präliminarien „nicht vollständig entsprach," Frankreich mithin der englischen Regierung gegenüber „nicht ganz aufrichtig" verfuhr; dagegen dürfe aber doch nicht verkannt werden, daß der Hof von Versailles seinem „treuen Verbündeten" Oesterreich gegenüber ältere, feierlich verbriefte Verpflichtungen hatte.

In seinen Beziehungen zum deutschen Reich hatte Oesterreich sich zwischen Wollen und Nichtwollen in Wege verirrt, die schließlich nur dahin führen konnten, das Ansehen Preußens im Reich zu steigern. Der Neutralitätserklärungen waren immer mehr geworden, Bayern, Kurpfalz, Württemberg, etwas später auch Kurmainz, hatten sich von dem Kriege losgesagt. Der Wiener Hof hatte das anerkannter Weise aus bekannten Gründen sehr gern gesehen und sogar, wie es wenigstens scheinen wollte, mittelbar dahin gewirkt, die Reichsstände zu solchem Entschluß zu veranlassen. Die Neutralitätserklärung des Reichs als Gesammtheit suchte man zu verzögern. Sollte dabei wirklich der Gedanke maßgebend gewesen sein, daß die Aussicht auf einen fortgesetzten Reichskrieg den König von Preußen in Beziehung auf die Bedingungen des Friedens nachgiebiger stimmen könnte, so wäre das kaum zu begreifen. Der Reichskrieg hatte von Anfang an sehr wenig zu bedeuten gehabt, und was sollte er vollends für eine Bedeutung haben, wenn die Kontingente der Reichsstände, die bereits zurückgetreten waren, der Reichsarmee fehlten? — Eher ließe es sich erklären, wenn man etwa den Schein kaiserlicher Autorität wahren, nicht geschehen lassen wollte, daß ein solcher Reichsbeschluß anders als auf kaiserliche Initiative gefaßt werde. Dann hatte man aber jedenfalls den rechten Augenblick versäumt. Als England und Frankreich das deutsche Reich zur Neutralität aufforderten, wurde sie am 11. Februar 1763 endgültig beschlossen. Der Kaiser schwieg; Oesterreich gab in dem haarsträubenden Kanzleistyl jener Tage eine Erklärung ab, die, in verständliches

Deutsch übersetzt, ungefähr besagte, nun hätten es die Reichsstände sich selbst zuzuschreiben, daß Ihre apostolische Majestät die Königin von Ungarn und Böhmen in ihren Unterhandlungen mit Preußen nicht auf Entschädigungen und Schadloshaltungen für sie bestehen könne. — Preußen erklärte, daß es die Neutralität des Reichs acceptire und die Stände mit seiner ganzen Macht dabei schützen und schirmen werde. Dadurch trat Preußen als Schirmvogt des deutschen Reiches auf. Hannover gab eine ähnliche Erklärung ab, wohl nur, um sich Preußen gleichzustellen. Seiner Erklärung fehlte aber die Unterlage realer Macht.

Zu Hubertsburg, wo Oesterreich und Sachsen mit Preußen unterhandelten, drehte sich der diplomatische Kampf wesentlich um die Grafschaft Glatz. Es war natürlich genug, daß Oesterreich dieses Ländchen behalten wollte, um wenigstens irgend etwas erlangt zu haben, als einen sehr dürftigen Ersatz für die unermeßlichen gebrachten Opfer; vielleicht schon um nicht durch den Verzicht auf jeglichen Gewinn gewissermaßen, trotz sichtbarer materieller Ueberlegenheit, das Geständniß einer gewissen Inferiorität abzulegen. Es war aber nicht minder natürlich, ja es war geboten, daß König Friedrich sich entschieden weigerte, die Grafschaft abzutreten. Er mußte siegreich aus dem ungleichen Kampf hervorgehen, wenn er Preußens politische Stellung und Zukunft unversehrt erhalten wollte. Er war aber nicht unbedingt siegreich geblieben, wenn er auch nur ein Dorf abtrat und den Frieden auf diese Weise erkaufte oder zu erkaufen schien. Doch da Oesterreich seine Forderungen, auch die einer Entschädigung für Sachsen, ohne den Willen, weiter etwas darum zu wagen, stellte, wurden sie auch eine nach der anderen aufgegeben, und der Friede wurde am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg auf Bedingungen geschlossen, die Preußens europäische Stellung und den Ruhm seines Königs besiegelten.

Indem wir hier diese Uebersicht schließen, können wir nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß uns endlich eine zuverlässige und erschöpfende militärische Geschichte des siebenjährigen Krieges geboten werden möge. Die königlichen Archive bergen ein überreiches Material dazu, aber sie fehlt! — Doch wäre ein solches Werk um so nothwendiger, da mit Ausnahme des in jeder Beziehung unzureichenden Werkes von Tempelhof alle Darstellungen dieses ewig denkwürdigen Krieges von Gegnern des

großen Königs, von frondirenden Anhängern des Prinzen Heinrich herrühren. Zu denen gehören Retzow, Schmettau, Henckel, selbst der geniale Behrenhorst — alle! — Bei Allen tritt sichtbar das eifrig mühselige Streben hervor, den König zu verkleinern — was allerdings unerläßlich war, wenn dieser oder jener Andere, den man feiern oder rechtfertigen will, neben ihm als ein Mann von Bedeutung erscheinen soll. Nirgends aber ist dieses Streben entschiedener maßgebend geworden als in Gaudys ungedrucktem Tagebuch, dessen Darstellungen mit einer Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit, die auf den ersten Blick wie Zuverlässigkeit aussieht, auf das Einzelnste eingehen, vor einer auch nur einigermaßen besonnenen Kritik aber nicht bestehen können und sich häufig in Nichts auflösen oder auch wohl zu einem gerade Entgegengesetzten gestalten.

Von Seiten Oesterreichs ist eine authentische Geschichte des siebenjährigen Krieges in — freilich für jetzt noch sehr entfernte — Aussicht gestellt, in dem großen oder kolossalen Werk, das alle Feldzüge der österreichischen Armeen seit den Tagen des großen Eugen von Savoyen erzählen soll. Doch kaum ist der Anfang dieses Werks erschienen; kaum die jüngeren Mitglieder der gegenwärtig lebenden Generation dürfen hoffen zu erleben, daß die Darstellung den siebenjährigen Krieg erreicht. Wir wollen hoffen, daß die Geschichte der Feldzüge gegen Friedrich II., wenn sie dereinst erscheint, nicht solche Zweifel erregt, wie z. B. die Darstellung der Schlacht bei Luzzara in den bereits veröffentlichten Bänden; daß sie wenigstens nicht solche Fabeln wiederholt, wie diejenige, die Arneth aus einem Zeitungsbericht jener Tage über die Schlacht bei Leuthen entlehnt; nicht etwa von neuem erzählt, die österreichische Armee habe den Tag nach dieser vollständigen Niederlage eine neue Schlacht angeboten und der König von Preußen sie gemieden, während in Wahrheit die österreichischen Generale selbst nach Jahren nicht ohne Schrecken des Tages bei Leuthen und der gänzlichen Zertrümmerung des österreichischen Heeres gedenken konnten, die sich da ergeben hatte, Daun namentlich dieses Tages nie erwähnt, ohne den frommen Wunsch hinzuzufügen, Gott möge in Gnaden Oesterreich vor einem zweiten Tage dieser Art bewahren.

Müßte auch die österreichische Darstellung, die wir da zu erwarten haben, eine einseitige sein, so wäre doch sehr zu wünschen, daß sie bald erschiene, denn gerade über das eigentlich Militärische auf österreichischer Seite sind wir am wenigsten unterrichtet. Man hat von österreichischer

Seite bisher über den siebenjährigen Krieg sorgfältiger geschwiegen als über manchen anderen Krieg, der auch nicht glücklicher geführt worden ist. Gewiß mit Unrecht; denn gerade im Einzelnen des Technisch-Militärischen würde sich zeigen, daß der Verlauf dieses Krieges den österreichischen Heeren keineswegs zur Unehre gereicht. Selbst dem, was wir bis jetzt davon wissen, glauben wir entnehmen zu können, daß dieses Heer sich jedem anderen gleichzeitigen Gegner als Friedrich dem Großen durchaus gewachsen erwiesen hätte.

Die militärischen Schriften Friedrichs II.

Auf Friedrichs des Großen militärische Schriften können wir hier nur einen flüchtigen Blick werfen.

Sie eingehend zu besprechen, liegt nicht im Plan dieses Werkes, dessen Gegenstand Friedrich der Feldherr ist, nicht Friedrich der militärische Schriftsteller. Auch können sie, wenn man des großen Königs Ideen von Krieg und Kriegführung, seine Grundsätze kennen und verstehen lernen will, gleichsam nur in zweiter Linie in Betracht kommen.

Aus seinen Schriften allein wird man sich nie auch nur einen annähernd richtigen Begriff von seinen Ansichten über Krieg und Kriegführung bilden können. Die lassen sich nur seinen Feldzügen, seinen Thaten entnehmen und der gleichzeitigen Motivirung seines Thuns und Lassens, wie sie in seinem gleichzeitigen Briefwechsel theils ausführlich dargelegt, theils in kurzen schlagenden Worten angedeutet ist. —

Nur für den, der die Feldzüge Friedrichs II. reiflich durchdacht und sich auf diesem Wege in den Geist seiner Kriegführung hineingearbeitet hat, kann auch das Studium der militärischen Schriften des Königs wahrhaft fruchtbar sein. Er wird darin vielfach bestätigt und sogar ergänzt finden, was er den Thaten des königlichen Feldherrn entnommen hat. Wie in den taktischen Anordnungen Friedrichs, seinen Entwürfen zur Schlacht der Schlüssel zum Verständniß seiner Strategie liegt, so liegt in seinen Thaten der Schlüssel zum Verständniß seiner militärischen Schriften.

Daß diese Schriften allein nicht genügen, uns über die Ansichten,

das strategische System des Königs vollständig zu belehren, hat seinen Grund in ihrer Entstehungsweise. Der König hat eigentlich nie die Absicht gehabt, seine Ansichten schriftlich zu einem in sich geschlossenen System auszuarbeiten. Was er geschrieben hat, sind theils aphoristisch ausgesprochene Gedanken, theils, und zwar weit überwiegend, Instruktionen für seine Generale, für untergeordnete Führer, die nicht berufen sind, einen Krieg in seiner Gesammtheit zu leiten; Vorschriften, wie sie sich im gegebenen Fall den ihnen gestellten Aufgaben gegenüber zu benehmen haben. Dann ist bei dem Studium dieser Schriften gar wohl zu beachten, daß sie keineswegs aus einer und derselben Lebensperiode des Königs herrühren. Der König selbst steht, wie sich darin zeigt, keineswegs immer auf einem und demselben unveränderten Standpunkt; wir können vielmehr darin verfolgen, wie Nachdenken und Erfahrung die Ansichten des Königs in Beziehung auf das Einzelne und Besondere modifizirt haben, während der leitende Grundgedanke, die alles beherrschende Ansicht vom eigentlichen Wesen des Kriegs und dem Element, das im Kampf der Staaten und Völker entscheidet, allerdings stets dieselben bleiben.

Endlich darf nicht übersehen werden, was vielleicht vor Allem wichtig ist, nämlich daß nur die früheste der militärischen Schriften Friedrichs des Großen, soviel wir wissen, 1748 geschrieben, sich, wenn auch ausdrücklich der preußischen Armee bestimmt, bis auf einen gewissen Grad im Abstrakten und Allgemeinen hält. In allen folgenden hat der König mehr oder weniger eine gegebene bestimmte politische Lage Preußens und eine durch diese Lage bedingte und ihr entsprechende Kriegführungsweise im Auge.

Am entschiedensten tritt dies in seinem erst vor Kurzem bekannt gewordenen militärischen Testamente hervor.

Mit den Worten, daß diese militärischen Schriften nur in zweiter Linie in Betracht kommen können, wo es sich darum handelt, zu einem Verständniß der strategischen Ansichten und Grundsätze des Königs zu gelangen, soll aber keineswegs gesagt sein, daß etwa der Werth dieser Schriften gering anzuschlagen sei. Keineswegs! im Gegentheil. Es ist neuerdings gesagt worden, daß Friedrichs des Großen theoretische Aufsätze alles überragen, was bis dahin bis zu seiner Zeit über Krieg und Kriegführung geschrieben worden war. Wir möchten weiter gehen;

sie überragen für den, der sie mit dem richtigen Verständniß zu lesen und mit seinen Thaten zusammenzuhalten weiß, auch alles, was nach ihm bis auf Clausewitz herab Theoretisirendes geschrieben worden ist. Wir halten es für berechtigt, wenn wir in dieser Beziehung auch zu Jominis Gunsten keine Ausnahme gestatten. Denn wir wollen gerne zugeben, daß in Jominis Schriften mancher Satz aufgestellt, im Einzelnen manche Lehre vorgetragen ist, die dem eigensten Wesen des Krieges entspricht; aber bei alledem ist doch Jomini in Wahrheit ein so flacher Geist, daß er selbst da, wo er das Rechte trifft, doch eigentlich selbst nicht weiß, warum es das Rechte ist.

Der Grundgedanke, von dem er ausgehen müßte, ist bei ihm keineswegs zu vollkommener Klarheit entwickelt, die Argumente, auf die er sich stützt, sind immer sekundärer Natur, und er ist sehr weit davon entfernt, alle Elemente der Entscheidung, die im Kriege zusammenwirken, mit einem solchen umfassenden Blick zu beherrschen, wie Friedrich der Große oder Clausewitz. Wir wüßten selbst unter den älteren militärischen Schriftstellern einen zu nennen, der in dieser Beziehung unendlich höher steht als Jomini. Dieser eine ist Montecuccoli, dessen Lehren, wo sie auf das Besondere eingehen, natürlich durchaus veraltet sind, der aber über das Wesen des Krieges überhaupt und dessen, was im Kriege die Entscheidung bringt, schlagende Worte sagt, die nie veralten können.

Im Einzelnen tritt uns überraschend entgegen, mit welcher Unbedingtheit Friedrich der Große die Offensive vorschreibt. Besonders ist das in seinen frühesten militärischen Werken, in dem bekannten Lehrgedicht und in den Prinzipien der Kriegskunst von 1748 der Fall. Sichtlich ist der König hier zum Theil und wohl zum großen Theil durch die Freude an dem trefflichen Heere, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, und durch die berechtigte Ueberzeugung bestimmt, daß dieses Heer jedem anderen gleichzeitigen weit überlegen sei. Er scheint hier in der Unbedingtheit, mit der er die Offensive vorschreibt, in der That zu weit zu gehen.

So geht es namentlich wohl etwas zu weit, wenn der König in seinem Lehrgedicht sagt: „Das Glück sei dem Angreifenden immer günstig“ (Le sort des assaillants est toujours favorable); und wenn er dann hinzu-

fügt: „der Stoß des Widderkopfs bräche schließlich Bahn; er zerstöre die Wälle, hinter denen der Vertheidiger Zuflucht gesucht habe, vielen Stößen weiche endlich die Mauer", da könnte man ihm wohl einwenden, je nachdem der Widderkopf und die Mauer sind! Es kann auch der Widderkopf in Splitter gehen, wie das beispielsweise Napoleon 1815 erfahren hat.

In späteren Schriften erfährt der Satz dann auch gewisse Einschränkungen, so daß er schließlich besagt, man solle den Vortheilen des Angriffs nicht ohne Ursache, nicht ohne Nothwendigkeit entsagen. Man solle sich, wenn es irgend möglich und so lange es irgend möglich ist, im Besitz der Initiative behaupten. — Den Vortheil der Initiative sieht aber Friedrich II. hauptsächlich in dem moralischen Uebergewicht, das man durch sie, schon dadurch daß man sich ihrer bemächtigt, über den Feind gewinnt. Bedeutung und Werth dieses moralischen Uebergewichts weiß der König in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, wie keiner seiner Zeitgenossen, wie selbst keiner der späteren Schriftsteller über die Theorie des Krieges bis auf Clausewitz herab. Weder Jomini noch Willisen wissen sich von der Bedeutung eines derartigen Uebergewichts Rechenschaft zu geben.

In der Praxis endlich wußte der König gar wohl, wann es an der Zeit sei, zur Vertheidigung überzugehen, aber auch wie man selbst in der Vertheidigung den Schein der Initiative und das moralische Uebergewicht bewahrt.

Die vollkommene Unabhängigkeit Friedrichs des Großen von allen zu seiner Zeit herrschenden Ansichten und Lehren zeigt sich dann vorzugsweise in dem, was er über Operationspläne im Allgemeinen sagt. Die zu seiner Zeit herrschende Theorie war, wie wir verschiedentlich hervorgehoben haben, im Wesentlichen den Kriegen Ludwigs XIV. den Feldzügen Turennes, Condés und Louxembourgs entnommen, Kämpfen, die ohne Leidenschaft zumeist um kleinliche Interessen geführt wurden.

König Friedrich war sehr weit davon entfernt, das Wesen der Kriegführung in diesen Beispielen für erschöpft zu halten. Er wußte sich sehr wohl zu sagen, daß hier lediglich eine, durch eine bestimmt gegebene politische Lage bedingte Form der Kriegführung vorliege, die keineswegs für alle Zeiten und Umstände maßgebend sein könne. Und wie er auch

unter den Zeitgenossen allein ein Verständniß für das hatte, was in der Kriegsweise Karls XII. von Schweden berechtigt war, wußte er sich auch zu sagen, daß selbst in solchen Kabinetskriegen ohne weiter reichende oder tiefer gehende Bedeutung, wie Ludwig XIV. sie führte, großartiger und kühner angelegte Operationspläne zu weit größeren Erfolgen geführt haben müßten. Er stellt es als ersten Grundsatz für den Offensivkrieg auf, daß man großartige Projekte entwerfen, sich nicht damit begnügen müsse, den Feind an seinen Grenzen zu bekämpfen; „entamez l'ennemi dans le vif“ ruft er seinen Schülern zu, und das heißt, wie dann aus dem Weiteren hervorgeht, „unternehmet, was die Macht und unter Umständen selbst das Dasein des feindlichen Staates ernstlich gefährdet, und sucht eine vollständige taktische Entscheidung unter günstigen Bedingungen herbeizuführen. Das ist das Mittel, den Feind zum Frieden zu zwingen, wie das der Zweck eines jeden Krieges ist.“ Er illustrirt, was er hier sagen will, in demselben Aufsatz durch seinen Operationsplan gegen Frankreich, in welchem er eine großartige Koalition voraussetzt, die sich gegen diesen übermächtigen Staat gebildet hätte.

Er will in diesem Plan die Hauptarmee in Flandern vereinigt haben, nicht, wie er ausdrücklich hinzufügt, um da jedes Jahr ein Treffen zu liefern und dann ein paar Festungen zu erobern, wie Turenne, Condé und Louxembourg gethan hatten, sondern um in das Herz des französischen Reichs einzudringen und dessen Hauptstadt zu bedrohen. Der Feind werde gezwungen sein, von allen Seiten von den Grenzen herbeizueilen, um Paris zu schützen, was dann Gelegenheit geben könne, einen großen taktischen Erfolg davonzutragen.

Der König legt sich auch die Frage vor, was der Feind in seinem Rücken unternehmen könne, während er in das Herz Frankreichs eindringe. Er weiß sich aber dabei gar wohl zu sagen, daß den kriegerischen Operationen, je nachdem sie dem Feinde an das Leben greifen, seine Macht an ihrer Wurzel treffen oder nicht, ein sehr verschiedener Grad von zwingender Gewalt innewohnt. Er weiß zu ermessen, in welchen Abstufungen verschiedenartige, mögliche kriegerische Erfolge, die in einer oder anderer Weise gegen einander abzuwägen sind, wirklich entscheidend sind und auch vom Feinde als entscheidend empfunden und gefürchtet werden; in welchen Abstufungen dementsprechend das Streben nach einem bestimmten Ziele auch das Thun und Lassen des Feindes beherrscht und ihm das Gesetz

giebt. Er weiß in Beziehung auf den hier angenommenen Fall, wie gewaltig der Verlust von Paris Frankreich erschüttern würde, wie wenig dagegen der Verlust einiger festen Plätze in Belgien für die Koalition, die er voraussetzt, zu bedeuten hätte.

Wenn der Feind sich selbst Brüssels bemächtigte, das hätte wenig zu sagen, man würde es schnell genug wieder haben, wenn der Feind seine Hauptstadt ernstlich bedroht wisse; Mons oder Tournay etwa zu decken, daran müsse man gar nicht denken; il ne faut pas se déranger pour des bagatelles, sagt der König, und aus denselben Gründen machen ihm auch die französischen Festungen, die er in seinem Rücken lassen müßte, gar geringe Sorgen; sie werden bald genug, nur von Milizen vertheidigt, ihrem Schicksal überlassen sein.

Er selbst rechnet für die Verpflegung seiner Invasionsarmee auf die Flotte Englands und will deshalb seine Operationslinie von Nieuport auf Dünkirchen, Gravelines, Montreuil, und erst von dort in das Innere des Landes nehmen. Einem Feinde, der dieser Operationslinie in die Flanke fallen will, geht man, beispielsweise nach Abbeville, entgegen zur Schlacht.

Der König setzt dabei selbstverständlich das zu seiner Zeit geltende Staats- und Kriegsrecht und im Zusammenhang damit Magazinverpflegung voraus; auch nimmt er an, daß Frankreich nicht wehrlos, sondern im vollen Besitz seiner gesammten Macht sei, und so glaubt er denn, erst im zweiten Feldzug das bedrohte Paris erobern zu können.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß weder Zeitgenossen noch Epigonen Friedrichs des Großen Strategie und den Geist seiner Kriegführung verstanden haben, so würde es genügen, diesen Entwurf mit der Art und Weise zu vergleichen, in welcher der Krieg 1792/93 gegen das damals in der That wehrlose Frankreich geführt worden ist.

Während Tempelhof, wenn auch in etwas unklarer Weise, den Satz aufstellt, daß man wirkliche Erfolge im Kriege eigentlich nur durch Manöver erlange, nicht durch Siege, und der Prinz Heinrich von Preußen dieselbe Lehre in seinen Briefen wiederholt in eleganterer Form, wenn auch nicht tiefer begründet oder mit größerer Klarheit, vorträgt, erkennt Friedrichs klarer Blick, ungetrübt durch die zu seiner Zeit herrschende

Theorie, das wirkliche Wesen des Krieges und erwartet den strategischen Erfolg nur vom taktischen, nur von Kampf und Sieg.

Im denkbar geradesten Widerspruch mit der zur Zeit herrschenden Theorie spricht Friedrich II. sogar vielfach wiederholt die Lehre aus, daß das strategische Manöver im Wesentlichen nur den Zweck haben könne und solle, den Feind möglichst unter für ihn ungünstigen Bedingungen zum Entscheidungskampf zu zwingen.

Schon in dem Lehrgedicht sagt er: man zwingt den Feind durch geschickte Bewegungen zu dem Kampf, den er vermeiden will, — und in den Instruktionen geht er dann näher darauf ein, wie man sich einem Feinde gegenüber zu benehmen habe, der der taktischen Entscheidung auszuweichen sucht. — Man schneidet dem Feinde die Zufuhr ab, heißt es da, und zwingt ihn, sich zu schlagen, um seine Verbindungen wieder zu gewinnen.

In demselben Geist und Sinn sagt der König in der Instruktion, die er nach der Schlacht bei Kolin den Offizieren, die Quartiermeister-Dienste zu thun hatten, das heißt, seinen Generalstabsoffizieren, bestimmte und dem Ingenieurlieutenant Freund in die Feder diktirte: „Wenn ich merke, daß der Feind nicht Lust hat, sich zu engagiren, so muß ich Miene machen, ihn zu tourniren durch Märsche und ihn aus seinem Posten zu treiben, bis man ihn da hat, wo man ihn angreifen kann." — Gewiß sind diese Worte um so merkwürdiger, eben weil sie fast unmittelbar nach der Niederlage bei Kolin diktirt sind.

Auch die Defensive soll schließlich darauf bedacht sein, den taktischen Erfolg unter günstigen Bedingungen herbeizuführen. Eine absolute Defensive taugt nichts, lehrt der König in den 1748 geschriebenen „Prinzipien"; sie beschränkt sich darauf, feste Stellungen zu nehmen; der Feind umgeht euch, und da ihr nicht den wirklichen Kampf zu bestehen wagt (comme vous n'osez pas combattre), zieht ihr euch zurück. Der Feind umgeht euch von neuem, ihr weicht abermals, und am Ende ergiebt sich, daß ihr mehr Land verloren habt, als durch den Verlust einer Schlacht geschehen wäre, und daß eure Armee durch Desertion mehr zusammengeschmolzen ist, als in Folge der blutigsten Niederlage hätte geschehen können. Die Kühnheit (l'audace) eines Generals, der eine Schlacht im rechten Augenblick (à propos) zu wagen weiß, vermag allein, sagt der König, die Defensive mit Erfolg zu führen.

Doch wird die Lehre hinzugefügt, daß man, einmal zur Defensive genöthigt, sich Mäßigung auferlegen und eine Schlacht nur wagen soll, wenn man eines sicheren Spiels gewiß ist. Im Uebrigen soll die Vertheidigung den Feind genau beobachten, alle Blößen, die er sich giebt, sofort benützen und in Theilgefechten kleine Erfolge zu erringen suchen, die schließlich zusammen die Bedeutung eines großen Sieges gewinnen. In solcher Haltung, den Schein der Initiative und eine wirkliche moralische Ueberlegenheit wahrend, soll die auf die Defensive beschränkte Armee den Wendepunkt erwarten, der ihr schließlich gestatten wird, in die Offensive überzugehen. —

In dem, was der König über die Dispositionen zur Schlacht sagt, tritt besonders hervor, daß er vorschreibt, wie wir uns heut zu Tage ausdrücken würden, stets den taktisch entscheidenden, nicht den strategisch wichtigsten Punkt der feindlichen Stellung anzugreifen (z. B. in den „Aphorismen", die aus der Zeit nach der Schlacht bei Kolin herrühren, §§ 52 und 53). Schon darin liegt ein Beweis, daß ihm die materielle Größe des Sieges, mit anderen Worten die möglichst vollständige Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte, vor allem wichtig war. Das zeigt sich denn auch weiter darin, daß er vorschreibt, zur Schlacht stets so viel Truppen als irgend möglich zusammenzuziehen; da man solche „niemalen nützlicher employiren kann". Der König scheint hier etwas durchaus Selbstverständliches zu empfehlen, doch ist dem nicht unbedingt so. Eine eigenthümliche Theorie hat schon gelegentlich zu einem gerade entgegengesetzten Verfahren geführt. Es ist nicht bloß in den Feldzügen der gegen Frankreich verbündeten Mächte 1793 und 1794 vorgekommen, daß erfahrene Feldherren und ihre gelehrten Rathgeber, wenn sie sich zu einer Schlacht bereiten wollten, rechts und links Truppen entsendeten, um sich gegen Störungen ihrer Aktion sicher zu stellen.

Ebenso entschieden spricht sich der König gegen den zu seiner Zeit oft wiederholten Satz aus, daß man dem weichenden Feinde goldene Brücken bauen müsse, wie viele namhafte Generale noch 1813 bei Leipzig gern gethan hätten.

„Energisch verfolgen muß man den Feind", sagt der König, „um seine Furcht zu vergrößern oder mehr Gefangene zu machen", — mit anderen Worten, um die moralische Ueberlegenheit zu steigern, die der

Sieg verleiht, und die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte zu vervollständigen. Denn das sind die Ergebnisse des Sieges, die der König folgerichtig stets im Auge hat. Eine moralische Ueberlegenheit über den Feind zu gewinnen und sie womöglich fort und fort zu steigern, — etwas, woran die Theoretiker seiner und späterer Zeiten gar nicht dachten, und wovon auch Jomini sich nicht Rechenschaft zu geben weiß —: das ist in den Augen des Königs von solcher Bedeutung, daß er an einer Stelle — in dem Projekt eines Operationsplans gegen Frankreich — sogar ausdrücklich die Lehre aufstellt, man müsse eine Schlacht suchen, einen Sieg davontragen, um eine entschiedene Ueberlegenheit über den Feind zu gewinnen. (Il faut chercher à combattre l'ennemi, pour gagner sur lui une superiorité décidée — dann könne man zu den nothwendigen Belagerungen schreiten.) — An einer anderen Stelle fügt er hinzu: „Bei einer verlorenen Bataille ist das größeste Uebel nicht sowohl der Verlust an denen Truppen, als vielmehr das découragement, so darauf folget, denn in der That ist das Objekt vor einer Armee sogar considerable, nicht ob 4000 oder 5000 Menschen mehr oder weniger dabei seind, daß man dadurch alle Hoffnung verloren geben sollte." — Wir müssen uns dabei erinnern, daß die Theoretiker dieses Steigen und Fallen des kriegerischen Werths der Truppen gar nicht beachten; daß sie gern von einem Kriegsschauplatz als von einem „Schachbrett" sprechen, und in einem gewissen Zusammenhang mit dieser verkehrt spielenden Bezeichnung auch von den Truppen wie von Schachsteinen, deren innerer Werth und Bedeutung freilich unter allen Bedingungen unverändert dieselben bleiben; daß sie argumentiren und erörtern, was in gegebenen Fällen hätte gethan werden sollen, als ob eine verlorene Schlacht gar keinen Unterschied mache, als ob man mit einer geschlagenen Armee ohne weiteres alles ausführen könnte, was allenfalls mit einer siegreichen zu unternehmen thunlich wäre; daß selbst ein erfahrener Mann wie Dumouriez mit einer Art von Verwunderung, wie von etwas Unbegreiflichem, davon spricht, daß dergleichen mit seiner schlecht disziplinirten Armee nach der Niederlage bei Nerwinden (1793) nicht habe gelingen wollen.

Uebrigens gilt, was wir schon im Allgemeinen bemerken mußten, nämlich daß man stets die Feldzüge des Königs im Gedächtniß haben und seine Thaten zu Rathe ziehen muß, wenn man seine theoretischen Lehren ganz verstehen will, insbesondere auch von dem, was er in Be-

ziehung auf die Schlacht, namentlich die offensiv geführte, vorschreibt. Man versteht, was er sagen will und andeutet, ganz erst, wenn man seine Dispositionen zu den Schlachten, die er wirklich geliefert hat, um ihren eigentlichen Inhalt befragt und sieht, wie sie sämmtlich auf Vernichtungsschlachten angelegt sind, wie der König stets die gänzliche Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte beabsichtigt.

Was das formelle Verfahren in einer offensiv geführten Schlacht betrifft, verlangt König Friedrich in seinem Lehrgedicht, daß der Angriff, — der erste, der, wie das in den damaligen taktischen Verhältnissen lag, als der entscheidende gedacht wird — wo möglich überraschend, jedenfalls mit überwältigender Energie unternommen werde. Es entsprach allerdings vorzugsweise eben den damaligen taktischen Verhältnissen, eine solche Vorschrift zur allgemeinen Regel zu erheben, doch wäre sie innerhalb gewisser Grenzen auch wohl in unseren Tagen noch zu beherzigen. Die Erfahrung, daß in den heutigen Schlachten zumeist die letzte intakte Reserve entscheidet, hat nicht selten dahin geführt, daß ein vorzugsweise der Vertheidigung angemessenes Verfahren in den Angriff übertragen worden ist — zu einer übertriebenen Sparsamkeit in der successiven Verwendung der Truppen. Doch ist es einleuchtend, daß ein Angriff, mit ungenügenden Kräften, die unmöglich durchdringen können, unternommen und ungenügend unterstützt, gar wohl wiederholt abgewiesen werden kann, ohne daß der Feind deshalb Verstärkungen aus seinen Reserven heranzuziehen brauchte. Indem man eine zu geringe Macht zu einem ersten Angriff bestimmt, kann sich gerade infolge solcher allzu sparsamen Verwendung der Truppen ergeben, daß der Angriff, indem er seine Truppen gleichsam brigadenweise nach einander in Niederlagen verwickelt, seine Reserven früher erschöpft, als die Vertheidigung. Es ließen sich derartige Beispiele anführen.

Einige Bemerkungen in den bereits angeführten „Aphorismen" scheinen mit dem, was das Lehrgedicht für den ersten Angriff vorschreibt, in Widerspruch zu stehen. Namentlich sagt der König dort, § 44: „Der erste Angriff muß stets als verloren angesehen werden; daher man hinter der Brigade, die zuerst angreift, andere Truppen bereit hält, um mit diesen, wenn der Feind etwa die zurückweichenden verfolgt, oder wenn der erste Angriff durchaus gelingen soll, das Gefecht von neuem zu beginnen." — Und dann weiter § 45: „Die vordersten, welche den ersten Angriff unter-

nehmen sollen, dürfen eben nicht die besten Truppen sein; man kann hierzu die Frei-Bataillons oder andere schlechte Bataillons nehmen, auf die man allenfalls selber feuern kann, wenn sie zurückgehen oder nicht beherzt angreifen wollen."

Doch ergiebt sich schon aus dem Wortlaut, daß der König hier den „ersten Angriff" in einem engeren Sinn faßt und eigentlich das erste Treffen des ersten Angriffs meint. Wir erinnern uns, daß er den Flügel, der angreifen sollte, stets in drei oder in vier Treffen zu formiren pflegte. Ueberhaupt aber liegt hier wohl nur ein augenblicklicher Gedanke vor, der dem König eben durch den Sinn ging. Denn er selbst hat nie den hier niedergelegten Vorschriften gemäß gehandelt. Er hat im Gegentheil, nachdem er diese Aphorismen im Juli 1757 diktirt hatte, wie vorher, bei Leuthen und bei Torgau wie in den früheren Schlachten, das erste Treffen des ersten Angriffs stets aus erlesenen Truppen, aus Grenadieren, gebildet.

Die vielbesprochene schräge Schlachtordnung (ordre oblique) Friedrichs des Großen, den Angriff von einem Flügel aus, charakterisirt der König selbst am kürzesten und bündigsten in eben diesen Aphorismen. Er sagt da, § 43: „man muß niemals die ganze Armee zum Gefechte bringen, weil alsdann nichts mehr zur Deckung des Rückzuges übrig bleibt, hinter dem sich der geschlagene Heertheil wieder setzen könnte." — Die Instruktion für die Quartiermeister sagt in etwas anderer, ergänzender Wendung: „Dieserhalb ich auch stets immer nur in schräger Linie ihn angreife, damit der andere Flügel nichts leiden kann, und reussirt mein Angriff nicht, so kann sich der geschlagene Flügel en faveur des ungelittenen retiriren oder tête bieten."

Die Aphorismen fahren fort, § 47: „Wenn der Feind an Truppenzahl stärker ist als wir, so muß man gegen ihn zu manövriren suchen, um ihm eine schwache Seite abzugewinnen, wo man durchdringen, ihn theilen und das Abgeschnittene schlagen kann; oder versuchen, ihn in die Flanke zu nehmen, damit unser Angriff seiner Gegenwehr überlegen werde; oder endlich wenigstens auf eine solche Angriffsart sinnen, daß der Feind von seiner Uebermacht keinen Gebrauch machen könne, und wir also gleichsam in das Verhältniß der gleichen Mannschaftszahl mit ihm treten, welches letztere besonders alsdann stattfindet, wenn man in einer schrägen Linie attackirt."

§ 48: „Wenn man den Feind mit einem Flügel angreift, so muß der andere stets refusirt bleiben, um mit demselben entweder den Angriff zu unterstützen oder im Fall des Mißlingens desselben den Rückzug der Geschlagenen zu decken."

§ 68: „Den feindlichen Flügel, welchen man angreifen will, muß man so viel als möglich zu überflügeln suchen, damit derselbe von allen Seiten und gleichsam mit einem concentrirten Feuer beschossen werden könne."

Aus der Instruktion für die Quartiermeister wäre noch hinzuzufügen, daß der König der Artillerie vorschreibt, feindliche Angriffe, die man stehenden Fußes erwartet, durch Flankenfeuer zu „enfiliren" — und dann fortfährt: „Greift man selbst einen Flügel an, so muß man denselben so weit als möglich überflügeln, um diese Enfiladeschüsse anzubringen."

Sehr klar und bestimmt ist hier ausgesprochen, was Friedrich II. mit seiner schrägen Schlachtordnung eigentlich beabsichtigte — und wenn man nun die Angriffe en échelon von einem Flügel aus, wie sie nach dem Tode des Königs, bis 1806 auf den Manöverfeldern bei Potsdam geübt wurden, mit diesen Vorschriften vergleicht, dann sieht man auch, wie vollständig das eigentlich maßgebende Element seiner Taktik gleich dem seiner Strategie verkannt worden ist, in welchen Mißverständnissen man sich herumdrehte, und wie Friedrichs schräge Schlachtordnung infolge dessen da eine ganz wesenlose taktische Spielerei und Eleganz ohne jegliche reale Bedeutung geworden war.

Es ist auch, wie wir hier wohl beiläufig bemerken dürfen, wiederholt der Versuch gemacht worden, Friedrichs Taktik mit der Napoleons zu vergleichen, wie uns scheinen will, nicht immer mit Glück. Wenigstens ist es ganz gewiß ein leeres Spiel mit ganz willkürlichen Vorstellungen, wenn man sagt und wiederholt, Friedrich der Große habe stets einen Flügel angegriffen, Napoleon die Mitte der feindlichen Stellung zu durchbrechen gesucht. Wo wäre denn das geschehen? — In Napoleons Schlachten läßt sich gar keine bestimmte taktische Form als eine bevorzugte, als eine solche nachweisen, die er für vorzugsweise zweckmäßig gehalten hätte. Sein taktisches Verfahren war stets ein Handeln „nach den Umständen" im besten und höchsten Sinn des Worts. — Der Ausdruck „nach den Umständen handeln" hat für den, der in der Geschichte der Kriege und besonders, möchten wir hinzufügen, in der Geschichte der

Dispositionen und Verhaltungsbefehle bewandert ist, allerdings einen gar üblen Klang. Er erscheint in den Dispositionen nur allzu häufig als eines jener Worte, von denen Mephistopheles rühmt, daß sie sich gerade da zu rechter Zeit einstellen, wo Gedanken fehlen — und er spricht dann in der That nichts aus, gar nichts als die eigene Rathlosigkeit des Befehlgebenden. Doch das darf uns nicht abhalten, ihn anzuwenden, wo er bezeichnend einem wirklichen, realen Begriff entspricht, wie in Beziehung auf Napoleons taktisches Verfahren auf dem Schlachtfelde.

Dieses Verfahren läßt sich vielleicht am besten mit den Worten eines genialen russischen Soldaten, des Generals Kulnew bezeichnen. Dieser General, der nicht wenig von Suworow an sich hatte, wie dieser durch seine Persönlichkeit mächtig auf die Phantasie des Soldaten wirkte und als volksthümlicher Held in der Erinnerung der Russen fortlebt, obgleich er früh gefallen ist, wurde auch einmal um seine Meinung befragt, in welchen Formen eine Schlacht einzuleiten sei, und antwortete: „on s'engage d'abord partout et puis l'on voit." — Wenigstens lassen sich mehrere Schlachten nachweisen, in denen Napoleon das Gefecht auf mehreren Punkten begann, wohl beobachtete, wo der Feind etwa eine Blöße gab, oder wo sich ein beginnender Erfolg ergab, und das Eine oder das Andere mit einer Energie zu benutzen wußte wie kein Anderer.

Anders war natürlich sein Verfahren da, wo der Feind sich gleichsam — wie bei Austerlitz — zum Voraus eine gefährliche Blöße gegeben hatte. In solchen Fällen nahm Napoleon vom ersten Augenblick an mit derselben, beinahe beispiellosen Energie die Richtung auf ein ganz bestimmtes Ziel.

Eine Lehre, die Friedrich in Beziehung auf eine bestimmte Aufgabe — Vertheidigung der Flüsse — ertheilt, ist hin und wieder mit einem gewissen Befremden aufgenommen worden. Der König sagt nämlich in seinem 1768 niedergeschriebenen militärischen Testament: „die beste Art, dem Feinde den Uebergang über einen Fluß streitig zu machen, ist, sich jenseits des Flusses zu halten." (La meilleure méthode pour disputer à l'ennemi le passage d'une rivière, est de se tenir en delà.)

Der Nachsatz bringt die Erklärung: „Das ist, was ich dem Prinzen

Ferdinand (von Braunschweig) angerathen habe, um (dem Feinde) den Uebergang über die Weser streitig zu machen, und was er mit Ruhm ausgeführt hat." (Voilà ce que j'ai conseillé au prince Ferdinand pour disputer le passage du Weser, et qui — soll ohne Zweifel heißen: qu'il — a exécuté avec gloire.) — An die Diemel wies der König damals, wie wir gesehen haben, den Herzog Ferdinand; was er meint und vorschreibt, ist also eine Flankenstellung jenseits des Flusses.

In den 1770 entworfenen „Éléments de Castramétrie et de Tactique" ist derselbe Gedanke wiederholt und weiter ausgeführt. Der König sieht hier ganz ab von jeder Bodengestaltung, er setzt gleichsam tabula rasa voraus und im Zusammenhang damit auch, daß man in der gewählten Stellung jenseits des Stroms diesen gerade im Rücken habe; aber er setzt auch voraus, daß diese Stellung, an sich und durch Verschanzungen so fest, daß der Feind nicht gerathen finden werde, sie unmittelbar anzugreifen, auch geeignet sei, als Flankenstellung wirksam zu werden, wenn der Feind an ihr vorbei gehen wolle, denn er sagt, die feindliche Armee werde nicht rechts oder links an ihr vorbei über den Strom gehen können, ohne ihre Verbindungen preiszugeben.

Auch Friedrichs des Großen „militärisches Testament", das erst in neuester Zeit bekannt geworden ist, hat man mehrfach räthselhaft finden wollen. Der König scheint darin auf den Wasserpaß seiner Zeitgenossen herabzusteigen, gleich ihnen die taktische Entscheidung in offener Feldschlacht als das bedenklichste aller Mittel, die zum Zweck führen können, als ein Aeußerstes anzusehen, das man nach Möglichkeit meiden müsse; er räth, zu strategischen Manövern, zum Detachementskrieg zu greifen — im geraden Widerspruch mit seinen eigenen Thaten wie mit seinen früheren Lehren.

Der König setzt nämlich in diesem 1768 entworfenen Aufsatz einen Krieg mit Oesterreich voraus, der in Böhmen und Mähren geführt werden müsse, und großentheils maßgebend ist ihm dabei im Besonderen die allerdings gegründete Voraussetzung, daß die österreichischen Generale das Talent, feste Stellungen zu wählen und zu finden, zu einer gewissen Virtuosität entwickelt hätten. „Wir müssen darauf gefaßt sein, gegen die Oesterreicher nur noch einen Postenkrieg zu führen" (il faut s'attendre

à ne plus faire qu'une guerre de poste avec les Autrichiens) sagt darin der König: „die Ueberlegenheit unserer Reiterei und die Beweglichkeit unserer Infanterie wird sie (die Oesterreicher) nöthigen, die großen Ebenen zu meiden. Auch bieten ihnen Böhmen und Mähren und die Grenzstriche von Sachsen und Schlesien ein Gelände, das sich zur Vertheidigung eignet. Ich habe Grund zu glauben, daß sie sich nicht auf entscheidende Schlachten einlassen, dagegen suchen werden, auf einzelne Detachements zu fallen und sie zu vernichten."

„Ich würde (diesem Feinde gegenüber, durch strategische Manöver zunächst) so viel Land zu gewinnen suchen, als der Transport der Lebensmittel gestattet, um auf Kosten des Feindes leben und um das Gelände wählen zu können, das mir als Kriegsschauplatz am vortheilhaftesten scheint, und ich würde meine Vertheidigungslinie sicherstellen, ehe der Feind in meiner unmittelbaren Nähe erscheint."

„Ich würde mich nicht beeilen, Hauptschlachten zu liefern (je ne m'empresserais pas à engager des affaires générales), weil man feste Stellungen nicht überwältigt, ohne bedeutende Verluste zu erleiden, und weil die Verfolgung in einem Gebirgslande nicht entscheidend werden kann; aber ich würde mein Lager sicherstellen, ich würde es mit der gehörigen Sorgfalt verschanzen und all mein Streben darauf richten, die entsendeten Korps (les détachements) des Feindes tüchtig zu schlagen, weil Ihr, wenn Ihr eines seiner entsendeten Korps vernichtet, Schrecken (la consternation) in seiner Armee verbreitet, weil es leichter ist, 15 000 Mann zu vernichten (écraser), als achtzigtausend zu besiegen, und weil Ihr auf diese Weise, indem Ihr weniger wagt, ungefähr dasselbe Ergebniß erlangt. Kleine Erfolge vervielfältigen, entspricht genau dem allmäligen Ansammeln eines Schatzes." Man sei am Ende reich geworden, ohne recht zu wissen wie — in welchem bestimmten Moment.

Also, ist gefolgert worden, auch Friedrich der Große lehrt, gleich den Theoretikern seiner Zeit, die taktische Entscheidung als bedenklich meiden, sich durch strategische Manöver in Besitz gewisser örtlicher Vortheile setzen und Initiative, Wagniß und Gefahr dem Gegner zuschieben oder auferlegen, wenn er uns wieder daraus verdrängen will.

Das also, sagt man, ist das letzte Ergebniß der Erfahrungen und des Nachdenkens des königlichen Feldherrn. Man hat auch in diesen

Lehren den Einfluß des höheren Alters wahrnehmen wollen, das sich nicht mehr wie die Jugend in kühnem Wagniß gefällt.

Dabei hätte man aber doch nicht übersehen sollen, daß Friedrich II. hier seinen sonst in Schriften und Thaten kund gethanen Grundsätzen gar nicht in dem Grade untreu wird, wie solche Folgerungen voraussetzen. In dem, was der König in den angeführten Worten über das bien battre oder Vernichten der entsendeten feindlichen Korps, über die verhältnißmäßige Erfolglosigkeit der Verfolgung sagt, wie über die „consternation", die man suchen muß im feindlichen Heer zu verbreiten, tritt mit hinreichender Bestimmtheit hervor, daß Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte und die moralische Ueberlegenheit über den Feind, die man beftrebt sein muß zu gewinnen, hier wie überall, nach wie vor, dem König als die eigentlich entscheidenden Faktoren im Kriege gelten.

Ueberhaupt wäre man vielleicht zu anderen Ergebnissen gekommen, wenn man diesen 1768 verfaßten Aufsatz nicht bloß mit den früheren Werken des Königs, sondern auch mit den später geschriebenen verglichen hätte; mit den „Principes de castramétrie et de tactique" von 1770; mit dem 1775 verfaßten Projekt eines Feldzugs gegen Frankreich, mit den Instruktionen für den Herzog von Braunschweig, die am 16. Januar 1779 unterzeichnet sind; mit dem am 28. September 1779 unterzeichneten „Reflexions" über die Maßregeln, die in einem neuen Kriege mit Oesterreich zu nehmen wären, — alles Schriften, in denen der König von neuem lehrt, daß es im Kriege gelte, sich fort und fort im Besitz der Initiative zu behaupten und die taktische Entscheidung auf dem Wege fortgesetzter Initiative herbeizuführen, in denen durchgehend die taktische Entscheidung als die Bedingung jedes wirklichen Gelingens hervorgehoben wird.

Man wäre dann vielleicht zu dem Schluß gekommen, daß wir in dem militärischen Testament keineswegs ein letztes Ergebniß der Erfahrungen des Königs und seines Nachdenkens vor uns haben, und ebenso wenig ein unter dem Einfluß beginnenden Alters entstandenes Werk. Wir sehen, daß er in diesem Werke auch keineswegs ein abstraktes, allgemein gültiges System der Strategie entwickeln oder auch nur allgemein gültige Vorschriften für einen Krieg Preußens mit Oesterreich zusammenstellen wollte. Er beschränkt sich darauf, nachzuweisen, wie in

einem bestimmt gegebenen Falle unter eben so bestimmt gegebenen Bedingungen zu verfahren sei — in einem Krieg mit Oesterreich nämlich, wie er im Jahre 1768 vorausgesehen — oder befürchtet werden konnte.

Man vergegenwärtige sich die damalige politische Lage. Preußen war an das Bündniß mit Rußland gebunden, weil es ohne dieses Bündniß vollkommen isolirt gewesen wäre, da ihm Oesterreich feindlich gegenüberstand und mit Frankreich eng, mit England und dessen beschränktem König durch gar seltsame Sympathien verbunden war. Der Krieg Preußens mit Oesterreich, der in dem Augenblicke möglich schien, wäre durch Rußlands, oder wenn man will Katharinas II. herrschsüchtige Politik in Polen veranlaßt gewesen, er hätte in Rußlands, nicht in Preußens Interesse geführt werden müssen; es wäre ein Krieg gewesen, in dessen Zweck und Wesen durchaus kein Grund lag, die Intensität der Kriegführung auf das Höchste zu steigern, wenn der Feind seinerseits die Entscheidung nicht suchte. Es wäre der Krieg gewesen, dessen Ausbruch des Königs Politik in den nächst folgenden Jahren — und mit Erfolg — bemüht war zu hintertreiben. Wie uns scheint, zeigt sich der König in dem militärischen Testament — ogleich er das nicht ausspricht — durchaus beherrscht durch die Rücksicht auf die augenblickliche politische Lage Europas und das Bewußtsein, daß der zu erwartende unerwünschte Krieg nur um Interessen geführt werden könnte, die für Preußen jedenfalls sehr sekundärer Art gewesen wären. — So enthält denn schließlich auch dieser Aufsatz, wie die Briefe an seinen Bruder Heinrich, in denen er seine stets auf die taktische Entscheidung gerichtete Kriegführung während der verhängnißvollen sieben Jahre erklärt und rechtfertigt, die Lehre, daß die Kriegführungsweise durch den Zweck bestimmt werden muß, den die Politik dem Kriege vorzeichnet, durch den Charakter, den die allgemeinen maßgebenden Verhältnisse ihm aufprägen.

Man würde irren, wenn man glauben wollte, daß der Krieg von 1778 mit Absicht und Berechnung im Sinn der im militärischen Testament aufgestellten Grundsätze geführt worden sei. Im Jahre 1778 handelte es sich um Interessen, die Preußen nahe berührten, und König Friedrich hatte, wie wir aus seinen eigenen Memoiren und aus seinem gleichzeitigen Briefwechsel ersehen, einen kühn und großartig angelegten Operationsplan entworfen. Der Plan kam nicht zur Ausführung; die ganze Weise der Kriegführung wurde dadurch bestimmt, daß in dem

Augenblick, wo die Operationen beginnen sollten, auch schon eine sehr ernst gemeinte Friedensbotschaft aus Wien im preußischen Hauptquartier eintraf und die Unterhandlungen zur Hauptsache machte.

In der für den Herzog von Braunschweig entworfenen Instruktion zeigt sich dann aber, daß der König für den Fall, daß wider Hoffen und Erwarten die Politik des Kaisers Josef zu Wien den Sieg über die Politik seiner Mutter davontrug und die Unterhandlungen zu Teschen nicht zum Frieden führten, den Krieg im Jahre 1779 sehr ernsthaft zu nehmen und in entscheidender Weise zu führen gedachte.

Desgleichen tritt in den „Reflexions“ die Absicht hervor, den Krieg mit Energie in entscheidender Weise zu führen. König Friedrich glaubte, der Teschener Friede werde nicht von Dauer sein; das unruhige Streben des Kaisers Josef werde neue Kriege in Deutschland hervorrufen. In diesem Fall sollte, wie auch 1779 geschehen wäre, Wien das Ziel der preußischen Operationen sein. —

Endlich können wir das „militärische Testament“ nicht verlassen, ohne noch eines sehr beachtenswerthen Zuges zu gedenken. Der König spricht auch davon, wie man verfahren müsse, wenn man sich genöthigt sähe, einen der festen Posten der Oesterreicher anzugreifen. — Die Armee soll sich auch hier in schräger Ordnung dem Feinde gegenüber entfalten; vor der Armee formiren sich die zum Angriff bestimmten Truppen in zwei oder drei Treffen. Sind Kanonen nicht wirksam gegen die vom Feinde besetzten Höhen zu verwenden, so müssen Haubitz-Batterien das Feuer der feindlichen Geschütze ablenken oder dämpfen. „Ich würde den ersten Angriff Frei-Bataillonen zuweisen, und diese aufgelöst (sans ordre, à la débandade) und tiraillirend vorgehen lassen, damit sie das feindliche Feuer auf sich ziehen und es dadurch den Linientruppen ermöglichen, in besserer Ordnung heranzukommen; ich würde Artillerie in Bereitschaft haben, um den Posten, sowie er erobert wäre, damit zu besetzen; ich ließe dann andere Bataillone folgen, um sie (die ersten) zu unterstützen und den Kampf zu vollenden, und in dem Maße, wie sie verwendet werden könnte, auch Reiterei.“ —

Der König sieht hier vorahnend im Geiste alle Hülfsmittel der neueren Taktik den Stellungen gegenüber, die der Lineartaktik des siebenjährigen Krieges unzugänglich waren — Tirailleurtaktik und successive Verwendung der Truppen! — Das ist um so merkwürdiger, da zu der

Zeit, in der Friedrich II. diese Zeilen schrieb, — 1768 — auch die Erfahrungen aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege noch nicht vorlagen.

Es ist kaum möglich, die Geschichte der neueren Zeit zu überdenken, ohne daß man versucht wäre, den hervorragenden Helden des achtzehnten Jahrhunderts auch als Feldherrn mit dem glücklichen Krieger zu vergleichen, den der Gang der Weltgeschichte zum Herrn Frankreichs gemacht hatte, und der die letzten Jahre des vorigen, die fünfzehn ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts mit dem Geräusch seiner Thaten erfüllte.

Die militärische Laienwelt wird natürlich genug verleitet sein, Napoleon für den größeren Feldherrn zu halten. Die glänzende Raschheit der Erfolge, die er davongetragen hat, deren materielle Größe und räumliche Ausdehnung sind wohl geeignet, das Urtheil zu bestechen, und man vergißt darüber leicht, daß dem Erben der französischen Revolution, dem in revolutionärer Weise unumschränkten Herrn Frankreichs in durchaus veränderter Weltlage eine ganz andere Macht, ganz andere Mittel zu Gebote standen, als dem König von Preußen, der im Jahre 1740 auf den Thron eines Landes gelangte, das sich, verarmt und verödet, noch keineswegs ganz von den Folgen des dreißigjährigen Krieges erholt hatte.

Napoleon fand ein Staatsrecht und ein Kriegsrecht vor, das die französische Revolution, über alles Herkömmliche hinausgehend, geschaffen hatte, das eine fast unberechenbare Macht in seine Hand legte — eine Macht, der kein Raum zu weit schien — und das ihm zugleich, indem es die Hülfsquellen mit Krieg überzogener Länder ganz rücksichtslos in Anspruch zu nehmen gestattete, so weit sie irgend reichen wollten, zu einer strategischen Freiheit verhalf, wie sie die unmittelbar vorhergehenden Zeiten nicht gekannt hatten. — In welcher genialen Weise er diese Gunst der Umstände zu nützen wußte, ist bekannt.

Bei näherer Betrachtung aber müssen wir uns doch gestehen, daß sein militärisches Talent ein viel einseitigeres war als das Friedrichs II. — Er war eigentlich nur da, wo ihm die Gunst der Umstände die unbedingteste Offensive gestattete, streng genommen nur an der Spitze einer Uebermacht, ganz in seinem Element. Auch in Beziehung auf die

moralischen Faktoren des Erfolgs im Kriege war sein Blick ein beschränkter, wie er es gerade in den Zeiten, die er durchlebt hatte, kaum sein konnte, wenn er die Erscheinungen seiner Zeit unbefangen aufgefaßt hätte. Er kannte wohl den Schrecken, der vor seinem Namen und seinen Waffen herging, und baute sogar zu sehr darauf; für die Intensität des Hasses und des Widerstandes aber, wie die durchaus rücksichtslose, ja leidenschaftliche Ausbeutung des Sieges, die er übte, sie schließlich hervorrufen mußte, hatte er kein Verständniß. Er glaubte alle Menschen außer sich selbst zu Knechten geschaffen und eben deshalb leicht durch Furcht vor unerbittlicher Gewalt und Strenge zu bändigen.

Schon damit ist gesagt, daß ihm die maßvolle und maßhaltende Besonnenheit Friedrichs II. versagt war. Das zeigt sich denn auch in der Art, wie er die gegebene Möglichkeit, seine Armeen durch Requisitionen an Ort und Stelle, wo sie eben standen und gingen, auf Kosten des Landes zu ernähren, und die strategische Freiheit, die sich daraus ergab, zuletzt bis zum Uebermaß gebrauchte oder mißbrauchte.

Schon den früheren Feldzügen Napoleons lag, wie sich wohl nachweisen ließe, nicht eine wirkliche, sorgfältige Berechnung dessen zum Grunde, was der Kriegsschauplatz thatsächlich für die Ernährung der Heere liefern und leisten könne, sondern lediglich die ganz allgemeine Vorstellung, daß sich das Nöthige an Ort und Stelle in erreichbarer Nähe schon finden werde. So lange der Krieg in den bestangebauten Ländern Europas mit Heeren geführt wurde, die nicht durch ihre Massenhaftigkeit in einem Mißverhältniß zu den Kulturverhältnissen des Kriegsschauplatzes und zu dessen Leistungsfähigkeit standen, täuschte diese Voraussetzung nicht. Was man im Augenblick bedurfte, war stets auf wenigen Quadratmeilen zu finden. Zuletzt aber verlor Napoleon wirklich ganz den Maßstab für das, was in dieser Beziehung möglich sei, und als er — 1812 — an der Spitze eines Heeres von mehr als einer halben Million Menschen in ein dünn bevölkertes, wenig angebautes Land zog in der Erwartung, diese wandernde Masse werde dort von Requisitionen leben können, da führte er sein Heer in das Verderben.

Man sagt uns zwar, er habe nicht unbedingt auf Requisitionen gerechnet, er habe großartige Veranstaltungen getroffen, um der Armee, die der Zahl nach einem wandernden Volke zu vergleichen war, massen-

hafte Vorräthe aus dem mittleren Europa nachſchaffen zu laſſen, aber, inſofern das wirklich geſchehen iſt, verfiel hier Napoleons Kriegführung in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Er wollte ſie theilweiſe auf Magazinverpflegung gründen und doch den Operationen den raſchen Gang eines Invaſionskrieges bewahren — und das in einem Lande, in dem nur verhältnißmäßig geringe Transportmittel aufzutreiben waren, alle Entfernungen aber ſich in das Ungeheuere ausdehnen. Das Eine hob das Andere auf. Das Ergebniß war, daß im Rücken des Heeres nach und nach große Vorräthe aufgehäuft wurden, die nie das Heer erreichten, das inzwiſchen weit von da in Mangel und Elend unterging.

Es würde zu weit führen, auch anderer ganz willkürlich irriger Vorſtellungen zu gedenken, durch die ſich Napoleon in Rußland wie in Spanien beſtimmen ließ. Alles aber wohl erwogen und durchdacht, kommen wir unvermeidlich zu dem Schluß, daß Friedrich II. von Preußen wie als Menſch und als Fürſt, ſo auch als Feldherr den franzöſiſchen Imperator weit überragt.

Druck von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

9Jan'57PF

FEB 9 1957

REC'D LD

JAN 17 1957

14Apr57RK

REC'D LD

APR 14 1957

LD 21-100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

255627
DD411
.5
E3
v.2